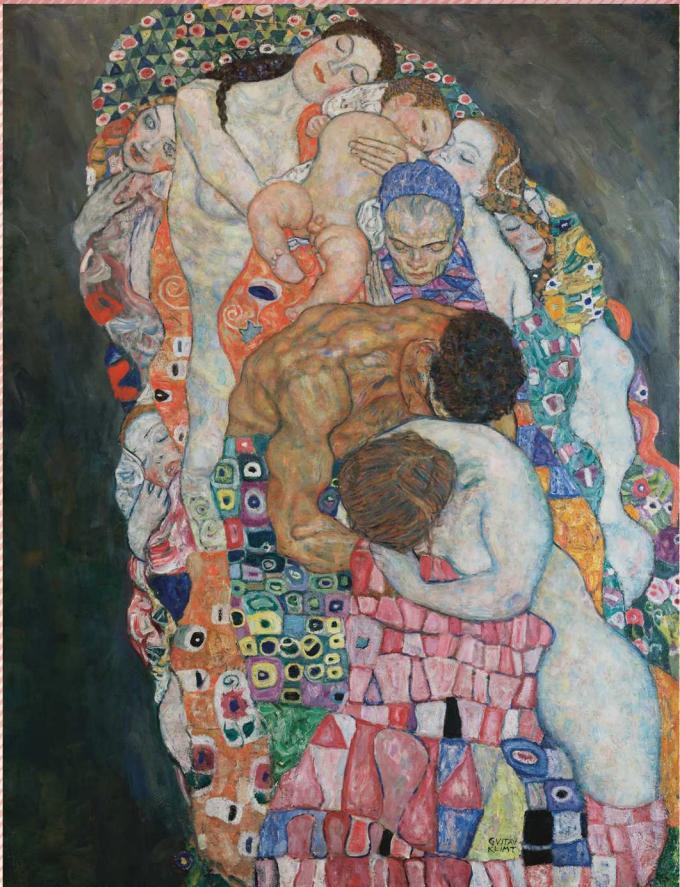


Ingrid Moeslein-Teising, Georg Schäfer,
Rupert Martin (Hg.)

Generativität



<https://doi.org/10.30820/9783837929812>

Generiert durch Ruhr Universität Bochum am 02.10.2023
Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

Psychosozial-Verlag



Ingrid Moeslein-Teising, Georg Schäfer, Rupert Martin (Hg.)
Generativität

Das Anliegen der Buchreihe **BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE** besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W.R.D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zer-
splitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturanalytischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wieder aufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapieerfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Ingrid Moeslein-Teising,
Georg Schäfer, Rupert Martin (Hg.)

Generativität

Mit Beiträgen von Thomas Abel, Ute Auhagen-Stephanos,
Heribert Blaß, Uta Blohm, Valérie Bouville,
Joachim F. Danckwardt, Steffen Dörre, Michael J. Froese,
Gisela Grünewald-Zemsch, Dirk Hamelmann-Fischer,
Andreas P. Herrmann, Monika Huff-Müller, Elisabeth Imhorst,
Gabriele Junkers, Vera Kattermann, Vera King,
Helga Krüger-Kirn, Wolfgang Mertens, Leopold Morbitzer,
Stefanie Rosenfeld, Ann Kathrin Scheerer, Stefanie Sedlacek,
Heinz Weiß, Hans-Volker Werthmann,
Hans-Jürgen Wirth und Michael Wolf

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
© 2020 Psychosozial-Verlag, Gießen
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagabbildung: Gustav Klimt, *Tod und Leben*, 1910/15 (Ausschnitt)
Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin
www.me-ti.de
Lektorat: Vera Kalusche, Literaturbüro Schreibschlüssel, Bonn
www.schreibschluessel.de
ISBN 978-3-8379-2981-2 (Print)
ISBN 978-3-8379-7709-7 (E-Book-PDF)

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Einleitung | 9 |
| Generativität und Generationenbeziehungen | |
| Generativität und die Zukunft der Nachkommen | 13 |
| Krisen der Weitergabe in Generationenbeziehungen | |
| <i>Vera King</i> | |
| »Nimm dir das Leben und gib's nie/auch wieder her« | 29 |
| Das narzisstisch-depressive Dilemma und seine Bedeutung | |
| für die gegenwärtige und nächste Generation | |
| <i>Heribert Blaß</i> | |
| Darth Vader, der Laios-Komplex und die dunkle Seite der Macht | 44 |
| <i>Leopold Morbitzer</i> | |
| Déjà-vu | 63 |
| Vom unbewussten Erbe | |
| <i>Valérie Bouville</i> | |
| Generativität in Familie und Gesellschaft | |
| Mutterland und Vatersprache | 81 |
| <i>Helga Krüger-Kirn</i> | |
| Reproduktionsmedizin und psychoanalytische Praxis | 98 |
| <i>Ann Kathrin Scheerer</i> | |
| Das Unbehagen in der Kultur der neuen Formen von Fortpflanzung | 112 |
| <i>Ute Auhagen-Stephanos</i> | |

| | |
|--|-----|
| Mutter, Mutter, Vater, Kind | 128 |
| Vom Co-Mutter-Werden | |
| <i>Elisabeth Imhorst</i> | |
| Gewollte Kinderlosigkeit versus Generativität | 139 |
| Kasuistik einer Patientin mit familiärem Trauma | |
| <i>Uta Blohm</i> | |
| Kreativität, Innovation, Start-ups – zur Entstehung von Neuem | 154 |
| <i>Michael Wolf</i> | |
| Ambivalenztoleranz | 164 |
| Ein psychoanalytisches Konstrukt als Wegweiser | |
| zur Bewältigung zukünftiger Aufgaben | |
| <i>Monika Huff-Müller</i> | |
| Alter und Generativität | |
| Laios und Iokaste | 183 |
| Über generatives Erleben im Alter | |
| <i>Stefanie Rosenfeld</i> | |
| Der letzte Wille | 197 |
| Die eigene Endlichkeit denken und antizipieren können, | |
| dass das Leben weitergeht | |
| <i>Gabriele Junkers</i> | |
| Generativität und historische Aspekte der Psychoanalyse | |
| Die freie Assoziation | 215 |
| Generativer Wandel im Verständnis | |
| einer zentralen Behandlungsmethode? | |
| <i>Wolfgang Mertens</i> | |
| Das achte Leben | 231 |
| Konflikte um Generativität in der psychoanalytischen Bewegung | |
| am Beispiel der Geschichte der Objektbeziehungspsychologie | |
| <i>Thomas Abel</i> | |
| Alexander Mitscherlich und seine drei »Mentoren«: | |
| Ernst Jünger, Ernst Niekisch und Viktor von Weizsäcker | 243 |
| Ein Beitrag zur Genealogie und Erinnerungskultur der DGPT | |
| <i>Hans-Volker Werthmann</i> | |

| | |
|--|-----|
| »Wir standen vor dem Elend unserer Zeit« Identitätsstiftung über Erinnerung in der bundesdeutschen Psychoanalyse <i>Steffen Dörre</i> | 258 |
|--|-----|

Gesellschaftliche Bedrohungen der Generativität

| | |
|---|-----|
| »Altes Gift in neuen Schläuchen?« Rechtspopulistische Ideologien zwischen NS-Geschichte und Postmoderne <i>Vera Kattermann</i> | 269 |
| Zur Bedeutung negativer Affekte im Rechtspopulismus <i>Hans-Jürgen Wirth</i> | 283 |
| Gerhard Richters Beitrag zur Kulturanalyse: <i>Birkenau</i> (2014) <i>Joachim F. Danckwardt</i> | 298 |

| | |
|--|-----|
| Der Brunnenvergifter Juli Zehs <i>Unterleuten</i> als transgenerationale Spaltungs-Szenerie <i>Michael J. Froese</i> | 315 |
|--|-----|

Generativität in der institutionalisierten Psychoanalyse

| | |
|---|-----|
| Die psychoanalytische Familie – ein Fall für Jugendamt und Heimaufsicht? Über Generativität und den Umgang zwischen den »psychoanalytischen Generationen« <i>Dirk Hamelmann-Fischer</i> | 331 |
|---|-----|

| | |
|---|-----|
| Überlegungen zur Entwicklung und Gefährdung von Generativität und Kreativität in der psychoanalytischen Ausbildung <i>Heinz Weiß</i> | 346 |
|---|-----|

| | |
|---|-----|
| Ödipale Verwicklungen und psychoanalytische Generativität <i>Stefanie Sedlacek</i> | 363 |
|---|-----|

| | |
|--|-----|
| Generativität in der Psychoanalyse Über das Gelingen und Scheitern von Lehranalysen <i>Andreas P. Herrmann</i> | 380 |
|--|-----|

Supervision in der analytischen Ausbildung

396

Von der Herausforderung, einen generativen Impuls in der
Ausbildungssupervisionsbeziehung zu entwickeln

Gisela Grünwald-Zemsch

Einleitung

Die Bedeutung des Begriffs *Generativität* impliziert Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: Sowohl in unserer klinischen und theoretischen Arbeit als auch auf den vielfältigen Ebenen der Berufspolitik ist diese historische Perspektive von großer Bedeutung. Wir selbst blicken zurück auf die Generationen vor uns und antizipieren Generationen nach uns. Generativität ist mit der Auseinandersetzung mit Ererbtrem wie mit der Schaffung von Neuem verbunden. Gesellschaften – wie auch die Deutsche Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie e. V. – müssen generativ sein, um fortzubestehen. Ohne Generativität sind wir zu Niedergang und Auflösung verurteilt. Generativität dient der Sicherung der menschlichen Zukunft, in unserem Kontext dem Erhalt des menschlichen Lebens und der menschlichen Kultur.

Generativität im Verständnis der Psychoanalyse

Im Verhältnis der Generationen untereinander entwickeln sich Generationenkonflikte, die für die Generativität von Bedeutung sind. In Mythologie und Religion werden die Verhältnisse der Generationen zueinander bebildert, in der Psychoanalyse nutzen wir diese Konstrukte: Ödipus und Laios, Gott opfert seinen Sohn, Saturn frisst seine Kinder, Medea tötet die ihren etc. Im Neid der Alten auf die Jungen manifestiert sich eine Bedrohung für Generativität. Das Überschreiten der Generationsgrenzen, das Negieren der Generationenfolge führt zur Beschädigung oder gar Zerstörung der Generativität.

Bedrohung der Generativität

Auch wenn die Grundthemen der Generativität ewig sind, so ist doch ein Wandel des Verhältnisses der Generationen zueinander zu konstatieren, aktuell bis zur Infragestellung des Generationenvertrages. In Zeiten der Bedrohung der Generati-

vität durch kollektive Aggression, durch destruktive Ausbeutung des Planeten zu Lasten zukünftiger Generationen müssen wir nachdenken, verstehen und handeln.

Generativität heute

Die heutigen Generationen sind vielfältiger: Das Individuum kann mehrere Väter, Mütter haben oder lebt in Patchwork-Konstellationen. Wir wollen darstellen, wie unsere Gesellschaft mit Fragen der Generativität umgeht, und dabei betrachten, wie es aktuell um Mutterschaft, Vaterschaft und Elternschaft steht. Wie bilden sich Möglichkeiten des Mutter-, Vater-, Elternwerdens heute aus?

Generativität der DGPT und der Psychoanalyse

Vom 27. bis 29. September 2019 beging die DGPT in Würzburg ihre 70. Jahrestagung zu diesem Thema. Wenn man ein Jubiläum feiern kann, so drückt sich darin aus, dass man auf Konstruktives zurückblickt, die Gegenwart wertschätzt und die Zukunft auf ein sicheres Fundament stellt. Daher möchten wir auch die Generativität der Gesellschaft, und insbesondere auch unserer Gesellschaft, betrachten. Die DGPT blickt zum einen zurück auf ihre Gründung und ihre Gründergeneration, die nicht die erste Generation der Psychoanalyse war: Im Verbund mit der gesellschaftlichen Entwicklung entwickelte sich auch die DGPT aus den Nachkriegswirren heraus. Die heutige DGPT ist nicht nur präsent in der Gegenwart, sie blickt auch in die Zukunft und will generativ bleiben. Dabei müssen wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir unser Erbe an eine neue Generation von Psychoanalytiker*innen weitergeben können. Dazu gehört letztlich auch die Frage, was wir tun können, um die Generativität der berufspolitisch für die DGPT Aktiven zu erhalten.

Generativität in der Zukunft

Nehmen wir unseren Platz ein in der Generationenfolge und betrachten wir die »Generationen-Spannungen« auf allen Ebenen heute, um den Weg in die Zukunft mitzudenken und zu gestalten! Das vorliegende Buch enthält eine Fülle von Beiträgen zum Thema: Übersichtsarbeiten, Grundsatzarbeiten, Forschungsergebnisse, Essays zu Aspekten der Thematik und manches mehr. Wir hoffen, dass wir Sie inspirieren, aus psychoanalytischer Klinik, Forschung, Theorie und Kultur zu schöpfen.

Ingrid Moeslein-Teising, Georg Schäfer & Rupert Martin

Generativität und Generationenbeziehungen

<https://doi.org/10.30820/9783837929812>

Generiert durch Ruhr Universität Bochum, am 02.10.2023, 11:38:32.
Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

Generativität und die Zukunft der Nachkommen

Krisen der Weitergabe in Generationenbeziehungen

Vera King

Die Zukunft der Nachkommen durch gegenwärtiges Handeln generativ zu ermöglichen, ist eine Herausforderung, die – als Norm – meist selbstverständlich erscheint. Praktisch wird sie indes aus verschiedenen Gründen ständig unterhöhlt. So können *Krisen der Weitergabe*¹, wie noch genauer ausgeführt wird, aus unverarbeiteter Generationenspannung resultieren: aus unbewältigten Ambivalenzen in Generationenbeziehungen und aus der damit eng verbundenen Schwierigkeit der Anerkennung von Endlichkeit.

Überdies wird, so eine weitere These, die Anerkennung von Grenzen und der Vergänglichkeit kulturell – in einer Welt, die in vielen Bereichen eher auf Steigerung und Transgression setzt – vergleichsweise wenig unterstützt. Eine der möglichen destruktiven Folgen ist praktische Gleichgültigkeit der Älteren gegenüber jener Zukunft der Jungen, mit der sie selbst nichts mehr zu tun haben. Solche Ignoranz für die Zukunft kommender Generationen wird aktuell, explizit wie selten zuvor, von der jüngeren Generation beklagt. Zukunftsignoranz und verweigerte generative Verantwortung sind Themen gesellschaftlicher Auseinandersetzungen geworden. Sie finden Ausdruck etwa in den *Fridays for Future*-Bewegungen der (nicht nur, aber vorwiegend) jungen Generation: Lautet doch die Forderung der jungen Aktivist*innen, im Bündnis mit Klimaforscher*innen, dass es eine ökologisch lebbare Zukunft geben soll. Sie klagen ein, dass Klima- oder Umweltpolitik neu und anders angegangen werden müsse, damit den nachfolgenden Generationen noch Lebens- und Spielräume bleiben. Ohne entsprechend gravierende Änderungen, so die vielfältig plausibilisierte Befürchtung, hätten es kommende Generationen mit den Verheerungen eines rücksichtslosen Ressourcenverbrauchs zu tun, mit der Verschmutzung von Wasser, Erde und

1 Der Begriff der Weitergabe kann sich psychoanalytisch-sozialpsychologisch auch auf Formen der unbewussten Transmission von Traumata oder pathogenen Beziehungsmustern (im Sinne von Faimberg, 1987) beziehen; an dieser Stelle geht es jedoch um konstruktive Weitergabe im Sinne der Sorge, Fürsorge und der Weitergabe von Ressourcen bzw. um mögliche Krisen generativ-sorgender Weitergabe.

Luft, mit der rasanten Reduktion der Artenvielfalt und ungebremstem Klimawandel.

Die Jungen übernehmen, so ihr deklariertes Selbstverständnis, die Initiative, weil es die Erwachsenen nicht machen und weil es um ihre Zukunft geht. Überwog am Anfang noch bei vielen die Irritation, dass Jugendliche, teils sogar Kinder, zu politischen Akteur*innen werden, so hat sich die Wahrnehmung offenbar verändert. Inzwischen finden sie zunehmend Gehör – national und international. Der UN-Generalsekretär konzediert ein »Versagen« seiner Generation und verbündet sich mit der Jugend, um, wie er es nannte, dem *Klimanotstand* beizukommen. Die jungen Aktivist*innen wiederum haben ihre Bemühungen in steten unaufhörlichen Appellen und Aktionen verstärkt. Sie fordern Unterstützung der Erwachsenen – nicht für sich als Personen, sondern für ihr Anliegen: für die Aufrechterhaltung der Lebensbedingungen. Die junge Generation appelliert an die Erwachsenen, daran mitzuwirken, dass die teils schleichende, teils offenkundig folgenreiche Zerstörung der Lebensgrundlagen gestoppt wird. Dieses brisante Thema wird am Ende dieses Beitrags erneut aufgegriffen. Zunächst geht es um das Verständnis und hier vertretene Konzept von Generativität, um Dynamiken der intergenerationalen Weitergabe sowie ihrer Krisenpotenziale. Mit Blick auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen wird im Zuge dessen skizziert, welche Bedingungen eine konstruktive generative Haltung ermöglichen oder erschweren können.

Konzept der »Generativität« – erste Annäherungen

Der Begriff Generativität wird in verschiedenen Disziplinen und Kontexten unterschiedlich gefasst, wobei sich grob zunächst folgende Verwendungsweisen abzeichnen: Oft wird »Generativität« synonym für »Fortpflanzung« verwendet. In der Bevölkerungsforschung geht es dann bei Generativität etwa um Entwicklungen der Geburtenrate, um Familiengründung, Veränderungen durch Reproduktionstechnologien und anderes mehr.

Ein davon zu unterscheidendes *erweitertes Verständnis von Generativität* (vgl. King, 2002/2013, 2015a, b) zielt weniger auf die leibliche Reproduktion als auf die Sorge und Fürsorge für die Nachkommen – oder, wie sich noch zeigen wird, auf die kulturellen Ermöglichungsbedingungen des Aufwachsens der Nachkommen. Generativität ist hier nicht als biologisch-körperlicher Vorgang gefasst, sondern bezieht sich auf *psychische* und *psychosoziale* Fähigkeiten sowie auf kulturelle Herausforderungen wie die generationale Weitergabe von Fähigkeiten und Ressourcen an die Folgegeneration. Die Diskussion knüpft dabei zunächst an Eriksons (1959/1966) Verwendung dieses Begriffs in seinem Verständnis des Lebenszyklus an, um dann Eriksons Bestimmungen zu verändern und zu erweitern. In seinem Modell des Lebenszyklus beschrieb Erikson auch die mit dem Erwach-

senenleben verbundenen psychischen Anforderungen und Krisenpotenziale. Mit Blick auf die elterliche Position sprach er von Erzeugerschaft: »Die Fähigkeit zu erzeugen und hervorzubringen ist [...] primär das Interesse daran, die nächste Generation zu begründen« (Erikson, 1968/1998, S. 141). Zugleich hob er hervor, dass die »bloße Tatsache, dass man Kinder hat oder sogar wünscht, noch keine zeugeriche Fähigkeit schafft« (also noch keine psychischen generativen Fähigkeiten). Umgekehrt könnten Menschen, die keine leiblichen Nachkommen haben, »ihre Art von Elterngefühlen« (ebd.) »auf andere Formen altruistischer Interessen und schöpferischer Tätigkeiten« (ebd.) richten. Insofern hat bereits Erikson Generativität als erwachsene Fähigkeit zur Sorge für das Hervorgebrachte auch im übergreifenden psychosozialen, zudem symbolischen und kulturellen Sinne verstanden.

Als einen Gegenbegriff zur Generativität akzentuierte er bekanntlich die *Stagnation*, die mit einer narzisstischen Rückwendung auf sich selbst verbunden sei. »Die Menschen beginnen dann oft, sich selbst zu verwöhnen, als wären sie ihr eigenes – oder eines anderen – eines und einziges Kind« (ebd.). Manchen Erwachsenen gelänge es jedenfalls nicht, »echte Fürsorge« zu entwickeln, etwa wegen »generativen Versagens« der vorausgehenden Elterngeneration (ebd., S. 142).

So lässt sich bis dahin festhalten, dass in diesem erweiterten Sinne der Begriff der Generativität für eine psychische Elternschaft oder psychosoziale Erzeugerschaft steht, die sich nicht nur auf das Verhältnis zu eigenen Kindern reduziert, sondern übergreifend eine Haltung der kreativen Wirkmächtigkeit, der Fürsorge und Verantwortung für etwas oder andere umfasst. Bezogen auf die Nachkommen bedeutet generativ zu sein: Bedingungen herzustellen, die ein Gedeihen und psychisches Wachstum ermöglichen. Mangel an generativen Fähigkeiten kann transgenerational weitergegeben werden. Und ein Gegenpol zur generativen Fähigkeit liegt in der Stagnation, wie sie mit Selbstbezüglichkeit und narzisstischer Regression verknüpft sein kann. Nicht zuletzt betonte Erikson auch die Bedeutung der Generativität in Institutionen (ebd., S. 142) und verwies auf Wechselwirkungen zwischen »individuellen Lebenszyklen, Generationenfolge und [...] Gesellschaftsstruktur« (ebd., S. 144).

Generative Sorge oder Fürsorge können anthropologisch betrachtet ganz allgemein als konstruktive Antworten auf die Verletzlichkeit und Angewiesenheit des Menschen gefasst werden, auf die mit der *Conditio humana* verbundene Natalität² und Vergänglichkeit sowie die Bedürftigkeit von Heranwachsenden. Generative Sorge seitens der Erwachsenen ist in diesem Sinne eine Antwort auf die praktische, soziale und psychische Angewiesenheit in der *Kindheit*. In der *Adoleszenz* wiederum rücken die groß gewordenen Kinder selbst an die Erwachsenenpositionen heran,

2 Vergleiche Arendts Konzept von Natalität (Arendt, 1958) und dessen Verknüpfungen mit Generativität in King (2015a).

woraus neue Herausforderungen im Generationenverhältnis erwachsen – etwa im Sinne der Generationenspannung. So wird sich zeigen, dass es bei Generativität noch um mehr geht als um Sorge, dass es vielmehr psychischer Fähigkeiten bedarf, um die (im erweiterten Sinne ödipale) Generationenspannung nicht-destruktiv verarbeiten zu können. Um dies zu verdeutlichen, wird zunächst noch die kulturelle Generationenabfolge betrachtet.

Generationenspannung – Generationenabfolgen

In jeder Kultur findet ein ständiger generationaler Wandel statt. Immer neu müssen die Brüche und Neuanfänge bewältigt werden, die sich aus der Tatsache ergeben, dass Menschen endlich sind, Nachkommen geboren werden und groß geworden sind. Die Notwendigkeit des Generationenwechsels resultiert dabei nicht nur aus Geburt und Tod, sondern bereits daraus, dass die Fähigkeiten jedes Einzelnen limitiert sind, in verschiedenen Zusammenhängen der sozialen Praxis Verantwortung zu tragen. Gleichzeitig wachsen Nachfolger*innen heran. Und sie übernehmen schließlich als Herangewachsene und als Ausgebildete auch die Positionen derjenigen, die aktiv gestalten, in Beruf und Familie, in der Öffentlichkeit und in Institutionen. Bedürfen doch menschliche Einrichtungen – ob es Verbände, Unternehmen, Organisationen sind – einerseits der Kontinuität, andernteils brauchen sie neue Impulse, um weiter bestehen zu können. Die Sorge der Erwachsenen oder Älteren für die Jüngeren, die Erziehung oder Bildung der Nachkommen, die transgenerationale Weitergabe von Wissen und Ressourcen stehen insofern im Dienst des Fortbestehens der Kultur. Nur so können Kontinuität und Innovation ermöglicht werden.

Das bedeutet zugleich (was erhebliche Herausforderungen für die psychische Integration impliziert und in Eriksons Überlegungen zu Generativität nicht einbezogen ist), dass jegliche Generation, die sich kümmert und Nachfolger*innen ausbildet, in gewissem Sinne *ihre eigene Ablösung bereits mit vorbereitet*. Insofern handelt es sich zwangsläufig auch um eine ambivalente Konstellation: Einerseits wird dadurch auch ein Weiterbestehen über das eigene Wirken hinaus ermöglicht, was mit der eigenen Begrenztheit teilweise versöhnen kann. Auf der anderen Seite verkörpern die wachsende Fähigkeit, Reife und Potenz der Jüngeren eben unausweichlich auch die Grenzen und nachlassenden Kräfte der Älteren. Zwischen den Generationen, die abtreten, und jenen, die neu beginnen und die vorausgehende ablösen, besteht – auch im Fall der Zuneigung und Fürsorge – eine entsprechende Spannung. Was nicht bedeutet, dass diese generationale Spannung zwangsläufig als manifester Konflikt in Erscheinung tritt.

Generationenspannung ist – unabhängig davon, wie sie bewusst und manifest repräsentiert ist – verknüpft mit der Unterschiedlichkeit der Positionen im Ge-

nerationenengefüge. Diese Positionen verändern sich zugleich über die Zeit: in der *kontinuierlichen Diskontinuität* der Generationenabfolge. Und die Generationenspannung verdichtet sich in der Dynamik des notwendigen symbolischen Tauschs der Plätze in der Generationenabfolge im Sinne von Pierre Legendre (1985), wenn die Jüngeren psychisch und sozial die Positionen von Erwachsenen einnehmen. Insofern haben es jegliche Kultur, jede Institution, Organisation, Familie und jede*r Einzelne mit der Lebenstsache dieser ambivalenten Generationenspannung zu tun. »Wenn sich eine neue Generation formiert, dann sendet das unweigerlich Erschütterungswellen durch die früheren Generationen«, so Bollas (2000, S. 244).

Ein erweitertes Konzept von Generativität (King, 2002/2013, 2012, 2015a), verstanden als Ermöglichung des Heranwachsens der Nachkommen, die ihre eigene Zukunft gestalten, muss daher berücksichtigen, dass es dabei immer auch um *Bewältigung der Ambivalenz* geht, wie sie mit der Generationenspannung verknüpft ist.³

Paradigmatisch für die individuelle und intersubjektive Dynamik des Generationenwechsels ist die Dynamik der Adoleszenz, in der ein symbolischer Tausch der Plätze psychisch und praktisch vorbereitet wird. Daher einige Bemerkungen zur adoleszenten Generationendynamik mit ihren generativen Herausforderungen.

Generationenabfolgen und Dynamik der Adoleszenz

Mit der Jugend kommt Neues in die Welt. Auch wenn die junge Generation einfach nur das Bestehende übernehme, ergäben sich daraus neue Akteure im permanenten generationalen Wechsel. Es handelt sich um eine erhebliche Herausforderung für beide Seiten des Generationenverhältnisses, auch weil das Ringen um adoleszente Individuation bedeutsame Weichenstellungen zur Folge hat – mitunter irgendwie verhüllt oder umgangen mit allerlei verschleiernden Kompromissen bis weit ins Erwachsenenleben hinein. Die besondere Dramatik liegt unter anderem darin begründet, dass es für die Adoleszenten beängstigend ist, den Platz jener anzustreben, die sie doch auch noch brauchen. Sie müssen eine Art »Anerkennungsvakuum« (King, 2002/2013, 2011) durchlaufen, in dem sie phasenweise auf die Anerkennung derjenigen verzichten müssen, auf die sie zugleich noch angewiesen sind: ohne Zweifel der kritischste Punkt der Individuation.

Für die Erwachsenen heißt es komplementär: Nicht nur können die Heranwachsenden nun ihre Lebensentwürfe infrage stellen. Die Adoleszenten verdeutli-

3 Insofern geht es hier um *strukturlogische* Bestimmungen intergenerationaler Ambivalenz; vgl. zu weiteren Dimensionen Lüscher & Hoff (2012).

chen damit auch die Begrenztheit der Erwachsenengeneration, ihrer kulturellen Praktiken, mitunter allein dadurch, dass nachfolgende Generationen »eine andere Sicht auf die soziale Realität haben« (Bollas, 2000, S. 244). Welche intergenerationale Dramatik damit verbunden sein kann, verdeutlicht sich in Bollas' Zuspitzung des Erlebens der erwachsenen Generation: »So werden wir, vor unserem Tod, zu Zeugen, wie die nachfolgenden Generationen uns zu Geschichte machen« (ebd., S. 250). Repräsentieren doch die Nachkommen jenes Potenzial eines vitalen Neubeginns, der den älter werdenden Erwachsenen in ihrer Lebenszeit nur noch begrenzt möglich ist. Sie stehen somit eben auch für eine Zukunft, aus der die Älteren ausgeschlossen sind. Intergenerative Ambivalenz ist insofern, wie erwähnt, unvermeidlich – unabhängig davon, wie bewusst sie empfunden, ob sie destruktiv agiert oder konstruktiv bewältigt wird.

Und eine generative Haltung der Erwachsenen heißt insbesondere, Ambivalenz nicht destruktiv zu agieren. Eine generative Haltung ist mit einer besonderen Form des Gebens und gleichzeitiger Zurückhaltung verbunden, etwa: zur Verfügung stehen für die Jünger; sich verwenden lassen, im Sinne Winnicotts (1958), ohne aufdringlich zu werden; die Generationendifferenz wahren. Es bedeutet, Zukunft ermöglichen, ohne sie bestimmen zu wollen oder zu usurpieren.

Dabei scheint die Bedeutung von Generativität, also der produktiv *ermöglichen* Voraussetzungen seitens der Elterngeneration, gerade für adoleszente Entwicklungen besonders leicht unterschätzt zu werden. Dies obgleich die Ambivalenz sich steigert, da es nun für die erwachsene Generation auch um Veränderungen ihrer Position im Generationengefüge, auch um Verluste oder Relativierungen geht. Das Verständnis von Generativität kann also weiter differenziert werden: als *Ermöglichung von Entwicklung als einem Umgestaltungsprozess, der Neues hervorbringt – und damit potenziell Altes und Eigenes (der Elterngeneration) infrage stellt*.

Weiterhin zeichnet sich im Lichte der bisherigen Überlegungen eine Art *Entwicklungsline der Generationenspannung* ab, die verschiedene Kulminationspunkte, potenzielle Krisenkonstellationen im Lebenszyklus birgt: (*ödipale Konstellationen der Kindheit*, die im günstigen Fall von den Erwachsenen generativ gehalten werden; später die Zuspitzung der Generationenspannung im Wechsel der Positionen in der Generationenabfolge. Paradigmatisch dafür sind zunächst die *adoleszente Dynamik* und die damit verbundenen Herausforderungen an die Erwachsenen. Zugleich gibt es im weiteren Lebenszyklus immer neue Situationen, in denen die Generationenspannung bedeutsam wird. Dabei ist evident, dass die verschiedenen Bewältigungsformen und damit verbundenen psychischen Dispositionen zusammenhängen (Loewald, 1976): Das ödipale Erleben und die Lösungen der Kindheit wirken sich auf spätere Konstellationen aus, wobei sich die psychischen Anforderungen – jedenfalls in einigen Hinsichten – auch im Erwachsenenleben steigern. Und »generatives Versagen« (Erikson, 1968/1998, S. 142) der Erwachsenen richtet überdies, bezogen auf den Umgang mit Generationenspannung, in der äußeren

Realität potenziell besonderen Schaden an, auch in Institutionen (Weiß, 2012). Denn ohne produktive Weitergabe wird die konstruktive Fortführung der Generationenlinie auch ganz praktisch folgenreich erschwert (vgl. auch Blaß, 2012). Um demgegenüber das potenziell Versöhnende in der Fortsetzung der Generationenlinie erleben zu können, müssten, individuell und kollektiv, der Schmerz über die eigenen Begrenztheiten oder der Neid auf die Jüngeren nicht-destruktiv ausbalanciert werden können. Damit ist ein weiterer wichtiger Aspekt im Verständnis von Generativität angesprochen: nämlich dass Generativität auch eine Verlust- und Verzichtsseite hat – dass Weitergabe auch eine *Gabe* beinhaltet (King, 2011, 2015a, b).

Die (elterliche) Gabe als konstitutives Moment der Generativität

Als Kern des Generativen können intergenerationale Weitergabe und Gabe gefasst werden. Wie lässt sich *Gabe* verstehen? Der Philosoph Harry Frankfurt (2005) hat das, was elterliche Zuwendung ausmacht, als eine »*interesefreie Sorge*« (ebd., S. 36) angenommen: als eine Liebe, die dadurch gekennzeichnet sei, dass sie bereit ist, den anderen nicht zweckgebunden, sondern *um seiner selbst willen*, in seinem *So-und-nicht-anders-Sein* anzuerkennen und anzunehmen. Das heißt: Elterliche Liebe würde sich darin zum Ausdruck bringen, dass sie nicht an Bedingungen geknüpft ist – im Sinne von: Ich liebe dich, Sohn oder Tochter, nur dann, wenn du diese oder jene Bedingungen erfüllst (etwa ein »erfolgreiches« oder »musikalisches« oder »gesundes Kind« bist, wobei derlei Zuwendungsbedingungen oft komplexer und nicht bewusst sind). Allerdings ist zu betonen, dass es bei nichtbedingter elterlicher Liebe um eine Art Idealtypus geht, während eine solche Unbedingtheit in der Realität in Reinform nicht ohne Weiteres angenommen werden kann. Man könnte empirisch eher von einem Spektrum sprechen, was das Maß der bedingten Zuwendung angeht. In einem Forschungsprojekt über Optimierungsfolgen in der beschleunigten Moderne (geleitet gemeinsam mit Benigna Gerisch und Hartmut Rosa)⁴ ergab sich als ein wichtiger Typus von Eltern-Kind-Beziehungen eben derjenige der *bedingten Zuwendung*, der noch mit einem Beispiel, dem Fall Melanie, illustriert wird.

Zunächst sei noch auf Befunde von Stern (1998) verwiesen, die sich auf den in diesem Zusammenhang besonders aufschlussreichen psychischen Übergang zur Elternschaft beziehen. Stern (1998, S. 31ff.) hob hervor, dass, wie es immer wieder betont wird, nach der Geburt eines Kindes – mehr oder minder gelingend – die

4 Projekt »Aporien der Perfektionierung in der beschleunigten Moderne«, gefördert von der VolkswagenStiftung (vgl. z.B. Gerisch et al., 2018, 2019; King et al., 2019).

Diskrepanzen zwischen dem *realen* und dem *vorgestellten*, dem *wirklichen* und dem *idealen* Kind bearbeitet werden müssten, um einen konstruktiven Entwicklungsraum zu schaffen. In diesem Sinne beinhaltet der Übergang zur Elternschaft im günstigen Fall auch einen Art Abschied von Idealvorstellungen (nicht zuletzt bezogen auf idealisierte Vorstellungen von sich als Eltern). Gleichzeitig, was diesen Prozess erschweren kann, haben es junge Eltern mit der »Notwendigkeit« zu tun, die Interessen des extrem angewiesenen neugeborenen Kindes phasenweise »über« die »eigenen zu stellen« (ebd., S. 36): eine Verschiebung in der Balance von Selbstbezug und Bezug zum anderen, meist verbunden mit typischen Krisen, die daraus entstehen können. Was klar sein dürfte: Die – mit Blick auf die Angewiesenheit des Kindes formulierte – psychische Notwendigkeit einer elterlichen Gabe (also die Interessen des Kindes phasenweise über eigene Interessen zu stellen) ist ebenfalls nicht gleichzusetzen mit einer auch tatsächlich vollständig oder durchgängig vorhandenen Fähigkeit oder Bereitschaft der Eltern.

Die Fähigkeit zur Gabe basiert auf einer produktiven Integration von Aggression und Ambivalenz, um die immer wieder neu gerungen werden muss, auch im Zuge der Entwicklungen und Veränderungen der Eltern und Kinder. Sie ist daher weder an sich selbstverständlich noch selbstverständlich kontinuierlich vorhanden. Die Fähigkeit zur Gabe beruht psychisch auf verschiedenen Voraussetzungen: etwa auf ausreichender Getrenntheit anstelle omnipotenter Intrusionen, auf ausreichender Konturiertheit und Sicherheit des Selbst, das dann auch phasenweise zurücktreten kann zugunsten des anderen, auf einer Art Balance von Selbstbezug und Objektbezogenheit.

Begriffsdebatten zum Konzept der Gabe (anknüpfend an Mauss, 1975) verdeutlichen, dass es nicht ganz einfach ist, das dialektische Verhältnis von Selbst- und Objektliebe auch mit Blick auf Gabe und Gegengabe zu bestimmen. Vor diesem Hintergrund hat Ricœur (2006) von ihm so genannte »Paradoxien von Gabe und Gegengabe« beleuchtet. Im Kern geht es ihm darum zu zeigen, dass Gabe (oder Geben) in seinem Verständnis gerade *nicht* den Gesetzen des Warentauschs oder der Logik des Preises unterliegt. Es geht also *nicht* darum zu geben, um etwas (Gleichwertiges) zu bekommen – andernfalls wäre es gar keine Gabe. Als konstitutiv für eine Gabe sieht Ricœur vielmehr die Großherzigkeit und Großzügigkeit an, insofern jede Gabe, die als solche gelten kann, etwas vom Gebenden, *etwas von sich selbst* enthält, eine *Hingabe*. Die Gegengabe wäre demgegenüber eine »Rückerstattung, die strenggenommen die erste Gabe [als Gabe, V.K.] vernichten würde« (Ricœur, 2006, S. 301). Das Komplement zur ersten Gabe kann nicht die Gegengabe sein, sondern die »*Dankbarkeit*« des Empfangenden (ebd., S. 303ff.). Erst aus der Dankbarkeit heraus kann eine Gegengabe im tieferen Sinne erfolgen (die dann eine »Art [...] zweiter Gabe« ist [ebd., S. 301]).

Dieser komplexe Prozess des Gebens und Empfangens bleibt, wie auch Ricœur betont, potenziell konflikthaft. Psychoanalytisch betrachtet, ist die Dankbar-

keit – ähnlich wie Generativität – eine Fähigkeit, die erst erlangt werden muss, fragil ist und keineswegs selbstverständlich. Wenn, im Sinne Kleins (1957), der Neid auf denjenigen, der gibt und geben kann, vorherrschend bleibt, kann das Empfangen schwer ertragen werden und Dankbarkeit wird gleichsam vom Neid auf den Gebenden überwältigt (King, 2015a, S. 35). Weiß (2017, S. 169) verweist auf die mit nicht-pathologischer Dankbarkeit verknüpfte Anerkennung von Begrenztheit.

Die Verlust- und Verzichtsseite des elterlichen *Gebens* kann – zum Beispiel aufgrund eigener Mängelerfahrungen – überfordern und dadurch verunmöglicht oder konterkariert werden. Eine solche Schwierigkeit *zu geben*, ein *Mangel an Großzügigkeit*, kann sich etwa darin zeigen, dass versucht wird, den Verlust, der mit dem Geben verbunden ist, möglichst rasch und umfassend ausgeglichen zu bekommen. Nicht selten eben, indem Kinder sich als geeignet erweisen müssen, narzisstische elterliche Bedürfnisse zu befriedigen – im Sinne der erwähnten bedingten Zuwendung.

Bedingte Zuwendung (als Gegenpol zur Gabe) – ein Beispiel

Auch in diesem Zusammenhang können gesellschaftliche Faktoren eine Rolle spielen; wenn etwa die kulturelle Optimierungslogik jene Tendenzen verstärkt, dass aus Kindern perfekte Projekte gemacht werden sollen. So stimmten zum Beispiel in der bereits erwähnten Studie »Aporien der Perfektionierung in der beschleunigten Moderne« (APAS) über Optimierungsfolgen (vgl. King et al., 2018) im quantitativen Teil der Erhebungen mehr als die Hälfte der Befragten dem Item zu: »*Unser Kind soll von Anfang an zu den Besten gehören.*« Ein Beispiel aus dem qualitativen Teil der Untersuchungen – »Melanie« – veranschaulicht, wie bedingte Zuwendung erlebt werden kann. Bei der Erzählung ihrer Lebensgeschichte wird teils implizit, teils explizit deutlich, wie die junge Melanie ihre Eltern und deren Erwartungen empfunden hat: »*Meine Eltern sind, war'n ziemlich fördernd gewesen also so [...] bei uns in der Familie [...] war schon implizit ähm auch sehr viel Leistungsanspruch? [...] und da glaub ich kam schon auch so'n gewisses ähm Anspruchsdenken [...] und so'n Anspruch so ja, man muss auch schon was, sollte schon was Gutes hinkriegen, [...] und so, nie so gesagt, aber oft gibt's ja so subtile, ne, so äh Hinweise und ähm, das hat sich sicherlich darauf ausgewirkt, dass ich versucht hab, in manchen Dingen besonders gut zu sein ähm*« (beiser sprechend).⁵

Melanie ist auch als Erwachsene in vielen Bereichen von hohem Ehrgeiz erfüllt. Allerdings wird sie von Ansprüchen auch regelmäßig erdrückt und erleidet

5 Die Transkription ist hier und bei den im Folgenden zitierten Passagen zugunsten der besseren Lesbarkeit stark vereinfacht.

Zusammenbrüche. Sie muss sich dann vor diesem Druck gleichsam in Sicherheit bringen. Aber es geht noch um mehr: um einen im gesamten Interview vielfach spürbaren, zugleich negierten Wunsch, auch *einfach so* – also *ohne Bedingungen* – angenommen zu werden, ohne immer etwas leisten zu müssen, wie sie es offenbar verinnerlicht hat. Entsprechende Kritik an den Eltern klingt ganz vorsichtig an, stets rasch relativiert, wobei die Eltern als ungebrochen leistungsfähig geschildert werden: »*Meine Eltern [...] aber die sind ähm sehr fit also [...] sehr ähm jugendlich geblieben und achten sehr auf sich auch – und ich denke, das habe ich sicherlich von ihnen mitbekommen, also ähm so dieses ja ähm immer in Bewegung bleiben [...] fit halten, [...] das ist schon wichtig (zwei Sekunden Pause). Was natürlich auch manchmal schon auch mal nerven kann, weil wenn du manchmal denkst, so hm, willst dich auch einfach mal so gehen lassen, is' egal und so. Aber ähm auf der anderen Seite bin ich ihnen auch dankbar, weil dadurch hab'n sie mir viel beigebracht, ne, was so zum gesunden Lifestyle und Umgang mit sich gehört.*« Melanie erzählt auch von einem »*hammerhammerhart*« sportlichen Training, unter dem sie gelitten habe, das ihr aber »*auf jeden Fall, denke ich, viel Durchhaltevermögen*« gebracht habe.

Es handelt sich hier um eine für Melanie typische Sequenz. Denn die leise Kritik an den Eltern, der Mutter, wird rasch übergangen: Schließlich hätten die Ansprüche der Mutter und das Training sie auch gehärtet fürs »Durchhalten«. Ihr erwachsenes Arbeitsleben ist jedoch nicht vom Durchhalten geprägt. Ihre Berufsbiografie zeichnet sich aus durch einen Wechsel zwischen Situationen, in denen sie sich hohen Anforderungen unterwirft, um dann wieder zu kündigen. In den Auszeiten wird sie rasch unruhig. So sucht sie sich erneut eine Stelle, die sie mit den höchsten Ansprüchen angeht und bei der sie ebenso rasch wieder ausgelaugt ist. Ihre berufliche Position wird jedes Mal schwieriger. Und sie schildert ihre massiven Ängste: »*Weil natürlich 'n großer Druck da auf dir lastet [...] Machst du die Arbeit gut? Ne ähm [...] überstehst du die Probezeit? Was musst du verbessern? [...] also so ganz viel Druck.*«

Melanie erlebte, so deutet sich an, die Zuwendung der Eltern an ihre Leistung gebunden – eine Konstellation, der sie sich abwechselnd unterwirft und durch Erkrankung zu entziehen versucht. Zugleich erlebt sie die Eltern als übermächtig im Verhältnis zu sich, gerade auch in ihrer Jugendlichkeit und Fitness erscheinen sie ihr immer ein paar Schritte voraus. Auffällig ist nicht zuletzt, dass auch ihre eigenen Beziehungen durchgängig instrumentell und zweckhaft wirken. Sie wirken entleert, anscheinend ohne Wert jenseits von Leistungsnormen. Für eine unbestimmte Zukunft stellt Melanie sich vor, noch mal ganz von vorne anzufangen: vielleicht noch ein zweites Studium zu beginnen und dabei später Kinder bekommen zu können. Solch imaginäre zeitliche Verschiebung ist eine auch in Zeitstudien immer wieder betonte typische Abwehrfigur: Die Fiktion, generative Sorge einfach nur *auf später zu verschieben*, im Sinne von: Wenn dann endlich mal mehr Zeit ist,

wenn dieses und jenes Projekt beendet ist, dann wird endlich Zeit sein, sich um andere zu kümmern.

Kulturelle Bedingungen und Gestaltung von Zeitlichkeit

Generativität ist mit Zeit verknüpft, basiert auch auf der Gabe von Zeit (King, 2009, S. 45ff.). Und in verschiedenen Hinsichten ist Zeitlichkeit im Generationenverhältnis von zentraler Bedeutung. Der Philosoph Blumenberg (1986) betonte den Bruch zwischen *Lebenszeit* und *Weltzeit*, der kulturell und individuell überbrückt werden muss. Eben diese Brücke wird gebildet, so der Historiker Koselleck (2000), durch *Generativität*, also durch Weitergabe und das Zulassen des Neuen im Generationenverhältnis, das auch über das Bisherige hinausweist. Anders formuliert: Lebenszeit und Weltzeit sind im Lichte dessen zu ergänzen um ein Drittes, nämlich um die *generationale* Zeit, die potenziell verbinden und mit der Endlichkeit partiell versöhnen könnte. Im Verhältnis einer Generation zu ihrer Folgegeneration lassen sich dann drei Zeitebenen differenzieren: 1. die Lebenszeit der ersten Generation, 2. eine *gemeinsame* Lebenszeit und Zukunft beider Generationen und 3. Lebenszeit und Zukunft der Nachkommen *ohne* deren Elterngeneration. Ein verantwortungsvolles praktisches Handeln der ersten Generation ließe sich dann dadurch kennzeichnen, dass konstruktive Voraussetzungen auch für die Zeit *über die eigene Zukunft* hinaus geschaffen werden, ohne über diese Zukunft bestimmen zu wollen. Zugleich muss dafür Begrenztheit anerkannt werden.

Die soziale Praxis verläuft allerdings häufig unter umgekehrten Vorzeichen: fortwährende Steigerung in der Gegenwart und zugleich Ignoranz gegenüber der Zukunft. So, als ließe sich die Weltzeit doch in die eigene Lebenszeit pressen (Blumenberg, 1986). Politische und ökonomische Entscheidungen sind zu erheblichem Anteil auf relative Nahziele ausgerichtet, wie bei der Klimapolitik hervortritt. Solche Orientierung an kurzfristigen Zeiträumen liegt nicht allein an der systemischen Zeitlogik in Politik, Ökonomie und entsprechender Technologieentwicklung (Lanier, 2013). Die generative Herausforderung – die Zukunft der Nachkommen durch gegenwärtiges Handeln zu ermöglichen – ist fragil schon deshalb, weil eben ein konstruktives Verhältnis zu den Nachkommen auch eine Anerkennung der eigenen Vergänglichkeit voraussetzt. Sie wird kulturell und normativ vergleichsweise wenig unterstützt. Im Gegenteil, die gegenwärtig vorherrschenden kulturellen Diskurse und Praktiken zielen vielfach eher auf eine ständige Verschiebung und Verleugnung von Grenzen. Das Heils- und Erlösungsversprechen der Gegenwart liegt in der steten Transgression – auch in einer Dynamik fortwährenden Aufbruchs und der perpetuierten Jugendlichkeit (Heinen et al., 2020; King, 2020). Und steter Aufbruch läuft zwangsläufig leer, je mehr sich Omnipotenzphantasien

verselbstständigen und die zeitgebundene Wirklichkeit – auch die der Generationenabfolge – ausgeblendet wird.

»Ewiger Aufbruch« als Abwehr von Endlichkeit und Generationenspannung

Ein klassischer Topos der Moderne ist die Verbindung des Neuen mit der Jugend. Generationenspannung brachte sich dadurch zum Ausdruck, dass die Älteren typischerweise sowohl das Neue als auch die Jugend attackieren, die ihre eigene Vergänglichkeit spiegelt. Wie es Otto Kernberg (1988, S. 148) lakonisch verdichtete, fiebt der »Hass gegen das Neue [...] mit dem Hass gegen die Jungen zusammen«. Doch wie stellt sich dieser Zusammenhang in der gegenwärtigen Moderne dar, die sich durch immer rascher rotierenden Wandel und Optimierungsdruck kennzeichnet lässt?

Die Ansprüche an Erziehung und Fürsorge sind teilweise gestiegen, zugleich jedoch auch die Anforderungen an Innovation, Optimierung und Schnelligkeit. Auch ist eine einfache Weitergabe von kulturellen Praktiken kaum möglich, da diese sich vielfach schon innerhalb einer Generation rasch verändern. Wenn juveniler Aufbruch und rasche Umstellungen als Leitbilder übernommen werden, ist das von Kernberg beschriebene Abwehrmuster, das sich gegen die Jugend richtete, kaum noch funktional. Welche neuen Bewältigungs- oder Abwehrmuster ergeben sich daraus für die Erwachsenen? Ein Muster besteht offenkundig darin, das Neue nicht mehr zu »hassen« (wie es, wie man sagen könnte, die *veralten Alten* noch zu tun pflegen), sondern es zu *idealisieren*. Die Lösung scheint dann gleichsam darin zu liegen, sich umfassend der idealisierten Innovationslogik zu verschreiben – und dabei selbst die Position des ewigen Aufbruchs, des Jungseins einzunehmen (vgl. King, 2011).

Diese Tendenz wird gleichsam von zwei Seiten gestützt: vom sozialen Druck zur Anpassung und von der Abwehr von Vergänglichkeit und Generationenspannung. Die Anpassung an gesellschaftliche Optimierungsnormen verbindet sich mit der Möglichkeit, die intergenerationale Aggression der Erwachsenen gegen die Jüngeren in sozial unauffälliger Form zu agieren. Denn die Erwachsenen rivalisieren dann mit den real Jungen um Zeit- und Spielräume, um den adoleszenten Aufbruch. Der symbolische Tausch der Plätze wird verhüllt oder hinausgeschoben, Generationendifferenz insofern verschleiert.

Aus der heuristisch zugespitzten Kontrastierung zwischen klassischer und gegenwärtiger Moderne ergibt sich insofern das Bild einer Veränderung typischer Abwehrmuster. Während in der klassischen Moderne der Widerstand der Älteren gegen die Generationenabfolge vielfach in der Ablehnung der Jugend zum Ausdruck kommt, gewinnt in der gegenwärtigen Moderne ein neues Abwehrmuster an

Bedeutung: nämlich jenes, die Position der »aufbrechenden Jugend« selbst einzunehmen oder möglichst lange aufrechtzuerhalten – und dabei womöglich auch die Ressourcen für die Zukunft der Nachkommen gleichsam selbst aufzubrauchen.

Generativität als Leitidee neuer Erzeugungssysteme im Sinne von Latour

Eingangs wurde auf die *Fridays for Future*-Bewegungen verwiesen, bei der Jugendlichen die Hauptakteure sind. Dabei ist evident, dass Klimawandel und Umweltschäden etwa mit bestimmten Produktions- und Regulationsweisen globaler Ökonomien bis hin zu nationalstaatlichen Resistenzen gegen Veränderung zu tun haben. Zugleich schwingt eine *generationale* Dimension mit, das Thema der Generativität, sofern es eben immer auch um die grundlegende Frage geht, ob nachfolgenden Generationen eine lebbare Zukunft ermöglicht wird. Der französische Gesellschaftstheoretiker Bruno Latour (2018) geht noch einen Schritt weiter, indem er die Frage der Produktionsweise explizit mit dem Thema Generativität (bei ihm: Erzeugung) verknüpft. Er analysiert die Logiken der von ihm so genannten »Produktionssysteme« – gegenwärtige Ökonomie und Produktion – mit Blick auf die ökologischen Schäden und die Art, wie die Erde geradezu ihrer Regenerationsfähigkeit beraubt wird. Im Kern plädiert er dafür, von der ausschließlich auf stete Steigerung ausgerichteten Logik der »Produktionssysteme« zu einer Logik der »Erzeugungssysteme« überzuwechseln (ebd., S. 96). Wobei Erzeugungssysteme sich – anknüpfend an Latour – dadurch kennzeichnen ließen, dass sie eben die Belange und Reaktionen der Erde im Prozess der Erzeugung mit berücksichtigen. Er favorisiert den Begriff der Erde, um dadurch deutlicher zu machen, dass Umwelt oder Natur nicht einfach als *Außen* betrachtet werden können, dass Menschen ein Teil der Erde sind, an diese gebunden. Die bisherigen Produktionssysteme kritisiert Latour, weil sie ihre zerstörerischen Effekte ausblendeten, einer Art illusionärem Unendlichkeits- und Grenzüberschreitungsfetischismus folgten – und dabei »Weitergabe, Erbschaft, [...] Transformation, kurz: Erzeugung hintertrieben«.

Erzeugungssysteme im Sinne von Latour, so könnte man es auch aus psychoanalytischer Perspektive ergänzen, würden hingegen auf einer Anerkennung der »*facts of life*« (Money-Kyrle, 1971) basieren, hier im Sinne einer Anerkennung der Wirklichkeit des menschlichen Seins als Teil eines Systems, das sich nicht folgenlos immer weiter steigern oder ausplündern lässt. Ein Wechsel von der Produktions- zur Erzeugungslogik im Sinne Latours (man könnte auch von generativen Systemen sprechen) hieße: umzuschalten von der Illusion grenzenloser Freiheit hin zur Anerkennung der Abhängigkeit auch von den Lebensgrundlagen und zur Integration von Begrenztheit (Latour, 2018, S. 96). Nur dann können produktive Formen der Weitergabe in Generationenverhältnissen aufrechterhalten werden – auch mit

Blick auf die Zukunft der »Nachfahren«. Den auf Transgression ausgerichteten Lebens- und Produktionsformen (die, so betont auch Latour [2018, S. 106], die Illusion »ewiger Jugend vermitteln«) stellt er die Hoffnung auf Erzeugungssysteme entgegen, die die Bindung an Lebensgrundlagen einbeziehen – und sich der Vergänglichkeit bewusst bleiben.

Aus sozialpsychologischer psychoanalytischer Sicht kann man solchen Überlegungen daher mit vielen guten Gründen folgen und umso präziser erklären, weshalb ein Fortschritt, der auf der Integration von Begrenztheit und der Anerkennung der Wirklichkeit, der »*facts of life*« beruht, konstruktiver wäre als eine von Omnipotenzphantasien geleitete Verleugnung der Grenzen. Nicht zuletzt lässt sich somit auch besser verstehen, aufgrund welcher Widerstände, Abwehrmechanismen und latenter intergenerationaler Dynamiken Generativität gehemmt und somit Krisen der intergenerationalen Weitergabe hervorgebracht und nicht bewältigt werden.

Die Zukunft der Nachkommen und »Fridays for Future«

Eine abschließende Bemerkung zu den *Fridays for Future*: Der neue Dialog zwischen den Generationen, den die jungen Aktivist*innen initiiert haben, dreht sich um ihre Zukunftsbedingungen und die mit der Zerstörung der Lebensgrundlagen faktisch verbundene Verweigerung einer produktiven Weitergabe. Die Art der Thematisierung trägt dabei viele neue Züge, und sie birgt offenkundig Risiken: etwa das Risiko, dass die Jugend instrumentalisiert wird. Es besteht überdies die Gefahr einer omnipotenten Verkehrung der Generationendifferenz, auch einer Selbstüberhöhung der Adoleszenten, bei der die verantwortlichen Erwachsenen umso mehr regredieren könnten. Dass Kinder und Jugendliche zu mahnenden Leit- und Symbolfiguren geworden sind, die unermüdlich auf die drängenden Herausforderungen hinweisen, sollte zumindest das Unbehagen steigern, das entsteht, wenn die erwachsenen Generationen ihrer Verantwortung für die Nachkommen in existenziellen Hinsichten nicht gerecht werden. Ein anderes Risiko besteht darin, dass die Lesart der Klimakrise als Generationenkonflikt dazu beitragen kann, andere, damit verknüpfte Konfliktlinien zu unterschätzen. Und für alle diese Risiken und weitere mehr gibt es gewiss Indizien.

Andererseits könnte dieses besondere Engagement der Jungen auch gerade dazu beitragen, dass die politischen Kämpfe um ökonomisch nationale Partikularinteressen ab und zu innehalten – und somit mehr ins Zentrum rücken kann, was die Zerstörung der Lebensgrundlagen für die gesamte Menschheit und für die Zukunft der Nachkommen bedeutet. Nicht zuletzt könnte *Fridays for Future* dazu beitragen, die Seifenblasen typischer Illusionsbildungen (der Leugnung von Grenzen und Vergänglichkeit) zum Platzen zu bringen: indem sie die erwachsene, verantwortliche Generation mit der Wirklichkeit der Generationenverhältnisse und der

Endlichkeit konfrontiert. Die schlichten und offenbar doch allzu leicht vergessenen Botschaften lauten in diesem Sinne: Es *gibt* einen Unterschied zwischen Lebens- und Weltzeit, vor allem zwischen der Lebenszeit der Älteren und der Zukunft ihrer Nachkommen. Jugendliche sind die *real* Jünger. Und die Älteren haben nicht das Recht, die Lebensgrundlagen zukünftiger Generationen zu unterminieren.

Literatur

- Arendt, H. (1958). *Vita activa oder vom tätigen Leben*. München: Piper.
- Blumenberg, H. (1986). *Lebenszeit und Weltzeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001.
- Blaß, H. (2012). Tradition und der Platz des Neuen in der psychoanalytischen Ausbildung. In M. Teising & Ch. Walker, Ch. (Hrsg.), *Generativität und Generationenkonflikte. Arbeitstagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung 2011* (S. 225–236).
- Bollas, Ch. (2000). *Genese der Persönlichkeit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Faimberg, H. (1987). Das Ineinanderrücken der Generationen. Zur Genealogie gewisser Identifizierungen. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 20, 114–143.
- Erikson, E. H. (1959/1966). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Erikson, E. H. (1968/1998). *Jugend und Krise*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Frankfurt, H. (2005). *Gründe der Liebe*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gerisch, B., Salfeld, B. & King, V. (2018). »Ich will's halt allen immer recht machen«. Zur Reziprozität von erschöpften Subjekten und angegriffenen Institutionen. *Wirtschaftspsychologie*, 19(4/2017), Themenheft: *Die andere Perspektive: Psychoanalyse und Psychodynamik in der Wirtschaftspsychologie*, hrsg. v. Th. Kretschmar & M. Senarcens de Grancy, 5–13.
- Gerisch, B., Salfeld, B., Beerbom, Ch., Busch, K. & King, V. (2019). Optimisation by knife. In V. King, B. Gerisch & H. Rosa (Hrsg.), *Lost in Perfection* (S. 131–145). London: Routledge.
- Heinen, A., Wiezorek, Ch. & Willems, H. (2020) (Hrsg.). *Entgrenzung der Jugend und Verjugendlichung der Gesellschaft. Zur Notwendigkeit einer »Neuvermessung« jugendtheoretischer Positionen*. Weinheim: Beltz/Juventa.
- Kernberg, O. (1988). *Innere Welt und äußere Realität*. München: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- King, V. (2002/2013). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Wiesbaden: VS.
- King, V. (2009). Umkämpfte Zeit – Folgen der Beschleunigung in Generationenbeziehungen. In V. King & B. Gerisch (Hrsg.). *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung* (S. 40–62). Frankfurt/M.: Campus.
- King, V. (2011). Beschleunigte Lebensführung – ewiger Aufbruch. Neue Muster der Verarbeitung und Abwehr von Vergänglichkeit. *Psyche – Z Psychoanal*, 65, 1061–1088.
- King, V. (2012). Entstehung und Abwehr des Neuen im Generationenverhältnis – kulturelle Figuren der Generativität. In M. Teising & Ch. Walker (Hrsg.), *Generativität und Generationenkonflikte. Arbeitstagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung 2011* (S. 210–224). Frankfurt/M.: DPV.
- King, V. (2015a). Kindliche Angewiesenheit und elterliche Generativität. In S. Andresen et al. (Hrsg.), *Vulnerable Kinder* (S. 23–43). Weinheim: Beltz/Juventa.
- King, V. (2015b). Die Zukunft der Nachkommen. Gegenwärtige Krisen der Generativität. *Zeitschrift für Psychologie und Gesellschaftskritik*, 39(2/3), 7–53.
- King, V. (2020). Zur Theorie der Jugend. Problemstellungen – Konstitutionslogik – Perspektiven. In A. Heinen, Ch. Wiezorek & H. Willems (Hrsg.), *Entgrenzung der Jugend und*

- Verjugendlichung der Gesellschaft. Zur Notwendigkeit einer »Neuvermessung« jugendtheoretischer Positionen* (S. 39–53). Weinheim: Beltz/Juventa.
- King, V., Gerisch, B. & Rosa, H. (2019). *Lost in Perfection. Impacts of Optimisation on Culture and Psyche*. London: Routledge.
- King, V., Gerisch, B., Rosa, H., Schreiber, J. & Salfeld-Nebgen, B. (2018). Überforderung als neue Normalität. Widersprüche optimierender Lebensführung. In Th. Fuchs, L. Iwer & St. Micali (Hrsg.), *Das überforderte Subjekt* (S. 227–257). Berlin: Suhrkamp.
- Klein, M. (1957). *Neid und Dankbarkeit. Gesammelte Schriften, Bd. III*. Stuttgart: frommann-holzboog, 2000.
- Koselleck, R. (2000). *Zeitschichten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lanier, J. (2013). *Who Owns the Future?* New York: Simon & Schuster.
- Latour, B. (2018). *Das terrestrische Manifest. Aus dem Französischen v. B. Schwibs*. Berlin: Suhrkamp (Orig.: *Où atterrir? Comment s'orienter en politique*. Paris: La Découverte, 2017).
- Legendre, P. (1985). *L'inestimable objet de la transmission. Etude sur le principe généralogique en Occident*. Paris: Fayard.
- Loewald, H. (1976). Das Schwinden des Ödipuskomplexes. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 13 (1981), 37–62.
- Lüscher, K. & Hoff, A. (2012). Intergenerational Ambivalence: Beyond Solidarity and Conflict. In I. Albert, & D. Ferring (Hrsg.), *Intergenerational relations in society and family. European Perspectives* (S. 31–51), Cambridge: Polity Press.
- Mauss, M. (1975). Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. In M. Mauss, *Soziologie und Anthropologie* (Bd. 2, S. 9–145). München: Hanser.
- Money-Kyrle, R. (1971). The Aims of Psychoanalysis. *International Journal of Psycho-Analysis*, 52, 103–106.
- Ricœur, P. (2006). *Wege der Anerkennung. Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stern, D. (1998). *Die Mutterschaftskonstellation*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Weiß, H. (2012). Lernen durch Erfahrung oder Ausbildung nach dem Modell von Totem und Tabu? Versionen der Ödipussituation in der psychoanalytischen Situation. In M. Teising & Ch. Walker (Hrsg.), *Generativität und Generationenkonflikte. Arbeitstagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung 2011* (S. 389–399). Frankfurt/M.: DPV.
- Weiß, H. (2017). *Trauma, Schuldgefühl und Wiedergutmachung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Winnicott, D. W. (1958). Über die Fähigkeit, allein zu sein. In D. W. Winnicott (1988), *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt* (S. 36–46). Frankfurt/M.: Fischer.

Die Autorin

Vera King, Prof. Dr. phil., Professorin für psychoanalytische Sozialpsychologie und Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt und Geschäftsführende Direktorin des Sigmund-Freud-Instituts, war zuvor Professorin für Sozialisations- und Entwicklungsforschung an der Universität Hamburg. Sie forscht über Folgen gesellschaftlichen Wandels für Kultur und Psyche, beispielsweise im Kontext von Beschleunigung, Optimierung sowie Digitalisierung, und publiziert zu Kindheit, Adoleszenz und Wandel von Familien, zu Generativität und Generationenbeziehungen.

Kontakt: Dr. Vera King, Sigmund-Freud-Institut, Myliusstraße 20, 60323 Frankfurt/Main sowie Goethe-Universität Frankfurt, FB 03, 60323 Frankfurt/Main; E-Mail: king@soz.uni-frankfurt.de; Homepage: https://www.fb03.uni-frankfurt.de/45643896/Prof_Dr_Vera_King

»Nimm dir das Leben und gib's nie/auch wieder her«

Das narzisstisch-depressive Dilemma und seine Bedeutung für die gegenwärtige und nächste Generation

Heribert Blaß

Ausgangspunkt

Ein neunjähriger Junge forderte mich im Verlauf seiner hochfrequenten, seit zwei Jahren andauernden Psychoanalyse mehrfach lachend auf: »Komm, lass uns Kinder machen!« Die Phantasien einer sexuellen Vereinigung und gemeinsamer Kinder mit mir wirkten für ihn selbstverständlich und nicht fremd. Nach der ersten Überraschung verstand ich sie als Ausdruck seiner basalen Urszenenphantasie, welche zu der mit mir entwickelten emotionalen Nähe und Bindung gehörte.

Julia Kristeva bezeichnete in ihrem Eröffnungsvortrag des IPA-Kongresses 2019 in London die »Fata Morgana« (»le mirage« im französischen Original) der »Urszene« als Ursprungsphantasie, welche das Unbewusste eines jeden Menschen strukturiere, und zwar unabhängig davon, welche Variante der »heterosexuellen Norm« das Individuum in seiner psychosexuellen Identität ausbilde, und auch unabhängig von der Akzeptanz oder Ablehnung der unterschiedlichsten sexuellen Paarbildungen. Die Urszene verbinde die Vielfalt der »Erotizismen« mit dem »Zenit der Fortpflanzung«, um einen Begriff von George Bataille zu benutzen. Mein junger Patient äußerte seine Urszenenphantasie ebenfalls unabhängig von seinem und meinem Geschlecht, und mit seinem Lachen markierte er nicht nur Lust, sondern selbst ein Wissen um den phantasmatischen Charakter dieser Idee, welche aber als ein Grundelement seiner seelischen Realität in ihm existierte. Natürlich wünschte er sich mit dieser Assoziation auch, eine untrennbare Beziehung zu mir zu behalten, in der er nicht nur Kinder »machen«, sondern in der Übertragung zugleich selbst »mein« Kind bleiben könne. Dennoch hat er eine in uns allen bestehende Grundphantasie formuliert.

Zur Ambivalenz des Kinderwunschs

Aus der allgemeinen und frühen Existenz generativer Phantasien entsteht jedoch im Erwachsenenalter nicht zwangsläufig ein unmittelbarer Wunsch nach biologischer

Fortpflanzung, denn wie alles in der seelischen Welt ist auch der bewusste Wunsch nach einem Kind mit inneren Konflikten verbunden, die natürlich unterschiedliche Ausprägungsgrade zwischen bewusst und unbewusst annehmen können. Die Bewältigung einer zumindest unbewussten Ambivalenz gehört seit jeher zu jedem erwachsenen Kinderwunsch, denn mit dem Geschenk und Hinzugewinn eines Kindes ist zugleich immer ein Verzicht verbunden. Der Psychoanalytiker Molinski (1972) fasste dies in die einfach klingende, jedoch psychische wie soziale Faktoren berücksichtigende Formel: »Ein Kind ist ein oraler Konkurrent, es kostet Zeit und Geld!« (persönliche Mitteilung, H.B.). Molinski konnte nachweisen, dass vor allem die *Unbewusstheit* der Ambivalenz – bei Frauen mit bewusstem Kinderwunsch – zum Auftreten von Schwangerschaftsbeschwerden wie anhaltendem Erbrechen oder Verkrampfungen des Muttermunds geführt hatte. Dass entsprechende Ambivalenzkonflikte auch bei Männern auftreten, konnte ich selbst in einem dramatischen Beispiel erleben, als ein Mann während der bewusst gewünschten Schwangerschaft seiner Frau wiederholt Krampfanfälle entwickelte und erst nach einem Abort der Schwangerschaft wieder anfallsfrei wurde. Die unbewusst gefürchtete Konkurrenz mit dem Kind hatte ihn so sehr in eine archaisch wütende Verzweiflung getrieben, dass er als unterstützender Partner für seine Frau ausfiel und diese in einem offenkundigen Konflikt zwischen ihrem ungeborenen Kind und ihrem regredierten Ehemann in tragischer Weise einen Abort erlitt.

Umso mehr ist es zu begrüßen, wenn Ambivalenz und Konflikt in Bezug auf die eigene Fortpflanzung bewusst behandelt werden können. In Verbindung mit dem medizinischen Fortschritt zumindest in unserer westlichen Welt hat dies zu der weitverbreiteten Vorstellung geführt, nicht mehr einer schicksalhaft bestimmenden Biologie ausgesetzt zu sein, sondern mithilfe von Kontrazeptiva oder Reproduktionsmedizin autonom über das Pro und Contra eigener Kinder entscheiden zu können. Daraus entstehende Entscheidungsdilemmata werden mittlerweile nicht mehr nur privat, sondern häufiger auch in verschiedenen Printmedien öffentlich erörtert. Neben Büchern wie *Mutterschaft* von Sheila Heti (2019) oder *Kinderfrei statt kinderlos* von Vera Brunschweiger (2019) möchte ich die Journalistin Johanna Dürrholt erwähnen, welche sich in zwei, im Abstand von neun Monaten aufeinander folgenden Zeitungsartikeln im November 2018 und August 2019 bisher ohne abschließendes Ergebnis fragte, ob sie als knapp 30-jährige Frau jetzt Kinder will. In ihrem ersten Artikel (Dürrholt, 2018) beschreibt sie ihre Unentschlossenheit und Unsicherheit, ob sie Kinder aufgrund eines mütterlichen Instinkts oder aufgrund einer sozialen Normierung mag, aber auf jeden Fall konstatiert sie: »Und doch ist die Frage danach, ob ich mir Kinder wünsche, immer präsent.« In ihrem zweiten Artikel (Dürrholt, 2019) beschäftigt sie sich vorwiegend mit der weiter bestehenden Ungleichheit zwischen Frauen und Männern hinsichtlich der Vereinbarkeit eigener Kinder mit einer beruflichen Karriere und sie belegt überzeugend den meist gravierenderen Verzicht für Frauen, wenn sie nicht in einen von ihr selbst so genannten

Fortpflanzungsstreik treten wollen. Mit Wut erwähnt sie zugleich die Tatsache, dass sie nach ihrem ersten Artikel von einem Reproduktionsmediziner angerufen worden sei, der mit ihr über ihre Fruchtbarkeitsspanne und das Einfrieren ihrer Eizellen sprechen wollte (ebd.). Sie schließt mit der Erwähnung einer unverheirateten und beruflich erfolgreichen Freundin, welche kurz nach ihrem 30. Geburtstag schwanger wurde und sehr entspannt sei. Während hier der Kinderwunsch also in einer Art Vertrauen auf die Entwicklung der Zeit realisierbar zu werden scheint, hat Sheila Heti sich letztlich gegen ein Kind entschieden: »Aber der Gedanke ans Kinderkriegen hat mich immer entweder schwindlig gemacht oder so in Hochstimmung versetzt, als hätte ich Helium eingeadmet, wie alles, in das ich mich gestürzt habe, um mich ihm dann genauso impulsiv wieder zu entziehen« (Heti, 2019, S. 297).

Der Kinderwunsch ist also ebenso omnipräsent wie zwiespältig. Mir erscheint es dabei wichtig, *emotionale, innere Konflikte von psychosozialen Konfliktkonstellationen*, wie der Vereinbarkeit von Kindern und Beruf, zu unterscheiden, selbst wenn es Interdependenzen zwischen den beiden Bereichen gibt. Die Konflikthaftheit gilt ebenfalls für Männer, denn der Prozentsatz der Väter, die in Elternzeit gehen, steigt an, wenn auch nur langsam, von 21 Prozent im Jahr 2015 auf 24 Prozent im Jahr 2018 (Dürrholz, 2019). Das Thema des möglichen Verzichts – auf Freiheit, auf die Partnerin, auf berufliche Autonomie – spielt dennoch bei allen potenziellen Vätern in meiner Praxis eine wichtige Rolle. Ebenfalls teilen sie das Bestreben nach einer bewussten Entscheidung über ihre Vaterschaft.

Im Folgenden möchte ich mich allerdings mehr auf die oft unbewussten seelischen Grundkonstellationen und -konflikte konzentrieren, welche mit menschlicher Fortpflanzung verbunden sind, ohne dabei die psychosozialen Aspekte als unbedeutend anzusehen. Es geht mir jedoch um seelische Grundfragen, welche auch für den Umgang mit den sozialen Aspekten von Bedeutung sind.

Zu diesen Grundkonstellationen gehört die Tatsache, dass neben der kreativen Fata Morgana der Urszene und dem Zenit der Fortpflanzung die Möglichkeit zu destruktivem Hass auf die eigenen Nachkommen besteht, dessen radikalste Form in der Kindstötung gipfelt. Seit Menschengedenken gibt es die bewusste und offene Tötung von Neugeborenen und Kindern. Mythische Ausdrucksformen, welche die unbewussten Konflikte zur Darstellung bringen, sind auf männlicher Seite der griechische Kronos und der römische Saturn, welcher aus Angst vor Machtverlust seine eigenen Kinder mit Ausnahme von Zeus frisst, auf weiblicher Seite ist es die griechische Medea (Leuzinger-Bohleber, 2019). Aus Rache und Verzweiflung tötete Medea ihre Söhne, wobei sie die eigenen Kinder als Selbstobjekte opferte, um den treulosen Gatten und Vater Iason zu treffen. Der Ödipusmythos enthält in Gestalt des Laios ebenso die gescheiterte Absicht zum Infantizid. Viele weitere literarische Quellen lassen sich aufzählen, wie etwa die im Matthäusevangelium dem Herodes (fälschlich) zugeschriebenen Knabentötungen, im Alten Testament die versuchte Opferung von Isaak durch Abraham, die psychotische Kindstötung

durch Gretchen in Goethes *Faust* oder zuletzt im verstörenden grandiosen Roman *Dann schlaf auch du* von Leila Slimani (2018). Fakt ist, dass vorsätzliche oder aus psychischen Krisen entstehende Kindstötungen zur Geschichte der Menschheit gehören. Noch für das Jahr 2018 weist die polizeiliche Kriminalstatistik in der Bundesrepublik Deutschland 63 vollendete und 98 versuchte Morde an Kindern auf, außerdem 14 vollendete und 120 versuchte Morde an Jugendlichen (PKS, 2018, S. 13). Davon sind zwischen 15 und 40 Fälle Tötungen von Neugeborenen (WAZ, 2019).¹ Ein naiv romantisches Verständnis der menschlichen Fortpflanzung wäre also fehl am Platze.

Natalität, Anti-Natalität und das Spannungsverhältnis der Generationen

Insofern macht es Sinn, die mit der menschlichen Fortpflanzung verbundenen Widersprüche und das resultierende Spannungsverhältnis der Generationen neu zu betrachten. Jede Schwangerschaft und jede Geburt führt sowohl biologisch als auch psychisch zu einer konstitutiven Gleichzeitigkeit von Bewahren des Bestehenden und Herausbildung von etwas Neuem, das im Gegensatz zu manchen Tendenzen des Zeitgeistes eben nicht autonom planbar ist. Das eigene Kind ist einerseits Ausdruck der elterlichen Körper und des elterlichen Eros, andererseits relativiert es von Beginn an die Ausschließlichkeit der vorherigen elterlichen Existenz.

Hannah Arendt (1958/2011) hat mit ihrem Begriff der *Natalität* festgestellt, dass der »Neuankömmling« über die Fähigkeit verfüge, »selbst einen neuen Anfang zu machen, d. h. zu handeln« (ebd., S. 18). Dies passt zu einer Feststellung des Philosophen Lévinas (1987/2016), der in Bezug auf die Zeugung und ein Kind schrieb: »Der Eros setzt der Rückkehr des Ich zu sich ein Ende« (zit. n. Flaßpöhler & Werner, 2019, S. 20). Als Psychoanalytiker*innen wissen wir um dieses Nebeneinander von basaler Abhängigkeit des Säuglings und seiner sich parallel entwickelnden Fähigkeit, die Eltern gestisch und mimisch mit bereits frühen Handlungsmöglichkeiten im Sinne des *Self as agency* (Fonagy et al., 2002) zu beeinflussen. Somit lässt sich diese Wechselseitigkeit mal aus der Perspektive der Eltern und mal aus der Perspektive des Kindes betrachten. Aus der elterlichen Perspektive haben sich dabei im öffentlichen Diskurs der letzten Jahre selbst ernannte »Anti-Natalisten« herausgebildet, welche als Argumente gegen ein Kind entweder die individuelle *Kinderfreiheit* als positive Wahl gegenüber dem defizitär erlebten Begriff der *Kinderlosigkeit* hervorheben (Brunschweiger, 2019) oder ihre Mutterschaft bedauern (Donath, 2016) oder eine bewusste Kinderlosigkeit als kollektives Mittel

1 Meistens als Folge einer verleugneten Schwangerschaft (Jelden, 2014; Klier et al., 2019). Es gibt aber auch wiederholte Tötungen von Kindern durch Väter, um die Frau zu treffen.

zur Abwendung weiterer Überbevölkerung und der resultierenden Unbewohnbarkeit propagieren. In diesem Sinne proklamierte der belgische Philosoph Théophile de Giraud (2006) ein »anti-natalistisches Manifest« und sprach von der Kunst, die Erzeuger zu guillotinieren. Im Gegensatz dazu setzten sich Svenja Flaßpöhler und Florian Werner (2019) sozusagen pro-natalistisch mit Elternschaft als emotional bewegendem und entsprechend ihrer Profession zugleich philosophischem Abenteuer auseinander. Nicht zuletzt die Anti-Natalisten haben mit ihrem Hinweis auf die wachsende Weltbevölkerung eine neue *ethische* Debatte eröffnet. Mit ihrem Appell an das generative Gewissen stehen sie nicht allein da, was sich unter anderem an dem 2018 verabschiedeten Klimaplan der Stadt Brüssel zeigt, demzufolge ab dem Jahr 2020 für jedes in der Stadt neugeborene Baby ein Baum entweder in Afrika oder Südamerika gepflanzt werden soll, um den CO₂-Abdruck der Stadt im globalen Klima zu verringern (Écoute, 2019, S. 13). Mit der Zeugung und Geburt eines Kindes taucht jetzt eine Art ökologischer Schuld an der Allgemeinheit auf, welche sich mit einer schon früher beschriebenen Schuld am Individuum aus der Sicht des Kindes verbindet. Philosophen wie Kant, Kierkegaard und Sloterdijk haben darauf hingewiesen, dass Eltern ihr Kind ungefragt ins Leben zwingen. Safranski (2015) spricht gar von einer »Untat«, welche nur durch eine Wendung vom Passiven ins Aktive bewältigt werden kann: »Dass ich angefangen worden bin, ist nur erträglich, wenn ich lerne, selbst anzufangen« (ebd., S. 146). Während Safranski, in anderer Weise als Hannah Arendt, eine Perspektive der Selbstbewältigung einnimmt, eröffnet Kant (1990) eine generative Dimension: Die Schuld der Eltern, ihr Kind ohne dessen Einwilligung gezeugt und eigenmächtig auf die Welt gebracht zu haben, ließe sich tilgen durch die Übernahme von Verbindlichkeit, ihr Kind mit diesem Zustand zufrieden zu machen. Die Schuld der Eltern bedingt also ihre Verantwortung für ihr Kind (ebd., 2. Hauptstück, 3. Abschnitt, §28f.). Mit anderen Worten ließe sich formulieren: Das an Wiedergutmachung orientierte Verhalten der Eltern führt zu einer *Weitergabe* liebevoller Verantwortung und somit zu einem konstruktiven Zirkel innerhalb der Eltern-Kind-Beziehung – natürlich nur, wenn der unbewusste Hass nicht überwiegt.

Zur Generativität

Damit bin ich beim Konzept der *Generativität* angekommen, wie es von Erik und Joan Erikson (1973, 1988) entwickelt worden ist. Eriksons Verständnis von Generativität innerhalb eines psychosozialen Entwicklungsmodells vom Menschen ist deshalb so bedeutsam, weil es, analog zu Arendts Natalität, nicht nur die genetisch-biologische Fortpflanzung meint, sondern allgemein die seelische Fähigkeit zur *Erzeugerschaft* beinhaltet, welche sich nicht nur auf eigene Kinder bezieht. Vielmehr bezeichnet Generativität in diesem Sinne laut King (2012) eine *seelische*

Elternschaft, welche allgemein als erwachsene Fähigkeit zur Sorge für das Hervorgebrachte auch in einem übergreifenden kulturellen Sinne verstanden werden kann (ebd., S. 211). In der Konzentration auf die Sorge um gute Bedingungen für das körperlich-seelische Wachstum von Kindern oder Nachkommen überhaupt steht dieses Konzept in der Nähe von Kants *Metaphysik der Sitten*, allerdings ohne dessen Verankerung in einer ursprünglich elterlichen Schuld.² Stattdessen rückt hier ein viel objektfreundlicheres Bedürfnis, etwas zu geben, ins Zentrum (King, 2012).

Angesichts der Verwirrung sei noch einmal gefragt: Woher führt dieses bereits eingangs behandelte Bedürfnis nach einem Kind und im weiteren Sinne nach Generativität? Stammt es aus dem erwähnten Wunsch, die in einer anfänglichen Untat erlittene Ohnmacht in aktive Erzeugerschaft umzuwandeln? Oder ist es doch Ausdruck eines genetisch verankerten Imperativs nach Fortpflanzung, welcher im genetischen Code aller Lebewesen festgeschrieben ist? Die genetische Anlage besteht zweifellos, aber es muss, wie auch Ute Auhagen-Stephanos (2005) ausführt, eine epigenetische Bedingung erfüllt sein: Erst die jeweiligen biografischen, sozialen und kulturellen Bedingungen entscheiden darüber, ob die genetische Forderung sich auch zu einem eigenen Begehrten in der Psyche des Individuums ausbildet. Für eine potenzielle Mutter unterstreicht Auhagen-Stephanos dabei die Bedeutung des mütterlichen Ich-Ideals und der von ihm ausgehenden Forderung. Für einen potenziellen Vater hat unlängst Tilo Held (2018) beschrieben, wie sich jeder ausschließlich biologistische Ansatz als unzutreffend erweisen muss. Die männliche *Entscheidung*, sich einem eigenen Baby zuzuwenden, führt nämlich zu hormonellen Veränderungen im männlichen Gehirn, nicht umgekehrt. Der männliche Entschluss zu einem Kind, also eine seelisch-mentale *Handlung*, und die fürsorgliche Zuwendung nach der Geburt machen aus dem männlichen Gehirn ein väterliches Gehirn: Bis etwa zum 18. Lebensmonat des Kindes findet eine Annäherung des väterlichen an das mütterliche Gehirn statt, indem die Oxytocin- und Prolaktin-Spiegel steigen und der Testosteronspiegel deutlich abfällt. Bei homosexuellen Vätern als primären Pflegepersonen ist diese hormonelle Umstellung nach Angaben der israelischen Neurobiologin Ruth Feldman noch ausgeprägter (Held, 2018, S. 151). Diese Umstellungen gehen auf einer emotionalen Ebene mit einer Synchronie und einer Gefühlsübereinstimmung zwischen zwei Bindungspartnern einher, welche auch die Synchronie zwischen Eltern und Kind stärkt. Der emotionale Vorteil, den Frauen und Männer dabei gemeinsam haben, besteht in der Entwicklung und Vertiefung eines Glücksgefühls. Und Glück empfinden zu wollen, ist durchaus ein mächtiges Motiv für den Wunsch nach einem Kind sowie im weiteren Sinne für das Bedürfnis nach kultureller Erzeugerschaft.

-
- 2** Unter Einbezug des kulturellen Aspekts einer solchen seelischen Generativität lassen sich sogar die zitierten Anti-Natalisten in einem gewissen Sinne als generativ ansehen, denn sie argumentieren nicht zuletzt mit der Sorge für die bereits geborene Generation.

Ich meine, der genetische Code, die Ursprungsphantasie der Urszene und sehr verschiedene, teils gegensätzliche individuelle Motive können zu dem Wunsch führen, sich fortzupflanzen und eine Elternschaft zu übernehmen, sei sie nun biologisch begründet oder ausschließlich seelisch ausgerichtet. Gegensätzlich deshalb, weil ein Kind aus Sicht der Eltern sowohl Ausdruck eines über sich selbst hinausweisenden Eros im Sinne von Lévinas als auch eines Bedürfnisses nach Komplettierung eigener Mangelgefühle sein kann. Nicht selten verschränken sich beide Motive. Psychoanalytisch meine ich aber sagen zu können, dass in Menschen ein Bedürfnis nach Generativität existieren kann, das nicht nur auf der Wiedergutmachung einer Untat beruht, sondern im Erleben von Glück und Liebe durch die *Weitergabe* eigener Subjektivität sowie einer *Begegnung* mit der neuen Subjektivität des Kindes oder des Anvertrauten gründet. Dies schließt die 18 Gründe nicht aus, aufgrund derer laut Winnicott (1949) eine Mutter ihr Kind hassen kann. Bei günstigen Umständen ist es dieselbe Mutter, welche ihren Hass nicht zerstörerisch werden lässt.

Das Paradox des narzisstischen Begehrens und der Fähigkeit zum Verzicht

Es ist unhintergehbar, dass ein narzisstisches Begehr am Anfang jeder Generativität steht: Indem ich ein Kind zeuge oder empfange oder indem ich mich unter Einsatz meiner Subjektivität um Nachkommen kümmere, möchte ich die Begrenztheit meines Lebens überwinden. Ein persönlich bedeutsamer Teil von mir soll weiterbestehen, sei es als gewisse Doppelung meiner selbst oder als zumindest partielles Fortbestehen meiner Person oder meiner Liebespartnerin bzw. meines Liebespartners über den biologischen Tod hinaus. Dies ist ein zutiefst narzisstisches Bedürfnis, und möglicherweise lässt sich hier von einer Untat sprechen. Dieser Narzissmus führt aber dazu, dass mir eine Formulierung von Alice Balint Bestand zu haben scheint – außer in repressiven Gesellschaften und mit einer kleinen, aber bedeutsamen Ergänzung, nämlich dass »das geborene Kind immer auch das von der Mutter [zumindest unbewusst, H. B.] gewollte Kind ist« (Balint, 1939, S. 126)³. Darin ist potenziell die Anerkennung des Kindes als Anderem, der Schritt vom Narzissmus zum Objekt aus der Elternperspektive enthalten. Ich gründe diese Sichtweise einer narzisstischen Grundmotivation auf den Äußerungen vieler Patientinnen und Patienten, die angesichts ihres Kinderwunsches davon sprachen, »sich verwirklichen«, »ein Kind für sich haben« oder »eigene Erfahrungen weitergeben« zu wollen. Bei mehreren Patientinnen und Patienten hatte der Kinderwunsch auch die Funktion, mittels der Identifikation mit dem eigenen Kind eigene trau-

3 Alice Balint unterscheidet auch eine *triebhafte* von einer *kulturellen Mütterlichkeit*.

matische Erfahrungen ausgleichen oder ungeschehen machen zu wollen, indem »alles ganz anders« als in der eigenen Kindheit werden sollte. Mit einer solchen Motivation rückt die Gefahr des narzisstischen Missbrauchs, der Verleugnung des Kindes als dennoch eigenständigem Subjekt natürlich näher. Nichtsdestoweniger ist eine Rücksichtslosigkeit in dem Sinne erforderlich, dass potenzielle Eltern ihre ungeborenen Kinder nicht fragen müssen, ob sie geboren werden wollen. Vielmehr benötigen potenzielle Eltern ein relativ schuldfreies Begehr, sich ihr Leben *mit* einem Kind und damit eben ein Kind nehmen zu wollen. Den dazugehörigen narzisstischen Imperativ habe ich in einem Lied von Udo Lindenberg gefunden, in dem er einen lebensmüden Freund auffordert: »Nimm dir das Leben und gib's nie wieder her.« Die suizidale Konnotation von: »Nimm dir das Leben«, wird durch die folgende Aufforderung: »und gib's nie wieder her«, eindeutig ausgeschlossen. Auch in Bezug auf den Beginn von Generativität trifft der erste Satz zu: Man muss narzisstisch ausreichend fordernd sein und sich selbst für wert genug erachten können, um sich zumindest mit der Hälfte der eigenen Gene und der eigenen Ideen reduplizieren zu wollen.

Zur Fortführung von Generativität bedarf die zweite Aufforderung jedoch einer Ergänzung: so identitätsbildend es für die nächste Generation auch ist, wenn sich Eltern als selbstüberzeugt und narzisstisch stabil erweisen, so sehr benötigt die nächste Generation auch den Verzicht der Eltern auf allgegenwärtige Präsenz. Um in einem psychischen Sinne generativ sein zu können, müssen Eltern bereit werden, ihr Leben auch wieder herzugeben.

Die horizontale und die vertikale Achse des narzisstisch-depressiven Dilemmas

Die Balance zwischen beiden Polen betrifft eine horizontale und eine vertikale Achse. Ich meine damit Folgendes: Auf einer horizontalen Achse besteht die Kunst elterlicher Generativität darin, sich ihrem Kind ausreichend lustvoll und stolz mit der eigenen Subjektivität, den eigenen Ideen, Vorstellungen und affektiv getönten Handlungsweisen zu präsentieren, um als Identifikationsobjekt verfügbar zu sein. Dies schließt die Unvermeidlichkeit einer anfänglichen Rücksichtslosigkeit ein. Gleichzeitig bedarf es jedoch einer Bereitschaft, sich so weit zurückzunehmen, dass eine Einfühlung in die potenziell fremde, emotionale Welt des eigenen Kindes möglich bleibt. Unvermeidlich entsteht aus dieser Paradoxie eine konflikt-hafte Spannung in den Erwachsenen selbst. Dabei besteht die Grundlage für die erforderliche rezeptive Fähigkeit in einer Anerkennung der Differenz zum eigenen Kind – etwa im Sinne des berühmten Verses von Khalil Gibran (1923/2002, S. 13): »Eure Kinder sind nicht eure Kinder. Sie sind die Söhne und die Töchter der Sehnsucht des Lebens nach sich selbst.« Der nachfolgende Vers Gibrans

stimmt im Sinne meiner These und stimmt zugleich nicht, denn »Sie [die Kinder, H. B.] kommen durch euch, doch nicht aus euch,/Und sind sie auch bei euch, gehören sie euch doch nicht« bezeichnet zwar die Anerkennung der kindlichen Unverfügbarkeit, unterschätzt jedoch die Bedeutung der ursprünglichen Einheit mit den Eltern. Die Kinder kommen doch auch *von* den Eltern, wobei allerdings die Abstammung von einem Elternpaar, also von zwei Menschen, bereits den Kern der Differenz enthält: Nie kann ein Kind nur eine Verdoppelung einer Mutter oder eines Vaters sein, in ihm ist immer die sexuelle Liebespartnerin oder der sexuelle Liebespartner enthalten, und aus der beiderseitigen Vereinigung entsteht ganz im Sinne Hannah Arendts ein neuer lebendiger Anfang. Aus der generativen Perspektive eines Elternteils stellt ein Kind somit sowohl eine narzisstische Fortführung des Elternteils selbst als auch eine Begegnung mit dem Anderen, Fremden und ganz Neuen dar. Narzisstisches Begehen und Anerkennung des Verlusts von Allmacht sind gleichermaßen erforderlich, um ein Kind als neues Drittes entstehen zu lassen. Da Verzicht mit einer Verlusterfahrung einhergeht, spreche ich von einer depressiven Qualität. Depression verstehe ich hier nicht in einem kleinianischen Sinne als Anerkennung der eigenen Aggression, sondern in einem objektpsychologischen Sinn als Anerkennung eines Verlusts. Aus diesem Grund halte ich es für gerecht fertigt, von einem narzisstisch-depressiven Dilemma zu sprechen, vor dem Eltern von Anbeginn des Lebens mit ihrem Kind stehen. Es führt dazu, dass im weiteren Verlauf ein generationelles Verhältnis ohne innere und interpersonelle Konflikte gar nicht denkbar ist. Eltern müssen im Bemühen, das Dilemma aufheben zu wollen, zwangsläufig scheitern. Die Anerkennung dieses Dilemmas hilft aber, eine produktive generationelle Spannung und Balance aufrechterhalten zu können. Ich kann hier nur anmerken, dass bestimmte Formen der Reproduktionsmedizin, welche das Paar und die Urszene phantasmatisch zugunsten einer ausschließlich narzisstischen Reduplikation eines Elternteils auszuschalten versuchen, aus meiner Sicht Gefahr laufen, in einem psychischen Sinne nicht generativ zu sein. Zumindest bedarf es der seelischen Repräsentanz eines Dritten auch in der Reproduktionsmedizin, um die von mir geschilderte narzisstisch-depressive Balance gegenüber dem so gezeugten Kind halten zu können.

Indem das Wachstum des Kindes beziehungsweise der Nachfolgegeneration voranschreitet, verändert sich die horizontale Dimension zu einer vertikalen Achse des Dilemmas, denn der Anteil des Verzichts auf die Teilhabe am Leben der neuen Generation nimmt für alle Eltern, seien sie nun leibliche oder »seelische« Eltern, immer mehr zu. Entwicklungspsychologische Forschungen unterstützen die Sichtweise einer Verschiebung des narzisstisch-depressiven Spannungsverhältnisses. So erleben Mütter und Väter ihre kleinen Kinder, insbesondere bei Geschlechtsgleichheit, eher als Spiegel des eigenen Selbst, während sich die Kinder in der Pubertät in der Regel aufgrund eigener Motivation aus der engeren Beziehung zu den Eltern zurückziehen (Seiffge-Krenke, 2001). Für die weitere Entwicklung kommt es sehr

darauf an, inwieweit es den Eltern gelingt, diesen Rückzug zu akzeptieren, ohne sich selbst vom Jugendlichen resigniert zurückzuziehen oder sich der unvermeidlichen Auseinandersetzung durch gegenidentifikatorische Verstärkung angeblich eigener Jugendlichkeit zu entziehen (Blaß, 2011; King, 2012; Thomä, 2008). Der depressive Anteil des generativen Dilemmas nimmt auf jeden Fall zu. Die Herstellung einer erwachsenen Wiederannäherung wird vonseiten der Eltern nur dann relativ konfliktarm möglich sein, wenn sich die Eltern der nahenden Realität des eigenen Todes stellen und nicht die nachfolgende Generation ursächlich für ihn verantwortlich machen, selbst wenn der Elternmord in der unbewussten Phantasie aller Menschen existiert. Generativität kann nur gelingen, wenn die zur partiellen Fortführung des eigenen Lebens gezeugten Kinder auch zu Vorboten des persönlichen Rückzugs und letztlich des eigenen Todes werden dürfen – mit anderen Worten: wenn die individuelle Todesangst nicht zur dauerhaften Quelle von Verdrängung und Verleugnung des Wissens um das eigene Lebensende wird. »Der Mensch ist das Lebewesen, welches weiß, dass es sterben muss«, sagt C. F. von Weizsäcker (1982, S. 154). Die mit diesem Wissen verbundene individuelle Angst lässt sich vielleicht eher aushalten, wenn es möglich wird, das eigene Ich in die Generationenfolge des organischen Lebens und, auf menschlich-seelischer Ebene, der mit ihm verbundenen Repräsentanzen einzufügen. Um noch einmal von Weizsäcker zu zitieren: »In der menschlichen Reifung sterben wir viele Tode. Stets ist der bestandene Tod ein Weg zu neuem Leben, der übertünchte Tod ein Gebanntsein in den Tod. Am Ende erreicht der fliegende Pfeil [der laut Jean Paul im Augenblick der Geburt auf den Menschen abgeschossen wird, H. B.] das leibliche Ich – mein Ich, wie wir zweideutig sagen« (ebd., S. 162). Es ist hinzuzufügen, dass eine zustimmende Annahme dieses tödlichen Getroffenseins der nächsten Generation hilft, ihr eigenes Leben *unter Verwendung des elterlichen Erbes* neu und kreativ zu gestalten. Die Figur des Laios verkörpert eine gegenteilige Haltung: Dessen Verkennung, den eigenen Sohn als Verursacher und nicht allenfalls als Repräsentanten des auf ihn abgeschossenen Pfeils anzusehen, führte letztlich zu Laios' Ermordung und der nachfolgenden Tragik des Ödipus. Es sei noch hinzuzufügen, dass eine Anerkennung dieses individuellen »Stirb und Werde!« (aus Goethes Gedicht *Selige Sehnsucht* [1817]) auch in kulturellen und institutionellen Zeitverhältnissen stattfindet, wenn in Institutionen frühere »Kulturträger« (Mannheim, 1928, zit. n. King, 2012, S. 216) durch neue Kulturträger abgelöst und die »akkumulierten Kulturgüter« tradiert, übertragen werden.

Zwei kurze Fallbeispiele

Ich möchte die beiden Pole des narzisstisch-depressiven Konflikts mit zwei kurzen Fallbeispielen illustrieren. Frau A., eine Frau von Mitte Dreißig, erwog in ihrer

Analyse wiederkehrend die Frage, ob sie schwanger werden und ein Kind bekommen könne. Sie schwankte zwischen ihrem Wunsch und ihrer tiefen Befürchtung, ihrem potenziellen Kind keine gute Mutter sein zu können, weil sie ihre eigene Mutter als emotional hart und mechanisch sowie ihren Vater ebenfalls als gefühls-abwehrend erlebt hatte. Ihr Selbstbild war von der Überzeugung geprägt, sich ihrem Kind nicht zumutzen zu können, weil sie sich ein feinfühliges Eingehen auf ihr Kind nicht zutraute und sich somit als potenzielle Gefahr für ihr Kind betrachtete. Andererseits kehrte ihr Wunsch nach einem Kind immer wieder, dies umso mehr, als sich das Verhältnis zu ihrem Ehemann im Laufe der Analyse emotional näher gestaltete. Sie litt jedoch an einer Reihe phobischer Vorstellungen, welche im Kern ihre unbewusste und abgewehrte Wut auf beide Eltern enthielt, von der sie unbewusst fürchtete, vergiftet zu werden und damit ein eigenes Kind zu vergiften. Zugleich wirkte sie verzweifelt angesichts ihres eigenen Gefühls, schlecht zu sein und als schlechte Mutter besser kein Kind haben zu dürfen. Oft bezichtigte sie sich selbst, »völlig irrational« zu reagieren und mit ihren meist von somatischen Missemmpfindungen geprägten Phobien bei einem Kind nur Schaden anrichten zu können. Ihr fehlte eine positive narzissstische Balance in ihrem Selbsterleben, was mich in der Analyse vor die Frage stellte, ob ich mehr ihr narzissstisches Defizit adressieren oder ihre mit den Selbstbezichtigungen verbundenen Konflikte um Wut und Schuldgefühle in der Übertragung auffinden könne. Natürlich ist das behandlungstechnisch kein Gegensatz, aber als zentrale Foki erwiesen sich doch die Wiederbelebung und das Durcharbeiten ihrer Schmerzgefühle und ihrer damit verbundenen Wut, sich von den eigenen Eltern als nicht wert genug für ein vertieftes Bemühen um emotionales Verständnis empfunden zu haben. Mir gegenüber blieb sie zunächst freundlich gehemmt und bedankte sich sogar mehrfach für die Möglichkeit, Raum und Zeit zum Sprechen zu haben. Es schien wichtig, mich erst einmal als zugewandte Person ohne allzu viel Ambivalenz wahrnehmen zu können. Im Laufe der Zeit gewann ich jedoch den Eindruck, dass sie mit ihren Selbstbezichtigungen auch einen unausgesprochenen Ärger auf mich zum Ausdruck brachte, sodass ich sie eines Tages fragte, was sie denn an mir störe, für das sie sich selbst anklage. Nach einem schreckhaft wirkenden Schweigen antwortete sie mit der Frage, ob es möglich sei, dass ich das auf Spalt stehende Fenster schließen könne. Es sei zwar gut, frische Luft zu haben, aber sie könne nicht sicher sein, ob etwas von ihren Worten nach draußen gelangen könne. Ich antwortete: »Ja, da habe ich nicht gut genug auf Sie aufgepasst. Das enttäuscht Sie natürlich und macht Sie ärgerlich auf mich.« Auch wenn sie diesen Ärger zunächst wegwischen wollte, wurde es ihr im Verlauf der nächsten Stunden doch möglich, mich in der Übertragung als nicht immer aufmerksam genug kritisieren zu können, ohne sich dafür übermäßig schuldig fühlen zu müssen. Allmählich konnte sie in der Übertragung beginnen, sich wegen ihrer aggressiven Regungen weniger schlecht zu fühlen, sodass auch ihr narzissstisches Defizit abnahm. Die Tatsache, dass ich wegen des

Fensters keinen Kampf mit ihr aufgenommen, sondern ihre Kritik mit einem Versuch des Verstehens beantwortet hatte, war ein Mosaikstein für die Entwicklung eines Mutterbilds, welches weder die Forderung nach Perfektion noch eine dauerhafte aggressive Entwertung enthielt. Ihr eigenes Zutrauen in ihre konstruktiven Fähigkeiten wuchs in Verbindung mit einer Abnahme ihrer Furcht vor den zerstörerischen Wirkungen ihrer Aggression. Die Zunahme ihrer narzisstischen Stabilität bildete dann auch die Grundlage dafür, dass sie mit Ende Dreißig Mutter werden konnte. Sie sagte: »Jetzt fühle ich mich sicherer und traue mir mehr zu, Mutter zu sein.«

Während bei Frau A. das narzisstisch-depressive Gleichgewicht anfangs zu ungünstigen des narzisstischen Pols ausgebildet war, hatte Herr B. Schwierigkeiten mit dem depressiven Pol entwickelt. Herr B. war Mitte Vierzig, verheiratet, und er hatte seinen Sohn bis in dessen Pubertät hinein durchgängig idealisiert. Für mich war unverkennbar, wie er seinen Sohn als Selbstobjekt bewunderte und benutzte, indem er keine Differenz zwischen sich selbst und seinem Sohn hatte aufkommen lassen. Sein Sohn war für ihn ein brillantes Kind gewesen: schlank, schlau, sportlich, charmant, gewinnend – einfach wie er selbst. Er hatte mit ihm gemeinsame Fahrten unternommen, auch ohne seine Frau, er hatte mit ihm gemeinsam Bücher gelesen und gemeinsame Sportveranstaltungen besucht. Wenn sein Sohn die 100 Meter im Wettkampf mit anderen Jungen lief, rannte Herr B. am Seitenrand geistig mit, und wenn sein Sohn gewonnen hatte, hatte Herr B. ebenfalls gewonnen. Ich kann jetzt nicht auf den biografischen Hintergrund von Herrn B. eingehen, aber er war in eine seelische Krise geraten, als sein Sohn mit Beginn seiner Pubertät aus dieser narzisstischen Dualunion ausgestiegen war. Subjektiv plötzlich hatte sein Sohn begonnen, die bisherigen gemeinsamen Aktivitäten nicht mehr fortführen zu wollen, stattdessen wurde er im Erleben von Herrn B. aufsässig, frech und faul. Die schulischen und sportlichen Leistungen seines Sohnes brachen ein, und Herr B. reagierte mit zunehmender Bestürzung und Jähzorn auf diesen Wandel.

In der Analyse wurde neben vielem anderen zweierlei deutlich: Zum einen erlebte Herr B. die Veränderungen seines Sohnes nahezu ausschließlich auf sich selbst gerichtet, und zwar im Sinne einer Ablehnung. Er fühlte sich von seinem Sohn zurückgewiesen und persönlich gekränkt. Dies führte dazu, dass er in den Stunden entgegen seiner früheren, vordergründig liebenden Bewunderung mehr und mehr Zorn über seinen Sohn äußerte, welcher bis hin zu Schläge- und Tötungsphantasien reichte. Herr B. zeigte sich zwar beschämmt, aber er gestand ein, dass er einen solchen Sohn, wie er ihn jetzt vor sich habe, nicht gebrauchen könne und dass er jetzt verstehen könne, warum manche Väter in der historischen Vorzeit ihre Söhne getötet hätten. Sein Hass war immens. Er litt aber auch unter seiner überschießenden Affektivität und empfand sie selbst als nicht angemessen. Die Entwicklung des psychoanalytischen Prozesses bestand darin, dass er auch mit mir im Sinne einer

szenischen Wiederholung eine narzisstische Dualunion anstrehte, innerhalb derer ich ihn ausschließlich bestätigen sollte. Insbesondere erwartete er von mir eine Zustimmung zu seiner Kritik an seinem Sohn. Wenn ich diesem Ansinnen nicht entsprach, reagierte er schnell gekränkt und wütend. Abgesehen von einer homerotischen Problematik, welche sowohl in der Beziehung zum Sohn wie zu mir eine Rolle spielte, deutete ich immer wieder seine Furcht vor Vernichtung seiner eigenen Existenz, wenn er eine Differenz zwischen seinen und meinen Gedanken wahrnahm. Ich deutete in folgendem Sinne: »Sie fürchten, dass Ihr Empfinden gar nichts gelten würde, wenn ich es nicht eins-zu-eins bestätige – so als wären Sie dann nicht mehr existent.« Die aus diesem Prozess resultierende Fähigkeit, mehr Getrenntheit zwischen ihm und mir bei Fortbestehen der analytischen Beziehung annehmen zu können, erlaubte es ihm schließlich, seinen Sohn ein eigenes Leben führen zu lassen, was das Verhältnis zwischen beiden wieder verbesserte.

Kurze Anmerkung zur Generativität psychoanalytischer Institutionen

Bevor ich nach diesen beiden Beispielen zum Schluss komme, möchte ich an dieser Stelle nur anmerken, dass wir uns als Psychoanalytiker*innen mit unseren Institutionen ebenfalls um das Verhältnis von Narzissmus und Depression kümmern müssen: Was können und müssen wir an unsere nachfolgende Generation mit auch narzisstischem Begehrn weitergeben und auf was müssen wir als Träger der psychoanalytischen Kultur zugunsten der jüngeren Kulturträger verzichten? Wir stehen hier vor großen Herausforderungen, nicht zuletzt auch angesichts unseres schwierigen berufspolitischen Umfelds. Angesichts der im September 2019 zum Teil überrumpelnd eingetretenen berufspolitischen Entwicklungen, welche von politischer Seite auf eine Stärkung von Kurzzeittherapien zu Lasten von Langzeittherapien abzielen, möchte ich unterstreichen, dass die Entwicklungen in meinen beiden Beispielen nicht in zehn Stunden Kurzzeittherapie, sondern nur in längerfristigen psychoanalytischen Prozessen möglich werden konnten. Es ist zu hoffen, dass auch nachfolgenden Generationen diese Möglichkeit zu strukturellen, nur längerfristig durchführbaren Transformationsprozessen innerhalb des deutschen Gesundheitssystems erhalten bleibt.

Schluss

Ich kehre nochmals zu meinem neunjährigen Patienten zurück, den ich eingangs erwähnte. Ich hatte geschildert, dass er mit mir Kinder machen wollte. Als es ihm nach mehr als zwei Jahren Analyse besser ging und ich wieder einmal das unver-

meidliche Stundenende durchgesetzt hatte, blieb er im Türrahmen stehen und sagte lächelnd: »Tschüss, mach's gut. Wir sehen uns bei deiner Beerdigung. Ich werde auf deinem Grab tanzen!« Sprach's und ging. Ich denke, er hat recht: Als Angehöriger der jüngeren Generation wird er auf meinem Grab tanzen können. Allerdings, bis es so weit ist, werde ich noch eine Zeit lang selber leben wollen, und er muss noch einige Jahre warten, zumal es, wie er mir am nächsten Tag sagte, ja »nur Spaß« war. – Wir werden sehen.

Literatur

- Arendt, H. (1958/2011). *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München, Zürich: Piper.
- Auhagen-Stephanos, U. (2005). Frauen mit unerfülltem Kinderwunsch zwischen Psychoanalyse und Reproduktionstechnik. *Psyche – Z Psychoanal*, 59(1), 34–54.
- Balint, A. (1939). Liebe zur Mutter und Mutterliebe. In M. Balint (1981), *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse* (S. 116–135). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Blaß, H. (2011). Der Vater als vertrauter Fremder – zur dichotomen Stellung des Vaters. *Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie*, H. 151, 42(3), 369–388.
- Brunschweiger, V. (2019). *Kinderfrei statt kinderlos. Ein Manifest*. Marburg: Büchner.
- Donath, D. (2016). *Regretting motherhood. Wenn Mütter bereuen*. München: Knaus.
- Dürholz, J. (2018). Will ich Kinder? *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 25.11.2018, 47, 11–12.
- Dürholz, J. (2019). Um herauszufinden, ob ich Kinder kriegen soll ... *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 18.08.2019, 33, 9–10.
- Écoute (2019). Un bébé, un arbre. Écoute. *Einfach besser Französisch* [Sprachmagazin], 2019(7), 13.
- Erikson, E. H. (1973). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Erikson, E. H. (1988). *Der vollständige Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Flaßpöhler, S. & Werner, F. (2019). *Zur Welt kommen. Elternschaft als philosophisches Abenteuer*. München: Blessing.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E. & Target, M. (2002). *Affect Regulation, Mentalization and the Development of the Self*. London: Routledge.
- Gibran, K. (1923/2002). *Der Prophet*. München: dtv e-Book.
- Giraud, Th. de (2006). *L'art de guillotiner les procréateurs – manifeste anti-nataliste*. Nancy: Le Mort-Qui-Trompe.
- Held, T. (2018). Das väterliche Gehirn. *Psyche – Z Psychoanal*, 72(2), 146–164.
- Heti, S. (2019). *Mutterschaft*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Jelden, N. (2014). *Der Neonatizid als mögliche Konsequenz einer negierten Schwangerschaft*. <http://dx.doi.org/10.25673/1328>
- Kant, I. (1990). *Die Metaphysik der Sitten*. Stuttgart: Reclam.
- King, V. (2012). Entstehung und Abwehr des Neuen im Generationenverhältnis – kulturelle Figurationen der Generativität. In M. Teising & Ch. Walker (Hrsg.), *Generativität und Generationenkonflikte, Tagungsband der DPV-Herbsttagung 2011* (S. 210–224). Frankfurt/M.: DPV.
- Klier, C. M., Amon, S., Putkonen, H., Fernandez Arias, P. & Weizmann-Henelius, G. (2019). Repeated neonaticide: differences and similarities to single neonaticide events. *Arch Womens Ment Health* 22, 159–164, <https://doi.org/10.1007/s00737-018-0850-1>

- Kristeva, J. (2019). Prélude à une éthique du féminin. Eröffnungsvortrag IPV-Kongress London, 24. Juli 2019. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Leuzinger-Bohleber, M. (2019). Medea-Phantasie und Geschlechterspannung. In I. Moeslein-Teisinger, G. Schäfer & R. Martin (Hrsg.), *Geschlechter-Spannungen* (S. 119–138). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Lévinas, E. (1987/2016). *Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität*. Freiburg, München: Alber.
- Mannheim, K. (1928). Das Problem der Generationen. *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 7(2), 157–185 u. 309–330.
- Molinski, H. (1972). *Die unbewußte Angst vor dem Kind als Ursache von Schwangerschaftsbeschwerden und Depressionen nach der Geburt*. München: Kindler.
- PKS: *Polizeiliche Kriminalstatistik, Jahrbuch 2018, Band 2*, 66. Ausgabe, Version 2.0, S. 13 (aufgerufen am 18.08.2019).
- Safranski, R. (2015). *Zeit. Was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen*. München: C. Hanser.
- Seiffge-Krenke, I. (2001). Väter und Söhne, Väter und Töchter. *Forum Psychoanal*, 17, 51–63.
- Slimani, L. (2018). *Dann schlaf auch du*. München: btb.
- Thomä, D. (2008). *Väter. Eine moderne Heldengeschichte*. München: Hanser.
- WAZ (11. Juli 2019). Das Phänomen Neonatizid. Wenn Frauen ihre Babys töten. https://www.wz.de/nrw/phaenomen-neonatizid-wenn-frauen-ihre-babys-toeten_aid-39873241 (18.08.2019).
- Weizsäcker, C. F. v. (1982/1977). *Der Garten des Menschlichen. Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie*. München: Hanser.
- Winnicott, D. W. (1949). Hate in the Counter-Transference. *Int. J. Psycho-Anal.*, 30, 69–74.

Der Autor

Heribert Blaß, geboren 1954, Dr. med., Psychoanalytiker für Erwachsene, Kinder und Jugendliche, Lehranalytiker der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV) und Arzt für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, arbeitet niedergelassen in eigener Praxis in Düsseldorf. 2010–2016 war er Leiter des zentralen Ausbildungsausschusses der DPV, 2016–2020 Vizepräsident und seit 2020 Präsident der Europäischen Psychoanalytischen Föderation (EPF). Er publizierte zur Entwicklung sowie Bedeutung männlicher Identität und Sexualität, außerdem zu Fragen der Supervision in der psychoanalytischen Ausbildung.

Kontakt: Dr. Heribert Blaß, Neubrückstraße 4, 40213 Düsseldorf; E-Mail: heribert@blass.io

Darth Vader, der Laios-Komplex und die dunkle Seite der Macht

Leopold Morbitzer

»Erforsche deine Gefühle, Vater. Ich fühle deinen Konflikt; befreie dich vom Hass!«
(Luke Skywalker zu Darth Vader in *Star Wars VI*)

Die Weltraum-Saga *Star Wars* vom Produzenten, Drehbuchautor und Regisseur George Lucas ist eine der erfolgreichsten Filmreihen aller Zeiten und darf – wie die *Harry Potter*-Saga (vgl. Morbitzer, 2018) – inzwischen wohl als moderner Mythos gelten. Auch wer die Filme nicht gesehen hat, hat vermutlich schon von Darth Vader, Luke Skywalker oder Prinzessin Leia gehört und kennt Zitate wie: »Möge die Macht mit dir sein!« Ich werde gar nicht erst versuchen, einen Überblick über das *Star Wars*-Universum zu geben mit seinen zahlreichen Charakteren, deren unzählige Geschichten in diversen Filmen, Serien, Comics und Büchern erzählt werden.

Ich werde mich hier allein auf die erste *Star Wars*-Trilogie von George Lucas beschränken und dort auf die Beziehung zwischen Darth Vader und seinem Sohn Luke Skywalker, weil sie meines Erachtens das Herzstück dieses Universums darstellt. *Star Wars* ist dabei nicht nur die Geschichte des Kampfes zwischen Gut und Böse in einer fernen, fiktiven Galaxis, sondern verhandelt ganz zentral auch das Thema der Generativität. Zur Veranschaulichung dieser These werden einzelne Szenen aus der ersten Trilogie genauer betrachtet.

Es ist uns vertrauter, solche Stoffe aus der ödipalen Perspektive zu betrachten (z. B. Miller & Sprich, 1981; Villela-Minnerly & Markin, 1987; Storck, 2017) – hier der des jungen Jedi-Schülers Luke Skywalker, der wie Ödipus nach seiner Geburt vor seinem Vater Darth Vader versteckt wird und bei Pflegeeltern ohne Kenntnis seiner Herkunft aufwächst und der im Verlauf seiner Entwicklung – ebenfalls wie Ödipus am Dreiweg – auf seinen ihm unbekannten Vater Darth Vader trifft.

Sigmund Freud hat die Vorgeschichte des Ödipus-Dramas bekanntlich ignoriert und zur phantasmatischen Fiktion des Knaben verkürzt. Demgegenüber stellt der um die *Elternperspektive* erweiterte Ödipus-Mythos ein narratives Grundmuster für die Konflikte des Generationenwechsels für beide Seiten dar. Bei diesem Generationenkonflikt auch das »*elterliche Unbewusste*« zu berücksichtigen, wie Jean Laplanche (1988, S. 217; *Hervorb. L. M.*) es nannte, wird zudem bei *Star Wars* auch der Tatsache gerechter, dass die meisten Menschen die Saga stärker noch als mit Luke Skywalker mit seinem Vater Darth Vader verbinden, jenem unheimlichen

dunklen Lord mit seiner schwarzen Rüstung und dem durch seine Maske verursachten charakteristischen Atemgeräusch.

Er ist auch die erste Person, die wir in den Filmen kennenlernen. In der Eröffnungssequenz von *Krieg der Sterne* (später umbenannt in *Star Wars: Episode IV – Eine neue Hoffnung*) verfolgt sein riesiges Raumschiff das kleinere Raumschiff Prinzessin Leias, der Anführerin der Rebellen. Dass es seine Tochter ist, die er verfolgt, wissen Darth Vader und die Zuschauer zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Abbildung 1 zeigt seinen ersten Auftritt, als er ihr Schiff entert.



Abbildung 1: Vader entert Leias Raumschiff (SW IV, 00:06:35).

Noch bevor wir also Luke Skywalker, Prinzessin Leia und die anderen Helden kennenlernen, sehen wir in dieser Eröffnungssequenz den stummen Auftritt Darth Vaders, der durch die Leichen getöteter Rebellen und Sturmtruppen marschiert. Er ist augenscheinlich jemand, der über Leichen geht. Mit seinem Auftritt beginnt die Trilogie, mit seinem Tod endet sie zwei Filme später. Die zwei Jahrzehnte später von George Lucas gedrehte zweite Trilogie spielt zeitlich vor der ersten und erzählt Darth Vaders Weg zur dunklen Seite der Macht, was ihn dann endgültig zur Hauptperson der Saga machte. Ich will daher einmal nicht die vertraute ödipale Perspektive Luke Skywalkers einnehmen, sondern diejenige der Vaterfigur Darth Vader. Um zu verstehen, welche unbewussten Kräfte in Darth Vader wirksam sind, ehe er sich generativ verhalten kann, brauchen wir ein Stück Erwachsenenpsychologie, wie wir in der Mitte unseres Lebens mit der Unvermeidbarkeit des Todes umgehen. Das modifizierte Konzept des Laios-Komplexes verknüpft dabei die Frage der Generativität eng mit der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergänglichkeit.

Der Laios-Komplex

Warum »Laios« -Komplex? Laios war der Vater von Ödipus, der seinen Sohn töten lassen wollte, denn »ein Orakel kam zu Laios einst [...] dass ihn das Schicksal treffen werde, durch den Sohn zu sterben« (Sophokles, 2012, V. 711–713;

Hervorh. L. M.). Sophokles formuliert das Orakel im Drama *König Ödipus* nicht als Warnung oder Fluch, sondern spricht von »Moira«, was ein unabänderliches Schicksal meint. Das Orakel bringt somit die Lebenstatsache zum Ausdruck, dass jede Generation sterben und von der nachfolgenden verdrängt und ersetzt werden wird. Die Eltern sind für das nachfolgende Kind ein »Vorbild, das man nicht nur nachahmen, sondern auch beseitigen will, um seine Stelle selbst einzunehmen« (Freud, 1914f, S. 206). Durch die Geburt eines Kindes bekommen Eltern ihre Endlichkeit vor Augen geführt. Sie haben nun nicht mehr nur ihre Eltern vor sich, sondern es rückt eine Generation nach, sie selbst rücken in die Generation der Elternschaft und nehmen ihren Platz in der Generationenfolge ein. Laios kann seine Vergänglichkeit nicht anerkennen und diesen Komplex konstruktiv lösen und generativ handeln, sondern versucht seinem Schicksal zu entgehen, indem er seinen Sohn als Säugling von einem Hirten aussetzen lässt, um ihn zu töten. Der Hirte aber rettet Ödipus und bringt ihn stattdessen zu Pflegeeltern, bei denen er ohne Kenntnis seiner Herkunft aufwächst.

Ödipus begegnet dann als junger Mann seinem ihm unbekannten Vater am so genannten *Dreiweg* wieder, an einer engen Stelle, wo ein Ausweichen nicht (mehr) möglich ist. Die Kräfteverhältnisse haben sich inzwischen aber gedreht. Eine hoch aufgeladene Situation. Der Hass des Vaters (den Sohn »aus dem Weg [...] mit Gewalt [zu] vertreiben«, Sophokles, 2012, V. 804–805) und der Hass des Sohnes (»Ich schlag den, der mich wegdrängt«, ebd., V. 806) prallen aufeinander und es findet ein gewaltssamer Generationenwechsel statt, der zum Tode Laios' und zum Bruch zwischen den Generationen führt.

Der Begriff *Laios-Komplex* stammt von Georges Devereux (1953), der von einem »komplementären Ödipus-Komplex« der Eltern sprach und *deren* sexuellen und aggressiven Impulsen gegenüber ihrem Kind. John Munder Ross (1982) war es, der den Begriff entscheidend geprägt hat. Für ihn ist Laios der Prototyp des schlechten Vaters.

In diesem Zusammenhang ist es aufschlussreich, herzuleiten, aus welchen Wörtern sich der Name *Darth Vader* zusammensetzen mag. *Darth* erscheint als eine Mischung aus *Dark* (Dunkel), *Dearth* (Mangel) und *Death* (Tod) und *Vader* als eine Mischung aus *Invader* (Eindringling) und *Father* (Vater). *Darth Vader* wäre demnach ein mangelhafter, dunkler, tödlicher und intrusiver Vater und damit eine Laios-Figur par excellence.

Ich habe nun vorgeschlagen (Morbitzer, 2017, 2018), unter den Begriff Laios-Komplex nicht einfach nur böse Verhaltensweisen von Eltern zu subsumieren, sondern ihn als Ringen mit einem spezifischen Konflikt zu sehen, so wie auch der Ödipus-Komplex und der Narzissmus-Komplex spezifische Konfliktkonstellationen darstellen. Der Begriff »Laios-Komplex« sollte nur für die Fälle reserviert sein, bei denen es um die Anerkennung der Vergänglichkeit beziehungsweise um deren Abwehr geht. Dann ließe sich auch scheinbar gut gemeintes, überbehüten-

des Verhalten von Eltern als Abkömmling eines Laios-Komplexes verstehen, sofern dieses Verhalten unbewusst dazu dienen soll, sich *unentbehrlich* zu machen, zur Abwehr der Angst, eines Tages *entbehrlich* zu sein. Den Laios-Komplex verstehe ich als unausweichliche Entwicklungsaufgabe des Erwachsenenlebens. Laios ist nicht deswegen Namensgeber dieses Komplexes, weil er versucht, seinen Nachwuchs zu töten, sondern weil in seinem Narrativ die enge Verknüpfung zwischen Vergänglichkeit und Generativität zum Ausdruck kommt. Den konkreten Fall des Laios könnte man dann als *einen* möglichen Bewältigungsversuch subsumieren, die eigene Vergänglichkeit abzuwehren, indem die nachfolgende Generation bekämpft wird, den Fall der Jokaste als einen anderen Bewältigungsversuch, bei dem der Generationenunterschied nivelliert wird.

Auf die Theorie des Laios-Komplexes kann ich an dieser Stelle nicht ausführlicher eingehen. Kurz gefasst ist die zentrale These die, dass wir *unbewusst* Altern, Tod und den Wandel der Generationen nicht als anonymes »Schicksal« erleben, als »*facts of life*« im Sinne Roger Money-Kyrles (1968, 1971), sondern als Beziehungsgeschehen. Wenn sich körperliche Alterungsprozesse immer stärker ins Bewusstsein drängen, wenn zugleich die eigenen Eltern älter werden und ihr Tod einen daran erinnert, dass man in der Generationenabfolge nun selbst als »Nächster« an der Reihe ist, während die Generation, die nachfolgt, größer und selbstständiger wird und einem den Platz streitig macht, lässt sich die eigene Vergänglichkeit zunehmend weniger verleugnen und wird der individuelle Lebenszyklus an diesem Punkt des Lebens als eingebettet erlebt in den Generationenzzyklus.

Das Orakel, das Laios veranlasste, seinen Sohn töten zu wollen, spricht die im Unbewussten der Eltern ängstliche Phantasie aus, dass wir sterben müssen, *weil* (und nicht wenn) unsere Kinder heranwachsen. So wie die Stiefmutter im Märchen *Schneewittchen* (Grimm, 1812–1815/2009) es nicht als Zeichen ihrer eigenen Vergänglichkeit sieht, dass sie eines Tages nicht mehr die Schönste im Lande ist, sondern es paranoid verarbeitet, insofern als es Schneewittchen sei, die ihr diesen Platz *raubt* und Schneewittchen daher sterben muss, um selbst wieder die Schönste zu sein.

Es ist wichtig, sich klarzumachen, dass wir hier im Wesentlichen von *unbewussten* Vorgängen sprechen. Die Ambivalenz des Laios-Komplexes ist im Ödipus-Mythos aufgespalten in eine Seite, die das Kind als Boten der eigenen Sterblichkeit ablehnt (Laios, der Ödipus aussetzen lässt) und eine Seite, die sich des Kindes annimmt (der Hirte, der Ödipus rettet). Von den beiden Seiten der Ambivalenz des Laios-Komplexes muss jedoch nur der Teil verdrängt werden, der sich *gegen* das Kind wendet, nicht derjenige, der sich des Kindes annimmt. Vor Ödipus, schrieb Freud, »schaudert jeder zurück mit dem ganzen Betrag der Verdrängung« (Freud, 1985c, S. 293). Dies dürfte für Laios allerdings noch sehr viel mehr gelten!

Ob sich Eltern, wie Laios oder Darth Vader, von ihren Kindern bedroht fühlen und ob die Spontanität, Impulsivität und Aggression des Kindes *destruktiv* wird

oder nicht, entscheiden nach Ansicht Donald Winnicotts (1971/1974) letztlich *nicht* die Impulse des Kindes, sondern die Fähigkeit oder Unfähigkeit der Eltern zu überleben. Winnicott meint mit »Überleben« nicht einfach das physische Überleben. »Es ist wichtig, daß ›Überleben‹ in diesem Zusammenhang ›Sich-nicht-Rächen‹ bedeutet« (ebd., S. 107). Darth Vader allerdings versucht, sich an seinen Kindern zu rächen, die ihn mit dem *fact of life* seiner Vergänglichkeit konfrontieren.

Vaders Angst vor dem Nachwuchs

In der Eröffnungsszene aus *Episode IV* verfolgt Darth Vader das Raumschiff seiner Tochter Leia deshalb, weil sie die Baupläne des sogenannten Todessterns gestohlen hat. Der Todesstern ist eine riesige Raumstation, deren Feuerkraft ausreicht, einen ganzen Planeten zu vernichten. Leia hat sich in den Besitz der Baupläne gebracht mit dem Ziel, dessen Schwachstelle zu finden, um ihn so zerstören zu können. Sie hat sich somit die Macht erworben, Vader und seine Pläne zu vernichten. Darth Vader erscheint hier zwar als Aggressor, die Aggression seiner Tochter gegenüber beruht indes auf seiner Furcht, dass Leia *ihm* gefährlich werden könnte, was am Ende ja auch der Fall ist. Denn von Leia gelangen die Baupläne zu Luke Skywalker, der daraufhin den Todesstern zerstört. Für Vader der Beleg für die Richtigkeit seiner paranoiden Befürchtungen.

Dass Vaders Ängste vor Lukes' aggressivem Potenzial nicht völlig unbegründet sind, zeigt dessen Geschichte. Wir lernen Luke in *Episode IV* an der Schwelle zum Erwachsenwerden kennen. Er wuchs ohne Kenntnis seiner Herkunft bei Pflegeeltern auf, die einfache Farmer sind. Luke hingegen will zur Raumfahrtakademie und Pilot werden. Sein Pflegevater hat dafür kein Verständnis und erlaubt es nicht, weil er ihn bei der Ernte braucht. Dem Adoleszenten wird nun vom Jedi-Meister Obi-Wan Kenobi offenbart, dass Lukes wahrer Vater Anakin Skywalker sei, der beste Raumpilot der ganzen Galaxis und ein Jedi-Ritter. Die Jedi seien einst die Hüter der Galaxis gewesen, bis Darth Vader den Orden der Jedi fast gänzlich ausgerottet und Lukes Vater ermordet habe. Obi-Wan erzählt weiter, dass derselbe Darth Vader, der seinen Vater ermordet habe, nun Prinzessin Leia gefangen halte. Als Obi-Wan den Farmersjungen Luke daraufhin bittet, ihm zu helfen, die Prinzessin zu befreien, reagiert dieser ängstlich: »Ich kann nicht [...], ich muss nach Hause, ich kriege auch so schon Ärger« (SW IV, 00:34:39). Lukes Konflikt löst sich im Film nun so, dass seine Pflegeeltern parallel zu diesem Gespräch ermordet werden. Luke findet nur noch ihre verbrannten Leichen vor. Hier wird im Film also Lukes Wunsch nach Autonomie und Unabhängigkeit, die ihm sein Pflegevater verwehrt, eng verknüpft mit dessen *tatsächlicher Vernichtung*. Vaders Angst erscheint so nicht völlig unbegründet, dass Lukes autonome Entwicklung Eltern das Leben kosten kann.

Die direkte Konfrontation zwischen Darth Vader und Luke wird in *Episode IV* zunächst noch aufgeschoben, weil Vader in dem Moment, als er Lukes Raumschiff abschießen will, von einem Mitstreiter Lukes abgedrängt wird und hilflos ins All trudelt, während Luke den Todesstern zerstört. Die Begegnung am Dreiweg wird somit aufgeschoben, Vater und Sohn erhalten ein Moratorium.

Die paranoide Angst gegenüber dem eigenen Nachwuchs finden wir auch in der Fortsetzung *Episode V – Das Imperium schlägt zurück*, als Darth Vader vom Imperator erstmals erfährt, dass er einen Sohn hat und dass es sein eigener Sohn war, der den Todesstern zerstört hat (siehe Abbildung 2). Dass es sich bei Luke um seinen Sohn handelt, versteht in diesem Moment übrigens nur Darth Vader, die Zuschauer (zumindest damals) noch nicht, weil sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht wussten, dass Darth Vader Anakin Skywalker ist.



Abbildung 2: Vader erfährt von Luke (SW V, 00:55:49).

Imperator: Wir haben einen neuen Feind – den jungen Rebellen, der den Todesstern zerstört hat. Ich habe keinen Zweifel daran, dass er der Abkömmling des Anakin Skywalker ist.

Vader: Wie ist das möglich?

Imperator: Befragt Eure innere Stimme, Lord Vader. Ihr werdet die Wahrheit erkennen. Er könnte uns vernichten.

Vader: Er ist nur ein Knabe. [...]

Imperator: Die Macht wirkt stark in ihm. Der Sohn des Skywalker darf nicht zu einem Jedi werden.

Vader: Falls wir ihn für unsere Sache gewinnen, könnte er zu einem mächtigen Verbündeten werden.

Imperator: Ja ... Er wäre von großem Wert für uns. Lässt sich das bewerkstelligen?

Vader: Er wird zu uns übertragen oder sterben, mein Gebieter.

(SW V, 00: 55:39–00:57:00)

Darth Vader fürchtet also, dass Luke zu mächtig werden und ihn vernichten könnte. Hier wird die Angst des Laios aktualisiert, eines Tages vom eigenen Nachwuchs

zerstört zu werden. Diese Angst versucht Darth Vader in sich zu beruhigen, wenn er sagt, es handle sich doch »nur um einen Knaben«. Der Imperator aber weist darauf hin, dass er kein Knabe *bleiben* wird: »Die Macht wirkt stark in ihm. Der Sohn des Skywalker darf nicht zu einem Jedi werden«, wie sein Vater. Dann jedoch erwacht bei Darth Vader die *Ambivalenz* des Laios-Komplexes, wonach der Nachwuchs eben nicht nur als Bedrohung des eigenen Lebens gesehen wird, sondern auch als von großem Wert, als möglicher mächtiger Verbündeter für die eigene Sache. Die »Lösung« des Laios-Komplexes, die hier schließlich anvisiert wird, ist es, Luke für die *eigene* Sache zu gewinnen. Wenn Luke sich aber nicht zu einer Erweiterung des väterlichen Selbst machen lässt, gewinnen die filiziden Impulse die Oberhand und er soll sterben.

Die erste Trilogie lässt offen, warum sich Anakin Skywalker vom Imperator zur dunklen Seite der Macht hat verführen lassen und zu Darth Vader wurde. Immerhin, was uns schon in dieser Szene zu denken geben kann, ist, dass der mächtige Darth Vader offenbar einen noch Mächtigeren über sich hat – den Imperator. Der Imperator tritt in den Filmen stets in schwarzer Kutte auf, die Kapuze tief über das bleiche Gesicht gezogen, so wie häufig der Sensenmann dargestellt wird. Die Gestalt des Imperators könnten wir in unserem Zusammenhang daher auch als den personifizierten Tod begreifen. Und wir könnten schon hier die These aufstellen, die in der zweiten Trilogie Bestätigung erfährt, dass Darth Vader aus Angst vor dem Überwältigt-Werden durch den Tod zum Abwehrmechanismus der Identifizierung mit dem Aggressor greift – er unterwirft sich dem Tod in der Hoffnung, ihn dadurch zu bannen.

Erste Begegnung am Dreiweg – Das Duell auf Bespin

Kommen wir nun zur ersten wirklichen Begegnung zwischen Darth Vader und seinem Sohn Luke, die zur berühmtesten Szene der *Star Wars*-Reihe wurde, ja sogar einer der berühmtesten Szenen der Filmgeschichte überhaupt, wenn Darth Vader Luke seine wahre Identität enthüllt (siehe Abbildung 3).



Abbildung 3: Vader enthüllt seine wahre Identität (SWV, 01:49:15).

Luke hat seine Ausbildung zum Jedi-Ritter noch nicht abgeschlossen, und aufgrund der zweifelhaften Auskünfte Obi-Wan Kenobis besteht bei ihm zu diesem Zeitpunkt noch die Spaltung von Gut und Böse: hier die Idealisierung seines Vaters Anakin als bestem Raumpiloten der Galaxis, dort die Dämonisierung von Darth Vader als demjenigen, der die Jedi und seinen Vater ausgerottet haben soll.

Den Satz: »*Ich bin dein Vater*«, entfernte George Lucas aus dem Drehbuch, »aus Angst, dass die Bombe sonst vorzeitig platzen könnte«, wie es in seiner Biografie heißt (Jones, 2016/2017, S. 242). Erst am Ende der Dreharbeiten und ohne, dass die anderen Schauspieler*innen davon wussten, wurde der Satz nachsynchro-nisiert (ebd., S. 259). Die Szene war also damals sowohl für das Publikum als auch für die Schauspieler*innen, die bei der Premiere im Kino saßen, ein echter Schock (siehe Abbildung 4).



Abbildung 4: Luke erfährt Vaders wahre Identität (SW V, 01:48:56).

Vader: (*Vader und Luke kämpfen mit ihren Laserschwertern gegeneinander. Luke liegt schließlich am Boden, Vader über ihm.*) Du bist geschlagen. Es ist sinnlos, Widerstand zu leisten. Lass es dich nicht das Leben kosten, wie einst Obi-Wan. (*Luke wehrt sich und Vader schlägt ihm die rechte Hand ab.*) Es gibt kein Entkommen. Zwing mich nicht, dich zu töten.

Luke, du hast noch nicht begriffen, wie wichtig du bist. Du hast gerade erst begonnen, deine Kräfte zu entdecken. Verbünde dich mit mir und ich werde deine Ausbildung beenden. Mit vereinten Kräften können wir diesen tödlichen Konflikt beenden und der Galaxis Frieden und Ordnung wiedergeben.

Luke: Nein, niemals werde ich das tun.

Vader: Wenn du nur wüstest, welche Überlegenheit einem die dunkle Seite der Macht verleiht. Obi-Wan hat dir nie erzählt, was wirklich mit deinem Vater passiert ist.

Luke: Er hat mir genug erzählt. Er hat mir gesagt, dass Sie ihn umgebracht haben.

Vader: Nein ... *Ich bin dein Vater!*

Luke: (*Schockiert.*) Nein, nein. Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr, niemals.

Vader: Erforsche deine Gefühle, du weißt, dass es wahr ist.

Luke: (*Verzweifelt.*) NEIN! Nein.

Vader: Luke, du kannst den Imperator vernichten. Er hat es vorausgesehen. Es ist deine Bestimmung. Verbünde dich mit mir. Gemeinsam können wir als Vater und Sohn über die Galaxis herrschen. (*Luke schaut in den Reaktorschacht unter ihm.*) Komm mit mir, das ist der Weg, der dir bestimmt ist. (*Luke lässt sich stattdessen in den Schacht fallen.*)

(SW V: 01:46:47–01:49:57)

Vader enthüllt Luke in dieser dramatischen Szene seine wahre Identität. Dadurch verändert George Lucas entscheidend das Grundnarrativ des Ödipus-Mythos und geht der Frage nach: Wie wäre die Begegnung am Dreiweg zwischen Laios und Ödipus verlaufen, wenn sie gewusst hätten, wen sie jeweils vor sich haben?

Luke weigert sich zunächst zu glauben, dass der böse Vader und der gute Vater ein und dieselbe Person sein sollen. Als diese Spaltung zusammenbricht und Luke die Wahrheit erkennt, stürzt er buchstäblich ins Bodenlose.

Demgegenüber ist bei Darth Vader, seit er erfahren hat, dass der Rebellen Sohn ist, eine *Ambivalenz* spürbar, die Laios fehlte. Einerseits ist Luke zwar weiterhin eine Bedrohung, weil Vader durch den Jüngeren ersetzt werden könnte, wenn dessen Ausbildung abgeschlossen ist. Dennoch will er seinen Sohn nicht mehr töten, um den Generationenwechsel zu verhindern, sondern versucht Luke nun auf seine Seite zu ziehen: »Zwing mich nicht, dich zu töten. [...] Verbünde dich mit mir [...] Mit vereinten Kräften können wir diesen tödlichen Konflikt beenden.« Wenn wir den Imperator als Verkörperung des Todes betrachten, dann wäre der »tödliche Konflikt« der unvermeidliche Wandel der Generationen, an dessen Ende der Tod der älteren Generation steht. Vader sieht nun offenbar eine Chance, gemeinsam mit Luke den Imperator zu überwinden. Wie aber könnte ihm Luke helfen, den Tod zu besiegen?

Ich meine, dass in dieser berühmten Filmszene das Thema der Generativität, mit seiner ganzen Ambivalenz dem Nachwuchs gegenüber, zur Darstellung kommt.

Generativität und Laios-Komplex

Erik Erikson (1959/1966) hat bekanntlich den Versuch unternommen, innere Konflikte auch für das Erwachsenenleben zu beschreiben. Der Laios-Komplex gehört in diesem Entwicklungsmodell zur Entwicklungsstufe *Generativität ver-*

sus Stagnation, die die Verbindung zwischen individuellem Lebenszyklus und Generationenzyklus darstellt. Den essenziellen Inhalt von Generativität fasst Wolfgang Loch (1982) so zusammen: Die Anerkennung der eigenen Sterblichkeit zwingt uns, »eine Liebe, die die Bestätigung des *eigenen* Ichs sucht, aufzugeben. Das Ich kann nach dem Tode nur im Sinne einer projektiven Identifikation, in einem *alter ego*, weiter existieren« (ebd., S. 153; *Hervorb. L. M.*). Schon Freud (1914c) beschrieb, wie die »von der Realität hart bedrängte Unsterblichkeit des Ichs [...] ihre Sicherung in der Zuflucht zum Kinde« (ebd., S. 158) gewinnt.

Franco de Masi (2004) begründet den Wunsch nach Generativität mit der Unmöglichkeit, den eigenen Tod denken zu können. Dem Tod können wir nur einen negativen Inhalt geben, das Unbewusste aber kennt laut Freud keine Negation (z. B. Freud, 1915i/1991). Daher sei der Tod »wirklich ein Trauma in sich selbst, weil wir nicht mit geeignetem gedanklichem Potential ausgestattet sind, über diesen Gedanken nachzudenken. Der Tod ist ein unverdauliches Objekt, beladen mit traumatischer Angst« (de Masi, 2004, S. 62; *Übers. L. M.*). Der Schmerz, der mit der Anerkennung der eigenen Sterblichkeit einhergeht, hat demnach traumatische Qualität und sei alleine überhaupt nicht zu containen. Dafür brauche es Objekte, die noch da sein werden, wenn wir schon längst weg sind. De Masi kommt daher zu dem Schluss:

»Wenn wir uns dem Bewusstsein unserer Vergänglichkeit nicht länger entziehen können, [...] ist es wichtig, reale Objekte nah bei sich zu haben, die die Projektionen unseres potentiellen Selbst containen können, wie Kinder, Freunde, Schüler, Institutionen oder menschliche Werte, die wir geliebt und für die wir gekämpft haben. Wenn diese Objekte nicht verfügbar sind, weil wir sie innerlich zerstört haben [wie Laios – L. M.] oder unfähig waren, sie zu schaffen, dann erfahren wir den Tod wirklich als Katastrophe. In diesem Fall wird unser Selbst, mit seinem unablässigen Streben nach Kontinuität, hinausgeschleudert und geht im leeren Raum verloren, der erfüllt ist mit namenlosem Grauen« (ebd., S. 124; *Übers. L. M.*).

Zum wirklichen Konflikt, den es zu transformieren gilt, wird der Laios-Komplex meines Erachtens aber nun, weil in der nachfolgenden Generation eben nicht nur die *Lösung* für die Milderung der Angst vor dem eigenen Tod gesehen wird, wie es in den Zitaten von Freud, Loch oder de Masi anklingt, sondern sie unbewusst eben auch als *Bedrohung* des eigenen Lebens erlebt wird, durch eben diese nachfolgende Generation verdrängt und ersetzt zu werden. Unsere Kinder haben buchstäblich unsere Unsterblichkeit *und* unseren Tod in der Hand!

Der entscheidende Punkt scheint mir daher der zu sein, dass wir ertragen können müssen, dass wir nur in einer *transformierten* Form weiterexistieren werden und es nicht *wir* sind, die über die Form entscheiden, sondern die nachfolgenden

Generationen. Wir können zwar projizieren, aber die nachfolgenden Generationen entscheiden, mit welchen Projektionen sie sich identifizieren. Der Punkt, den ich mit dem Konzept des Laios-Komplexes besonders hervorheben möchte, ist daher, inwiefern wir diese Transformation unbewusst paranoid als *Angriff* der nach uns Kommenden verstehen, wenn sie uns nicht im Ganzen schlucken, »als ein ganzes, heiles und idealisiertes Objekt« (Balint, 1965/1988, S. 297), sondern sich nur einzelne Stücke abbeißen, das heißt, einiges annehmen, anderes aber ablehnen.¹ Im paranoid-schizoiden Modus des Laios-Komplexes würde das von der älteren Generation als Destruktion erlebt und mit Aggression beantwortet.

Finale Begegnung am Dreiweg – Das Duell auf dem Todesstern

Zurück zu *Star Wars*. In *Episode V* wird der Ausgang dieses »tödlichen Konfliktes« noch einmal aufgeschoben. Luke wird am Ende von Leia gerettet. Erst im letzten Teil der Filmreihe, *Episode VI – Die Rückkehr der Jedi-Ritter*, kommt es zur finalen Begegnung am Dreiweg zwischen Vater und Sohn, die nun aber unter anderen Voraussetzungen stattfindet, als die Begegnung zwischen Laios und Ödipus.

Wir hatten schon gesehen, dass das Wissen um seinen Sohn Darth Vader von der sogenannten »dunklen Seite der Macht« – mit dem Wunsch, Luke zu töten – zu einer Ambivalenz seinem Sohn gegenüber geführt hat. Diese Dynamik findet nun spiegelbildlich auch in Luke statt. Luke hat seine Ausbildung zum Jedi abgeschlossen und kennt inzwischen seine Herkunft. Er ist mittlerweile nicht mehr in unschuldigem Weiß gekleidet, wie im ersten Film, auch nicht mehr in Grau, wie im zweiten Film, sondern nun selbst ganz in Schwarz, wie sein Vater. Er hat inzwischen selbst eine Prothese anstelle der von Vader abgeschlagenen Hand und ist seinem Vater auch dadurch ähnlicher geworden. Seine Haltung gegenüber Darth Vader ist nun ebenfalls ambivalent. Er ist überzeugt, dass in seinem Vater noch Gutes steckt.

Lukes Jedi-Meister Obi-Wan Kenobi ist hingegen der Ansicht: »[Vader] ist eine Maschine und kein Mensch mehr – eine diabolische Maschine!« (SW VI, 00:48:08) Obi-Wan ist überzeugt, dass es Lukes *Schicksal* sei, seinen Vater zu töten, was dieser aber nicht will. Wie Vader vor ihm, sucht nun auch Luke einen

1 Michael Balint beschreibt dieses Problem im Kontext der psychoanalytischen Ausbildung. Nicht nur die Ausbildung zum Jedi, auch die Ausbildung von Psychoanalytikern ist eine generative Aufgabe, bei der eine ältere, erfahrenere Generation versucht einer jüngeren Generation, von der sie eines Tages ersetzt werden wird, etwas beizubringen. Es sollte uns daher nicht wundern, wenn der Laios-Komplex auch hier eine Rolle spielt.

Weg, den tödlichen Generationenkonflikt zu beenden und Vader zu einem Verbündeten zu machen. Dafür lässt Luke sich schließlich gefangen nehmen (siehe Abbildung 5).



Abbildung 5: Luke wird gefangen genommen (SW VI, 01:22:11).

Vader: (*Luke wird von Sturmtruppen zu Vader gebracht. Sein Laserschwert wird Vader übergeben.*) Der Imperator hat dich bereits erwartet.

Luke: Ich weiß, Vater.

Vader: Du hast die Wahrheit also endlich akzeptiert?

Luke: Ich habe es akzeptiert, dass du einmal Anakin Skywalker warst, mein Vater.

Vader: Dieser Name ist inzwischen bedeutungslos für mich.

Luke: (*Eindringlich.*) Das ist der Name deines wahren Selbst, du hast es nur vergessen. Ich weiß, es ist noch viel Gutes in dir. Der Imperator hat nicht alles, was gut war, in dir zerstört. Deshalb konntest du mich nicht vernichten. Und deshalb wirst du mich auch nicht zum Imperator bringen.

Vader: (*Vader betrachtet Lukes Laserschwert.*) Wie ich sehe, hast du ein neues Lichtschwert konstruiert. Deine Fähigkeiten sind bemerkenswert. Du bist tatsächlich sehr stark geworden. Ganz wie der Imperator es vorausgesehen hat.

Luke: Komm mit mir.

Vader: Obi-Wan hat einst genauso gedacht wie du. Du weißt nicht, wie stark die dunkle Seite der Macht sein kann. Ich muss meinem Herrn gehorchen!

Luke: Mich bekehrst du nicht. Du wirst mich töten müssen.

Vader: Falls das dein Schicksal ist.

Luke: Erforsche deine Gefühle, Vater. Das kannst du nicht tun. Ich fühle deinen Konflikt. Befreie dich vom Hass!

Vader: Für mich ist es dafür jetzt zu spät, mein Sohn. Der Imperator wird dir die dunkle Seite der Macht zeigen. Er ist jetzt dein Herr und Meister.

(SW VI, 01: 22:07–01:23:52)

Dass Luke sich so offen und wehrlos in die Hände seines Vaters begibt, scheint dessen paranoide Ängste zu beruhigen und für liebevollere Gefühle zu öffnen. In

seiner Bemerkung über Lukes Laserschwertkonstruktion schwingt väterlicher Stolz mit. Es ist, als hätte Lukes Glaube an das Gute in seinem Vater diesem erst die Möglichkeit für Generativität eröffnet. Hat Vader beim letzten Aufeinandertreffen noch versucht, Luke auf seine Seite zu ziehen, ist es nun Luke, der versucht, seinen Vater auf die helle Seite zu ziehen. Die Kräfteverhältnisse haben sich offensichtlich verändert. Dies zeigt sich auch daran, dass es beim letzten Treffen noch Vader war, der Luke aufforderte, seine Gefühle ihm gegenüber zu erforschen, sich also der Ambivalenz des Ödipus-Komplexes bewusst zu werden. Jetzt ist es an Luke, seinen Vater auf einen Konflikt hinzuweisen, den wir übersetzt haben als Ambivalenz des Laios-Komplexes.

Wir kennen das auch aus Analysen, wenn Patient*innen hinter all den schlechten Beziehungserfahrungen und ihrem Hass auf die elterlichen Objekte schließlich doch noch gute Beziehungserfahrungen in sich (wieder)entdecken und ihre neue Sicht auf die Eltern nun auch die realen Eltern *tatsächlich* verändert. Als würde erst deren konkrete Erfahrung von Vergebung und die Möglichkeit zur Wiedergutmachung Eltern ermöglichen, sich ihrer realen Schuld zu stellen.

Vaders Bemerkung: »Für mich ist es dafür jetzt zu spät, mein Sohn«, klingt traurig. Als würde er realisieren, dass seine Abhängigkeit vom Imperator einfach zu groß ist. Obwohl ihm seine Identifizierung mit der »dunklen Seite« zu viel Macht verholfen hat, ist Darth Vader in Bezug auf den Imperator noch immer der Schüler. Vader bringt Luke daher auf dem neuen Todesstern zum Imperator, der ihn zur dunklen Seite der Macht verführen will und ihn auffordert, gegen seinen schwächer gewordenen Vater zu kämpfen (siehe Abbildung 6).



Abbildung 6: Vader bringt Luke zum Imperator (SW VI, 01:29:46).

Luke will aber nicht gegen seinen Vater kämpfen. Erst als Vader erfährt, dass er auch eine Tochter hat (Leia), und beschließt, stattdessen sie zur dunklen Seite zu verführen, schlägt Luke wütend auf Vader ein. Es folgt die finale Auseinandersetzung zwischen Vader und Luke, wobei sich die Kräfteverhältnisse seit dem letzten Treffen augenscheinlich gedreht haben (siehe Abbildung 7).



Abbildung 7: Luke schlägt Vader zu Boden (SW VI, 01:49:58).

Luke: (*Luke schlägt mit seinem Laserschwert auf Vader ein. Vader sinkt geschwächt zu Boden und Luke schlägt Vaders rechte Hand ab.*)

Imperator: (*Der Imperator tritt hinzu.*) Sehr gut. Dein Hass hat dich mächtig gemacht. Und jetzt erfülle dein Schicksal! Nimm deines Vaters Platz, ja deines Vaters Platz an meiner Seite!

Luke: (*Luke sieht auf seine eigene Prothesenhand und dann auf Vaders abgetrennte Hand.*) Nein! Niemals! (*Luke wirft sein Laserschwert weg.*) Ich werde nie zur dunklen Seite gehören. Ihr habt versagt, Hoheit! Ich bin ein Jedi – genau wie mein Vater vor mir! [...]

Imperator: Wenn du dich nicht bekehren lässt, werde ich dich vernichten! (*Der Imperator schießt Machtblitze auf Luke.*) Du junger Narr, erst jetzt, da dein Ende naht, hast du die Dinge erkannt. Mit deinem armseligen Können bist du weder mir, noch der dunklen Seite der Macht gewachsen. Du bezahlst jetzt den Preis für dein uneinsichtiges Verhalten.

Luke: (*Luke krümmt sich unter Todesqualen am Boden. Flehentlich:*) Vater, bitte! Nein!

Imperator: Jetzt, junger Skywalker, wirst du sterben!

Vader: (*Vader ist zwischen dem Hass des Imperators und dem Leiden seines sterbenden Sohnes hin- und hergerissen. Seine Ambivalenz wird durch wiederholtes Hin- und Herschauen angezeigt, bis er sich schließlich entscheidet und erst schwach, dann stärker ruft.*) Nein. NEIN! (*Er packt den Imperator und wirft ihn in den Reaktorschacht und wird dabei von dessen Machtblitzen getroffen. Vader sinkt, tödlich getroffen, zu Boden.*)

Luke: (*Hält den fast toten Vader im Arm.*)

(SW VI, 01: 49:07–1:50:43/01:51:19–01:53:37)

Zunächst scheint sich hier im Sinne eines transgenerationalen Wiederholungszwanges alles zu wiederholen. Wieder ein enger Steg, als Symbol für eine Begegnung am Dreieck, die ein Aneinander-Vorbeikommen nicht zulässt. Wieder ein Duell, bei dem diesmal Luke seinem Vater die Hand abschlägt, so wie Vader einst ihm die Hand abgeschlagen hat. Der Imperator fordert Luke dann offen zum Vatermord auf und will, dass Luke den Platz seines schwächer gewordenen Vaters

einnimmt und den Wandel der Generationen durch einen konkreten Vatermord vollzieht. Dann jedoch passiert etwas Neues – Luke schaut auf seine Prothesenhand und die abgeschlagene Prothesenhand seines Vaters und erkennt den tödlichen Wiederholungszwang. Statt seinen Vater vollends niederzustrecken, wirft er sein Laserschwert weg und verzichtet darauf, ihn zu töten.

Luke fühlt sich zwar den Jedi verpflichtet und wechselt nicht zur dunklen Seite der Macht. Aber er unterwirft sich auch nicht der Forderung seines Jedi-Meisters, in Vader nur eine »diabolische Maschine« zu sehen, die getötet werden muss. Luke erreicht die depressive Position, indem er einerseits sein Laserschwert weg wirft und sich von der Destruktivität seines Vaters ent-identifiziert, gleichzeitig jedoch voller Stolz sagt, er sei ein Jedi, wie sein Vater vor ihm, und sich damit zugleich mit einem anderen Aspekt seines Vaters identifiziert. Hat ihn die Aufhebung der Spaltung bei der letzten Begegnung noch ins Bodenlose stürzen lassen, hat er sie hier nun integriert.

Luke lässt Vader zwar spüren, was er selbst durch ihn erfahren hat, aber er tötet ihn nicht. Er folgt gleichsam dem Talionsprinzip »Hand um Hand«.² Darin liegt schon eine Begrenzung der Eskalation. Durch die Erfahrung der Kastration am eigenen Leib wird Vader ermöglicht, sich von seiner allmächtigen Phantasie der Unsterblichkeit zu lösen. Im Sinne des Laios-Komplexes könnte man sagen, dass nicht nur Kinder durch ihre Eltern in ihrer Omnipotenz »kastriert« werden müssen, sondern auch Eltern durch ihre Kinder, um sich in die Generationenfolge einzufügen zu können. Die Generationen begrenzen sich so gegenseitig in ihrer Omnipotenz.

Wir sehen hier die intersubjektive Bedingtheit für gelingende Generativität. Vaders Verzicht, seinen Sohn zu töten (in Teil V der *Star Wars*-Serie), hat in diesem den Glauben an das Gute in seinem Vater entstehen lassen. Lukes Glaube an das Gute in Vader wiederum ermöglicht diesem nun, riskieren zu können, seinerseits die depressive Position einzunehmen, ohne von seinen Schuldgefühlen so überwältigt zu sein, dass er sich erhängen muss wie Ödipus' Mutter Jokaste. Er versucht Wiedergutmachung zu leisten, indem er Partei für seinen Sohn ergreift, den Imperator packt und in den Reaktorschacht wirft. Er wird dabei jedoch von dessen Machtblitzen tödlich getroffen.

Generativität bedeutet für Darth Vader an dieser Stelle auch, sich aus eigenen frühen Abhängigkeitswünschen zum Imperator zu lösen und für sein eigenes Kind mit seiner Person einzustehen. Der französische Psychoanalytiker Pierre Legendre (1989/2011, S. 79) nennt diesen Prozess »symbolischen Platztausch«. Es bedeutet den Abschied Vaders aus der Position des Kindes – hier: Schüler des Imperators zu sein –, um seinen Platz als Kind seinem eigenen Kind überlassen zu können. Es folgt Darth Vaders Tod.

Vader: (*Sehr geschwächt, dem Tode nahe.*) Luke, hilf mir, diese Maske abzunehmen.
Luke: Das wäre dein Tod.

2 Diese Anregung verdanke ich Wolfgang Hegener.

Vader: Nichts kann mich jetzt noch davor bewahren. Nur ein einziges Mal möchte ich dich mit meinen eigenen Augen sehen. (*Luke nimmt den Helm ab. Auf Luke fällt ein liebender und dankbarer Blick seines Vaters.*) Jetzt geh, mein Sohn. Verlass mich.

Luke: Du kommst mit mir! Ich lasse dich nicht hier, ich werde dich retten, Vater.

Vader: Das hast du schon getan, Luke! Du hattest recht, du hast dich nicht in mir geirrt, mein Sohn. Sag deiner Schwester, dass du recht hattest.

Luke: Vater, ich werde dich nicht verlassen! (*Vader stirbt.*)

(SW VI, 01:55:50–01:57:25)

Vader bittet Luke, seinen Helm abzunehmen. Wir sehen das verletzte Gesicht eines menschlichen Wesens, pastös und aufgebläht, weil er so lange ohne Licht leben musste (siehe Abbildung 8).



Abbildung 8: Vader sieht Luke mit seinen eigenen Augen (SW VI, 01:57:03).

Wie sich zeigt, ist Darth Vader nur die äußere Hülle mechanischer Unverletzlichkeit, die das weiche, verletzliche Fleisch im Inneren bedeckte. Seine Rüstung ist das Symbol seines Kampfes gegen die Vergänglichkeit. Anakin Skywalker stirbt in den Armen seines Sohnes, ohne die Maske Darth Vaders, als Mensch und nicht als omnipotenter »Prothesengott« (Freud, 1930a, S. 451) – schwer gezeichnet und dennoch im Frieden mit sich und seinem Sohn (siehe Abbildung 9).



Abbildung 9: Vaders Tod (SW VI, 01:57:13)

Schluss

Wir hatten gesagt, dass *Star Wars* den Ödipus-Mythos als Kern enthält. Weil Vater und Sohn hier aber umeinander wissen, kommt der moderne Mythos zu einem anderen Schluss. Im antiken Mythos scheint Laios' Tod niemanden in Theben zu interessieren. Erst viele Jahre später, auf Aufforderung des Orakels hin, wurde eine Untersuchung seines Todes eingeleitet. Er schien bis dahin von seiner Frau Jokaste und seinem Volk schlicht vergessen worden zu sein. Wir können das als Hinweis auf seine fehlende Generativität verstehen.

Der Generationenwechsel kann dann konstruktiv gelöst werden, wenn es den Eltern gelingt, den Wunsch des autonom werdenden Kindes, sich an die Stelle der Eltern zu setzen, neben der Aggression auch als einen Akt der *Liebe* des Kindes empfinden zu können, als eine, wie Hans Loewald (1981, S. 50) schreibt, »leidenschaftliche Aneignung dessen, was als liebenswert und bewundernswert an Eltern empfunden wird« und was danach *im Kind* weiterlebt und den Eltern damit eine Form der Unsterblichkeit verleiht, wenn auch eine vom Kind transformierte. Luke sagt: »Ich bin ein Jedi – genau wie mein Vater vor mir!«

In der letzten Szene der Filmreihe erscheint Luke neben den beiden schimmernden »Machtgeistern« seiner verstorbenen Mentoren Obi-Wan und Yoda nun auch den Geist seines verstorbenen Vaters (siehe Abbildung 10).



Abbildung 10: Vader erscheint Luke neben Yoda und Obi-Wan als Machtgeist (SW VI, 02:01:37).

Nur Luke kann seinen Vater und seine beiden Lehrer sehen, sie sind zu guten inneren Objekten geworden, die ihn sein weiteres Leben begleiten werden und zu denen er innerlich immer wieder in Kontakt treten kann. Anakin Skywalker ist tot, aber in Luke lebt er weiter.

Literatur

- Balint, M. (1965/1988). *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*. Übers. K. Hügel & M. Spengler. München: dtv.
- de Masi, F. (2004). *Making death thinkable. A psychoanalytic contribution to the problem of the transience of life*. London: Free Association.
- Devereux, G. (1953). Why Oedipus killed Laios – A note on the complementary Oedipus complex in Greek drama. *The International Journal of Psychoanalysis*, 34, 132–141.
- Erikson, E.H. (1959/1966). *Identität und Lebenszyklus*. Übers. K. Hügel. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1914c). Zur Einführung des Narzißmus. *GW X*, S. 137–170.
- Freud, S. (1914f). Zur Psychologie des Gymnasiasten. *GW X*, S. 204–207.
- Freud, S. (1930a). Das Unbehagen in der Kultur. *GW XIV*, S. 419–506.
- Freud, S. (1985c). *Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904*. Ungekürzte Ausgabe. Hrsg. von J.M. Masson. Bearbeitung der dt. Fassung von M. Schröter. Transkription von G. Fichtner. Frankfurt/M.: Fischer, 1986.
- Freud, S. (1915i/1991). Wir und der Tod. *Psyche – Z Psychoanal*, 45, 97–131.
- Grimm, Brüder (1812–1815/2009). Sneewittchen. In *Grimms Märchen. Vollständige Ausgabe*. (S. 270–279). Köln: Anaconda.
- Jones, B.J. (2016/2017). *George Lucas. Die Biographie*. Übers. U. Fethke, R. Jariv & K. Jurgenowski. Hamburg: Edel.
- Laplanche, J. (1988). *Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze*. Übers. Gunter Gorhan. Tübingen: edition discord.
- Legendre, P. (1989/2011). *Das Verbrechen des Gefreiten Lortie. Abhandlung über den Vater*. Übers. C. Pornschlegel. Wien: Turia + Kant.
- Loch, W. (1982). Psychoanalytische Bemerkungen zur Krise der mittleren Lebensphase: Mittlere Lebensphase – Depressive Position – Tod. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 14, 137–157.
- Loewald, H.W. (1981). Das Schwinden des Ödipuskomplexes. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 13, 37–62.
- Miller, M. & Sprich, R. (1981). The Appeal of Star Wars: An Archetypal Psychoanalytic View. *American Imago*, 38, 203–220.
- Money-Kyrle, R. E. (1968). Cognitive development. *The International Journal of Psychoanalysis*, 49, 691–698.
- Money-Kyrle, R. E. (1971). The aim of psychoanalysis. *The International Journal of Psychoanalysis*, 52, 103–106.
- Morbitzer, L. (2017). Der Laios-Komplex. Zur Psychodynamik der Begegnung der Generationen. In K. Albert L. Tamulionyté, G. Allert, A. Bilger, D. Feil, H. Kächele, R. Roos, C. Schwilk & J.A. Spiekermann (Hrsg.), *Brüche und Brücken: Wege der Psychoanalyse in die Zukunft*. Tagungsband der DPV-Frühjahrstagung (S. 340–363). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Morbitzer, L. (2018). Laios und Lord Voldemort. In B. Unruh, I. Moeslein-Teising & S. Walz-Pawlitza (Hrsg.), *Rebellion gegen die Endlichkeit*. (S. 95–110). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Ross, J. M. (1982). Oedipus revisited – Laius and the »Laius complex«. *Psychoanalytic Study of the Child*, 37, 169–200.
- Sophokles (2012). *König Ödipus*. Hrsg., übers. u. komm. von B. Manuwald. Berlin: de Gruyter.
- Storck, T. (2017). Möge die Ma(ma)cht mit dir sein. Väter, Söhne und der Rest in Star Wars. In H. König & T. Piegl (Hrsg.), *Wie der Vater, so der Sohn? Kulturpsychoanalytische Filmbe trachtungen* (S. 53–66). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Villela-Minnerly, L. & Markin, R. (1987). Star Wars as Myth. *Psychoanalytic Review*, 74, 387–399.
- Winnicott, D. W. (1971/1974). Objektverwendung und Identifizierung. In D. W. Winnicott, *Vom Spiel zur Realität* (S. 101–110). Stuttgart: Klett-Cotta.

Filme

- Lucas, G. (1977/2015). *Star Wars: Episode IV – Eine neue Hoffnung*. [DVD] Los Angeles: 20th Century Fox.
- Kershner, I. (1980/2015). *Star Wars: Episode V – Das Imperium schlägt zurück*. [DVD] Los Angeles: 20th Century Fox.
- Marquand, R. (1983/2007). *Star Wars: Episode VI – Die Rückkehr der Jedi-Ritter*. [DVD] Los Angeles: 20th Century Fox.
- Marquand, R. (1983/2006). *Die Rückkehr der Jedi-Ritter* (1983). Der original Kinofilm. [DVD] Los Angeles: 20th Century Fox.

Der Autor

Leopold Morbitzer, geboren 1970, Psychologischer Psychotherapeut, Psychoanalytiker, Lehr- und Kontrollanalytiker (DPV, IPA, DGPT), arbeitet niedergelassen in eigener Praxis in Tübingen. Sein aktueller Forschungsschwerpunkt ist die Entwicklung einer psychoanalytischen Konzeption von Generativität (»Laios-Komplex«).

Kontakt: Leopold Morbitzer, Holzmarkt 7, 72070 Tübingen; E-Mail: praxis@leopold-morbitzer.de; Homepage: www.leopold-morbitzer.de

Déjà-vu

Vom unbewussten Erbe

Valérie Bouville

Die Geschichte eines Landes prägt seine Bevölkerung über Generationen und somit seine Kultur und seine Beziehungen zu anderen Ländern. Auf der Zwischen-ebene sind es die Familien, die in sich die Erinnerungsspuren der Landesgeschichte tragen und diese ihren Nachkommen bewusst sowie unbewusst weitervermitteln. Diese Geschichtsspuren scheinen sich wie Gene im Verhältnis zu den biologischen Eigenschaften eines Individuums zu verhalten. Sie sind ein unsichtbares Fundament, das die psychischen Entwicklungserlebnisse auf der Mikroebene beeinflusst.

Im Folgenden werde ich anhand zweier Behandlungen den analytischen Weg von den Symptomen und der Übertragungs-/Gegenübertragungsdynamik hin zu den hintergründigen Entwicklungsstörungen beider Patienten in Zusammenhang mit der Landes- und Familiengeschichte beschreiben.

Während der DGPT-Tagung in Weimar 2017 sprach Hartmut Radebold im Vortrag »>Endlich< und >unendlich<« über die Traumatisierung der deutschen Kinder während und nach dem zweiten Weltkrieg (Radebold, 2018). Als er von dem weitverbreiteten Schweigen der Eltern- und Großelterngeneration bezüglich der Kriegsjahre erzählte, stieß ich auf einen Kontrast, der mir bisher in seinem ganzen Umfang nicht bewusst geworden war. Mir kamen die vielen Treffen meiner – französischen – Familie in Erinnerung, mit den langen Tafeln, den ausgedehnten Festmahlen und den vielen Kriegsgeschichten, die jedes Mal und mit großer Leidenschaft erzählt wurden.

Auch die Bemerkung einer Austauschschülerin aus Deutschland fiel mir wieder ein, die die Sommerferien bei uns verbracht hatte und sich über die allseitige Präsenz des Zweiten Weltkriegs im Alltag gewundert hatte, ob auf den Straßen mit zahlreichen Gedenktafeln, in Filmen, in Erzählungen oder in Witzen. Während in Deutschland über den Zweiten Weltkrieg eher geschwiegen wurde, wurden in Frankreich und bei den Alliierten viele Bücher geschrieben, Filme gedreht und Geschichten erzählt, in denen die Schuldigen auf der einen Seite und die Helden auf der anderen deutlich zu erkennen waren. Es ist sicherlich kein unbekanntes Phänomen: Schuldgefühle werden verdrängt oder gar abgespalten, während Schuldzuweisungen zur indirekten Betonung der eigenen Unschuld gern ausgebrei-

tet werden. Auf der Landesebene sorgt dies für eine kollektive transgenerationale Weitergabe nationaler Gemeinsamkeiten, die für Kohäsion sorgt, aber auch für die Vermeidung einer adäquaten Auseinandersetzung mit der Geschichte und mit dem Menschen, der sie vererbt hat.

Um meine erste Vignette einzuleiten, möchte ich zunächst einen kleinen Exkurs in die deutsch-französische Geschichte unternehmen. Kurz vor dem Waffenstillstand am 22. Juni 1940 floh General de Gaulle nach London, um Winston Churchill davon zu überzeugen, den Krieg weiterzuführen, während Marshal Pétain einen Kollaborationspakt mit Hitler schloss. Die französische Bevölkerung teilte sich in zwei Gruppen: die Pétinistes und die Gaullistes. Schnell entstanden am Rand der zwei politischen Hauptpositionen aktive Gruppen: die Collabos hinter Pétain und die Widerständler*innen hinter de Gaulle. Die Widerständler*innen führten Sabotagen durch, installierten die Spionagenetzwerke und organisierten die Überfahrt der vielen Flüchtlinge nach England. Ihre Gesamtzahl während der Besatzungszeit wird auf 1.500.000 geschätzt (Lormier, 2017). Die Kollaboration mit der deutschen Herrschaft (Pétain-Hitler-Vereinbarung in Montoire am 24. Oktober 1940) wurde von der neugebildeten Vichy-Regierung koordiniert und umfasste offiziell alle Beamte*innen. Diejenigen aber, die Collabos genannt wurden, sind die Franzosen und Französinnen, die inner- oder außerhalb der staatlichen Kräfte die Besatzer aktiv unterstützten. Ihre Zahl wird auf 100.000 geschätzt. Sie waren zu Beginn der Besatzungszeit auf unzählige politische Gruppierungen verteilt, die sehr unterschiedliche, manchmal konträre Motive hatten und sich gegenseitig brutal bekämpften. Sie fügten aber vor allem der restlichen französischen und der Flüchtlingspopulation erheblichen Schaden zu, indem sie das Aufspüren und die Verhaftung, die Folter, Hinrichtung und Auslieferung der Jüdinnen und Juden (76.000, darunter 50.000 ausländische [Lormier, 2017; Fayet & Fayet, 2014]), der verfolgten Flüchtlinge, der Kommunist*innen, der Widerständler*innen und ihrer politischen oder persönlichen Gegner*innen an die Nazis übernahmen.

Was Menschen dazu veranlasste, Widerstand gegen die deutsche Besatzung zu leisten, liegt auf der Hand, zumindest auf der französischen Hand, da Rebellenliches gegen verachtende und unterdrückende Herrschaft in der französischen Geschichte eine lange Tradition hat und von der französischen Bevölkerung verherrlicht wird. Was Menschen dazu bewegte, in der Kollaboration aktiv zu werden, ist komplexer und wird in der vielfältigen Literatur zur Kollaboration grob in vier große Kategorien unterteilt: Unter den Kollaborationisten (das Wort wurde nach dem Krieg zur Bezeichnung der »collabos« geschöpft) gab es Französinnen und Franzosen,

- die die Gelegenheit nutzten, sich neue Vorteile finanzieller, beruflicher und/oder narzisstischer Natur zu verschaffen,
- die davon überzeugt waren, Frankreich gerettet zu haben, indem rechtzeitig ein Friedenspakt mit Hitler geschlossen wurde – unter ihnen der Hauptakteur der staatlichen Kollaboration, Philipp Pétain,

-
- die das Nazi-Regime und die Nazi-Ideologie verherrlichten, mit dem Ziel, ein arisches Frankreich zu erschaffen, und
 - die, die auf der Seite der Starken und der Gewinner sein wollten.

Es gibt zwei zusätzliche Kategorien, die ich zumindest benannt haben möchte: die Gruppe der Frauen, die eine Liebesbeziehung mit einem deutschen Soldaten eingingen und die der sogenannten *horizontalen* oder *liegenden Kollaboration* beschuldigt wurden, und die Gruppe der durch Erpressung gezwungenen Kollaborateur*innen, unter ihnen die zwangsrekrutierten Soldaten der annexierten Departements Elsass und Lothringen.

Monsieur A. kam aufgrund rezidivierender psychosomatischer Symptome in meine Behandlung. Während der Vorgespräche nahm die Hypothese Form an, dass seine Symptome mit einer Ablösungsproblematik zusammenhingen, die er mit einem beruflich begründeten Umzug von Frankreich nach Deutschland konkret zu lösen versucht hatte. Nachdem er sich doch unkompliziert auf die angebotene Analyse eingelassen hatte, ließ er mich erst am Ende des letzten Vorgesprächs eine sonderbare Angst spüren: Plötzlich packte mich eine heftige und bedrohliche Angst, als würde uns hinter der sympathischen und harmlos wirkenden Fassade ein Abgrund erwarten. Sobald die Analyse anfing, machte sich ein wichtiges Abwehrsystem bemerkbar. Viele Erwiderungen von Monsieur A. auf meine Deutungen klangen wie ein »Ich war's nicht«. Unsere Stunden erreichten schnell die Atmosphäre eines Verhörs, wenn ich aufgrund einer seiner unverständlichen Äußerungen eine Verständnisfrage stellte. Da seine Antwort jeweils keine Klärungshilfe war, sondern für weitere Verwirrung sorgte, stellte ich die nächste Verständnisfrage, auf die er wieder unverständlich antwortete usw. bis zur Entfaltung einer unmissverständlichen Interaktion, in der er das verfolgte ausgelieferte kindliche Opfer war und ich die Rolle des rachsüchtigen erwachsenen Täters übernahm. Der Täter, den ich in der Gegenübertragung spürte, verlangte totale Unterwerfung und Schuldgeständnis, während er eigenen Schuldgefühlen zu entkommen suchte. Diese Interaktion hatte den Charakter einer unbewussten Szene (Argelander, 1970), die ich als Ausdruck des Abwehrsystems und als Schlüssel zum unbewussten Konflikt betrachtete.

Ohne hier auf die Details der analytischen Behandlung eingehen zu können, möchte ich in groben Zügen die Etappen bis zur Entdeckung des Abgrunds schildern. Zunächst suchte ich entlang Monsieur A.s freien Assoziationen den Pfad zum Verdrängten. Ich versuchte, den Auslöser der Szene ausfindig zu machen. Es boten sich viele mögliche Verbindungen an, die ich vergeblich deutete. Es gab mit Monsieur A. kein gemeinsames Überlegen, sondern er lief immer vornweg, wie auf der Flucht. Seine assoziativ gelockerten Äußerungen, wie ich allmählich verstand, führten nicht zum Konflikt, sondern lenkten von ihm ab. Sie dienten nicht nur einer analen Entlastung, sondern leisteten eine sehr effiziente Ablenkung durch

Verwirrung. Monsieur A. ging in dieser Zeit erleichtert aus den Sitzungen, während ich erschöpft und zunehmend ratlos zurückblieb. Inhaltlich handelten seine Schilderungen immer wieder von den Schäden, die andere ihm zufügten. Wenn er etwa zu viel Alkohol getrunken hatte, dann nur, weil der Gastgeber sein Glas immer nachgefüllt habe. Allmählich realisierte ich, dass ich in der Szene gefangen war, und lenkte meine Aufmerksamkeit auf den Auslöser meines Parts des jetzt erkannten chronischen Enactments (vgl. Cassorla, 2009). Ich reagierte auf die immerwährenden Vorwürfe von Monsieur A. mit einer diskreten, aber doch vorwurfsvollen Grundhaltung, die aus mir einen sogenannten »gewöhnlichen Täter« machte (Clervoy, 2013).

Meine Hauptarbeit schien sich über Monate darauf zu reduzieren, meine Gegebenübertragung zu analysieren, um dem Enactment zu entkommen, besser gesagt es aufzugeben. Als mir das gelang, erlangte ich neuen analytischen Spielraum, während Monsieur A. unsere Stunden immer weniger mochte. Der Ausweg aus dem Enactment bestand darin, zunächst wahrzunehmen, dass ich diese Rolle spielte – und zwar nicht nur, wenn die Szene sich entfaltete, sondern auch in den Zwischenzeiten. Dann galt es, zu beobachten, wie der Trigger in mir die Antwort auslöste. Es waren spitze Bemerkungen, die mich reizten und dazu verführten, spitze Bemerkungen im selben Stil wie seine zu machen. Diese musste ich aber dann zurückhalten und der fast unwiderstehlichen Lust zu agieren widerstehen, um sie zu transformieren und in eine Deutung zu fassen.

Gemessen an seinem permanenten Versuch, Schuld von sich zu weisen, und an der Intensität meines Affekts vermutete ich, dass Monsieur A. unter massiven Schuldgefühlen litt. Ich fragte mich, welche Auswirkung das Aufgeben meiner Täter-Rolle auf Monsieur A. haben würde, da er dadurch seine Schuldgefühle deutlich weniger im analytischen Objekt unterbringen können würde. In meinen Sorgen um die Folgen erkannte ich den oben erwähnten Abgrund. Tatsächlich tauchten allmählich psychosomatische Symptome wieder auf, die seit den Vorgesprächen wie durch ein Wunder verschwunden gewesen waren. So vermutete ich, dass die Schuldgefühle jetzt ihren Ausdruck wieder in den psychosomatischen Symptomen fanden. Monsieur A. hatte Todesängste wegen eher harmloser körperlicher Beschwerden, bot aber keine Assoziationen darüber an. Seine Äußerungen begrenzten sich auf kleine Gebärden. Diese averbalen Zeichen deuteten darauf hin, dass die Verbindung zum Konflikt nicht in dem lag, was er in Hülle und Fülle sagte, sondern in dem, was er nicht sagte, in dem, was fehlte. Was sollte verschwiegen werden?

Als er nach einer Unterbrechung aus Frankreich zurückkam, fiel mir auf, dass er nach einem Aufenthalt bei seinen Eltern immer wieder für einige Sitzungen zugänglicher war und für eine kurze Zeit authentisch wirkte. In solchen Sitzungen ließ er sich auf gemeinsame Überlegungen ein. Statt des gewohnten Redeflusses, der mich wie ein Wandschirm effektiv daran hinderte, ihn zu sehen, öffnete er

mir sein Erleben und erklärte, dass er sich innerlich während seines Aufenthalts in Frankreich häufig mit mir unterhalten habe. Er schilderte seinen Aufenthalt als qualvoll, weil seine Eltern und seine Großeltern dauernd schuldzuweisend waren und es unmöglich war, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Als ich ihn fragte, welche Schuld seiner Meinung nach Eltern und Großeltern anderen dauernd zuzweisen würden, schwieg er zunächst, eine sehr ungewöhnliche Reaktion. Nach einer Zeit antwortete er, dass er es in der Tat nicht wüsste. Ihm kam der tödliche Unfall eines Verwandten in Erinnerung, den die Familie irgendwie als eine Art göttliche Strafe deutete. Was sollte damit bestraft werden? Das wusste Monsieur A. nicht ... Er könne jedenfalls nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Mit dieser Antwort sprang er aus unserer gemeinsamen Suche wieder ab und die bekannte Szene wiederholte sich. Seine Antwort erinnerte mich an die Reaktion einiger Deutscher, die mit dem Holocaust und weiteren Verbrechen der Nazis »nichts zu tun haben« und die es »nicht mehr hören können«, wenn darüber gesprochen wird.

Erst jetzt bemerkte ich, dass er als einziger meiner französischen Patienten nie darüber gesprochen hatte, wie seine Familie den Krieg erlebt hatte. Die von ihm berichteten Konversationen während den Familientreffen enthielten nie Kriegsgeschichten. Als die nächste Reise zu seiner Familie bevorstand, zeigte er sich ungewöhnlich angespannt und verstrickte sich in mehreren Konflikten, die er in unseren Stunden mit großem Eifer analytisch zu begreifen versuchte. Als er aus Frankreich zurückkam, schilderte er heftige Streitigkeiten zwischen seinen Eltern und mit seinen Geschwistern. Unvermittelt erzählte er mir dann, dass er insgeheim den Verdacht hege, dass seine Großeltern Kollaborateure gewesen seien. Der Familiennname sei geändert worden, er wisse aber nicht, wie der Name vorher geheißen habe, und die Familie sei aus der Gegend, in der sie bis dahin gewohnt habe, weggezogen. Es sei lange vor seiner Zeit gewesen. Er weinte viel in dieser Stunde, zum ersten Mal offen. Das Ausmaß seiner Verzweiflung ergriff mich bis ins Mark. Er schilderte, wie er von früher Kindheit an das Gefühl hatte, ein schweres Geheimnis nicht verraten, aber auch nicht ansprechen zu dürfen, ein Geheimnis, das er eigentlich nicht kannte. Jetzt waren wir am Abgrund, und während ich Erleichterung verspürte, schien er Qualen zu erleiden.

Nach dieser »Beichtstunde« hoffte ich, einem entscheidenden Schritt aus seinem unbewussten Schweigegelübde beigewohnt zu haben. Monsieur A. zog sich aber bald wieder hinter die leugnende Fassade zurück. Während ich häufig mit den Folgen der vermeintlichen Kollaboration seiner Großeltern und deren Schweigen darüber beschäftigt war, ließ er mich auflaufen und wahrscheinlich erleben, wie er sich seit eh und je fühlte: aufkommende Fragen und Wissbegierde, die nicht durch offene Neugierde und Antworten befriedigt, sondern im Keim erstickt werden, und eine Frustration, die ab und zu durch erhaschte Enthüllungsinformationen gemildert wird, aber gleichzeitig wieder Schuldgefühle erzeugt.

Er sprach nicht wieder über das Thema und ignorierte die Deutungen, die sich auf seine Vermutung der Kollaboration der Großeltern bezogen. Weil er in der bisherigen Behandlung erlebt hatte, wie mehrere seiner chronischen somatischen Beschwerden nach mühsamer Aufdeckung unbewusster, eher zweitrangiger Beziehungs Konflikte zurückgegangen waren, verstand er, welche Entwicklungs chance eine Lösung aus dem familiären Schweigesystem bieten könnte. Die Angst vor einem unwiderruflichen Verlust der Familienzugehörigkeit ließ ihn aber davor zögern. Er blieb davon überzeugt, dass er viel mehr verlieren als gewinnen würde, wenn er seinem Verdacht nachgehen würde. Ich sollte ihn von den ängstigenden Symptomen befreien, ohne dass er sich dem Abgrund stellen müsse.

Ich habe auf weitere biografische Daten hier verzichtet, weil sie nicht aufschlussreich sind. Das auffälligste in Monsieur A.'s Vorgeschichte stellt das gemeinsame Leben der Eltern, Großeltern und Kinder in einer in sich geschlossenen Gruppe dar, in der die Kinder sich emotional und narzisstisch den Eltern unterwerfen mussten und müssen, in einer Art durch Liebe erpresster Kollaboration.

Die angeborene explorative Kraft, die so essenziell für die Entwicklung des Ichs ist, konnte sich bei Monsieur A. nicht entfalten. Er konnte sich als Kind weder mit dem, was er von seinen Eltern wahrnahm, noch mit dem, was er körperlich spürte, innerlich befassen. Er konnte seiner Neugierde nur nachgehen, wenn es darum ging, das kompromittierende Geheimnis eines Dritten zu enthüllen. Dementsprechend geriet ich regelmäßig unter seine anklagende Lupe. Er fühlte sich, wie er es in seiner Familie kennengelernt hatte, auf der Flucht vor einer phantasierten Anklage, und sein sicherster Schutz bestand darin, kompromittierende Informationen über den anderen, seinen vermeintlichen Feind, zu besitzen.

Die Namensänderung und der Regionswechsel, die Monsieur A. benannte, lassen eine Kollaboration vermuten, die öffentlich bekannt war und der Familie während der Besatzung einen sichtbaren Vorteil brachte. Wahrscheinlich ist die Familie der wütenden Rache der Bevölkerung bei der Befreiung entkommen und hat von den Amnestien und einem Schutzprogramm profitiert. Das Gefühl der Schuld und die Angst vor einer Enthüllung waren omnipräsent in Monsieur A.s Behandlung.

Schätzungsweise ein Zehntel der Kollaborateure (10.000 bis 15.000 Personen) ist bei der Befreiung durch die sogenannte *wilde Reinigung* (*épuration sauvage*) kurzer Hand und häufig auf extrem brutale Weise durch Widerständler und die Bevölkerung hingerichtet worden. Cirka 97.000 Kollaborateure sind vom französischen Geheimdienst aufgelistet worden (*Fichier secret du colonel Paul Paillole*, Lormier, 2017). Viele von dieser Liste wurden nach dem Krieg verhaftet, angeklagt und durch ein reguläres Tribunal verurteilt. Aber einige wie René Bousquet oder Maurice Papon machten nach dem Krieg eine öffentliche Karriere und wurden erst Jahrzehnte später behelligt. Ab 1947 wurden sukzessiv drei Amnestien ausgesprochen, um die nationale »*Versöhnung*« (*réconciliation nationale*) zu fördern,

die für den Wiederaufbau Frankreichs und den Kampf gegen einen neuen Feind, die Sowjetunion und ihre Satellitenstaaten des Warschauer Paktes, von der Nachkriegsregierung angestrebt wurde.

Wie kann man mit der Schuld leben, wenn die vorausgegangenen Handlungen zu unwiderruflichem Schaden, zur partiellen oder gar kompletten Zerstörung geführt haben? Wir wissen (Beland, 2008, aus »Sorge für Wahrheit und Leben« und Supervision), dass Schuldgefühle, die zu äußerst quälenden psychischen Schmerzen führen können, durch eine Einsicht in die eigene Verantwortung, das Eingeständnis der eigenen Tat, das innere Zulassen von Mitgefühl für das Opfer und das redliche Bereuen des zugefügten Schadens zu einer transformativen Ent-Schuldigung dem Opfer gegenüber und schließlich zur emotionalen Entlastung beider Beteiligten aus dem Opfer-Täter-Paar führen können. Für das Opfer, das den traumatischen Reminiszenzen genauso hilflos ausgeliefert ist wie dem Trauma selbst, ist der Vorgang des Wiedergewinnens des eigenen Machtgefühls (die Macht, sich zu wehren, über sich selbst zu bestimmen, selbst aktiv zu werden) für die Resilienz ausschlaggebend. Das autobiografische Buch von Eric Lomax *The Railway man* (1995) illustriert eindrücklich diesen psychischen Vorgang. »Wiedergutmachung meint nicht [...] ein Ungeschehen machen«, woran uns Claudia Frank in ihrem Text *Zur Polarität eines einfachen Täter-Opferschemas als Sackgasse* erinnert (Frank, 2018, S. 17). Es geht darum, den definitiven »Schaden am Objekt«, »aber auch am Selbst« (ebd.) anzuerkennen, und das setzt eine phantasierbare Aussicht auf Wiedergutmachung voraus.

Bei meiner zweiten Vignette erwiesen sich die Geschichte und die Kultur des Ursprungslands als bemerkenswert erkennbar in der Persönlichkeits- und Abwehrstruktur der Patientin. Eines Tages stellte sie sich in meiner Praxis vor und bat um eine Analyse. Frau B., damals junge Erwachsene, lebte seit wenigen Jahren in Deutschland. Bei den Vorgesprächen schien die lieblos angezogene junge Frau geschlechtslos zu sein. Sie erklärte überzeugend, verzweifelt zu sein und sich kurz vor einem Zusammenbruch zu fühlen. Sie lebe in einem unlösbaren Dilemma: Sie sei am Ende ihrer Aufenthaltsgenehmigung ungewollt schwanger von einem Mann geworden, den sie kaum kannte und sei wegen des Kindes gezwungen gewesen, in Deutschland zu bleiben. Sie vermisste aber ihre Familie und ihre Heimat sehr und fühlte sich hier nicht heimisch. Sie habe von einer Frau, der sie vertraue, aufgeschnappt, dass ihre Analyse ihre »Rettung« sei. So habe sie sich im Internet über Psychoanalyse kundig gemacht und mich gefunden. Auf dieser Weise erfuhr ich von der nicht geringen Aufgabe, die meine werden sollte. Denn Frau B. machte deutlich, dass ihre Entscheidung bereits beim Erstgespräch feststand, sowohl was die Methode angeht als auch bezüglich mir als nicht-deutsche Ärztin. Tatsächlich erreichte mich ihre Not, insbesondere die quälende Ambivalenz ihren Kindern gegenüber. Ihre Bemühung, diese vor ihrer vernichtenden Aggressivität zu schützen, indem sie sie auf Distanz hielt, imponierte mir, und ihre Sorge, den Kindern »das

Leben zu zerstören«, indem sie sie emotional nicht adäquat versorgte, überzeugte mich ihr zu helfen.

Ich bot ihr eine vierstündige Analytische Psychotherapie an: Ihre emotionale Instabilität, ihre Gewaltbereitschaft und ihre nicht auszuschließende Suizidalität neben ihrer spürbaren Bedürftigkeit brauchten meiner Meinung nach eine hohe Stundenfrequenz, die ihr zunächst einen ausreichenden Halt bieten würde, um ihre Not zu beruhigen, später um die hintergründigen unreifen Mechanismen aufzufinden und transformieren zu können. Sie nahm das Angebot erleichtert an.

Aus Frau B.'s Heimat kannte ich nur wenige Clichés, die sich in der Anamnese-Erhebung bestätigten. Zunächst schien es mir wichtig, mich auf ihre Erzählung zu beschränken. Ich vertraute darauf, dass sie mir ihr Land und ihre Kultur zeigen würde.

Der Beginn der Behandlung war durch eine Dauerklage gekennzeichnet. Frau B. schien sich in jeder Stunde so viel Groll wie möglich von der Seele reden zu wollen. So schaffte sie sich eine gewisse Entlastung, verhinderte aber zugleich Nähe und gemeinsames Denken. »Alles« war »immer Scheiße«. Sie klagte vorwiegend über ihren Mann und ihren Chef, zwei Chaoten, die von ihr profitieren und »nichts tun«, während sie »alles machen« müsse. Keine meiner Deutungen schien ihre vorwurfsvollen Auslassungen bremsen zu können. Und tatsächlich ging es mir bald nur noch um eins: diesen Dauervorwurf zu stoppen, der mich so angriff, dass ich Frau B. bald nur noch abschütteln wollte. Unsere Interaktion erinnerte mich an die zwischen einem dauernörgelnden Kleinkind und seiner überdrückigen Mutter. Beide sind so sehr im Kampf verhaftet, dass die ursprüngliche Not des Kindes (und der Mutter) hinter der Angriffsstufe nicht mehr gesehen oder gespürt werden kann. Ich versuchte, mich an Frau B.s Not während der Vorgespräche und an mein Verständnis für das psychische System, in dem sie gefangen war, zu erinnern. Meine Deutungen in diesem Sinn schienen fehlzuschlagen, und die Stunden verliefen nach demselben Muster weiter: erregte Klagen in Crescendo bis zum weinenden Kreischen, als würden meine Interventionen, ganz unabhängig von ihrem Inhalt, den Höhepunkt der Qual herbeirufen und schließlich verantworten. Wenn Frau B. sich verabschiedete, strahlte sie jedes Mal über das ganze Gesicht, als wäre sie mit unserer Leistung ganz zufrieden, während ich verblüfft, aber vor allem mit einem Gefühl der gänzlichen Machtlosigkeit zurückblieb. Nach mehreren Monaten dieses Regimes brachte sie zu meiner großen Überraschung den ersten Traum, eine schillernde Szene in Farben: *Ein schönes und freundliches Raubtier bewegt sich geschmeidig und verspielt und wird plötzlich von einem großen Raubtier angegriffen. Das erste Tier entkommt knapp. Am Rand beobachtet eine ruhige Frau die Szene. Das Tier und sie schauen sich an.* Diese Stunde kontrastierte sehr mit der üblichen Wiederholung des Stundenverlaufs. Frau B. ließ sich auf gemeinsame Überlegungen bezüglich der unbewussten Bedeutung der beschriebenen Szene ein. Ich entdeckte, dass sie sich einerseits als rein, aber schwach und schutzlos erlebte, andererseits als

übermächtig, wenn sie zerstörerisch handelte. Ich entdeckte auch, welche wichtige Rolle ihr Heimatland und ich in ihrer Phantasie spielten: Sie erwartete von mir beschützt zu werden, ob in den schwachen oder in den zerstörerischen Zuständen. Nach dieser Stunde lenkte ich mein Augenmerk auf die Inhalte ihrer Erzählungen, die einen Bezug zu unserer Beziehung haben könnten, und stellte überraschend fest, dass sie fast immer auf die analytikerzentrierten Deutungen einging. Allmählich beruhigte sich die hochaggressive und gequälte Stimmung in den Stunden und wir verstanden, dass sie meine Übertragungsdeutungen als entlastend erlebte, weil sie sich hinter der Front, an der sie mit ihren Geistern kämpfte, gesehen fühlte. Später stellte sich heraus, dass das Deuten statt dem Ausagieren der jeweiligen Beziehungsfacetten für sie unbekannt und verwunderlich war. Sie kannte bisher das Aktion-Reaktion-Prinzip. Ein Teil von ihr fand mich schwach und verachtenswert, weil ich mir alles gefallen ließ und nicht »zurückschlug«. Der andere Teil schien ein unerschütterliches Vertrauen in mich als höhere Instanz zu haben, die alles überblickt und deshalb die Fassung nie verliert.

Die *Beruhigung*, die sie zunächst in den Stunden, dann in ihrem Alltag erlebte, hatte nicht nur eine wohltuende Wirkung für sie und für ihre Umgebung, sondern auch eine ängstigende. Frau B. wusste nichts mit diesem Zustand anzufangen, der ihr einerseits leer und langweilig, andererseits irgendwie bedrohlich vorkam. Mit ihrer Dauerklage hielt Frau B. eine Erregungs- und Alarmbereitschaft aufrecht, die ihre krallende Bindung an ihre geistig abwesende Mutter reproduzierte. Die analytische Situation, die Nähe zum anderen und Regression fördert, entsprach einem ihrer sehnlichsten Wünsche, der Mutter endlich wirklich nahe zu sein, brachte sie aber auch in eine bedrohliche Lage: Die Mutter könnte sie plötzlich genervt zurückweisen, wie sie es in ihrer Kindheit gemacht hatte, etwa sobald der Vater auftauchte, die Geschwister könnten sich an ihr rächen.

Es folgte eine Serie von Verfolgungs Albträumen, die sich überwiegend in ihrer Heimat abspielten und immer wieder mit ihrem Tod endeten. Die Dynamik zwischen Verfolgter und Verfolger ließ mich an die von Herbert Rosenfeld (1965) beschriebene Mafia-Bande denken. Ein zerstörerischer Selbst-Anteil wird zur Quelle einer überlegenen Kraft, die nicht abwehrbare Angriffe gegen das abhängige Ich und alle guten Objektbeziehungen ausführt.

Bei aller Angst, zeitweise existenzieller Angst, die sie in Träumen oder in Erinnerungen schilderte, nahm die Lust an Gewalt immer deutlichere Konturen an. Bei ihren Überlegungen um die leere und langweilige Ruhe, die sie mittlerweile erlebte, fielen ihr eines Tages die Gewaltszenen aus ihrer Familie ein: Die Wut- und Gewaltausbrüche ihres Vaters seien immer wieder wie aus dem nichts gekommen. Sie sah und hörte regelmäßig aus ihrem Versteck, wie die, die sie liebte, von dem Vater, den sie liebte und bewunderte, immer wieder vernichtend verbal und körperlich angegriffen wurden. Sie spürte die vernichtende Lust des Vaters und die Todesängste der Opfer. Selbst sei sie nie vom Vater angegriffen worden.

Es bedurfte einiger schmerzhafter Deutungen und einiger Wiederholungen, bis sie erkennen konnte, dass sie nicht nur mit dem Opfer dieser Wutausbrüche, sondern unbewusst auch mit dem Täter identifiziert war, mit dem sie in der Phantasie gemeinsam zuschlug und der ihr das Gefühl gab, jemand mit besonderen Kräften zu sein.

Die unanfechtbare Machtgewalt des Vaters über die Mutter und die Kinder war für die Patientin wie offensichtlich für die restlichen Familienmitglieder Ich-synton. Auch außerhalb der Familie herrschte die Machtgewalt des Vaters. Dieser vertrat als hoher Beamter einen Rechtsstaat, in welchem die Macht über dem Recht stand. So auch in der Familie. Frau B. entwickelte ein korrumptierbares Ich unter der Verfolgung eines archaischen Über-Ich, das sie in Identifikation mit dem Angreifer – wie Anna Freud (1936) es beschrieben hat – internalisierte. Der männliche machtgierige Angreifer löste in ihr (sowie in der Mutter und in den Geschwistern) eine Zerstörungsangst aus, die sie durch Identifizierung und Idealisierung zu bewältigen versuchte. Wiederum verfolgte sie dieses Über-Ich, sobald sie ihre Vernichtungslust ausgelebt hatte. Der Dauerstreit mit ihrem Mann und ihr Gefühl, kurz vor dem Zusammenbruch zu stehen, stellten einen agierten Ausdruck dieses inneren Teufelskreises dar. Die Dauerklagen in den Stunden sollten mich einerseits davon überzeugen, dass sie das Opfer war, mich andererseits als potenziellen Angreifer in Schach halten. Sie kippte hin und her zwischen zwei Ich-Zuständen, die voneinander nichts zu wissen schienen: ein übermächtiges Selbstgefühl mit Ich-syntonem Zerstörungslust auf ein verachtenswertes Objekt und ein vom Über-Ich verfolgter geängstigter und dystoner Ich-Anteil, der sich dem Objekt unterwirft. Erzählungen aus ihrem Alltag nahmen, je nachdem in welchem der beiden Ich-Zustände sie sich befand, ganz andere Wendungen an: Es gab zwei Szenen derselben Interaktion, zwei entgegengesetzte Dynamiken in der Rollenverteilung. Diese Spaltung blieb mir lange verborgen, denn ich sah nicht, dass es sich um zwei Versionen ein und derselben Situation handelt. Die Hochfrequenz mit ihrer zügigen Stundenabfolge gab mir die Möglichkeit zu entdecken, dass die heute geschilderte Szene eine zweite unbewusste Version der Geschichte war, die sie gestern ganz anders erzählt hatte. Wenn ich sie darauf aufmerksam machte, war sie überrascht und konnte sich nicht daran erinnern, dass sie am vorigen Tag bereits davon erzählt hatte. Frau B.s Assoziativität, das heißt ihre Fähigkeit, frei zu assoziieren, ob in den Stunden oder von einer Stunde zur nächsten, war zu Beginn der Behandlung kaum vorhanden. Sie schien nur über wenige paranoide Leitmotive zu verfügen, mit denen sie alle Situationen erklärte: »Der will mich fertig machen« oder »Die da gucken immer, wenn ich vorbeikomme« oder »Ich kriege die, die werden schon sehen!«.

Es gäbe noch einiges über diese lange und herausfordernde Behandlung zu berichten, die einen guten Verlauf nahm. Die gleichzeitige Deutung beider agierten Rollen derselben Interaktion, sozusagen der Patientin die zwei Gesichter derselben

Medaille gleichzeitig zu zeigen, war der Schlüssel zur Aufgabe des Agierens und zur Transformation. Es war natürlich nicht so leicht, wie es jetzt klingen mag. Das lustvolle Angreifen aufzugeben, das lange ihre Hauptquelle für narzisstische Bestätigung war, stellte eine große Hürde dar, von der ich lange nicht wusste, ob sie sie nehmen würde können. Sie tat es erst, als sie mit ihrer Familie den Kontakt für längere Zeit abgebrochen hatte. Und sie beendete den Streit mit ihrem Mann, der sich in der Zwischenzeit selbst in Behandlung begeben hatte.

Ich habe zunächst einmal diesen Weg der analytischen Arbeit mit Frau B. beschrieben, weil er meiner Auseinandersetzung mit der Geschichte ihres Heimatlandes vorausgegangen ist. Der Stand meiner Schilderung entspricht an dieser Stelle ungefähr dem Stand der Analyse, als ich begann, mich aktiv um Wissen über ihre Landesgeschichte zu bemühen. Ich hoffe, Leserinnen und Leser auf diese Weise an meiner späteren Verblüffung teilhaben lassen zu können.

Ich hatte angefangen, mich für das Gewicht der Landes- und der Familien geschichte bei der Entwicklung der Persönlichkeitsstruktur zu interessieren, und begann Sachbücher über Frau B.s Herkunftsland zu lesen. Frau B.s pathologische Mechanismen zeigten Ähnlichkeiten mit den propagierten Clichés, aber sie selbst gab weder ihre Kultur noch ihre Heimatgeschichte in der Behandlung preis. Wie sehr Frau B.s Erinnerungen, psychische Mechanismen und Facetten bei der Lektüre der Landesgeschichte wiederzuerkennen waren, wirkte auf mich wie eine Kaskade von Déjà-vus. Aus Diskretionsgründen werde ich hier nicht auf Details dieser Geschichte eingehen können, sondern lediglich ausschlaggebende Eckdaten benennen. Traurigerweise passen diese Eckdaten zu vielen Ländergeschichten.

Eine brutale Kolonialisierung von Frau B.s Heimatland ohne Interesse an Erhalt der präsenten Kultur markiert den Beginn einer Reihe von gewaltreichen wechselnden Machttübernahmen unter zwei Hauptgruppen über Jahrhunderte. Heute konzentriert sich die politische Macht nach wie vor auf wenigen Städte und wird von einer repressiven und korrupten Polizei gestützt. Die vielen Dörfer des Landes bleiben den Überfällen von regierungsergebenen Milizen und von oppositionellen Banden ausgeliefert. Wie aus dem Nichts tauchen die Banden auf, die einzelne Dörfer ausplündern, weil sie Proviant brauchen, oder sie massakrieren die Bewohner*innen, weil sie ihnen unterstellen, den Feind zu unterstützen, meistens beides. Dann ziehen sie wieder von dannen, bis zum nächsten Mal. Es können Wochen, Monate oder Jahre vergehen, bevor dasselbe Dorf wieder überfallen wird. Beim Machtwechsel auf der Landesebene – seit Langem immer wieder zwischen den zwei Hauptgruppen, durch Militärputsche – werden brachiale Methoden und Korruption fortgesetzt. Die bewaffneten Gruppen, die die Dörfer überfallen, wechseln die Namen, bleiben aber dieselben Terrorbanden.

Beim Lesen der Zeugenberichte sah ich immer wieder Frau B., die sich vor dem Überfall ihres Vaters versteckt und ihre Angst vor der Zerstörung, der sie beiwohnt, dann auch ihre Angst vor der Ruhe in unseren Stunden, die sie lange als die Ruhe

vor dem zerstörerischen Sturm phantasierte. Ich sah sie auch als bewaffneter manischer Kommandant, der ein Massaker befiehlt und ausführt, weil er sich verraten fühlt und seine Macht wieder durchzusetzen hat.

Diskussion

Ich präsentiere diese beiden Vignetten, weil sie zeigen, wie die Landesgeschichte ihren Einfluss auf die jeweilige Familiendynamik nimmt, welche anhand ihrer Projektion auf die analytische Beziehung durch die detaillierte Analyse der Übertragungs-/Gegenübertragungskonstellationen als konstitutive Elemente der jeweiligen Persönlichkeitsstruktur des Patienten und der Patientin wiederzufinden waren.

In Monsieur A.s Familie zeigte die vermeintliche Kollaboration der Großeltern mit den feindlichen Besatzern, obwohl sie über vier Jahrzehnte zurücklag, ihre transgenerationalen Folgen in der chronischen Angst von Monsieur A., erwischt zu werden. Die Großeltern, gefolgt von den Eltern, sparten die Zeit des zweiten Weltkrieges aus ihren Erzählungen beziehungsweise aus ihrem Leben aus. Am Kriegsende war ihr reines Überleben, später ihr soziales Überleben vom Leugnen ihrer Tatbeteiligung abhängig. Das familiäre Schweigegebot, gefördert durch die Amnestien und die politischen Versöhnungsaufforderungen kurz nach dem Krieg auf nationaler Ebene, verhinderte eine Auseinandersetzung mit der Tatbeteiligung und die Verarbeitung der zunächst tatsächlichen Schuld, später der übertragenen unbewussten Schuldgefühle. Monsieur A. übernahm die Leugnung als bestmögliche Abwehr gegen aufkommende Schuldangst mit der Folge, dass er von Schuldgefühlen geplagt war und sich bei jedem körperlichen Symptom dem Tod geweiht fühlte. Die Analyse ermöglichte eine deutliche Linderung seiner Symptome, jedoch keine Auflösung des unbewussten Konflikts, was mich mit einem bedrückenden Gefühl des Scheiterns zurücklässt. Monsieur A. konnte keine Phantasien auf Wiedergutmachung entwickeln und zog es vor, die Auseinandersetzung mit seinem Abgrund zu vermeiden, welche die Beziehung zu seiner Familie erschüttert und vielleicht zerstört hätte. Ich habe die stille Hoffnung, dass es Monsieur A. gelingen wird – wenigstens sich selbst gegenüber – mithilfe des explorativen Objekts, das er während der Behandlung erlebte und zum Teil verinnerlichte, die Verleugnung nach der Analyse aufzugeben und zu größerer innerer Freiheit zu finden.

In Frau B.s Familie waren das Gewalttätige und das Korrupte seit Generationen Bestandteil der Landeskultur. Bei allem Leid, das es für die Betroffenen bedeutete, waren die Handlungen des Vaters und des Staats, den er als Beamter offiziell vertrat, als gegeben angenommen. Die destruktiven und traumatischen Auswirkungen waren von den Opfern zu akzeptieren und konnten weder inner-

noch außerhalb der Familie als gesetzwidrig geltend gemacht werden. Frau B. internalisierte diese mafiose Beziehungsstruktur und verfolgte das Objekt, zu dem ein Abhängigkeitsverhältnis bestand, und ihren eigenen empathischen Ich-Anteil. Das Angreifen dieses Selbst-Anteils im anderen verschaffte ihr einen Lustgewinn und eine vorübergehende Entlastung, bis der Angriff in Form von Schuldgefühlen, Angst und Rache des Objekts auf sie zurückfiel. Die analytische Arbeit ermöglichte eine Aufdeckung des unbewussten Teufelskreises, in dem sie gefangen war. Dank der Erfahrung, die sie mit einem »ruhigen« Objekt in einem Rechtsstaat – ob inner- oder außerhalb der Praxis – aufnehmen konnte, legte das empathische Ich gewichtig zu und konnte es zunehmend wagen, das lustvolle Angreifen zunächst kritisch zu hinterfragen, später weitgehend aufzugeben.

Sowohl Monsieur A. als auch Frau B. hat eine Emigration als Entzug aus dem familiären Einfluss gewählt, den sie beide als hemmend und schädigend wahrnahmen. Beide versuchten, ihre nicht vollzogene Ablösung durch eine geografische Entfernung zu forcieren und wurden von den inneren Konflikten, die sie glaubten, dort gelassen zu haben, wo sie entstanden waren, wieder eingeholt. Beide standen zu Beginn ihrer Behandlung im engen Kontakt zur Primärfamilie und im paranoid anmutenden Konflikt mit ihrer objektalen Umwelt.

Warum wurde Frau B. selbst zur Täterin, Monsieur A. aber nicht? Und warum gelang es Frau B., das transgenerational übermittelte Über-Ich zu mehr Wohlwollen zu bewegen, während Monsieur A. sich seinem Abgrund nicht stellen konnte? Mit Sicherheit hat es mit der Qualität der analytischen Beziehung und mit meiner Fähigkeit oder meinem Unvermögen zu tun, die Übertragung so aufzugreifen, dass sie jeweils bewusst werden kann.

Aber wenn wir diesen qualitativen Punkt beiseitelassen, werden einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Monsieur A. und Frau B. augenfällig: Wir können beide als Nachkommen einer Täter-Familie und als transgenerational Beschädigte betrachten. Beide sind nicht körperlich misshandelt worden – jedenfalls haben es beide behauptet –, jedoch emotional durch die eigene Familie beschädigt worden. Aber während bei Monsieur A. Hemmung, Scham und Vermeidung im Vordergrund der Abwehrpalette standen, agierte Frau B. ihre Triebimpulse immer wieder schamlos aus, bevor sie systematisch von Schuldgefühlen und Angst gequält wurde. Während Monsieur A. versuchte, unsichtbar zu bleiben, spazierte Frau B. abwechselnd gehobenen oder geduckten Hauptes, aber immer bis an die Zähne bewaffnet. Ich glaube, dass dieser wesentliche Unterschied im klaren Zusammenhang mit der jeweiligen Geschichte und mit unterschiedlichen Täter-Introjekten steht: Nach dem Zweiten Weltkrieg sind die Collabos in Frankreich strafrechtlich belangt worden. Ihre »Intelligenz mit dem Feind« oder »Landesverrat« ist als schwerwiegenderes Verbrechen verurteilt worden. Offiziell sind einige Jahre nach Beendigung des Krieges die ehemaligen Collabos amnestiert und rehabilitiert worden, aber nicht in der kollektiven französischen Betrachtung. Als

in den 1990er Jahren ehemalige Collabos erneut oder zum ersten Mal angeklagt und verurteilt wurden, wurden sie es aufgrund ihrer aktiven Beteiligung an der Deportation und somit am Holocaust. In der kollektiven Wahrnehmung wurden spätestens zu diesem Zeitpunkt die ehemaligen Collabos mit dem Massenmord in Verbindung gebracht. Auch wenn das Auf- und Durcharbeiten der komplexen innerfranzösischen Beziehungen in Bezug auf die Kollaboration nicht als ausreichend betrachtet werden kann, sind die an der Seite der Nazis begangenen Verbrechen vonseiten des Rechtssystems offiziell als Unrecht anerkannt worden. Im Ursprungsland von Frau B. werden Gewalt und Korruption in und außerhalb der Familien durch den Staat als rechtmäßig akzeptiert und durch das quasi inexistente Rechtssystem toleriert. Dementsprechend wuchs Monsieur A. als Collabo-Nachkomme in Frankreich in der Angst auf, geächtet zu werden, während Frau B. sich mit einem sozusagen »staatlichen« Vater identifizierte, der ihr das Gefühl gab, unantastbar zu sein. Monsieur A.s Angst vor Repressalien hemmte ihn, schützte ihn aber auch davor, Täter zu werden, während Frau B. einen Täter internalisiert hatte, der ihr Macht, Angstbewältigung und Befriedigung verschaffte, ohne dass sie befürchten musste, zur Rechenschaft gezogen zu werden, zumindest oberflächlich.

Während das Schweigegebot in Monsieur A.s Familie die explorative Kraft seines Ich hatte verkümmern lassen, lebte Frau B. meistens ungeniert ihre Wissbegierde aus und erreichte in Deutschland eine hohe Qualifikation. In beiden Fällen war zu Beginn der Analyse hinter den ausagierten Wiederholungen in den Stunden eine mangelnde Symbolisierungsfähigkeit deutlich. Im Laufe beider Behandlungen wurden einige archaische Abwehrreaktionen als transgenerational vermittelte Mechanismen und als der Familien- und Landesgeschichte zugehörig erkennbar.

Der jeweilige psychosoziale Möglichkeitsraum, wie Vera King (2002) die Generativität bezeichnete, den die Familien von Monsieur A. und Frau B. im Rahmen ihrer jeweiligen Landesgeschichte den Heranwachsenden zur Verfügung stellten, erlaubte nur eine sehr begrenzte psychische Emanzipation aus den jeweiligen familiären Banden. Die gewählte Emigration hat bei beiden einen ersten Schritt aus dem innerlich festgefahrenen Einflusskreis ermöglicht und indirekt den Weg zur Analyse gebahnt. Die analytische Arbeit mit ihrer systematischen Exploration aller Gefühlsregungen, aller verbalen und averbalen Äußerungen und aller zugänglichen unbewussten Botschaften stellt den meisten Patient*innen einen neuen Denk- und Fühlraum über die Grenzen des familiären Über-Ich hinaus zur Verfügung. Dieser erweiterte Raum erlaubt eine neue generative Transmission, die Frau B. sich nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder wünschte. Sie war dafür bereit, das bisherige Beziehungsgeflecht zu ihren Eltern aufzutrennen und neue Verbindungen zu entwerfen. Diese Möglichkeit stellte für Monsieur A. keine Option dar.

Literatur

- Argelander, H. (1970). *Das Erstinterview in der Psychotherapie*. Darmstadt: WBG.
- Beland, H. (2008). Sorge für Wahrheit und Leben. In H. Beland, *Die Angst vor Denken und Tun* (S. 102–105). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Cassorla, R. (2009). Die implizite Alpha-Funktion des Analytikers, Trauma und Enactment in der Analyse von Borderline-Patienten. In A. Mauss-Hanke (Hrsg.), *Internationale Psychoanalyse 2009. Ausgewählte Beiträge aus dem International Journal of Psychoanalysis* (S. 83–112). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Clervoy, P. (2013). *L'effet Lucifer, des bourreaux ordinaires*. Paris: CNRS.
- Fayet, A. & Fayet, M. (2014). *Le grand livre de l'histoire de France*. Paris: Eyrolles.
- Frank, C. (2018). Zur Polarität eines einfachen Täter-Opferschemas als Sackgasse. In E. Horn & H. Weiß (Hrsg.), *Trauma und unbewusste Phantasie* (S. 13–33). Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Freud, A. (1936). Die Identifikation mit dem Angreifer. In S. Freud, *Das Ich und die Abwehrmechanismen* (S. 125–139). Berlin: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- King, V. (2002). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lomax, E. (1995). *The Railway Man*. London: Vintage.
- Lormier, D. (2017). *Les 100 000 collabos, le fichier interdit*. Paris: le Cherche midi.
- Radebold, H. (2018). »Endlich« und »unendlich« – wichtige persönliche und professionelle Sichtweisen? In B. Unruh, I. Moeslein-Teising & S. Walz-Pawlita (Hrsg.), *Rebellion gegen die Endlichkeit* (S. 63–71). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Rosenfeld, H. (1965). *Psychotic States: A psychoanalytical approach*. London: Maresfield Library.

Die Autorin

Valérie Bouville, geboren 1963 in Frankreich, studierte Psychologie und Medizin in Paris und Berlin, bevor sie Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie in Berlin wurde. Sie ist Psychoanalytikerin, Mitglied und Lehranalytikerin der DPV und arbeitet in eigener Praxis in Bonn. Sie interessiert sich insbesondere für die Beziehung zwischen Sprache und Psyche, für die Wechselwirkungen unterschiedlicher Kulturen auf die psychische Entwicklung und auf die Identität und für die transgenerationale Weitergabe psychischer Mechanismen. Seit Mai 2019 ist sie Vorsitzende der DPV.

Kontakt per E-Mail: vbouville@arcor.de

Generativität in Familie und Gesellschaft

<https://doi.org/10.30820/9783837929812>

Generiert durch Ruhr Universität Bochum, am 02.10.2023, 11:38:32.
Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

Mutterland und Vatersprache

Helga Krüger-Kirn

Einleitung

Eingebettet in einen Zeithorizont von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind mit dem Thema Generativität und Generationenverhältnisse immer auch familiale Geschlechtervorstellungen verbunden. In der Regel sind die Auseinandersetzungen von Bestrebungen geprägt, tradierte Lebensformen von Familie und Elternschaft zu verändern. Gegenwärtig aber lässt sich eine Gleichzeitigkeit zwischen familialen Modernisierungsprozessen und konservativen Konzepten von Generativität und Mutterschaft feststellen. Dass im Zuge dessen vor allem Frauen resp. Mütter^{*1} und ihre Selbstentwürfe adressiert werden, trifft nicht nur auf konservative Strömungen innerhalb unserer Gesellschaft zu, sondern lässt sich auch in den modernen Körperfiguren zu weiblicher* Schönheit, Mutterschaft und Mütterlichkeit nachzeichnen. Zwar sind der weibliche* und reproduktive Körper schon immer Anlass für spezifische gesellschaftliche Zugriffe und Formen der Kontrolle. Doch im Kontext des neoliberalen Paradigmas der Selbstbestimmung droht ein Verständnis von Machbarkeit feministische Anliegen weiblicher und mütterlicher Selbstbestimmung zu konterkarieren.

Eine historische Perspektive zeigt, dass die Verwobenheit von Mutterschaft und Weiblichkeit respektive Schönheit tief verwurzelt ist. Spätestens seit der Veränderung des Ehestatus im Rahmen der Industrialisierung ist Schönheit für Frauen* zu einem wichtigen Kapital für Bindung und soziale Anerkennung geworden und verlötet weibliche* Attraktivität mit der Ressource Mutterschaft. Einen perfekten Körper zu haben, ist auch heute mit verlockenden Glücksverheißen verbunden und verspricht neben einem Gewinn an sexueller Attraktivität

1 Das Gendersternchen wird in diesem Beitrag verwendet, um damit das Denken der Zweigeschlechtlichkeit zu öffnen und zu durchkreuzen. Zugleich muss aber auch von »Männern/Vätern« und »Frauen/Müttern« als vergeschlechtlichten Gruppen und von »männlich/väterlich« und »weiblich/mütterlich« als Attribuierungen gesprochen werden, um die Historizität und den gesellschaftlichen Kontext zu reflektieren.

ein glücklicheres und erfüllteres Liebesleben. Eingekleidet in einen Befreiungsdiskurs, der sich das feministische Vokabular von Selbstbestimmung und Autonomie zunutze macht, fokussieren damit verbundene Machbarkeitsvorstellungen eine Selbstverwirklichung, mit der eine Frau* alles haben kann: Beruf, Familie und nicht zuletzt einen makellosen Körper, der weder Spuren von Alter noch von Schwangerschaft trägt. Dabei entwerfen die in den gegenwärtigen Frauen*-Körperbildern dominierenden Schönheitsvorstellungen einen androgynen Körper, der sich durch Schlankheit – die Brüste ausgenommen – auszeichnet. Entsprechend zielen die Angebote auf ästhetisches Verbergen: sei es durch Gewichtsreduktion oder (genital-)chirurgische Eingriffe. Statistisch am häufigsten durchgeführt werden Schamlippenverkleinerungen. Unübersehbar schwingt in diesen Vorstellungen die Überzeugung eines »Zuviel« mit, das es zu bändigen gilt. Geht es somit also eher um eine Optimierung zur Kind-Frau*, die auf patriarchalen Vorstellungen von Reinheit und Jungfräulichkeit gründet, wie die Soziologin Anna Katharina Meßmer (2017) in ihren Analysen vermutet?

Auch der schwangere Körper ist von Vorstellungen der Gestaltbarkeit nicht ausgeschlossen. Hier realisieren dominante Vorstellungen von Schwangerschaft nicht nur soziale, sondern ebenso stilistische Imperative wie »schlank, sportlich und leistungsfähig« (Lange & Ullrich, 2018, S. 6) und fokussieren das Wirkungszentrum der Schwangerschaft auf den Bauch (vgl. Hornuff, 2017). Weitere Formen der Kontrolle finden sich in der Schwangerenvorsorge und Geburtshilfe. Trotz enormer Fortschritte in der gesundheitlichen Versorgung (Mutterpass 1961) führt der Risikodiskurs in Kombination mit dem Kindeswohldiskurs zunehmend zu einer Instrumentalisierung der Schwangeren* und ihres schwangeren Körpers. Der leibliche Körperzustand einer Schwangerschaft droht auf diese Weise auf einen *somatischen* Zustand reduziert medizintechnischen Interventionen unterworfen zu werden (vgl. Duden, 2002).

Die Behauptung, Frauen* seien bereits autonome, aktive und selbstbestimmte Subjekte (Rutherford, 2018; McRobbie, 2009), verschiebt auch hier den Selbstbestimmungsdiskurs auf die individuelle Ebene. Zugleich gehen mit der Figur der mütterlichen Selbstbestimmung und Wahlfreiheit paradoxe Doppeldeutigkeiten einher, indem über eine Rhetorik der Selbstbestimmung konservative Vorstellungen mit modernen Anrufungen an die mütterliche Position verknüpft werden. Dabei irritiert ein beständiges Beharren auf traditionellen Weiblichkeits- und Elternschaftsvorstellungen (vgl. Krüger-Kirn, 2018; Tichy & Krüger-Kirn, 2019) und führt zu der Frage, woran eine Politik selbstbestimmter weiblicher* Subjektivierung im Kontext der Geschlechterverhältnisse immer wieder zu scheitern droht. Politisch gewünscht scheitert Geschlechtergerechtigkeit – so meine These – nicht nur an tradierten transgenerationalen Identifizierungen, sondern an einer gesellschaftlichen Geringschätzung des »Weiblichen«. Aus feministisch-psychanalytischer Perspektive besteht die Herausforderung folglich

darin, normative Geschlechtlichkeiten in Bezug auf Mutterschaft und Vaterschaft nicht nur zu dekonstruieren, sondern ebenso zu beleuchten, dass erst die Konzeption eines autonomen Subjekts, das sowohl philosophisch wie gesellschaftlich patriarchal männlich gedacht ist, die notwendige Voraussetzung für ein neoliberales Körper- und Subjektverständnis liefert. Im Lichte des Universalismus der Aufklärung wird nachvollziehbar, warum der weibliche* Körper insbesondere in Bezug auf Schönheit, Sexualität und Mutterschaft nur in seinen Funktionen, nicht aber als differenter Körper mit eigenem Begehrten und Erfahrungen in den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs aufgenommen wird. Das direkt daran anschließende Phantasma des Mütterlichen wird erst durch die Kultur der Funktionalisierung und Fremdbestimmung des Weiblichen* ermöglicht und kann folglich – so meine These – erst dann überwunden werden, wenn eine Anerkennung differenter Subjektivitäten/Körper (Irigaray, 2010, S. 78) ein Denken sexueller Differenz und eine Repräsentanz des Weiblichen* in der symbolischen Ordnung der Geschlechter möglich macht und »damit unsere gewohnte [patriarchale, H. K.-K.] Ordnung stört« (Irigaray, 2013, S. 115).

Vor diesem Horizont richtet sich mein Fokus im Folgenden zunächst auf psychoanalytische Prämissen zu Weiblichkeit* und Mutterschaft. Die daran anschließende Frage, ob in der Psychoanalyse bis heute eine männlich-patriarchal geprägte Perspektive auf den weiblichen* Körper, weibliche* Identität und Mutterschaft dominiert, geht einher mit der Frage, inwieweit eine Etablierung feministisch-psychanalytischer Erkenntnisse zu sexueller Differenz im psychoanalytischen Kanon geschlechtlicher Entwicklung bisher gelungen ist. Insbesondere mit Blick auf die Position des Subjekts Mutter und des Mutterkörpers in der symbolischen Ordnung der Geschlechter nehme ich psychoanalytische Weiblichkeits- und Entwicklungstheorien aus einer feministisch-psychanalytischen Perspektive in den Blick. Freuds Weiblichkeitstheorien gelten hier als Ausgangspunkt, um daran anschließend feministisch-psychanalytische Positionen zu referieren. Kurze Fallvignetten und Ergebnisse unserer Studie zu Mutterschaft und Geschlechterverhältnissen² veranschaulichen die tradierte patriarchale Wirkmacht in dominanten Körperfiguren der Gegenwart zu Schönheit, Mutterschaft und Mütterlichkeit und damit direkt verbundenen vergeschlechtlichten Elternbildern. Im Ergebnis markiert die herausgearbeitete Leerstelle zu körperlichen Differenzen und einer körperlich-reproduktiven Selbstbestimmung eine zentrale Leerstelle im psychoanalytischen Diskurs der geschlechtlichen Subjektivierung und spiegelt

2 Krüger-Kirn und Tichy (2019): Mutterschaft und Geschlechterverhältnisse. Das Forschungsprojekt ist Teil des interdisziplinär angelegten Forschungsprojekts »REVERSE« zu Anti-Genderismus am Zentrum für Gender- und Geschlechterstudien der Philipps-Universität Marburg.

dabei gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse ebenso wider wie sie diese reproduziert.³

Freud

Freud rückte mit seinem prinzipiell dialektisch angelegten Subjektverständnis den Körper ebenso in den Fokus wie den familiären, sozialen und gesellschaftlichen Kontext. Bereits in der Konzeption des Triebeschicksals ist angelegt, dass der Subjektkonstitution nicht die Biologie oder Natur zugrunde liegt, sondern die psychische Verarbeitung dieser Trieberfahrungen (vgl. Freud, 1915c, S. 213ff.).

Bekanntlich hat Freud in der Ausarbeitung seiner Sexualtheorien in Bezug auf Weiblichkeit* dieses Konzept nicht konsequent umgesetzt (vgl. Freud, 1925j; 1933a). Eine damit einhergehende Abwertung von Weiblichkeit* und Mutterschaft zeitigt seine Wirkung bis heute, und zwar nicht nur in Bezug auf psychoanalytische Entwicklungskonzepte, sondern mit Blick auf die gesellschaftliche Gegenwart. Obwohl Freud (1916/1917a, S. 331) es ablehnte, das Sexuelle auf das Genitale und die Fortpflanzungsfunktion zu reduzieren, und der Bisexualität eine grundlegende Stellung in der Organisation der infantilen Sexualität beigemessen hat, wird diese Perspektive spätestens mit der Frage nach den »psychischen Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds« (Freud, 1925j) aufgegeben und stattdessen eine Geschlechterdifferenz apostrophiert, die eng an die Biologie angelehnt ist. Der Kinderwunsch wird in einer funktionalen Verbindung mit der Reproduktionsfähigkeit der Frau* anatomisch begründet sowie entlang einer Minderwertigkeit des weiblichen* Körpers über den unterstellten Penisneid. Erst an diesen erklärten Mangel können im Rahmen der Geschlechterdifferenzierung die geschlechtertypischen Zuschreibungen anknüpfen, sodass »die weibliche Sexualität demzufolge immer sekundär [ist], und eine Sexualität, die nicht die eigene ist« (Hagemann-White, 1979, S. 53). Im Ergebnis aber wurde auf diese Weise die Differenz der geschlechtlichen Körper hierarchisiert und der Blick auf den weiblichen* Körper verstellt. Nun beeindrucken historische Geschlechterbilder, die – ganz im Sinne des Konstruktivismus – in die Geschlechtsorgane eingeschrieben sind. Weiblichkeit*, von Freud vormals als Rätsel – »dark continent« – beschrieben, wird nun als biologische Tatsache auf den Kinderwunsch reduziert und jeder weiteren Erforschung entzogen. Obwohl Freud selbst seine Zweifel immer wieder zum Ausdruck brach-

3 Ich beziehe mich mit Lacan auf ein Verständnis von Sprache, das immer auch gesellschaftliche Strukturen widerspiegelt. Die Annahme, dass ein Zusammenhang zwischen Gesellschaft und theoretischen Konzepten besteht, ist allerdings nicht nur eindimensional zu betrachten, sondern kann vice versa auch auf deren Veränderungen und/oder Stabilität einwirken.

te, dass seine theoretischen Überlegungen zur Weiblichkeit* »Konstruktionen [...] mit ungesichertem Inhalt« (vgl. Freud, 1925j, S. 30) sind, hat er keine konsequente Einarbeitung soziokultureller Einflüsse in die Theorie der Weiblichkeit verfolgt. Dieses bio-logische Prinzip zielte damals wie heute darauf ab, seelisch-geistliche Identitätsvorstellungen aus somato-psychischen Zusammenhängen abzuleiten, um diese als »natürlich« zu bestimmen und für gesellschaftliche Vorstellungen zu funktionalisieren.

Feministische Kritik

Auf den beschriebenen Bruch in Freuds methodischem Vorgehen seiner Theoriebildung hat Karen Horney bereits 1926 (deutsch 1977a/b) aufmerksam gemacht und wurde ab den 1960er Jahren im Zuge einer feministisch orientierten Aufarbeitung Gegenstand vielfacher, kritischer Diskurse (vgl. Schlesier, 1981, u.a.). Der Blick wurde vor allem auf die Dekonstruktion ideologischer Mutterbilder in die theoretischen Konzeptualisierungen von Mutterschaft gerichtet und Gegenstand zahlreicher Untersuchungen und Reformulierungen.⁴

Eine bedeutsame Referenz ist Christa Rohde-Dachsers Buch *Expedition in den dunklen Kontinent* (1991), in dem sie sich mit psychoanalytischen (Weiblichkeits-) und Metatheorien beschäftigt und im Zuge dessen patriarchale Einlassungen analysiert. Margarethe Mitscherlich (1985) arbeitete in ihren Untersuchungen jene unbewussten Identifizierungen mit dem gesellschaftlichen Weiblichkeit*bild heraus, die für die Übernahme geschlechtsspezifischer Rollen und Bilder besonders maßgeblich sind, und zeichnet damit die Nachhaltigkeit transgenerationaler Tradierungen nach. In kritischer Auseinandersetzung mit den Geschlechterpositionen in den psychoanalytischen Konzepten zeigt sie, dass die Perpetuierung des sogenannten Penisneids mit einem mangelnden weiblichen* Selbstwertgefühl in Verbindung zu bringen ist. Sie schreibt: »Je geringer [...] das Selbstwertgefühl [...], je weniger sie [...] ein strukturiertes, in sich gefestigtes Selbstbild [...] entwickeln [konnte, H.K.-K.], umso abhängiger bleibt sie von der Anerkennung durch äußere Objekte« (Mitscherlich-Nielsen, 1978, S. 692). Dabei dekonstruiert sie die als typisch weiblich* geltende Trias von Masochismus, Passivität und Wendung der Aggression gegen sich selbst als gesellschaftliches Anpassungsmuster (vgl. Mitscherlich-Nielsen, 1985). Der von Mitscherlich-Nielsen herausgearbeitete Zusammenhang zwischen einem fragilen weiblichen* Selbstwertgefühl und der Abhängigkeit von gesellschaftlicher Anerkennung in Bezug auf ein stabiles Kör-

4 Hier kann nur ein fragmentarischer Einblick wiedergegeben werden. Für einen ausführlichen Überblick siehe Fliegel (1992), Mitscherlich & Rohde-Dachser (1996) sowie Liebsch (1994).

per- und Selbstgefühl ist mit Blick auf die Wirkmacht der modernen Körper- und Weiblichkeit*vorstellungen bis heute ein wichtiger Erklärungszugang.

Rückblickend zeigt sich, dass die – hier nur ausschnitthaft referierten – feministisch inspirierten Erkenntnisse keine grundlegende Reformulierung der psychoanalytischen Theorie weiblicher* Entwicklung und Identität eingeleitet haben. Denn im Anschluss an die Arbeiten von Melanie Klein (1997) richtete sich der Fokus im Zuge objektbeziehungstheoretischer Perspektiven bis in die 1990er Jahre zwar besonders auf die Mutter-Tochter-Beziehung und damit verbundene präödipale und ödipale Konflikt- und Beziehungskonstellationen. Obwohl damit geschlechterbinäre Vorannahmen in den Hintergrund traten, verloren auch geschlechterkritische Einwände an Bedeutung. Unterlegt durch empirisch-entwicklungspsychologische Forschungsergebnisse, in deren Zentrum die Fragen der Individuation und damit verbundene konflikthafte Bewegungen als psychische Symbiose, Separation und Widerannäherungsphase untersucht wurden (vgl. Mahler et al., 1975), wurden geschlechtsspezifische Entwicklungsherausforderungen und Differenzen zunehmend verallgemeinert. Im Zuge dessen gewannen Perspektiven an Einfluss, die Geschlecht im Kontext der relationalen Wende als »Doing Gender« vermehrten in den gesellschaftlichen Aneignungs- und Handlungskontext stellten. Benjamin (1990) zeigt in ihrem Buch *Die Fesseln der Liebe*, wie die töchterliche Entwicklung durch die in der Mutter wirksamen traditionellen Geschlechterverhältnisse und Mutterbilder beeinflusst und in der Folge immer wieder aufs Neue reproduziert werden. Die Mutter erscheint als zentrale Bindungsfigur in einem dominanten Licht, deren selbstbestimmte Subjekthaftigkeit und eigenes Begehrten bleiben hinter den patriarchalen Strukturen verborgen. Demzufolge verweist auch Benjamins Konzept der töchterlichen Ablösung von der Mutter auf den Vater, der im Rahmen des Autonomie-Ablösungskonfliktes, angelehnt an das traditionelle Konzept der bürgerlichen Kleinfamilie, als Retter des Mädchens aus der Verschmelzung mit der Mutter zentrale Bedeutung gewinnt (vgl. Benjamin, 1990).

Ebenso wie Benjamin reflektiert Nancy Chodorow (1985) die weiblichen* Rollen. Als Vertreterin einer Öffnung der Psychoanalyse hin zur Soziologie stellt auch sie die Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung in den Vordergrund und beschreibt auf deren Basis geschlechtliche Stereotypisierungen. Wie Benjamin hält auch Chodorow an einer Symbiosevorstellung fest, die eng an klassischen Geschlechterdichotomien orientiert ist. Dabei wird eine Spaltung der elterlichen Positionen in eine haltende (klammernde) Mutter und einen ablösenden (in die Welt strebenden) Vater reproduziert und der Objektwechsel begründet.

Doch sowohl die Liebesbekundungen wie auch die Identifizierungen des Kindes orientieren sich zunächst keineswegs an einer Geschlechtszugehörigkeit der primären Objekte (vgl. Gsell & Zürcher, 2011). Die Position der Mutter als erste und wichtigste Bindungsfigur zu konzeptualisieren, spiegelt weniger bindungstheoretische Erkenntnisse (Bowlby, 1975) denn gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse

wider. Auch heute finden wir trotz einer Veränderung traditioneller Geschlechterstereotypien und einem Wandel der Familienbeziehungen in Bezug auf weibliche* und mütterliche* Identität eine Persistenz von binären Elternbildern. Dies zeigen auch die Ergebnisse unserer Analyse im Rahmen des Forschungsprojekts »Mutterschaft und Geschlechterverhältnisse«. Hier haben wir den medialen Diskurs zum Thema Mutterschaft im Hinblick auf »Vereinbarkeit«, Mutter-Kind-Bindung und vergeschlechtlichte Elternrollen in drei Eltern-Zeitschriften (*Eltern, Baby und Familie, Nido*) zwischen 2010 und 2017 analysiert und zudem in offenen leitfadengestützten Interviews Mütter mit kleinen Kindern nach ihren subjektiven Erfahrungen befragt. In den Zeitschriften beeindruckt eine Naturalisierung der Mutterrolle, in der die Figur der Mutter qua der körperlichen Nähe während der Schwangerschaft und ihrer hormonellen Konstitution als primäre Bindungsperson, als einzigartig und damit unersetztbar entworfen wird. Insbesondere die mediale Reproduktion der Biologisierung der Symbiose zwischen Mutter und Kind führt dazu, dass die Mutter* ihr körperliches und psychisches Erleben nicht auf ihren Leib, als die Einheit von Körper und Psyche und ihr Begehen bezieht, sondern auf ihren biologischen Körper. Es ist auffällig, dass Mütter, die in den Zeitschriften und Interviews zu Wort kommen, über den Hormondiskurs eine Selbstbiologisierung vornehmen, um ihre eigenen Erfahrungen zu beschreiben und einzuordnen.

Das Sexuelle und die Weiblichkeit

Mit dem intersubjektiven Paradigmenwechsel vollzog sich innerhalb der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie eine entscheidende Wendung innerhalb der Mutter-Tochter-Beziehung. Gegenüber einem Blick auf die präödipale Phase als asexuellem Raum wird der Körper der Mutter fortan nicht mehr nur für die männliche* Entwicklung als libidinöses Objekt theoretisiert, sondern auch für die Tochter, *an* und *mit* dem sie ihre Körperlichkeit erfährt. Damit rückt auch die Position der Mutter in ein verändertes Licht und setzt eine Reflexion auf die Mutterfigur als begehendes und begehrtes Subjekt in Gang. Poluda-Korte (1999) hat sich mit dem libidinösen Begehen des Mädchens auf die Mutter auseinandergesetzt und dieses in eine enge Verbindung mit einer gelingenden Aneignung und libidinösen Besetzung des eigenen Körpers und Körpererlebens gestellt. Müssen die homosexuelle Position und das weiblich*-sinnliche Begehen zurückgedrängt werden, entwickelt sich mit Poluda-Korte (2000) beim Mädchen ebenso ein homosexuelles Tabu. Da das gesellschaftliche Tabu homoerotischer Gefühle zwischen Mutter und Tochter in der Regel in jeder Mutter wirksam ist, werden ebensolche sinnlichen Körperempfindungen abgewehrt und unaussprechbar gemacht. Hier greift ein Homosexualitätstabu, das in der heterosexuellen Matrix der geschlechtlichen Positionen wurzelt (vgl. Butler, 1991) und unbewusst mit der im kollektiven Unbewussten verankerten Figur

der asexuellen Mutter, konkret der Unvereinbarkeit von »Mutter« und »sexuell aktiver Frau*«, verbunden ist. Demzufolge wird ein sinnlich-libidinöses Begehren sowohl aufseiten der Mutter als auch aufseiten der Tochter klinisch wie politisch bis heute missdeutet (vgl. Krüger-Kirn, 2013). Zu Recht vermutet Poluda-Korte, dass die sinnlich-erotischen Begehrensweisen zwischen Mutter und Tochter nicht nur mit einem Inzesttabu, sondern auch mit einem hochgradigen Körpertabu belegt sind (vermutlich rationalisiert das Inzesttabu das Körpertabu). Die untrennbare Verquickung zwischen homosexuellem und Körpertabu führt dazu, dass der eigene Körper von der Tochter nicht ohne Scham libidinös angeeignet werden kann. Da es entwicklungspsychologisch notwendig ist, Körperempfindungen denken und differenzieren zu können, um ein Bewusstsein von sich und seinem Körper zu entwickeln, führt eine mangelnde und zugleich tabuisierende Codierung weiblicher* Körperlichkeit zu einer psychischen Situation, in der die Frau* sich mit ihren Gefühlen, Wünschen und Gedanken nicht nur verkehrt, sondern in hohem Maße verunsichert fühlt (vgl. Moré, 1997; Lerner, 1980). Es ist unübersehbar, dass damit einhergehende sprachliche Zuschreibungen zu elementaren Einschränkungen in der Autonomieentwicklung des Mädchens beitragen. Eine zentrale Konsequenz aus diesen Überlegungen ist, dass bisherige Konzepte des Autonomie-Abhängigkeitskonflikts um geschlechtsspezifische Besonderheiten erweitert werden müssen. Denn in Bezug auf Abgrenzungsfähigkeit spielt die Wahrnehmung und Sicherheit im eigenen Körper eine entscheidende Rolle. Solange affektiv-sinnliche Erfahrungsqualitäten nur heterosexuell kontextualisiert werden, wirken die hypostasierten geschlechtsspezifischen Codierungen unweigerlich auf den begehrenden Körper zurück. Dann bleibt es schwierig, erotisch-libidinöse und aggressive Begehrensweisen im töchterlichen Körper und Selbstbild vital zu verankern.

Im Lichte der dargelegten Überlegungen spiegelt die in der Literatur bis heute rezitierte Überzeugung, Mädchen würden die mit der symbolischen Kastration⁵ einhergehende Anerkennung von *nur ein Geschlecht haben* depressiv verarbeiten (vgl. unter anderem Rohde-Dachser, 2007; Quindeau, 2013), keine weibliche* Eigenart wider, sondern einen heteronormativen Diskurs. In dieser Lesart adressiert die depressive Verarbeitung dann weniger die Erkenntnis eines primordialen Mangels als eine mangelnde Wertschätzung weiblicher* Körperlichkeit und sinnlich-vitaler Begehrensweisen.

Dazu ein kurzer Exkurs: Grundsätzlich führt in der individuellen Entwicklung eine Nichtbeachtung bis Unterdrückung von Körpererfahrungen zu Abwehrstrukturen, die mit Anpassung und einem Empfinden von Unlebendigkeit einhergehen.

5 Da das Subjekt nur ein Geschlecht haben kann, gelten beide Geschlechter als begrenzt und in der Sprache Lacans als symbolisch kastriert. Die symbolische Kastration markiert den Geschlechtsunterschied und bildet den Ausgangspunkt der psychischen Subjektkonstituierung, denn an der Geschlechterdifferenz lernt der Mensch zu unterscheiden.

Während Mädchen* in ihren ersten Lebensjahren mit ihrem Körper sehr einverstanden sind und ein positives körperliches Selbstdempfinden haben (paradigmatisch hierfür steht die Studie von Dauphne de Marneffe, 2005) begegnet Frau* spätestens mit dem Beginn der Menstruation ambivalenten Zuschreibungen *auf* und Erwartungen *an* ihren Körper. Die gesellschaftliche und medial inszenierte Reduzierung der Menstruation auf ein Hygieneproblem mündet ganz offensichtlich in eine Tabuisierung, die nicht nur den weiblichen* Körper einschließlich seiner Eigenlogik der Zyklizität betrifft, sondern auch sexuelle Empfindungen. Im Sinne des Konzepts der Nachträglichkeit⁶, das die im Kindesalter begonnenen Erfahrungen mit heutigen Identitäts- und Begehrungswünschen verknüpfen, ist mit dem Homosexualitätstabu bereits früh angelegt, dass in Verbindung mit den medialen Körpervorstellungen aus dem »dunklen Kontinent« (Freud, 1926e, S. 241) ein »leerer Kontinent« (ebd.) geworden ist. Hier spielt auch der medizinische Fortschritt der Pille eine zentrale Rolle, wenn die Pille in der Pubertät nicht nur zur Verhütung, sondern zur Bekämpfung menstrualer und prämenstrueller Körperempfindungen verordnet wird. Eine Analyse des Zusammenhangs von soziokulturellen Weiblichkeit*bildern und subjektiver Körperaneignung zeigt, dass eine wesentliche Funktion offener und verborgener Zuschreibungen darin besteht, Frauen*körperlichkeit und Sexualität nicht als Quelle von Potenz und Kraft spürbar und wirkmächtig werden zu lassen (vgl. Flaake, 2001; King, 2002). Das führt auf der Achse der subjektiven Entwicklung zu Defiziten in einem körperlich fundierten Selbstgefühl und entsprechenden Leerstellen in der Subjektkonstituierung. Eine fehlende Kongruenz zwischen Körperschema und Körperbild hat unweigerlich Konsequenzen für eine gelingende psycho-somatische Entwicklung und libidinöse Besetzung des eigenen Körpers. Gesellschaftliche Weiblichkeit*vorstellungen bekommen dann die Funktion eines Regulativs und Versatzstücks für jene im Körperschema und Körperbild intendierten Leerstellen (vgl. Dolto, 1987).⁷ Eine derart manipulierte Anpassung an Identitätsvorstellungen folgt nicht ursächlich spürbaren Begehrungsweisen, sondern Mechanismen der Imitation der im Imaginären vorgefundenen Bilder. Der narzistische Mangel im Körperbild und Selbstwertgefühl bedingt Abwehrstrukturen, die der Selbstregulierung und Emotionsabwehr dienen, wenn auch in der Regel mit entwicklungshemmenden und pathologischen Auswirkungen. Notwendigerweise bleibt die Frau* so dem immerwährenden Druck ausgesetzt, sich über Fremdzuschreibungen zu stabilisieren und soziale Anerkennung zu sichern.

-
- 6 Die Dynamik der Nachträglichkeit hat Freud im Zusammenhang von Verdrängung und Wiedererinnern konzipiert und dabei auf die nachträglichen Umschriften des Erinnerten hingewiesen (vgl. Laplanche & Pontalis, 1972, S. 313ff.).
 - 7 Dolto erarbeitete auf dem Theoriehintergrund triebtheoretischer Annahmen und des Instanzenmodells von Freud sowie der imaginären und symbolischen Matrix von Lacan eine theoretische Unterscheidung von Körperschema und Körperbild (vgl. Dolto, 1987, S. 15ff.).

Bin ich schwanger, bin ich schön!?

Daran anschlussfähig sind Studien zum Schwangerschaftserleben, die zeigen, dass der Fokus auf Schönheit auch hier einen prominenten Raum einnimmt und das Selbstempfinden einschränkt (vgl. Elsässer, 2019; Makowsky & Schücking, 2013). Frauen* bestätigen die Wirkmacht der Schönheitsideale, wenn sie ihren schwangeren Bauch schön finden und zugleich Körperregionen in den Mittelpunkt rücken, zu denen sie einen problematischen Bezug haben. Mara berichtet im Rahmen einer Studie zum Körpererleben in der Schwangerschaft (vgl. Elsässer, 2019) davon, dass sie sich weniger attraktiv fühle: »[A]lso die Bewegung sind einfach beschwerlich und dauern lange, sodass man sich glaube ich, einfach nich mehr so: ((atmet ein)) attraktiv fühlt« (Mara, 565–570). Hanna, ebenfalls eine Teilnehmerin aus der Studie von Elsässer (2019), beschreibt das so:

»also ich finde, es kommt halt auf den Partner an, aber dass=dass=dass er mir weiterhin das Gefühl gibt irgendwie schön, oder so in Ordnung zu sein, wie ich halt jetzt aussehe, also (...) ja eben nich irgendwie schlank und rank und (...) so aes klassische Bild von (...) sexy« (Hanna, 137–142).

Neben dem schwangeren Körper als Schauplatz für Schönheit und Attraktivität, wird hier allerdings auch eine Unsicherheit gegenüber dem veränderten Körperzustand deutlich, die das Bedürfnis nach Resonanz und narzisstischer Bestätigung verstärkt. Dieses vor dem Hintergrund der kollektiven, auch psychoanalytischen Abwehr sinnlich-libidinöser Körperbedürfnisse zu entschlüsseln und im intersubjektiven Kontakt zu artikulieren, ist nicht selbstverständlich. Dazu ein Beispiel aus der Behandlungspraxis:

Martha, nach einigen reproduktionsmedizinischen Behandlungen schwanger, ist überglücklich und ganz erfüllt von ihrem schwangeren Körper, der nun ein Körper für zwei ist. Während einer Therapiesitzung hält sie Zwiesprache mit ihrem Kind und streichelt ihren Bauch. Ich tauche mit ein in ihren pränatalen Mutter-Kind-Dialog (vgl. Stephanos-Auhagen, 2017). Doch als sie dann auch ihren Bauch entblößt, entsteht ein Moment von Peinlichkeit. Um diese trennende Irritation zu überdecken, beziehe ich mich weiter auf den Dialog zwischen ihr und ihrem Kind. Meine Hemmung beschäftigt mich: Die Nacktheit des Bauches intensiviert eine sinnliche Nähe zwischen mir und der Patientin, aktiviert gleichzeitig meine Abwehr. Vor diesem Hintergrund verstehe ich die Szene so: Mit ihrer Entblößung lenkt Martha meinen Blick auf ihren Bauch und inszeniert ihr Begehr nach einem sinnlich körperbezogenen Blick (vgl. Krüger-Kirn, 2013), der ihren Körperzustand anerkennend in den therapeutischen Raum integriert. Meine unmittelbare Unfähigkeit, die leiblich erfahrbare Inszenierung zu verstehen und in Sprache zu übersetzen, bezieht sich entlang der hier thematisierten Einflüsse allerdings nicht nur auf die

Patientin, sondern auch auf die Analytikerin. Denn die Verwicklungen in kollektive Beschränkungen und Tabuisierungen, die tief in die gesellschaftliche Geschlechterordnung eingeschrieben sind, betreffen alle Beteiligten gleichermaßen. Die Einsicht in diese unauflösbar Verwobenheit zwischen dem gesellschaftlichen Unbewussten und dem unbewussten Gesellschaftlichen ist dabei richtungweisend. Insofern stellt eine kritische Selbstreflexion die Basis für eine Transformation von »unerhörtem Begehr« dar. Das verfehlte Begehr nach affektiv-spiegelnder Anerkennung weiblicher*/schwangerer Körperlichkeit mit dem Adjektiv *unerhört* zu codieren, nimmt vor dem Hintergrund der Ausführungen die dargelegte Doppeldeutigkeit begrifflich auf und vermag auf diese Weise den Zusammenhang von *nicht beachtet* und *unerhört* als einen entscheidenden Wendepunkt zu markieren. An diesem Punkt problematisieren und thematisieren gerade leiblich-körperliche Inszenierungen nicht nur individuelle Grenzen des Sagbaren, sondern insbesondere die Grenzen der hegemonialen Diskurse und spannen einen Bogen zwischen dem gesellschaftlichen Unbewussten und den in der symbolischen Ordnung der Geschlechter bisher nicht repräsentierten Erfahrungen von Frauen*. In diesem Sinne spiegelt die Wiederkehr des Verdrängten in doppelter Weise sowohl die subjektive als auch die gesellschaftliche Ebene als auch psychoanalytische Überzeugungen wider.

Schwangerschaft hat einen Mutterkörper

Zwar gibt es in der psychoanalytischen Theoriegeschichte – wie oben angedeutet – vielversprechende Ansätze, die spezifisch weiblichen* Körpererfahrungen (Menarche, Menstruation, Schwangerschaft und Mutterschaft, Wechseljahre) im Rahmen der psychosexuellen Subjektivierung der Frau* in eine theoretische Konzeptualisierung einzuarbeiten. Gleichwohl bleibt eine produktive Auseinandersetzung mit dem weiblichen* Körper und seiner reproduktiven Potenz unterbelichtet, insbesondere mit Blick auf jene körperlich-weiblichen* Transformationsprozesse, die sich auf Erfahrungen von Zeugung, Schwangerschaft, Abtreibung, Gebären und Stillen beziehen (vgl. Krüger-Kirn, 2015) und damit eine veränderte Perspektive auf die Subjektposition der Frau* als Mutter ermöglichen.⁸ Dass die zahlreichen Erkenntnisse nicht zu einer dauerhaften Wende im psychoanalytischen Geschlechter- und Mutterschaftsdiskurs geführt haben, liegt – so meine These – sowohl an dem referierten weiblichen Homosexualitätstabu als auch an der transgenerational wirksamen Vergeschlechtlichung des Begehrrens. Genau an dieser Stelle fordert der schwangere Körperzustand geradezu leibhaftig zu einer kritischen Reflexion der hierarchischen

⁸ In diesen Zusammenhang lässt sich auch die bis heute fehlende Rezeption von international publizierten Arbeiten (z. B. Alizade, 2014; Balsam, 2012; Moeslein-Teising & Thomson-Salo, 2013; Kawash, 2011) stellen.

Spaltung des Begehrens heraus. Wie sehr damit auch pathologisierende Konzeptualisierungen von Schwangerschaft einhergehen und bis heute im psychoanalytischen Mutterschaftsdiskurs rezitiert werden, lässt sich in dem Buch von Seiffge-Krenke (2017) zur Psychoanalyse des Mädchens zeigen. Hier bezieht sich Seiffge-Krenke auf Winnicott's Konzept der primären Mütterlichkeit, wo er beschreibt, dass die Mutter in der Zeit vor und nach der Geburt in einen starken regressiven Sog gerät, der die Ich-Grenzen der Mutter deutlich aufweicht. Dadurch würden sich ihre Körperwahrnehmungen und Sinneseindrücke verändern und es zu einer extrem erhöhten Sensitivität und einer primitiven körperlichen Identifikation mit dem Baby kommen (vgl. Seiffge-Krenke, 2017, S. 159). Solange innerhalb der Matrix der symbolischen Ordnung der Phallus das Signum des Begehrens repräsentiert, kann es keine geschlechtergerechte Theorie der Differenz mit einem weiblichen* Äquivalent zum Symbol des Phallus geben. So wird der Mutterkörper weiterhin als Ort des Werdens passiv imaginariert und korrespondiert mit tradierten Vorstellungen von Schwangerschaft, die den Uterus als Gefäß vorstellen und den eigentlichen Zeugungsakt dem Mann zuschreibt.⁹ Dass die schwangere Erfahrungswelt nicht in einem symbiotisch verschwommenen Raum aufgeht, zeigt Martha, die vor Freude tanzen könnte und ganz erfüllt ist von ihrer Schwangerschaft, »ich stehe morgens mit ihr auf und gehe abends mit ihr ins Bett« (vgl. Krüger-Kirn, 2015, S. 237f.). Das verwendete Adjektiv *erfüllt* beschreibt hier im konkreten und übertragenen Sinne ihren Körperzustand. Martha erlebt eine Kraft, die sie bisher bei sich nicht kannte. Mit fortschreitender Schwangerschaft spürt sie den Fötus als ein von ihrem Körper abgegrenztes, eigenständiges Wesen. »Ich fühle mein Baby in mir als etwas Hartes, Abgegrenztes – und gebe ihm einen Namen.« Sie entwickelt innere Differenzierungen, die sie mit ihren imaginären und, so ist zu vermuten, Ultraschall-Visualisierungen in Bezug setzt. Unter diesem Blickwinkel markieren die somatischen Grenzen des fetalen und des mütterlichen* Körpers ein Wechselsehältnis von unterschiedlichen Entitäten, die nicht nur auf einer somatischen, sondern auch auf der psychischen Ebene besondere Integrationsleistungen herausfordern. Damit wird eine Dimension schwangerer Körperlichkeit deutlich, die in doppelter Hinsicht an Relevanz gewinnt: Sowohl in

9 Aristoteles schuf die Voraussetzung dafür, den Embryo nicht als Teil des Körpers der Schwangeren anzusehen, sondern als Besitz des Mannes/Vaters. Dazu ein kurzer Exkurs zur Biologie der Befruchtung: Die männliche Samenblase unterliegt einem Dekapazitierungsfaktor, das heißt, ohne die Aktivierung dieses Faktors, der durch ein Enzym der Schleimhäute der Frau geschieht, kann sie nicht fruchtbar sein (Stegner, 1986, S. 116). Schleim ist auch für die Fortbewegung der Spermazellen von großer Bedeutung. Die feministische Biologin Ruth Bleyer (1987) weist auf die Bedeutung des physiologischen Milieus im Leib der Mutter als wesentlichen Teil der embryonalen Entwicklung hin. Demnach sind weibliche Eier reproduktive Zellen, dennoch hält sich gesellschaftlich die etablierte Erklärung von den allein befruchtungsfähigen Samen. Auch hier wird Frauen*macht in Ohnmacht verkehrt, was auf eine patriarchalische Strategie der Besetzung weiblicher* Schaffenskraft zurückgeht.

Bezug auf die bis dato ungekannten Körpererfahrungen als schwangere Person wie auch auf das heranwachsende Wesen rückt hier eine intra-uterine Interaktion zwischen schwangerer Mutter und Infans in den Blick, welche passiv konnotierten oder rein somatisch-physiologischen Zuschreibungen sowie pathologisch anmutenden Begegnlichkeiten für den schwangeren Mutterkörper-Zustand und die Stillzeit deutlich widersprechen. In meinem Beitrag »Somatisches Artikulieren« (2019) habe ich daher vorgeschlagen, Schwangerschaft als *zwischenleiblichen Prozess* zu denken. Dieser geht von einem somatisch basierten, interaktiven phantasmatischen Raum aus, in und an dem sich nicht nur die mütterliche* Subjektivierung in den Raum der *schwangeren Zwischenleiblichkeit* verschiebt, sondern auch die des werdenden Kindes. Werden die mit dem schwangeren Körperzustand einhergehenden Grenzverschiebungen mit Rekurs auf Bracha Ettinger (2006) als Zustand von *noch nicht Ich des Kindes* und *noch nicht Mutter* verstanden, geht es mit Luce Irigaray auch um die Wahrung der Grenzen, indem ein *Zwischen* »die Mutter mit dem Kind [und] das Kind mit der Mutter verbindet« (Irigaray, 2010, S. 132). Der Zwischenraum, der nicht dem einen oder dem anderen gehört, stellt in dieser Perspektive die kindliche wie mütterliche Subjektgeschichte als Begegnung in der Differenz gleichzeitig als Körpergeschichte dar, die bereits im und mit dem Mutterleib beginnt. Eben dieses außergewöhnliche Verhältnis der zwischenleiblichen, schwangeren Subjekt-Objekt/Subjekt-Spannung verweist auf Subjektivierungsprozesse, die aus subjekttheoretischer Perspektive nicht nur in Bezug auf die mütterliche* Subjektivierung einen veränderten Blickwinkel fordert, sondern grundsätzliche Fragen zur menschlichen Subjektivierung aufwirft.

Bedeutungsschwanger und dennoch sprachlos

Zusammenfassend bleibt daher mit Blick auf die geschilderten Einschränkungen in den Entwicklungsdynamiken weiblicher* Begehrensweisen und Körperpraktiken festzuhalten, dass eine Überwindung der Funktionalisierung des weiblichen* Körpers und weiblicher* Sexualität (vgl. de Lauretis, 1999) einen Körperfokus benötigt, der körperliche Differenzen und sexuelles Begehrten aus binären Kategorien löst und radikal infrage stellt. Eine fundierte Theoretisierung der Geschlechterdifferenzen, die auf der Grundlage der körperlichen Verfasstheiten die subjektiven Entwicklungsaufgaben unter geschlechtsspezifischen Gesichtspunkten herausarbeitet, muss folglich auch über die frühkindlichen Körpererfahrungen hinaus den geschlechtsreifen und sinnlich-sexuell begehrenden Körper der Frau* in seiner vitalen und sexuellen Potenz konzeptionell einarbeiten.

Während es im Zuge der gesellschaftspolitischen Forderungen nach geschlechtlicher Gleichberechtigung innerhalb der psychoanalytischen Community zu einer Revision der ablehnenden Haltung gegenüber Homosexualität kam und unter Rückgriff auf Freuds Theorie der »Bisexualität« und Laplanche »Allgemeine

Verführungstheorie« (1988) eine starre Trennung der binären Zweigeschlechtlichkeit einer Pluralität von Gender gewichen ist, zeigt sich am Beispiel des schwangeren Körpers, dass die Anerkennung von Differenz noch nicht zu Ende gedacht ist.

Generativität geschlechtergerecht zu denken, bedeutet, die Sprachlosigkeit schwangerer Körperlichkeit in doppelter Hinsicht anzuerkennen: als bisher unerhörte weibliche* Körperfotenz sowie als Ausblendung weiblicher Erfahrungen. Dies mündet zugleich in eine kritische Aufarbeitung und Revision patriarchaler Mutterschaftskonzepte und der damit einhergehenden binären Logik der Potenzvorstellungen der Geschlechter. Generativität bedeutet dann nicht nur weibliche* Erfahrungen als Wissen anzuerkennen, sondern auch auf bereits vorhandenes und tradiertes Wissen zurückzugreifen. Diese Form der Anerkennung knüpft respektvoll an feministisch-psychoanalytische Autorinnen wie Luce Irigaray (1979) oder Julia Kristeva (1978) an, die die strukturell-patriarchale Bedingtheit der symbolischen Ordnung unserer Kultur und der psychoanalytischen Konzepte bereits differenziert herausgearbeitet haben. So machte Irigaray mit ihrer Kritik an Lacan deutlich, dass der Begriff der symbolischen Ordnung bei Lacan nicht geschlechtsneutral ist, da die Frage nach dem Ort der Frau* Leerstellen aufzeigt und keine Signifikanz des Weiblichen* in der symbolischen Ordnung repräsentiert (vgl. Irigaray, 1979). Indem Lacan die symbolische Struktur ohne eine Symbolisierung der Weiblichkeit* an die ödipale Position anlehnt, könne er seinen Anspruch, eine trianguläre Struktur zu denken, nicht wirklich einlösen (vgl. Soiland, 2010). Daher gehe die Bindung des Symbolischen an die ödipale Struktur nicht nur mit einer geschlechtlichen Asymmetrie einher, sondern bewirke eine Verneinung des Weiblichen* (vgl. Irigaray, 1979). In ihrer Lesart des Ödipus-Paradigmas bezieht Irigaray ihre Kritik auf die Ebene der symbolischen Ordnung, in der die sexuelle Differenz¹⁰ negiert und Erfahrungsbereiche, die der weiblichen* Körperlichkeit zugehörig sind, in einer patriarchal strukturierten Sprache nicht ausreichend bis gar nicht symbolisierbar seien. Da Sprache geschlechtliche Positionen präfiguriert, fordert Irigaray eine geschlechtlich differenzierte Sprache, denn erst »eine Sprache mit eigenen Symbolen« (Irigaray, 1991, S. 124) ermögliche einer Frau*, die Erfahrung als Subjekt zu machen. Damit ist eine Haltung verbunden, die zugleich als Ermutigung gelesen werden soll, zu den Wurzeln und geistigen Müttern des psychoanalytischen Körper- und Subjektverständnisses zurückzukehren.¹¹ Und damit in gewisser Weise zum Ur-Sprung der Psychoanalyse, der als Entwicklung vom Körper zur Sprache in direkter Verbindung mit einer Perspektive auf den Körper steht (vgl. Benjamin, 2002).

10 Der Begriff der Geschlechterdifferenz, der für den Diskurs der Psychoanalyse prominent ist, wird weder bei Freud noch bei Lacan verwendet. Lacan spricht von »Geschlechtspotenz«, Freud vom »anatomischen Geschlechtsunterschied« (vgl. Evans, 2002, S. 118).

11 Die Nähe zum »affidamento« des Mailänder Frauenkollektivs ist unverkennbar und gründet als philosophische Haltung ebenfalls in der weiblichen* Erfahrung (vgl. Muraro, 2015).

Literatur

- Alizade, A. M. (2014). *Weibliche Sinnlichkeit*. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Auhagen-Stephanos, U. (2017). *Der Mutter-Embryo-Dialog. Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit im Spiegel der Psychotherapie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Balsam, R. (2012). *Women's Bodies in Psychoanalysis*. New York, London: Routledge.
- Benjamin, J. (2002). *Der Schatten des Anderen. Intersubjektivität, Gender, Psychoanalyse*. Frankfurt/M., Basel: Stroemfeld & Nexus.
- Benjamin, J. (1990). *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht* (2. Aufl.). Frankfurt/M., Basel: Stroemfeld, Roter Stern.
- Bleyer, R. (1987). *Science and gender. A Critique of Biology and its Theories on Woman*. Oxford: Pergamon.
- Bowlby, J. (1975). *Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung*. München: Kindler.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter* (2. [Nachdruck] Aufl.). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Chodorow, N. (1985). *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München: Frauenoffensive.
- de Lauretis, T. (1999). *Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- de Marneffe, D. (2005). *Die Lust, Mutter zu sein. Liebe, Kinder, Glück*. München: Piper.
- Dolto, F. (1987). *Das unbewußte Bild des Körpers*. Weinheim, Berlin: Quadriga.
- Duden, B. (2002). *Die Gene im Kopf – der Fötus im Bauch. Historisches zum Frauenkörper*. Hanover: Offizin.
- Elsässer, A. (2019). *Veränderung des Körpererlebens während Schwangerschaft und Geburt*. Unveröffentlichte Masterarbeit an der Philipps-Universität Marburg.
- Ettinger, B. (2006). *The Matrixial Borderspace*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Evans, D. (2002). *Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse*. Wien: Turia + Kant.
- Flaake, K. (2001). *Körper, Sexualität und Geschlecht. Studien zur Adoleszenz junger Frauen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Fliegel, Z. O. (1992). Die Entwicklung der Frau in der analytischen Theorie. Sechs Jahrzehnte Kontroversen. In J. Alpert (Hrsg.), *Psychoanalyse der Frau jenseits von Freud* (S. 11–40). Berlin: Springer.
- Freud, S. (1915c). *Trieben und Triebschicksale*. GW X, S. 210–232.
- Freud, S. (1916/1917a). *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. GW XI.
- Freud, S. (1925j). *Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds*. GW XIV, S. 19–30.
- Freud, S. (1926e). *Die Frage der Laienanalyse*. GW XIV, S. 207–296.
- Freud, S. (1933a). *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. GW XV, S. 119–145.
- Gsell, M. & Zürcher, M. (2011). Licht ins Dunkel der Bisexualität. *Psyche. – Z Psychoanal*, 65, 699–729.
- Hagemann-White, C. (1979). *Frauenbewegung und Psychoanalyse*. Frankfurt /M., Basel: Stroemfeld.
- Horney, K. (1977a). *Die Psychologie der Frau*. München: Kindler.
- Horney, K. (1977b). Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes. In K. Horney (Hrsg.), *Die Psychologie der Frau* (S. 11–33). Frankfurt/M.: Fischer.
- Hornuff, D. (2017). Strategien pränataler Sichtbarmachung. Das Regime der Zahlen und die Veröffentlichung der Körper. In E. Tolasch & R. Seehaus (Hrsg.), *Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge* (S. 185–197). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.

- Irigaray, L. (1979). *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin: Merve.
- Irigaray, L. (1991). *Ethik der sexuellen Differenz*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Irigaray, L. (2010). *Welt teilen*. Freiburg, München: Karl Alber.
- Irigaray, L. (2013). *In the Beginning She Was*. New York: Bloomsbury.
- Kawash, S. (2011). Neue Richtungen in der Mutterschaftsforschung. *Schilder*, 36(4), 969–1003.
- King, V. (2002). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klein, M. (1997). *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse* (6. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kristeva, J. (1978). *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Krüger-Kirn, H. (2013). Der unerhörte Blick im Körper der Frau. Teil 1+2. Überlegungen zum körpersprachlichen Übertragungsraum in Frau-Frau-Therapien. *Körper-Tanz-Bewegung*, (3), 103–110.
- Krüger-Kirn, H. (2015). *Die konstruierte Frau und ihr Körper. Eine psychoanalytische, sozialwissenschaftliche und genderkritische Studie zu Körperpraktiken und Mutterschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Krüger-Kirn, H. (2018). Care und Weiblichkeit. *Freie Assoziation*, 21(1): Family Feud, 68–73.
- Krüger-Kirn, H. (2019). Somatisches Wissen artikulieren. Annäherungen an die leiblichen Erfahrungen von Schwangerschaft und von Leihmutterhaft. *feministische studien*, 1, 49–66.
- Lange, U. & Ullrich, C. (2018). Schwangerschaft und Geburt. Perspektiven und Studien aus der Geschlechterforschung. In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.). *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 1–10). Wiesbaden: Springer VS.
- Laplanche, J. (1988). *Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze*. Tübingen: edition diskord.
- Laplanche, J. & Pontalis, J.-B. (1972). *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lerner, H. E. (1980). Elterliche Fehlbenennung der weiblichen Genitalien als Faktor bei der Erzeugung von »Penisneid« und Lernhemmung. *Psyche – Z Psychoanal*, 34(12), 1092–1104.
- Liebsch, K. (1994). *Vom Weib zur Weiblichkeit? Psychoanalytische Konstruktionen in feministischer Theorie*. Bielefeld: Kleine.
- Mahler, M., Pine, F. & Bergman, A. (1975). *Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation*. Frankfurt/M.: Fischer TB.
- Makowsky, K. & Schücking, B. (2013). *Was sagen die Mütter? Qualitative und quantitative Forschung rund um Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett*. Weinheim: Beltz/Juventa.
- McRobbie, A. (2009). *The Aftermath of Feminism. Gender, Culture and Social Change*. London: Sage.
- Meßmer, A.-K. (2017). *Überschüssiges Gewebe. Intimchirurgie zwischen Ästhetisierung und Medikalisierung*. Wiesbaden: Springer.
- Mitscherlich-Nielsen, M. (1978). Zur Psychoanalyse der Weiblichkeit. *Psyche – Z Psychoanal*, 32(8), 669–694.
- Mitscherlich-Nielsen, M. (1985). *Die friedfertige Frau. Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter* (Ungekürzte Ausgabe 81.–90. Tsd. Auflage). Frankfurt/M.: Fischer TB.
- Mitscherlich-Nielsen, M. & Rohde-Dachser, Ch. (1996). *Psychoanalytische Diskurse über die Weiblichkeit von Freud bis heute*. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Moeslein-Teising, I. & Thomson-Salo, F. (2013). *The Female Body. Inside and Outside*. London: Karnac.
- Moré, A. (1997). Zur Bedeutung der Genitalien in der Entwicklung von (Körper-)Selbstbild und Wirklichkeitssinn. *Forum der Psychoanalyse. Zeitschrift für klinische Theorie und Praxis*, 13(4), 312–337.

- Muraro, L. (2015). *Nicht alles lässt sich lehren*. Rüsselsheim: Christel Göttert Verlag (dt. Erstausgabe).
- Poluda-Korte, E.-S. (1999). Die psychosexuelle Entwicklung der Geschlechter im Vergleich. *Forum der Psychoanalyse. Zeitschrift für klinische Theorie und Praxis*, 15(2), 101–119.
- Poluda-Korte, E.-S. (2000). Das Bild der lesbischen Frau in der Psychoanalyse. *Psyche – Z Psychoanal*, 54(4), 322–353.
- Quindeau, I. (2013). Depression. In B. Boothe & L. Arboleda (Hrsg.), *Frauen in Psychotherapie. Grundlagen – Störungsbilder – Behandlungskonzepte* (S. 95–104). Stuttgart: Schattauer.
- Rohde-Dachser, Ch. (1991). *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*. Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris, Tokyo, Hong Kong, Barcelona & Budapest: Springer Butler.
- Rohde-Dachser, Ch. (2007). Im Dienste der Schönheit. Zur Psychodynamik schönheitschirurgischer Körperinszenierungen. *Psyche – Z Psychoanal*, 61(2), 97–124.
- Rutherford, A. (2018). Feminism, psychology and the gendering of neoliberal subjectivity. From critique to disruption. *Theory & Psychology*, 28(5), 619–644.
- Schlesier, R. (1981). *Konstruktionen der Weiblichkeit bei Sigmund Freud. Zum Problem von Entmythologisierung und Remythologisierung in der psychoanalytischen Theorie*. Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Seiffge-Krenke, I. (2017). *Die Psychoanalyse des Mädchens*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Soiland, T. (2010). *Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten*. Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Stegner, H. (1986). *Gynäkologie und Geburtshilfe*. Stuttgart: Enke.
- Tichy, L. & Krüger-Kirn, H. (2019). The »Do-It-All Mother«. Discursive Strategies and Post-Feminist Alliances in Parenting Magazines. *Open Gender Journal* (2019), <https://doi.org/10.17169/ogj.2019.75>

Die Autorin

Helga Krüger-Kirn, geboren 1954, Prof. Dr. phil., Dipl.-Psych., ist Honorarprofessorin an der Philipps-Universität Marburg, Psychologische Psychotherapeutin, Psychoanalytikerin für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, Lehranalytikerin (DGPT) sowie Dozentin für analytische Paar- und Familientherapie und Körperpsychotherapie. Helga Krüger-Kirn leitet das Teilforschungsprojekt Mutterschaft und Geschlechterverhältnisse in dem vom BMBF geförderten Projekt KRisE der Geschlechter-VERhältnisSE am Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Philipps-Universität Marburg. Aktuell forscht und publiziert sie zu den Themen Mutterschaft als körperlicher Erfahrung sowie zu Anti-Feminismus in der Gesellschaft.

Kontakt per E-Mail: helga_kirn@hotmail.com; Homepage: www.praxis-krueger-kirn.de

Reproduktionsmedizin und psychoanalytische Praxis

Ann Kathrin Scheerer

Der 1. August ist seit 1973, als er in den USA als »Non-Parents-Day« festgelegt wurde, der Internationale Tag der Kinderlosigkeit. Und er ist nicht, wie man denken könnte, dafür gedacht, Mitgefühl für das Schicksal kinderloser Menschen zu wecken, sondern im Gegenteil, der Non-Parents-Day ist der Feier- und Aktions- tag der Anti-Natalist*innen, die heute auch nicht mehr von Kinderlosigkeit – ein Wort, das einen Mangel unterstellt –, sondern von Kinderfreiheit sprechen. Der Tag der bewusst Nachkommenlosen soll den Menschen und Paaren Mut machen, die sich für den Verzicht auf eigene Fortpflanzung entschieden haben. Das Motto heißt: Childless by Choice, »Gewollt kinderlos«. Diese Initiative der 1970er Jahre vergab jährlich einen Preis an eine Non-Mother oder einen Non-Father of the Year. 2013 wurde dieser weitgehend unbekannte Widmungstag von einer der Protagonistinnen der heutigen »Childless by Choice« -Bewegung, der Autorin Laura Carroll, wiederbelebt. Seit 2018 verleiht die Bewegung den Preis an eine »Kinderlose Person des Jahres« oder eine »Kinderlose Gruppe des Jahres«, unabhängig von Geschlecht, Geschlechtszuordnung, sexueller Orientierung oder Form des Zusammenlebens. Akademischer Vertreter der kinderfreien Anti-Natalist*innen ist unter anderem der südafrikanische Philosoph und Universitätsprofessor David Benatar, 1966 geboren, der durch das Buch *Better Never to Have Been: The Harm of Coming into Existence* bekannt geworden ist.

Während die seit einiger Zeit wieder steigende Geburtenrate bei uns in Deutschland meist freudig-erleichtert kommentiert wird als Ausdruck von Zukunftsoptimismus und Beitrag zur Rentensicherheit, argumentieren die Anti-Natalist*innen – in Deutschland gehört die Nürnberger Lehrerin Verena Brunschweiger mit ihrem Buch *Kinderfrei statt kinderlos* (2019) dazu –, dass unser bedrohter Planet Erholung von den Menschen brauche und die Entscheidung gegen eigene Kinder ethisch geboten sei.

Aus der Sicht der radikalen Anti-Natalist*innen ist die Reproduktionsmedizin insgesamt unethisch, weil sie Menschen zur Fortpflanzung verhilft, die auf natürliche Weise keine Kinder bekommen würden und dadurch – unfreiwillig, aber doch – quasi zur ökologischen Avantgarde zählen könnten. Als Psychoanalyti-

ker*innen, die auch außerhalb des Behandlungsraums gerne eine gesättigte Deutung parat halten, mögen wir den Anti-Natalist*innen vielleicht einen gewissen eigenen biografischen Existenzzweifel unterstellen; es ist ja nicht selten, dass aus einer biografischen Not eine theoretische Tugend gemacht wird. Aber wir könnten mit unserem Deutungswerkzeug den zunehmend dramatischeren Mangel an Menschen, die sich der Erziehung und Pflege der Gattung widmen – Hebammen, Erzieher*innen, Lehrer*innen, Kranken- und Altenpfleger*innen – durchaus auch als Ausdruck anthropologischer Ermüdung und Verweigerung der Gattungspflege verstehen; als eine Reaktion auf die Überhitzung, Übereizung und Überfüllung des Planeten. Zu diesem Prozess der Verweigerung der menschlichen Brutpflege und Gattungsfürsorge könnte man auch die stetig zunehmende Zahl unfruchtbare Menschen hinzurechnen, von denen ein unbekannter Prozentsatz psychogen infertil ist.

Wir sind in der psychoanalytischen Praxis mit dem Leidensdruck der/des Einzelnen befasst, und hier stellen uns die Reproduktionsmedizin und ihre zunehmenden Fähigkeiten im Zusammenhang mit zunehmender rechtlicher und gesetzlicher Liberalisierung in jedem Einzelfall vor ein ethisches und emotionales Dilemma: Der Wunsch nach einem Kind kann, wenn oder solange er unerfüllt bleibt, eine existentielle Kraft annehmen, der alle anderen Lebensbereiche und Lebensmöglichkeiten zu überschatten in der Lage ist. Der Leidensdruck wird als psychischer Schmerz gefühlt; der aufgezwungene Verzicht ist eine schwer zu schließende Wunde. Und so bekommt ein unerfüllbarer Kinderwunsch Krankheitswert. Aber ist es vertretbar, wegen eines auf natürlichem Wege nicht erfüllbaren Kinderwunsches auf kostenintensive medizinische Maßnahmen zurückzugreifen, die physisch und psychisch auch negative Nebenwirkungen – abgesehen von unbekannten Spätwirkungen – mit sich bringen? Wir Psychoanalytiker*innen sind Teil einer Gesellschaft, die den seelischen Schmerz des unerfüllten Wunsches als ein Leiden anerkennt, das – inzwischen auch mithilfe der Krankenkassen – gelindert werden sollte, und zwar in erster Linie durch die glückende Zeugung des gewünschten Kindes, also durch Wunscherfüllung. Wir dürfen aber nicht verleugnen, dass diese Wunscherfüllung nicht zu haben ist ohne zuvor Trauer, Zweifel und Verzicht durchlebt zu haben.

Im Falle einer Patientin, die nach mehrfachen Versuchen der künstlichen Befruchtung durch eine Samenspende glücklich schwanger geworden war und dann in einer tief greifenden Depression zu mir kam, kann man davon sprechen, dass das Ziel der Reproduktionsmedizin nicht das Kind, sondern tatsächlich die Zeugung des Kindes und die Schwangerschaft war – das lebende Kind mit seinen Ansprüchlichkeiten erschien ihr wie eine unerwartete Nebenwirkung, eine sie belastende Spätfolge. Sie erinnerte mich an eine sehr junge Frau, fast noch eine Jugendliche, die ohne Kinderwunsch schwanger wurde, ganz beglückt war – und dann das Kind abtreiben ließ. Das Glück bestand in der Rückversicherung, dass ihr Körper funktionierte, was ihr in der Rivalität mit den Gleichaltrigen einen Selbstbewusst-

seinsvorsprung zu geben in der Lage war. Auf die Aufgabe der Mutterschaft war sie nicht vorbereitet – und wusste dies auch.

Es kann also auch eine Linie der psychoanalytischen Betrachtung sein zu fragen: Was wünscht sich die Frau, die sich dringend und alternativlos ein Kind wünscht? Ist es wirklich das Kind, das sie sich wünscht? Wo sind die Ambivalenzen versteckt, wenn der Kinderwunsch so unambivalent wirkt? Eine unter medizinisch-technischen Umständen nach etlichen Versuchen erst gelungene Zeugung und erfolgreiche Schwangerschaft lässt das Anerkennen der Ambivalenz der Elternschaft häufig gar nicht mehr zu. Und die Prozeduren, die unfruchtbare Frauen psychisch und physisch durchleben müssen, die emotionalen Krisen, die unfruchtbare Männer, die beim Zeugungsakt von einem Samenspender vertreten werden, durchmachen müssen, werden im Behandlungszimmer meist nicht spontan thematisiert. Sie sind auch nicht der Grund für die Suche nach therapeutischer Hilfe. Man könnte sagen, der Zeugungsschmerz will und wird – wie der Geburtsschmerz – so gleich verdrängt werden, aber anders als jener, bleibt dieser mit verunsichernden Fragen unterschwellig im Leben präsent. Im Falle einer heterologen, also drittseitigen Samenspende lebt der soziale Vater ja mit dem Gedanken an den Samenspender und also mit der Frage: Kann ich dieses Kind eines Fremden ausreichend wie ein eigenes lieben? Und die Mutter lebt auch mit der heimlichen Frage: Wo zeigt sich im Kind der Fremde, der es mit mir gezeugt hat? Die Fragen des Hauptbetroffenen, des Kindes, resultieren auch aus den Antworten, die die Eltern hier bewusst und unbewusst finden. Ein erwachsenes, über seine Zeugungsmodalitäten unaufgeklärtes Kind eines anonymen Samenspenders, das wir für unser Buch (Marx & Scheerer, 2019) interviewten, reagierte auf seine Fremdheitsgefühle in der Familie mit der Phantasie, dass seine Mutter eine heimliche Affäre gehabt haben müsse – er also ein Kuckuckskind sei. Wie sollte er diese Ahnungen in seine äußerlich so intakte Familie einbrechen lassen? Solche Fragen sind in den Diskussionen um die gesetzlichen Regelungen der Reproduktionsmedizin selten Thema. Wenn ein medizinisch gezeugtes Kind, das per definitionem ja nichts anderes als ein »Wunschkind« sein kann, geboren ist, ist das Ziel vordergründig erreicht; jeder Zweifel macht Angst und soll nicht sein. Aber in den Kindern nisten Zweifel und Verunsicherung.

Kommen wir im Alltag oder im Beruf auf das Wesen eines Kindswunsches zu sprechen, sind wir aufgefordert, jede Beurteilung zu unterlassen. Auch als Psychoanalytiker*innen empfinden wir den Wunsch, ein Kind zu bekommen oder zu haben, erst mal als grundsätzlich »gesund«, normal eben. Manche würden so weit gehen zu sagen: Hat nicht jede Frau und hat nicht jeder Mann irgendwann mal einen Kinderwunsch? Ist er nicht sogar etwas Angeborenes in dem Sinne, dass das Potenzial zur Verwirklichung strebt, die Fortpflanzung zum Überlebenstrieb gehört? Heute jedenfalls haben wir die Neigung, die Abwesenheit dieses Wunsches eher latent zu pathologisieren, aber es gab auch Zeiten, als das anders war. In den 1970er und 1980er Jahren mussten sich Frauen, die ein Kind wollten, in gewissen,

gerade auch den feministischen Kreisen eher rechtfertigen, warum sie sich in diese patriarchale Falle begeben wollten? Bei der gesellschaftlichen Beurteilung des Kindswunsches spielt der Zeitgeist, spielen Belange von Staat und Wirtschaft und sich verändernde Frauenbilder immer auch eine prägende Rolle. Die Verzweiflung, die ein unerfüllter Kinderwunsch für eine Frau bedeuten kann, verdunkelt den Blick auf den von Alizade (2006) beschriebenen »non-maternal space« im Frauenleben.

Wir verwechseln das biologische Potenzial der Fortpflanzungsfähigkeit ganz gerne mit der rekreativen Aufgabe einer Frau oder mit dem Recht auf ein eigenes, selbst gezeugtes Kind. Wir verwechseln auch den Sexualtrieb, der nach Lust strebt, mit einem Fortpflanzungstrieb, obgleich beide ganz unterschiedliche Bedürfnisse befriedigt sehen wollen. Das, was für die Sexualität gilt, nämlich dass sie für unterschiedliche Ziele ge- oder auch missbraucht werden kann, gilt auch für die Fortpflanzung: Schwanger werden zu wollen, ein Kind haben zu wollen, kann sehr vieles bedeuten, kann auch das Sollen oder die soziale und familiäre Außenwartung, der Frauen/Männer gerecht werden wollen, verschleiern, kann auch machtvoll pervertiert werden – und unser Berufsstand weiß darüber mehr als andere. Auch darüber eben, dass mitnichten jeder Mensch seelisch und sozial für die Elternschaft gut ausgestattet und vorbereitet ist.

Wir achten aber die Fortpflanzungsfreiheit als ein Menschenrecht, das rechtlich vor allem ein Abwehrrecht ist. Der Staat – und das hat für unser Land triftige historische Gründe – darf hier nicht regelnd oder begrenzend eingreifen. Ob aber die Fortpflanzungsfreiheit auch das Recht mit einschließt, andere als die eigenen Zellen dafür zu nutzen, ist nicht gesagt. Das Recht auf Fortpflanzung ist außerdem kaum zu denken ohne eine anschließende Pflicht der elterlichen Sorge. Die Geburt eines Menschen ist – laut der *Metaphysik der Sitten* von Immanuel Kant (1797/2009, S. 281)¹ – als der größte Gewaltakt zu verstehen, den man einem Menschen antun kann. Denn man setzt ihn ohne seine Zustimmung einem Leben und unweigerlich auch einem Leiden daran aus.

Ich erinnere mich an Herrn F., der als Reaktion auf seine durch ICSI (Intrazytoplasmatische Injektion)² bewerkstelligte Vaterschaft eine auch bei Männern

-
- 1 »[S]o ist es eine in praktischer Hinsicht ganz richtige und auch nothwendige Idee, den Act der Zeugung als einen solchen anzusehen, wodurch wir eine Person ohne ihre Einwilligung auf die Welt gesetzt und eigenmächtig in sie herüber gebracht haben; für welche That auf den Eltern nun auch eine Verbindlichkeit haftet, sie, so viel in ihren Kräften ist, mit diesem ihrem Zustande zufrieden zu machen.«
 - 2 ICSI: Hierbei wird zuerst eine geeignete, also noch ausreichend bewegliche Spermie ausgesucht und unter dem Mikroskop mithilfe einer speziellen Mikro-Pipette immobilisiert (die Mikrotubuli, d.h. die Muskeln im Schwanz des Spermiums werden zerstört, sodass sie sich nicht mehr bewegen können) und dann in das Zytoplasma einer der Frau entnommenen gesunden Eizelle gespritzt, die reif für die Befruchtung ist. Die Erfolgsquote ist relativ hoch: Sieben von zehn Versuchen sollen gelingen.

mögliche postnatale Depression bekam. Er schilderte mir, wie er nächtens schluchzend im Bad sitze, wo er sich verzweifelt bewusst würde, wie viele Leidensstunden seinem jungen Kind nun im Leben bevorstünden. Die Erkenntnis seiner Projektionen eigener Kindheitsleiden auf seinen Nachkommen änderte nichts an seinem Gefühl, das er »Zeugungsschuld« nannte. Die »Gewalttätigkeit« der Zeugung durch ICSI mag sein schuldhaftes Gefühl verstärkt haben.

Der Gedanke Kants von der Unfreiwilligkeit des kindlichen In-die-Welt-Gesetzts-Seins schließt aus dieser »Zeugungsschuld«, dass Eltern mit der Geburt eines Kindes die Verpflichtung eingehen, dieses Kind so gut und pfleglich zu behandeln, dass es sich im Nachhinein mit seiner Geburt einverstanden erklären kann. Heute müssten wir diese ethische Aufgabe vielleicht ausweiten auf die Zeugungsumstände und eventuell auch fragen: Was braucht es, um sicherzustellen, dass das Kind sich später auch mit den Umständen seiner Zeugung rückwirkend einverstanden erklären kann? Reicht die Liebe der Eltern und die Bestätigung, gewollt gewesen zu sein?

Zu den Grundlagen unserer Kultur und unserer psychischen Verfasstheit gehört – und wir haben es alle mit den Märchenerzählungen unserer Kindheit und mit den rücksichtsvollen elterlichen Tabuisierungen aufgesogen –, dass der Zeugungsakt im Dunkeln bleibt. Dies lässt Raum für Narrative, die im besten Falle verdeutlichen, dass die Liebe der Eltern zueinander – und zu einem gemeinsamen Kind als Ausdruck dieser Liebe – in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die Grundlage der familiären Verbundenheit und des individuellen Gefühls von Identität, Zugehörigkeit, des Gewolltseins und der Existenzberechtigung ist. Das oft genug Illusorische des Narrativs schwächt nicht dessen Notwendigkeit und Wirksamkeit. Das unbewusste Narrativ der eigenen Zeugung nennen wir die Urszene. Sie erhält ihren Inhalt aus allem, was das Kind direkt oder indirekt erfährt und erfährt über die seelisch-erotische und körperlich-sexuelle Beziehung der Eltern zueinander, verändert und angereichert durch die psychische Verarbeitung des Erfahrenen oder Phantasierten. Die Urszene wird meist überraschend befragt, so wie bei einem zufällig von mir mitgehörten Dialog an einer Straßenbahnhaltestelle, wo ein sechs- oder siebenjähriges Mädchen, ziemlich dürr mit aufgeschrämmten Knien, verstrubbelten Haaren und vorübergehend, altersgerecht, ganz ohne Vorderzähne plötzlich fragt: »Mama, wann wird man eigentlich schön?« Und die Mutter antwortet wie nebenbei: »Ach – wenn die Eltern sich lieb haben, sind die Kinder eigentlich immer schön.« Daraufhin das Kind: »Bin ich schön?« Und die Mutter mit einem Lächeln: »Du bist sehr schön!«

Und natürlich ist es ethisch geboten, die Schönheit der Tatsache des Lebens eines geborenen Kindes, das immer ein neuer Anfang ist und nur sich selbst gehört, zu achten und zu bestätigen (weshalb bei allem Lob für Aufrichtigkeit ein Buchtitel wie *Regretting Motherhood* eigentlich doch eine Gemeinheit ist, den da-zugehörigen Kindern gegenüber).

In den eben erwähnten Märchenerzählungen heißt es, floskelhaft die Zeugung mythologisierend: »Und über's Jahr gebar die Königin ein schönes Kind.« Was da »über's Jahr« geschah, bleibt diskret verdunkelt, aber dass das Kind »schön« ist, qualifiziert die Urszene. »Schön« ist das geliebte und gewünschte Kind. Und das Wort »schön« qualifiziert eben auch den Umgang der Eltern miteinander und erzählt einsilbig die Vorgeschichte der Elternschaft. Aber auch im Märchen geht ja bekanntlich nicht alles glatt, im Gegenteil. In »Dornröschen« beispielsweise heißt es zu Beginn:

»Vorzeiten war ein König und eine Königin. Die sprachen jeden Tag: Ach, wenn wir doch ein Kind hätten – und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, dass ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zur ihr sprach: Dein Wunsch wird erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen. – Was der Frosch gesagt hatte, das geschah.« (Kinder- und Hausmärchen, 1984, S. 286)

Die Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin sind für ungewollt kinderlose Menschen ein märchenhaftes Versprechen. Die Werbung verschiedener Kinderwunschkzentren mit ihren Erfolgsquoten des All-inclusive-Pakets für 3.400 Euro von 90 Prozent – obgleich im Mittel nur 15 bis 20 Prozent aller Versuche mit IVF und ICSI zu einer Geburt führen – machen eine Hinterfragung des »Lebensziels Kind« oder gar den Verzicht darauf zusätzlich schwer oder auch unnötig. Die Zahl der nach künstlicher Befruchtung geborenen Kinder steigt: 2011 waren es in Deutschland 7.000 Kinder, 2017 mehr als 20 Tausend. Bis 2016 hatte man in Deutschland mehr als eine Viertel Million Kinder gezählt, die mithilfe reproduktionsmedizinischer Technologie gezeugt und geboren wurden (spiegel.de, Stand: 15.12.2017). Eine Grauzone gibt es hier natürlich, weil die in Deutschland verbotenen, in Teilen des benachbarten Auslands aber erlaubten Eizellspenden, anonymen Samenspenden und Leihmutterschaften die Geheimhaltungsneigung der Eltern in diesen Fällen verstärken. Die Zahlen sind groß genug, die Tendenzen so steigend, dass Forschung aussagekräftig und erforderlich wird, sowohl was die körperlichen als auch was die psychischen Auswirkungen dieser technologischen und sozialen Manipulationen angeht. Zur Fürsorgepflicht der Eltern, wenn wir dem Moralphilosophen aus dem 18. Jahrhundert hier noch einmal folgen mögen, gehört dann sicherlich, die Fragen der Kinder, die aus diesen medizinisch-technisch assistierten Zeugungsakten hervorgehen, schon im Vorfeld der Entscheidungen zu antizipieren. »Wenn ein Kind nicht durch die sexuell-biologische Vereinigung der Eltern gezeugt wird, bekommt die symbolische Erzählung, die den >Abgrund der Sterilität< überbrücken muss, umso mehr Gewicht.« So formulierten es die belgischen Kolleginnen Katy Bogliatto und Claire De Vriendt-Goldman auf dem EPF-Kongress in Warschau (2018). Das Kind der Reproduktionsmedizin, das

verschiedene genetische, biologische und soziale Eltern haben kann, wird durch die Vielzahl der auf es gerichteten unbewussten und bewussten Projektionen zu einem »psychischen Schmelziegel«, das sich zwischen Bagatellisierung und Dramatisierung seiner Zeugungs- und genetischen Herkunftsumstände zurechtfinden muss.

Die Organisation Spenderkinder e. V. ist ein Aktionsbündnis von Menschen, die mithilfe anonymer Samenspenden gezeugt wurden und also grundsätzlich mit dem Umstand leben müssen, a) dass nicht geplant war, dass sie ihren genetischen Vater jemals kennenlernen können, b) dass ihre Mutter und ihr sozialer Vater dies auch so wollten und die behandelnden Mediziner*innen in der Regel auch keine Auskunft mehr geben können, damals auch nicht durften. Die Rechtslage hat sich in Deutschland inzwischen geändert, anonyme Samenspende ist nicht mehr erlaubt, und die durch heterologe Insemination gezeugten Kinder haben später das Recht, die Daten des genetischen Vaters zu erfragen. Der Begriff Spenderkinder ist griffig, und jeder weiß, was damit gemeint ist. Die Menschen des Vereins Spenderkinder lehnen gleichwohl den Begriff Samenspender ab, weil er unentgeltliche Großherzigkeit insinuiere, die den Realitäten nicht entspreche. Außerdem interessieren sie sich aus existenziellen Gründen natürlich für den ganzen Mann, aus dessen Samen sie entstanden sind. Sie fragen sich, ob sie ihm ähneln, äußerlich oder im Wesen. Sie fragen sich, ob er und die seinen Samen empfangende Mutter sich im Klinik- oder Praxisflur begegnet sind, oder ob dieser väterliche Teil ihres genetischen Erbes zuvor eingefroren war. Sie fragen sich, ob oder wie viele Halbgeschwister sie haben,³ ob es von der unbekannten väterlichen Seite her eine genetische Krankheitsbelastung geben könnte, wenn sie an eigene Kinder denken. Und sie fragen sich, ob der biologische Spendervater manchmal an sie denkt, an das reale Kind, das er gezeugt hat. In der Regel suchen sie nach Antworten auf all das, heutzutage mithilfe von Gen-Datenbanken; vor allem suchen sie nach ihrem genetischen Vater, häufig ganz unabhängig davon, wie das Verhältnis zu ihrem sozialen Vater ist. Ihre Verantwortung für den inneren Zusammenhalt ihrer Familie erleben sie als groß: Kränken sie ihren lebenslangen Vater, wenn sie dennoch den genetischen Vater kennenlernen möchten? Müssen sie jemals wieder ihre Liebe und Dankbarkeit beweisen? Dürfen sie, wollen sie Fragen stellen, die die elterliche Intimität betreffen und also auch als Grenzüberschreitungen erlebt werden können, zum Beispiel warum der Vater unfruchtbar war? Und wie verarbeiten sie die Antwort? Was hat dies für die Beziehung der Eltern bedeutet? Und welche Rolle spielte der unbekannte Dritte bewusst oder unbewusst in der Familie? Wie wirkt

-
- 3** Es ist realitätsgerecht, dass deshalb auch §173 – der sogenannte Inzestparagraf – des Strafgesetzbuches verändert werden muss, der Ehen unter Blutsverwandten, also auch für Halbgeschwister, verbietet, wie es in europäischen Nachbarländern bereits geschehen ist.

sich seine – zugleich verleugnete- Gegenwart in den familiären Beziehungen aus? Und wie stand es und wie steht es bei uns mit der allerersten Forderung des Vereins der Spenderkinder, dass es unumgänglich ist, die Tatsache der »Familiengründung zu Dritt« den Kindern frühzeitig zu enthüllen.⁴

Zwei Kolleginnen aus New York, Nancy Freeman-Carroll und Nancy Kaufman, berichteten 2019 auf der IPA-Tagung in London von ihrer über zehnjährigen psychotherapeutischen Arbeit mit einer offenen und gemischten Gruppe von Menschen, die für ihren Kinderwunsch auf reproduktionsmedizinische Hilfe angewiesen waren oder sind, sich mit der Möglichkeit auseinandersetzen oder aber selbst auf diese Weise gezeugt wurden. Sie konnten allgemein bestätigen, dass das Geheimhalten der Existenz oder Mitbeteiligung eines Samenspenders in den Familien regelhaft zu komplexen und unlösbar Konflikten führt und dass es immer die elterlichen Ängste sind, die zum Hinauszögern der Information an die Kinder führen, nicht etwa die eher hilflos vorgeschobenen Überlegungen zum Kindeswohl. Die Kinder, so die Erfahrungen der beiden US-Therapeutinnen, sind immer bereit für die Information, sobald die Eltern bereit sind, sie zu geben.

Aufklärung der Kinder über den Dritten – oder auch noch mehr Personen – im Familienbunde erscheint also unerlässlich, um die Verarbeitung der besonderen Zeugungsmodalitäten und die Integration der genetischen, sozialen und biologischen Identitätsbausteine gelingen zu lassen; hinreichend ist sie aber noch nicht. Der französische Arthur Kermalvezen, dessen Eltern niemals geheim hielten, dass er und seine Geschwister von jeweils einem »eigenen« fremden Samenspender abstammen, fand das Aufgeklärtsein grundsätzlich richtig und unverzichtbar, aber:

»Als Kind kniffen mir die Leute manchmal in die Wange und sagten mir: ›Ganz der Papa!‹ Mama freute sich immer darüber, und sie dachte lange Zeit, dass es sowohl Papa als auch mir Freude machen würde, bis ich ihr gegenüber zugab, wie sehr mich diese Äußerungen in Angst versetzten. Offenbar hatte sich Mamas Wunschvorstellung da verselbständigt. In Wirklichkeit stach es mir ins Herz. [...] ich wusste, dass ich das Ergebnis einer geschickt eingefädelten Inszenierung war, eines wissenschaftlichen Experiments, bei dem die Konsequenzen, die uns Kinder betrafen, überhaupt keine Rolle spielten. Wir waren Versuchskaninchen und ich bleibe bei der Behauptung, dass wir es immer noch sind, da keinerlei Verlauf in Bezug auf die Spender oder die Empfängerpaare und noch weniger in Hinblick auf die Kinder dokumentiert ist.« (Kermalvezen, 2009, S. 44)

4 »Familiengründung zu dritt« durch eine Samenspende ist unter reproduktionsmedizinischen und sozialen Gesichtspunkten heute eine vergleichsweise übersichtliche Konstellation. In Spanien z.B. ist die Erzeugung einer Schwangerschaft durch doppelt anonyme Spende von Eizelle und Spermium erlaubt. Hinzu kommt die Möglichkeit der Leihmutterchaft, sodass fünf Menschen an der Elternschaft eines Kindes beteiligt sein können.

Der Autor beschreibt damit einen typischen Widerspruch in den Wunscheltern: Zum einen ist ihnen natürlich bewusst, dass die Möglichkeit einer äußerlichen Familienähnlichkeit durch den Einsatz fremden genetischen Materials verringert oder ausgeschlossen ist; zum anderen freuen sie sich über diese irrtümlichen Ähnlichkeitszuschreibungen. Der Wunsch bleibt groß, das Fremde möge versteckt und der auch schambesetzte Zeugungsumweg geheim bleiben. Insofern relativiert sich auch die Trost versprechende Aussage, ein mit reproduktionsmedizinischer Hilfe gezeugtes Kind sei bei allen Schwierigkeiten aber doch jedenfalls immer ein »Wunschkind«: Das eigentliche Wunschkind ist das auf natürlichem Wege gezeigte Kind, das nicht geboren werden konnte. Das lebende Kind ist der Stellvertreter des Wunschkindes.

Es ist schon 15 Jahre her, dass mein Patient Herr A. nach einem Urlaub berichtete, dass er Vater werden würde. Und nun erst kam auch heraus, dass seine Frau und er auf eine Eizellspende im Ausland angewiesen gewesen waren, woraufhin nun Zwillinge erwartet würden, die mit ihrer leiblichen Mutter genetisch nicht verwandt seien. Es stellte ich auch heraus, dass das Paar beschlossen hatte, niemandem etwas davon zu erzählen, sodass ich die einzige Mitwisserin war. Bis zum Ende unserer therapeutischen Zusammenarbeit hatten Freunde und Verwandte, auch die Großeltern der Kinder keine Ahnung davon, dass deren biologische Mutter nicht auch die genetische Mutter war, und das Elternpaar amüsierte sich heimlich, dass immer wieder auf die Familienähnlichkeit gerade mit der mütterlichen Seite hingewiesen wurde. Mag sein, dass diese Betonung der Ähnlichkeit die Verleugnung aufkommenden Zweifels oder unbewussten Wissens war. Der Patient war aber doch stolz darauf, hatten sie doch offenbar eine phänotypisch ausgesprochen passende Spenderin ausgewählt, um ihr Geheimnis zu wahren. Während ich mich einerseits für den Patienten mitfreute, dass sein Wunsch, Vater zu werden, sich erfüllte, war ich auch identifiziert mit den Großeltern und den kommenden Kindern und hätte Herrn A. sehr gerne zugerufen: »Das geht doch so nicht!« Die emotionale Spannung, tatsächlich eine Mischung aus Empörung und Angst, die ich stellvertretend fühlte, schien mir die zu sein, die das Elternpaar noch versuchte zu verleugnen. An die Stelle trat die ängstlich-erregte Spannung der Geheimhaltung. Die Verschwiegenheit der Eltern rationalisierten sie auch mit dem gesetzlichen Verbot der Eizellspende in Deutschland, das sie umgangan waren.

Einige Jahre später wendete sich ein Elternpaar in einer Ehekrise an mich. Frau B. beklagte die zunehmend aggressiveren Ausbrüchen ihres Mannes, die bereits seinen weiteren beruflichen Weg bedrohten, während Herr B. unter dem »ewigen Reden und Problematisieren von allem und jedem« litt, »statt dass wir mal was zusammen machen«. Der Gedanke, die Streitigkeiten könnten auf eine Trennung hinauslaufen, machte beiden Angst, hauptsächlich auch wollten sie ihrem kleinen Sohn dies nicht zumuten, der erst zwei Jahre alt war. Erst im Verlauf und erneut scheinbar zufällig kommt die Sprache darauf, dass Herr B. zeugungsunfähig ist und

das gemeinsame Kind durch heterologe Insemination entstanden ist. Die Eltern haben das nicht blind gemacht, sondern mit aufgeklärter und gedankenvoller Vorbereitung. Sie kennen den Namen des Mannes, der seinen Samen zur Verfügung stellte, und haben ihn auch nach seinem Äußeren und akademischen Beruf ausgewählt: Ein wenig Ähnlichkeitschance sollte der werdende soziale Vater haben und auch ein gewisser IQ für's Kind war gewünscht. Der kleine Junge wurde von beiden sehr geliebt, ein absolutes Wunschkind, sagte die Mutter. Nun, im zunehmenden Ehestreit, bekam die Frage, wann oder ob überhaupt das Kind über die Modalitäten seiner Zeugung aufgeklärt werden sollte, prekäres Gewicht. Der Vater möchte diese Aufklärung eigentlich gar nicht mehr, er fürchtet, dass das Kind sich von ihm abwenden könnte, wenn es realisiert, dass er nicht der »richtige« Vater ist, zumal wenn seine Frau diesbezüglich »Politik macht«. Die Frau ertappt sich bei der Idee, Kontakt mit dem Samenspender aufzunehmen und ihm ein Foto des Kindes zu schicken. Eigentlich möchte sie ihn sogar einmal treffen, um zu sehen, was »der Kleine von ihm« hat. Unterschwellig erlebt der soziale Vater dies als Bedrohung und als seine Eifersucht provozierenden Schachzug im Ehestreit. Die konkurrierende Beziehung zwischen ihm und dem als potenter erlebten Samengeber, mit dem seine Frau eine »heimliche Affäre« habe, ist für Herrn B. und sein Vertrauen in die Ehe eine große Belastung. Auch bemerkt er mit Bestürzung, dass seine Beziehung zu seinem Kind irgendwie abkühl. Das alles macht ihn hilflos wütend.

Bei der Fortpflanzung mithilfe fremder Gameten kommt, wenn es sich um ein Wunsch-Elternpaar handelt, ein potenziell konflikthaftes Element in die Familienkonstellation, nämlich ein konkreter dritter Teil in die Elternschaft. Ob der Samengeber oder die Eizellgeberin bekannt oder unbekannt ist, ausgewählt oder dem Zufall überlassen wurde – sie werden in der Phantasie des Paares eine bedeutsame Rolle spielen. Die Bezeichnung »Spender« oder »Spenderin« suggeriert dabei, wie schon erwähnt, eine uneigennützige Großzügigkeit, die Dankbarkeit erwarten lässt. Umso schwieriger wird es, ambivalente Gefühle einzustehen, was wiederum den Wunsch nach Anonymisierung und Verleugnung dieser wichtigen anderen Person verstärkt. Die durch eine fremde Eizelle schwangere Frau kann zwar neun Monate des sichtbaren Beweises ihrer weiblichen Potenz durchleben und muss durch die körperlich-biologische Verbindung mit dem Ungeborenen weniger Angst vor brüchiger Bindung zu ihm haben. Aber das genetische Potenzial der Eizelle wird sich in der Person des Kindes zeigen, egal, ob es darüber aufgeklärt wird oder nicht, und egal, ob es projektiv verzerrt definiert wird. Der Dritte ist präsent, auch wenn er niemals in Erscheinung treten oder verschwiegen wird. Für den zeugungsunfähigen Vater wird er der sein, der einerseits geholfen hat, diese Schwäche auszubügeln, nach außen hin zu verbergen, andererseits aber doch auch der potentere Mann, der seiner Frau ein Kind machen konnte.

Mitglieder des erwähnten Vereins der »Spenderkinder« propagieren die Anerkennung genau dieses Gedankens: Ein anderer Mann hat der Mutter ein Kind

gemacht und der soziale Vater muss mit diesem Umstand einen Umgang finden, der die eingebaute Rivalität um männliche Potenz bewusst und dadurch unschädlicher machen kann. Man kann sich vorstellen, wie schwierig das ist, zumal, wenn das Kind sich für den genetischen Vater zu interessieren beginnt.

Frau B. hatte ihrem Mann vorgeschlagen, den Sohn so früh wie möglich, das heißt, wenn seine Sexualneugier sich entfaltet, darüber aufzuklären, dass »ein netter Mann« bei seiner Zeugung geholfen habe. Dies wiederum empfand Herr B als schlimmere, bedrohlichere Mystifizierung als das von ihm favorisierte Verschweigen der Umstände bis zum 16. Lebensjahr des Kindes.

Die Konzentration der Eltern auf den Aufklärungskonflikt verbarg lange die seelische Katastrophe, die die Unfruchtbarkeit des Mannes für ihn bedeutet, mit Scham- und Unterlegenheitsgefühlen, Kränkung der Männlichkeit und schließlich aggressiv kompensierter Abwehr der Machtlosigkeitserfahrung. Es ist verständlich, dass der Vater in Fällen der Zeugung durch heterologe Insemination mehr Angst vor der Aufklärung des Kindes haben kann als die Mutter. Seine Position ist dadurch noch unsicherer geworden als sie klassischerweise schon ist.

Es ist bewegend und insgesamt auch zukunftsweisend, wenn es dem sozialen Vater gelingt, diesen Prozess der inneren Adoption des genetisch fremden Kindes zu einem Ausdruck seiner Liebe zur Kindsmutter werden zu lassen, so wie es gemeinhin etwas vom Schönsten ist, was ein Vater seinem Kind geben kann: dessen Mutter zu lieben. Dies gilt umso mehr in den Fällen der Familiengründung zu dritt, die eine genetische Lücke überbrücken muss – und dafür braucht es auch die bewusste Anerkennung dieser komplexeren Realität. Das Urszenen-Narrativ wird sich immer um dieselbe Frage drehen: Wie stehen meine Mutter und mein Vater zueinander und zu mir, egal wie und mit wessen Hilfe die Zeugung vor sich ging und welchen Geschlechts die sozialen Eltern sind. Denn es bleibt ja eine universell gültige Wahrheit, dass man Vater und Mutter braucht, um geboren zu werden, – wenn dieser Fact of Life nicht sogar angeborenes Gattungswissen ist.

Im Märchen mit dem Frosch als Zeugungshelfer heißt es sodann: »Und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, dass der König vor Freude sich nicht zu lassen wusste und ein großes Fest anstellte.« Auch mein schon erwähnter Patient Herr F. feierte zunächst ein großes Fest, als sein Kind mithilfe von ICSI geboren wurde. Er hatte von seiner befürchteten Unfruchtbarkeit schon seit einer schweren Erkrankung in seiner Jugend gewusst – und das Wissen sofort verdrängt. Auch aus anderen Gründen neigte er zu Selbstentwertung und Selbsthass. Er heiratete eine Frau, die er weder liebte noch begehrte, und dass sein Kind auf diese unromantische Weise gezeugt werden musste, war ihm eher recht. Es stellte sich im Verlauf der Psychoanalyse heraus, dass er voller Selbstverachtung war angesichts seiner Triebhaftigkeit, vor der ihm ekelte, und dieser Ekel entpuppte sich als Ausdruck seiner Abwehr gegen eine unbewusste Fixierung auf die Zeugungsfrage – in seinen Träumen wimmelte es vor Spinnen und Insekten, die er ängstlich, geekelt,

wütend und immer erfolglos versuchte loszuwerden in diversen Abflüssen und Ausgüssen. Er hasste sein immer wiederkehrendes triebhaftes Begehrten, sein nutzloses Sperma – beides konnte er nur einer ungeliebten Frau zumuten. Sein Kind war – genetisch – seines, und das war ihm auch aus Verleugnungsgründen sehr viel wert. Aber das Ideal einer »unbefleckten Empfängnis« leuchtete ihm als katholisch Erzogenen ein.

Das Christentum bietet ja mit dem Insistieren auf der Jungfräulichkeit der Mutter Maria und der Unbefleckten Empfängnis, also der a-sexuellen Zeugung eines »schönen Kindes«, eine kulturell tief verankerte Aufforderung und Möglichkeit, die Sexualität der Eltern aus der Zeugungsvorstellung herauszuhalten. Der Märchenfrosch und der Heilige Geist fungieren als Agenten dieser Zeugungsmythen mit Sexual-Verleugnung, was ja nichts anderes ist als die Verleugnung unseres animalischen Wesensanteils, zu dem die Triebausstattung mit allem Drum und Dran gehört.⁵ Die sterile Zeugung eines Kindes ist insofern mitunter auch Ausdruck einer biografisch begründeten Triebfeindlichkeit und entsprechenden aggressiven Abscheu gegen den Sexualakt, gegebenenfalls auch gegen die potenzielle Mutter und gegen die unbewusste Ur-Phantasie der Sehnsucht nach Rückkehr in den Mutterleib.

Öfter, als wir annehmen möchten, hat die heute erstaunlich zügige Bereitschaft der Männer – und der Reproduktionsmediziner –, eine Zeit erfolgloser Zeugungsversuche durch IVF oder ICSI abzukürzen, vielleicht ihren Grund in ihrer Ambivalenz der eigenen sexuellen Natur gegenüber, die auch eine Folge der Abneigung gegen männliche Aggressionsformen auch in der Sexualität sein mag. Als Herr F. sich im Verlauf der Psychoanalyse verliebte, kam er zu der Überzeugung, dass er mit dieser Frau allein durch die Kraft seines Begehrts ein Kind auf natürlichem Wege hätte zeugen können – und vor allem auch hätte zeugen wollen.

Der Wunsch nach einem Kind, nach eigener Fortpflanzung kann eine existenzielle Qualität annehmen. Es muss offenbleiben, wie viel ideologische Konstruktion, soziale Rollenerwartung und biologisches Naturell im jeweiligen Kinderwunsch steckt. Man braucht bekanntlich nicht viel Verstand dazu, ein Kind zu zeugen, aber gerade der Verstandesmensch neigt zur Kränkung, wenn es mit der Fortpflanzung auf natürlichem Wege nicht klappt. Vielleicht um die Kränkung zu mildern, dass

5 Dank an Vera Kalusche für den Hinweis auf die weite Verbreitung des Narrativs der Jungfrauengeburt in der Antike sowie auf eine alternative Interpretation. Deuten lässt sich die Empfängnis Jesu durch den Heiligen Geist auch als ein demütiges Zurücktreten des Mannes und ein Zurückstellen seines Wunsches nach eigenen Nachkommen. Obwohl zeugungsfähig (wenn man einmal davon ausgehen möchte), lassen Josef und Maria der Inkarnation Gottes den Vortritt. Die gesamte Zeugungsgeschichte Jesu lässt sich als Verbildung dafür lesen, dass in einem sehr sensiblen Punkt ein Paar entscheidet, dass nicht ihr Wille, sondern Gottes Wille geschehen soll. – Und dies sei sozusagen der Anfang für ein »schönes Kind«.

die Biologie und etwas unkontrollierbar Schicksalhaftes in der Fortpflanzungsfrage immer noch den Ton angibt, sprechen manche von einem »Menschenrecht auf ein Kind«; die Krankenkassen bezahlen inzwischen 50 Prozent der Sterilitätsbehandlungen IVF und ICSI. Ein Mensch also, der sich nicht spontan fortpflanzen kann, gilt als krank, das Paar mit einem zeugungsunfähigen Partner als halb-krank und es wäre ungerecht, wenn jemand aus Krankheitsgründen auf ein Menschenrecht verzichten müsste. Aber die Fragen bleiben natürlich: Ist jemand, der unfruchtbar ist, krank? Und heilen künstliche Befruchtungsmöglichkeiten diese Krankheit? Gibt es das Recht auf ein Kind, auf ein gesundes, ein eigenes, leibliches Kind? Das »Gottgegebene« eines Kindes, das früher den unfreiwilligen Verzicht als Schicksal annehmbar werden ließ, muss heute nicht mehr akzeptiert werden. Die technisch assistierte und asexuelle, also triebunabhängige Machbarkeit eines Kindes verstärkt und verändert die Intensität des Wunsches hin zu einer Forderung nach Erfüllung eines Menschenrechts oder der Realisierung der Anschaffung eines Kindes als Lebensaccessoire. Ein Scheitern daran beleuchtet einen Ungerechtigkeitsgroll, schürt das Konkurrenz- und Besitzdenken rund um das Kinder-Haben. Wie beim suchtauslösenden Glücksspiel kann das Scheitern an der Machbarkeit, der ausbleibende Erfolg erst recht den Anreiz für den nächsten Versuch bieten. Das leibliche, sexuelle Triebgeschehen eines im Idealfall lustvollen Fortpflanzungsaktes transformiert sich durch die Zuhilfenahme der Reproduktionstechnologie. Es gilt nicht mehr die unmittelbare Lust am Tun zu zweit, sondern eher der Lustaufschub, denn es zählt – da das ja alles keinen Spaß macht – nur das Ergebnis lust-loser und belastender Bemühung. Der Krankheitswertigkeit der Unfruchtbarkeit und dem Gedanken, dass der Mensch ein Recht auf ein Kind hat und ein Verzicht darauf nicht schicksalhaft geleistet werden muss, verdankt sich der Umstand, dass es keine schambesetzte Hilfskonstruktion mehr sein muss, einen Reproduktionsmediziner, einen Samenspender, auch eine Eizellspenderin zu Hilfe zu holen für die Familiengründung. Dennoch zeigt sich, dass das konkrete Geschehen am Ort der Zeugung selten thematisiert oder bildhaft und vorstellbar geschildert wird. Die sogenannten Spenderkinder sagen von sich, dass sie manchmal weniger ihren Geburtstag als ihren Zeugungstag feiern, denn es zeichnet sie ja auch aus, dass sie ihr Zeugungsdatum kennen, das für andere ja nur so grob auf Weihnachten oder die Karnevalszeit hin ausgerechnet werden kann. Aber der Zeugungstag gibt nicht so sehr märchenhafte Mythologisierungen her als eher verunsichernde, heikle Fragen. Die Eltern erzählen diese Geschichten nicht gerne. Dieser ja verständliche Wunsch nach Diskretion und Verschwiegenheit schützt vor Trauer, Bloßstellung und Scham und will ja vielleicht auch einen Rest an Möglichkeit bieten, der Urszene die potenzielle Schönheit zu erhalten, durch die der Kinderwunsch Ausdruck der Liebe der Eltern zueinander ist. Mir ist bewusst, dass ich hier von einer Vorstellung von familiärer Verbundenheit spreche, die historisch und geografisch keine Allgemeingültigkeit beanspruchen kann und dass vor allem auch natürlich gezeugte Kinder in subop-

timale Verhältnisse hineingeboren werden. Aber, wie auch immer, dass das Kind Vater und Mutter hat und dass diese, wie auch immer, eine Beziehung zueinander haben, bleibt eine anthropologische Konstante, an der sich das Bedürfnis, in der Welt inneren Halt zu finden, auch weiterhin ausrichten wird.

Literatur

- Alizade, A. M. (2006). The Non-Maternal Psychic Space. In A. M. Alizade (Hrsg.), *Motherhood in the Twenty-First Century* (S. 45–58). London: Karnac.
- Bogliatto, K. & De Vriendt-Goldman, C. (2018). Elternschaften, Ursprünge und künstliche Befruchtung. Psychoanalytische Aspekte. Vortrag auf der EPF-Tagung in Warschau am 22.03.2018.
- Brunschweiger, V. (2019). *Kinderfrei statt kinderlos. Ein Manifest*. Marburg: Büchner.
- Freeman-Carroll, N. & Kaufman, N. (2019). Disclosure in Donor Assisted Reproduction. A Clinical's Guide to Four Stages of Adjustment. Vortrag auf der IPA-Tagung in London, Juli 2019.
- Kant, I. (1797/2009). *Die Metaphysik der Sitten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kermalvezen, A. (2009). Ganz der Papa. Samenspender unbekannt. Düsseldorf: Patmos.
- Kinder- und Hausmärchen (1984). *Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm*. Frankfurt/M.: Insel.
- Marx, R. & Scheerer, A. K. (Hrsg.). (2019). *Auf neuen Wegen zum Kind. Aspekte der Reproduktionsmedizin aus ethischer, soziologischer und psychoanalytischer Sicht*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Die Autorin

Ann Kathrin Scheerer, geb. 1954, Dipl.-Psych. und Psychoanalytikerin (IPV, DPV, DGPT) arbeitet in eigener Praxis in Hamburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind außerfamiliäre Betreuung in der frühen Kindheit und psychische Folgen der Kinderwunscherfüllung durch Reproduktionsmedizin.

Kontakt: Ann Kathrin Scheerer, Elbchaussee 450, 22609 Hamburg; E-Mail: aks@his-online.de

Das Unbehagen in der Kultur der neuen Formen von Fortpflanzung

Ute Auhagen-Stephanos

Die Reproduktionstechnik verändert Zeugung, Schwangerschaft, Geburt, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit als biopsychosoziale Ereignisse, die immer miteinander verflochten sind. In meiner Praxis betreue ich fast täglich Patient*innen mit unerfülltem Kinderwunsch und habe mich deshalb schon lange mit Hilfestellungen für die betroffenen Frauen und Paare beschäftigt. Als Psychoanalytiker*innen sollten wir uns nicht nur mit den Wünschen und Anliegen unserer Patient*innen identifizieren, sondern bei unserer Arbeit auch Forschung und Gesellschaft mit bedenken.

Was der Mensch durch »seine Wissenschaft und Technik« erworben hat und was ihn damit der Erfüllung seiner »Märchenwünsche« näherbringt, dürfe er nach Freud als Kulturerwerb ansprechen. Freud schreibt prophetisch: »Ferne Zeiten werden neue, wahrscheinlich unvorstellbar große Fortschritte auf diesem Gebiete der Kultur mit sich bringen, die seine Gottähnlichkeit noch weiter steigern« (Freud, 1930a, S. 451). Die extrakorporale Befruchtung, die Zeugung der Nachkommenschaft außerhalb des Mutterleibes im Labor, beschreitet diesen Weg. Die Reproduktionstechnik, fraglos im Sinne Freuds eine höchste Kulturleistung, ist die größte biologische Revolution unserer Zeit – vor allem in Kombination mit der sich in der Folge entwickelnden Gentechnik. Nicht nur bei näherer Betrachtung drängt sich uns aber in Erweiterung der Freud'schen Rede vom »Unbehagen in der Kultur« hierfür der Begriff vom »Unbehagen in der Kultur des modernen Zeugungsprozesses« auf.

Die extrakorporeale Zeugung macht es zwar möglich, menschliches Erbgut unseren kulturellen Wünschen anzupassen, doch wir zahlen mit einem teuflischen Pakt: Durch diese Zeugungsart wird der Beginn jedes Lebens für uns *verfügbar* gemacht und ist damit zum jederzeitigen und jedweden Gebrauch vorhanden. Damit steht auch der Begriff »Zucht« im Raum. Mit dem Klonen von Dolly seien nach der Analytikerin Vacquin die Säugetiere auf die Ebene von Geranien herabgesetzt worden. Gleiches gilt für den Menschen. Bei der medizinisch assistierten Reproduktion (Artificial Reproductive Techniques, ART) entscheidet nicht die Natur, sondern der Arzt über die Eizellen und den Embryo und somit über die

Gene des künftigen Kindes. Dies ist eine weitreichende Möglichkeit der Einflussnahme, selbst wenn noch keine Eingriffe in die Keimbahn vorgenommen werden. Schon in den Fällen der Samen- oder Eizellspende, ferner bei der Leihmutterchaft tun sich durch die Reproduktionsmedizin Manipulationsmöglichkeiten auf, die die herkömmlichen Verwandschaftsbeziehungen sprengen.

Am heutigen biotechnischen Markt liegt die Macht zur Verwandschaftsherstellung »im Labor, das sich alle Gestalten der Zeugungs- und Gebärfähigkeit angeeignet hat«, so auch Christina von Braun (2018) in ihrem Buch *Blutsbande*. Inzwischen kann das Mutterwerden in Teilschritte aufgesplittet werden kann, sodass sich insgesamt sieben verschiedene Spielarten des Mutterseins ergeben. Ferner kann ein Kind heute am Ursprung seines Lebens sieben beteiligte Elternteile haben: zwei genetische Mütter, eine Eizellspenderin, einen Samenspender, eine Leihmutter und zwei Eltern. Non modo pater sed etiam mater semper incertus est.

Durch die Technik der Kryokonservierung bei -196°C können auch überzählige Embryonen, die im üblichen Produktionsvorgang der ART anfallen, – nach dem Embryonenschutzgesetz eigentlich verboten, aber doch übliche Praxis – in gleicher Weise als Fertilitätsreserve genutzt werden, um später als Geschwister vorhandener Kinder oder als gespendete Embryonen ausgetragen zu werden. So bleibt ihnen das Schicksal erspart, als nicht mehr »benötigte« Embryonen »entsorgt« zu werden. Doch auch die sogenannte Embryonenadoption ist – psychisch wie sozial – ein konfliktreiches Unterfangen. Immer mehr Eltern suchen deshalb psychotherapeutischen Rat, welches Schicksal sie nach Erfüllung ihres Kinderwunsches ihren überzähligen, tiefgefrorenen Embryonen anbieten können.

Die reproduktiven Techniken schaffen auch die Möglichkeit des sogenannten Social Freezing, das Frauen in die Lage versetzt, ihre fruchtbare Phase zu verlängern und im höheren Alter noch Mutter zu werden, wenn Partnerschaft und Karriere sich endlich befriedigend gestaltet haben. Nach Iris Hefets (2018) gewinnt diese Methode immer mehr Popularität. Großkonzerne wie Google und Facebook gaben bekannt, dass sie ihren Angestellten die vollen Kosten (ca. 20.000 \$) zahlen werden. Hefets erfasst diese biopsychosoziale Handlung begrifflich als mögliche psychische Abwehrorganisation. Wie sie ausführt, »sehen wir in dem Einfrieren der Eizellen eine medizinisch-technische Lösung, die industriell genutzt wird, um soziale und psychologische Probleme zu lösen« (ebd., *Übersetzungen von mir, U.A.-S.*). Die dort benutzte Sprache lehne sich an die Börse an: »tiefgefrorene Aktivposten, mit denen Frauen rechnen können« (ebd.). Die Fruchtbarkeitsindustrie schaffe dadurch eine lindernde Spaltung in Raum und Zeit, zwischen Partnerschaft und Fortpfianzung, »zwischen der guten und der bösen Brust« nach Melanie Klein. Das Social Freezing könne je nach Bedürfnis benutzt werden, »weil es die Möglichkeit und die Illusion bietet, die Zeit und dadurch nervenaufreibende Gefühle bezüglich Zeitverlust und Druck einzufrieren« (ebd.). Es könne als Mittel dienen,

unerträgliche Teile, die eine Frau in einer abgeschwächten Form internalisiert hat, einzulagern (ebd.). Das Einfrieren ermöglicht weiter auch den problematischen, die Grenzen zwischen den Generationen überschreitenden Einsatz von Eizellen und Embryonen. So können zum Beispiel nach dem Tode eines oder beider genetischer Elternteile und sogar noch nach Jahrzehnten deren Kinder zur Welt gebracht werden. Es wird also ein genetisch und epigenetisch in frühere Jahrzehnte eingebettetes menschliches Wesen in eine deutlich gewandelte spätere Umwelt versetzt. Auch ohne dass man an dieser Stelle an Filmdramen denkt, von denen es inzwischen mehrere gibt, liegt für mich sehr nahe, dass Manipulationen dieser Art nicht ohne seelische Probleme bleiben. Man kann sich unschwer vorstellen, dass Kinder, die mithilfe solcher Manipulationen gezeugt wurden, oft keinen festen Bezugspunkt in ihrer Welt finden können.

Neben diesen Problemen, die durch die weitgehende Beliebigkeit der Verwendung des in der Reproduktionsmedizin ans Licht geholten »genetischen Materials« entstehen, ist nach heutigen Erkenntnissen das Herausreißen des Zeugungsvorgangs aus dem körperlichen Akt zwischen Frau und Mann, vor allem für das so gezeigte Kind, keineswegs ohne nennenswerte körperliche wie seelische Risiken und Nebenwirkungen. Seit 1978 sind weltweit acht Millionen Kinder außerhalb der Gebärmutter gezeugt worden, in Deutschland ca. 200.000. Ungewollte Kinderlosigkeit betrifft 10 bis 15 Prozent der Paare in Deutschland. Sie bringt – ähnlich eines Phantomschmerzes – Not, Leid und Belastung in Biografien und Paarbeziehungen. Unfruchtbarkeit und deren Behandlung können vorangegangene Verluste und ungelöste verborgene und objektbezogene Konflikte reaktivieren (Auhagen-Stephanos, 2005). Nach langer Zeit vergeblichen, enttäuschten Wartens auf ein Kind erleben diese Paare ein Gefühlskarussell von Anspannung, Angst, Kränkung, Scham, Verzweiflung, Schuldgefühlen und Trauer. Sie fühlen sich unter enormen Erfolgsdruck. Der emotionale Aufruhr verändert das neuro-endokrine System in einem Circulus vitiosus bei jedem missglückten Versuch in steigendem Maße. Dieser Gefühlszustand wird sogar mit dem einer Krebserkrankung verglichen (Apfel & Keylor, 2002). »Kinderwunschpaare leben am Rande des Nervenzusammenbruchs«, schreibt die FAZ (10.10.2018). Wie hilflos die Frauen während der »künstlichen« Befruchtung sind, beschreibt meine Patientin Ruth sehr treffend:

»Die Behandlung selbst finde ich schrecklich. Es gibt nichts Unnatürlicheres. Man tut seinem Körper ja das Gegenteil von dem an, was man in dieser Situation gerne tun möchte. Wenn ich ein Kind möchte, würde ich mich pflegen, gut ernähren usw. Jetzt muss ich mich mit Tabletten und Spritzen hochjubeln. Man verliert das Gefühl zu seinem Körper. Das Entnehmen der Eizelle und das Befruchten sind schrecklich. Das erste Mal dachte ich ganz fest an unsere beiden Zellen, wie sie dort allein im kalten Labor hilflos liegen. Beim Einsetzen fühlte ich mich wie eine Legehenne, die

etwas ausbrüten musste. Auch wenn ich seelisch dazu in der Lage wäre, ein Kind zu akzeptieren, stellte diese Behandlung, die ich nicht mag, noch eine weitere Barriere dar. Das Ei eingesetzt, jetzt musst du darauf aufpassen! Hätte man mir ein Tier gegeben, wüsste ich, wie man es versorgt, aber wie man eine Eizelle behüten soll, weiß ich nicht! Ab jetzt denke ich immer daran. Man schluckt und spritzt ja immer, und man fühlt sich auch sonst halb schwanger ... Man wartet ab, als wäre nach 28 Tagen die Schwangerschaft vorüber, das ist dann ja auch oft so. Die Blutung kommt ... Ich habe das Blut gesehen und rede mir auch noch ein, das sagt nichts, das Kind ist noch in mir, und muss es doch endlich glauben: Mein Bauch ist leer. Die Enttäuschung ist groß. Ich fühle mich im Nachhinein wie ein Statist in einem Spiel. Ich fühle mich wie ein gedemütigtes Nichts. Ich weine über mich selbst und hasse es, so zu sein. Jeder Behandlungstermin erscheint mir wie eine Prüfung: Bestehe ich nicht, war ich faul, schlecht und bin selbst daran schuld.«

Ruths Beschreibung ihrer Qualen ist in der Tat ein Zeugnis von dem Unbehagen bei der künstlichen Befruchtung. Die extrakorporale Befruchtung ist nicht in unseren Genen und unserem Körperwissen verankert und kann daher zu Störungen beim Zeugungsprozess führen. Eine kanadische Studie (Dayan et al., 2019) zeigte bei IVF/ICSI-Schwangerschaften gegenüber spontanen Befruchtungen ein signifikant erhöhtes Risiko für eine schwere Morbidität und Mortalität der Mütter um mehr als das Doppelte. Zu den Risiken gehörten Beobachtungen wie Schwangerschaftserkrankungen, zum Beispiel Präeklampsie, ferner pulmo- oder kardiovaskuläre Komplikationen, Placenta praevia oder vorzeitige Plazentalösungen, Hämmorrhagien prä-, intra- oder postpartal, Puerperalsepsis und Nierenversagen (ebd.). Einige Komplikationen können auf spezifische Störungen oder auf die bestehende Subfertilität der meist älteren IVF-Mütter zurückzuführen sein.

Die Blutdruckmessung bei völlig gesund wirkenden IVF- oder ICSI-Kindern zeige, dass ihr Risiko für einen Bluthochdruck um das sechsfache höher liege als in der Kontrollgruppe der natürlich gezeugten Studienteilnehmer (Scherrer et al., 2012). Künstlich gezeigte Kinder zeigen damit eine verfrühte Alterung ihrer Blutgefäße.

Unter der inzwischen in Fachkreisen als anerkannt zu bezeichnenden Annahme, dass Embryonen die biologischen Vorgänge der Zeugung in ihren Zellen speichern, müssen so gut wie alle Schritte, die im Rahmen der technischen Reproduktion gegangen werden, als latent traumatisierend angesehen werden: Dies gilt bereits für die Stimulierung der Eizellen durch extrem hohe Gabe künstlicher Hormone und setzt sich fort mit der operativen Entnahme der Eizellen, die Zentrifugierung der durch Masturbation gewonnenen Spermien, deren Aufbereitung und Konservierung. Auch der Befruchtungsvorgang bei der IVF in einer Petrischale in einer fremden Nährlösung und bei der ICSI durch das Einspritzen des vom Arzt und nicht von der Eizelle gewählten Spermiums stellen mögliche Gefahren-

herde dar. Weiter die anschließende Aufbewahrung der befruchteten Eizelle über mehrere Tage in einer künstlichen Nährösung in einem Brutschrank – man könnte hier von einer ersten Leihmutter sprechen – und schließlich der Embryotransfer durch erneuten instrumentellen Akt verändern den natürlichen Geschehensablauf stark. Jaap van der Wal (2012), Arzt und Embryologe, hält unsere gesamte moderne Befruchtungstechnologie für zwanghaft, sozusagen »biogewaltsam«: »In der Retorte wird nicht empfangen, sondern reproduziert, gezwungen und vor allem gemacht«. Van der Wal geht davon aus, dass diese Techniken zu psychosomatischen Schäden führen.

Auch nach meiner Erfahrung beeinträchtigt die Aufhebung des Bion'schen Präkonzepts, der Zeugung durch den Geschlechtsakt, die Frauen oft in ihrer angeborenen archaischen Fähigkeit zur Fortpflanzung, ja, durch den Stress und Ängste vor dem Unbekannten können sie psychosomatische Störungen entwickeln.

»Künstlich« gezeigte Babys weisen während der Schwangerschaft und der Geburt häufiger Probleme auf als solche, die spontan gezeugt wurden. Es kommt vermehrt zu Mehrlingsschwangerschaften, sei es durch das Einsetzen mehrerer Embryonen, sei es durch die bei IVF häufiger vorkommende späte Teilung der Embryonalzelle. Auch Fehl- und Frühgeburten sowie Kaiserschnittentbindungen finden sich gehäuft. Die assistierte Befruchtung wird oft zu einer assistierten Schwangerschaft und einer assistierten Entbindung. Nach der Geburt treten häufiger Stillprobleme zutage. Die Störungen sind einerseits bedingt durch die verängstigten und überbesorgten IVF-Mütter, die oft ihrerseits eine gestörte Beziehung zu ihrem Körper haben, andererseits die Folge der gestörten Verbindung des Kindes zu seinem Körper.

Nach Verdult (2019) zeigten alle in seiner Praxis behandelten IVF- und ICSI-Kinder eine Störung, die nach der Geburt spezifisch behandelt werden sollte. Verdult erkennt sie an spezifischen Haltungen, Bewegungsabläufen oder Verhaltensweisen des Neugeborenen, aus denen er eine Trauma-Hypothese und die entsprechende Therapiemaßnahme erarbeitet. Auch Karlton Terry (2014) hat viele IVF-Kinder als Primärtherapeut versorgt und fand eine hohe Wahrscheinlichkeit für labile Stimmungen, Orientierungsschwierigkeiten beim Spiel und Kontakt mit Personen und Gegenständen, Berührungsempfindlichkeit und ADHS. Viele IVF-Kinder fühlen sich in ihrem Körper nicht wohl oder haben laut Terry Schwierigkeiten, ihren Körper zu finden. Seiner Erfahrung nach kann allerdings eine Babytherapie, vor allem aber liebevolle elterliche Fürsorge helfen, diese Belastung teilweise oder sogar vollständig zu relativieren.

Von außen erscheinen reproduktionsmedizinisch gezeigte Kinder gut organisiert, wie empirisch-psychologische Studien belegen. Nach dem Inhalt dieser Studien sind an den extrakorporal gezeugten Kindern später keine negativen Abweichungen zu natürlich gezeugten bezüglich psychologischer und kognitiver Entwicklung sowie Bindungsfähigkeit zu finden (Sutcliffe, 2007; Golombok, 2007).

Allerdings kann man mit herkömmlichen Fragebogentests keine subtilen Schäden, psychische Verarbeitungsfähigkeit, Konflikte, Phantasien und unbewusste Prozesse erfassen. Dazu kommt häufig die das Familienklima belastende Geheimhaltung über die Art der Zeugung und besonders über die Herkunft fremder Keimzellen, sowohl vor den gezeugten Kindern wie auch vor dem gesamten familiären und sozialen Umfeld. Als Psychoanalytiker*innen kennen wir solche Schäden durch Familiengeheimnisse und deren späte oder zufällige Aufdeckung. In meinen Therapien mit Kinderwunschkandidatinnen arbeite ich von Anfang an darauf hin, das Elternpaar zu bewegen, die Art der Zeugung und/oder eine fremde Herkunft von Keimzellen offen auszusprechen, am besten bereits in dem von mir entwickelten Mutter-Embryo-Dialog gleich zu Beginn einer Schwangerschaft. Außerdem halte ich sie dazu an, sich beim Kind für diesen schweren Lebensanfang zu entschuldigen.

Wie die Biologin Birte Aßmann in ihrer Arbeit *Von der Empfängnis bis zur Geburt* (2019) beschreibt, gibt es Grund zur Annahme, dass die Maßnahmen der ART epigenetische Veränderungen hervorrufen und damit Auswirkungen auf die nächsten Generationen haben. Die Einflüsse während der Zeugung mithilfe der ART fielen ausnahmslos in hochsensible epigenomische Umgestaltungszeiträume. Da viele Imprinting- und Methylierungsfehler später unter anderem zu Krebs- und psychischen Erkrankungen führen und viele Auswirkungen von ART in Anbetracht der erst 40-jährigen Anwendung noch nicht erfasst sind, wird erhöhte Achtsamkeit bzw. eine neue Vorbereitung junger Erwachsener auf eine Schwangerschaft empfohlen.

Nachdem es auch, wenngleich nur im Tierversuch, Hinweise gibt, dass Traumata, soweit sie sich im Bereich der Epigenetik manifestieren, reversibel sind, sollten wir in dem uns als Therapeut*innen möglichen Rahmen – möglichst früh, das heißt bereits vorgeburtlich – Maßnahmen ergreifen, die das uns sichtbar werdennde Leid der Eltern und Kinder gleichermaßen berücksichtigen und lindern helfen. Hier hilft die Bereitstellung eines schützenden Raums durch psychotherapeutische Begleitung, die neuerdings auch immer häufiger von den Betroffenen nachgefragt wird. Dies verstehe ich als einen Akt zur Humanisierung der Reproduktionsmedizin. Hier könnte der von mir entwickelte Mutter-Embryo-Dialog zum Zeitpunkt von Zeugung und Embryotransfer helfen, diese wichtigen Momente auf die beste Weise zu fühlen und unser Denken darauf zu richten.

Inzwischen werden einige IVF-Kinder kinderanalytisch behandelt, insbesondere nach Keimzellspenden. Die Biografien solcher Kinder sind Verwerfungen des realen Lebens, die der medizinische Fortschritt der künstlichen Fortpflanzung mit sich bringen kann. Wie wir aus analytischen Behandlungen von Kinderwunscheltern erfahren, sind künstliche Befruchtungen, insbesondere mit genetisch fremden Zellen, mitnichten nur technische Akte, sondern sind begleitet von vielen Phantasien, Ängsten, Unruhe und Unsicherheit. Eine Frau mit ART kann sich bei ihrer

Schwangerschaft nicht auf einen liebevollen sexuellen Zeugungsakt beziehen und das derart entstandene Kind nicht auf den von Freud als Urszene bezeichneten Lebensanfang, deren Urphantasien er als phylogenetischen Besitz (Freud, 1916–17a, S. 386) bezeichnet. Meiner Erfahrung nach hebt die künstliche Befruchtung die Urszene nicht vollkommen auf, wenn ein liebevoller Umgang zwischen den Eltern auch im Bereich des reproduktiven Geschehens möglich bleibt. Die Elementarkraft einer liebenden und vitalen Elternbeziehung hilft auch dem extrakorporal gezeugten Kind Lebenskräfte zu entfalten. Die Anwesenheit und die Handlung eines Dritten bei der tatsächlichen Befruchtung und dem Embryotransfer kann aber die unbewusste Dynamik der Urszene verändern, wenn dieser Dritte als Miterzeuger oder sogar als Erzeuger phantasiert wird.

Psychoanalytiker*innen aus vielen Ländern haben gleichfalls über ihre Erfahrungen mit dem komplexen Thema der ART und deren vielfältige soziale, familiäre und kulturelle Elemente in ihren Behandlungen berichtet. Einige von ihnen setzen sich sehr zuversichtlich für die psychoanalytische Behandlung der ART ein, wie Giovanna Goretti Regazzoni (2012; Italien), Viviane Chetrit-Vatine (2018; Israel) und Paola Marion (Italien). Regazzoni betont die Leiden und Schwierigkeiten, die Männer und Frauen während eines langen Prozesses versuchter Zeugung mit vielen zerschmetterten Hoffnungen und Enttäuschungen erleben. Die nicht begründbare Unfruchtbarkeit sei von Beginn an mit Entsetzen, Furcht und Desorientierung verbunden. Nach Regazzoni kann die Psychoanalyse einen Einfluss auf die Fortpflanzungsorgane haben, was nicht bedeute, dass sie eine Heilung der Unfruchtbarkeit ist. Manchmal könne die Analyse im guten Sinne dazu führen, weitere schwerwiegender technische Methoden abzulehnen.

Chetrit-Vatine (2018, S. 48–56) behauptet, dass es bei all den möglichen Elternkonstellationen »in der Psyche der Eltern meist eine ausreichend gute Mischung von sexuellen Lebens- und Todestrieben, von ethischer Fähigkeit und Lebensnarzissmus geben wird, obwohl genitale Sexualität im eigentlichen Sinne teilweise oder vollständig aus der Fortpflanzung ausgeschlossen wurde« (ebd., S. 54). Sie begreift Ethik als asymmetrische Verantwortung für den anderen, inspiriert von Levinas, als eine Fähigkeit, die im Weiblichen/Mütterlichen jedes Menschen ihren Ursprung hat. In dieser Bewusstheit würde im Kind ein Gefühl von Einzigartigkeit, Identität und Zugehörigkeit entstehen können (ebd., S. 48).

Paola Marion (2018) beschreibt bei ihren Patientinnen, wie die Zeugung im Labor Intimität und Sexualität aus dem Zeugungsakt vertreibe, aber andere Phantasien zum Leben erwecke. Sie zitiert Faure-Pragier, nach der das neue »Ursprungsfantasma« für das außerhalb des Mutterleibes erzeugte Kind »nicht vielleicht auch der Umstand sein könnte, so innig ersehnt und erwünscht gewesen zu sein, dass ein medizinischer Eingriff in Kauf genommen wurde« (ebd., S. 38). Die Sehnsucht nach einem Kind ist ihr zufolge »ein komplexer Wunsch von ambivalenter Natur« (ebd., S. 41). Deswegen warnt Marion (2018) davor, die Gefahr

zu erkennen, wenn sich die aufrichtige Sehnsucht nach einem Kind in eine Notwendigkeit und eine Selbstverpflichtung, Kinder haben zu müssen, umwandelt. Das Unbehagen dieser Sehnsucht hat dann mit Ungesättigtheit und Leere zu tun. Erstarrt in Zwanghaftigkeit und erfrorenem Lebendigsein, fällt der Schatten der Wunde auf die Sehnsucht (ebd.).

Andere stehen der psychoanalytischen Behandlung eher skeptisch und innerlich ablehnend gegenüber, wie Katy Bogliatto und Claire De Vriendt-Goldmann (2018, Belgien). Die Autorinnen thematisieren das Unbehagen des Psychoanalytikers oder der Psychoanalytikerin in den medizinischen Diensten der künstlichen Befruchtung. In Anlehnung an Freuds Arbeit über das Unbehagen in der Kultur beschreiben sie »die Ähnlichkeit mit dem Unbehagen, das der Analytiker bei der psychologisch assistierten Zeugung empfindet«, als »verstörend« (ebd., S. 20). Es entspringe »aus dem Abstand zwischen dem starren und bedenkenlosen Diskurs der Patientin und dem intensiven Erleben von Bemächtigung im Analytiker« (ebd.). Die erste Begegnung zwischen beiden sei auf ein »Körper an Körper« (ebd.) festgelegt. Sie beschreiben das Auftauchen folgender Gegenübertragungsreaktionen: Verstörtheit, Schwanken, Schwindel, Abscheu, Entsetzen, Denk-Leere und Phantasie-Rohheit. Sie halten diese Körpersensationen im Analytiker bzw. in der Analytikerin für die Gegenübertragung der Psyche der Patient*innen. Die IVF-Klinik beschreiben sie als eine Klinik des Abgrunds, in der die infantilen Allmachtsphantasien von Zeugung und die Unmöglichkeit von Trauerarbeit um die Zeugungsfähigkeit und die ungeborenen Babys herrschen. Diese unausgesprochenen Traumata ließen die Betroffenen jahrelang durch die Dienste medizinisch assistierter Fortpflanzung irren. Die beiden Autorinnen stellen fest, Analytiker*innen können Patient*innen mit Kinderwunsch nicht beim psychischen Nestbau helfen, da sich die Rückseite der Logik des Originären in primitivem Hass, Triebentmischung und dem Wunsch nach Zerstörung des anderen ausdrücke. Sie bezeichnen den Wunsch nach einem mit ART gezeugten Kind als einen Akt narzistischer Allmacht. Es fällt den Autorinnen offenbar schwer, die medizinisch assistierte Befruchtung in der Weise anzunehmen, sich den Betroffenen als eine »containende« Figur und dadurch ein Antidot gegen die als allmächtig erlebten IVF-Kliniken anzubieten.

Doch wir können nicht die Augen verschließen vor den Umschichtungen der Welt und der veränderten Lebenswirklichkeit der medizinischen Zeugung. Wenn wir mit solchen Patient*innen arbeiten, müssen wir diese biologische Revolution als vorhanden anerkennen – trotz unseres Unbehagens. Wir können am richtigen Ort protestieren, aber nicht bei unseren Patient*innen. Natürlich bedeutet das eine Veränderung der psychoanalytischen Technik und Theorien. Ich verleugne nicht die Existenz unbewusster Phantasien über Urszene, infantiler Sexualität, infantiler Allmacht und den Ödipuskomplex, für alles ist später Zeit. Allerdings ist es unabdingbar, die Motivation für den Kinderwunsch und die bestehenden Abwehr-

prozesse zu klären. Wir sollten durch unsere Präsenz in den zukünftigen Eltern eine Intimität mit den extrakorporal erzeugten Fötten wecken.

Der von mir für die betroffenen Frauen entwickelte Mutter-Embryo-Dialog (M-E-D) ist ein anti-zerstörerisches Element, um das im Labor erzeugte Embryokind in einer als behütend und schützend wahrgenommenen Umgebung aufzunehmen. Dabei gehe ich zweistufig vor: Zunächst konzentriert sich der Dialog mit der Frau auf die für Zeugung und Schwangerschaft entscheidenden Organe. Die Gebärmutter, die von dem ungarischen Psychoanalytiker Raffai (2015) als ein Mehrgenerationen-Intrauterinraum (S. 102) bezeichnet wird und von der Frau als gute oder schlechte Mutterfigur erlebt werden kann, steht im Mittelpunkt der projektiven Phantasien. Entwickelt wird der Zusammenhang zwischen unbewusster Phantasie und körperlichem Prozess. Gemeinsam bahnen wir über einen oft hass-, wut- und angstfüllten Weg ein kreatives, nährendes Bild vom Lebensraum des künftigen Kindes (Auhagen-Stephanos, 2017).

Erst im zweiten Schritt rückt die Zeugung, die Geburt des Embryo, in den Mittelpunkt des Dialogs. In dem erarbeiteten Phantasieraum werden das noch ungezeigte Kind als Gast willkommen geheißen und eine verlässliche, intensive Bindung zu ihm von Anfang an etabliert. Durch die Rekonstituierung der archaischen, weiblich-mütterlichen Fähigkeit wird ein Verstehenszugang geschaffen. Ich achte dabei besonders auf meine leibliche Gegenübertragung, ziehe sie in die Verstehensarbeit mit ein, identifiziere mich aber bewusst mit der Aufgabe der Patientin. Der Mutter-Embryo-Dialog, eine modifizierte und fokussierte psychoanalytische Behandlungsmethode, etabliert ein imaginatives Band zwischen der werdenden Mutter und dem gewünschten Kind, das hilft, die desorganisierte Körperlichkeit zu beruhigen und dadurch möglicherweise immunologische und epigenetische Prozesse zu beeinflussen.

Meiner Erfahrung nach können Frauen sich öfter unbewusst nicht selbst die Erlaubnis geben, Mutter zu werden und brauchen daher die uneingeschränkte Unterstützung einer mütterlichen Figur. Außerdem leiden sie manchmal an einer übertriebenen Angst, mit ihren aggressiv-destructiven Trieben einem Kind in ihrem Bauch zu schaden oder es zu töten, besonders wenn sie schon viele Fehlschläge bei der ART erlitten haben in dem Sinne: »Ich habe meinen Embryo kaputtgezweifelt.« In einzelnen Fällen haben diese Frauen auch umgekehrt Angst davor, dass das Kind in ihrem Bauch ihnen schaden oder sie zerstören könnte, im Sinne von: »Angst essen Embryo auf«. Wichtig in solchen Fällen ist eine intensive biografische Anamnese, um möglicherweise vorhandene frühere Traumata zu eruieren. Denn Todesangst kommt von Todesbedrohung.

Das gemeinsame Sprechen im therapeutischen Raum verwandelt die technischen Instrumente der Reproduktionstechnik in eine Seelenkommunikation und bildet eine Klanghülle, einen Container für unbekannte oder unausgesprochene Empfindungen. Während einer Psychotherapie oder Psychoanalyse wende ich die-

se Methode im erweiterten Zeitpunkt der Befruchtung an. Theoretisch sehe ich mich insofern in der Tradition von Freud und Ferenczi, als meine Intervention einen Akt der therapeutischen Liebe darstellt, allerdings mit zusätzlichen psychodramatischen und emotionsaktivierenden Elementen.

Ist eine Schwangerschaft geglückt, können wir mit der von den ungarischen Psychoanalytikern Hidas und Raffai (2006) entwickelten Bindungsanalyse, auch vorgeburtliche Mutter-Vater-Kind-Bindungsförderung genannt, die Patient*innen weiter unterstützen. Damit können schwerwiegende Auswirkungen von konfliktreichen und traumatisierenden Elementen aus der Biografie aufgefangen werden. Eine Studie von Görtz-Schroth (2019), die diese vorgeburtliche therapeutische Begleitung von 37 spezifisch ausgebildeten an 188 Frauen von 2013 bis 2017 umfasst, zeigt signifikante Resultate im Vergleich zu nicht behandelten Schwangeren. Folgende Parameter besserten sich: die Frühgeborenenrate, die Anzahl der notwendigen geburtshilflichen Eingriffe, insbesondere die Kaiserschnittrate, sowie die Stillquote. Das wichtigste Ergebnis der Bindungsförderung war jedoch die Reduzierung der Peripartalen Depression, die häufig zu einer dauerhaften Depression und Bindungsstörung führt, von 80 Prozent auf 2 Prozent (Görtz-Schroth, 2019).

Allerdings dürfen wir uns nicht mit unseren Angeboten zur Linderung der durch die ART verursachten Probleme zufriedengeben. Die technisch assistierte Befruchtung hat das Tor geöffnet zu einem Weg, der über die vorgeburtliche Diagnostik in manchen Ländern heute zu Genveränderungen als Therapiemaßnahmen am Embryo und weiter zu »Optimierungsmaßnahmen« am Erbgut führt. Wegen ihrer gesamtgesellschaftlichen Auswirkungen und heute noch kaum zu überblickenden Risiken stehen die Reproduktions- und noch stärker die Gentechnik mit Recht in der kritischen Diskussion: Philosoph*innen, Ethiker*innen und Psychoanalytiker*innen warnen vehement vor den Anfängen mit der Manipulation menschlicher Gene und fordern den Verzicht auf infantile Machtpfantasien und Versuche, die natürliche Fortpflanzungsfähigkeit der Eltern zu übertrumpfen und das Schicksal zu beherrschen.

Bereits 1986 hat der Philosoph Hans Jonas auf die Gefahren der Reproduktionstechniken aufmerksam gemacht. Für ihn stehen zu kostbare Güter des Rechts und der Sittlichkeit auf dem Spiel, als dass wir dabei Wünsche allein walten lassen dürften. Ein Nein könne nötig sein: »Weit besser ist's, die Last der Kreatürlichkeit zu tragen, der Erfüllung mancher Sehnsucht zu entsagen, als solcher möglichen Erfüllung Heiliges zu opfern, womit außer mit ihrer Macht die Menschenart das Natursein übersteigt« (Jonas, 1986, S. 65). Jonas zufolge ist das Recht auf ein Kind an die natürliche Fähigkeit dazu gebunden.

Auch die französische Psychoanalytikerin Monette Vacquin (1999) schreibt in ihrem Buch *Main basse sur les vivants* (Die Bemächtigung der Lebenden, *Übersetzung von mir, U.A.-S.*) zutiefst empört über die Befruchtung außerhalb des Mutterleibes, welche Wahnvorstellungen und sexuellen Machtgelüsten von Wis-

senschaftlern den Zutritt zur Realität ermöglicht. Eher als das Verschwindenlassen von Männern und Vätern aus dem Zeugungsakt sieht Vacquin in dieser Bewegung eine Forschung, die den weiblichen Körper zum Objekt macht. Sie fragt sich, warum es zu einer derartigen Desymbolisierung, Demetaphorisierung und Perversion im Übergangsbereich von Geburt und Tod um das Bestreben nach einem total beherrschten Ursprung kommt. Die Externalisierung der menschlichen Eizelle bedeute eine beispiellose Macht in der menschlichen Geschichte, das Menschliche herzustellen, durch Tiefgefrieren zu speichern, das Unbeseelte zu reanimieren, die Abstammung zu beherrschen, ihre Merkmale zu verändern. Die Wissenschaft habe den Platz des Sexuellen besetzt, während der menschliche Ursprung desexualisiert wurde. Diese Technik ermöglicht das Eindringen des Phantasmas in die Realität. Auf diese Weise agiert ein allmächtiges Kind die uralten Fantasmen in dem Geheimnis der Entdeckung aus – erstmalig ist jetzt nur ihre Realisierung. Während unsere Geburt durch das Siegel der Andersartigkeit und das des Verlangens gekennzeichnet war und wir in der Differenz geboren wurden mit dem großen Potenzial von Liebe und Konflikt, werden heute Differenzen abgeschafft. Die Vaterschaft verlassen von der Sexualität, die Mutterschaft unterteilt mit austauschbaren Keimzellen, Zusammenstöße der Generationen wollen die Abstammung zerstören. Sie nennt diesen entdifferenzierten Trieb inzestuös. Sie hält schon seit 1999 das Projekt der technischen Reproduktion für die Erfüllung des Traums von der Verbesserung der Rasse (*Übersetzung von mir, U.A.-S.*).

Durch die Erfindung der Genschere Crispr/Cas9 im Jahr 2012 durch die Arbeitsgruppe um Emmanuelle Charpentier und Jennifer Doudna sowie die Anwendung der Methode auf höhere Lebewesen durch die Arbeitsgruppe um Feng Zhang sind Eingriffe in das Erbgut auch beim Menschen möglich geworden. So ist die Genschere bereits im Einsatz in den USA an Embryonen, die allerdings nicht in eine Gebärmutter eingepflanzt werden sollen, und weiter in dem weltweit scharf kritisierten Fall in China, wo Zwillinge nach einer genetischen Manipulation bezüglich HIV-Resistenz bereits geboren sein sollen, sowie beim geplanten Einsatz in Russland, wo genetisch bedingte Taubheit mit der Genschere kuriert werden soll. Geforscht wird mit Regierungserlaubnis auch in Großbritannien und gleichfalls auch an importierten Stammzellen hier in Deutschland.

Angesichts dieser Entwicklung bedarf es für Jedermann einer alsbaldigen, klaren Positionierung. Hier in Deutschland, wo derzeit Eingriffe in die Keimbahn beim Menschen gesetzlich untersagt sind, vermisst man bisher eine breite Diskussion und erst recht eine eindeutige Positionierung in Wissenschaft und Politik. Selbst die rund 200 Seiten starke Stellungnahme des Deutschen Ethikrates, die Anfang Juni öffentlich gemacht wurde, zeigt auf, dass sich auch dieses berufene Gremium im Grunde nur in zwei Punkten in der Beurteilung einig werden konnte: zum einen darin, dass seine Mitglieder die Auffassung vertreten, dass die menschliche Keimbahn *nicht grundsätzlich unantastbar* sei, und weiter, dass oh-

ne weitere klärende Forschungsergebnisse die Anwendung beim Menschen *derzeit* wegen der nicht geklärten Risiken von Eingriffen nicht zulässig sei. Das aktuelle Verbot scheint also lediglich mit dem derzeit bestehenden Misserfolgsrisiko begründet zu sein. Das Papier lässt Leserinnen und Leser etwas ratlos zurück, mit dem Gefühl, dass im Ethikrat eine gewisse Zerrissenheit in den zu beantwortenden Fragen geherrscht hat und in weiten Bereichen Einigungen nicht möglich waren. Die von Politik, Wissenschaft und Gesellschaft eingenommene unentschiedene Haltung erscheint mir in hohem Maße bedenklich. Sie übersieht den Schutz der Würde des Menschen durch Artikel 1 unseres Grundgesetzes. Dieser stellt kategorisch fest, dass die Würde des Menschen *unantastbar* ist. Und weiter, dass dieser Schutz gemäß Artikel 79 Grundgesetz niemals verändert werden darf. Auch der genetisch nicht optimierte, also »mit Mängeln« behaftete Mensch hat Würde im Sinne des Gesetzes. Wenn man es zulässt, dass man – sei es auch nur um vermeintlich zu bessern – Veränderungen am Erbgut vornimmt, liegt für mich ein Eingriff in die Würde des Menschen vor. Der Embryo ist damit nicht mehr Subjekt, sondern nur noch Objekt des Handlungswillens seiner Erzeuger. Bedenklich sind dabei auch Lösungsversuche, die dem menschlichen Genom nicht mit der Zeugung, sondern erst in einem späteren Entwicklungsstadium – zum Beispiel ab der Einnistung – Menschenwürde zusprechen wollen. Sie setzen damit aus verfassungsrechtlicher Sicht – und nur die ist unwandelbar – unser genetisches Material gerade in den ersten Tagen, in denen gentechnische Veränderungen möglich sind, jeder Manipulation aus, die tagespolitisch opportun erscheint.

Dies alles sollte eingehend, aber rasch diskutiert und alsbald verbindlich klar gestellt werden. Nachdem wir nun einmal aus unserer Millionen Jahre alten Ontogenese »wissen«, dass nur der am besten Angepasste überlebt (»survival of the fittest«), sind wir auch dazu geneigt, wenn möglich unsere Nachkommenschaft mit den besten Chancen und den besten Genen auszustatten. So zeigt dies auch eine Studie mit kanadischen Frauen, dass diesen nicht das »eigene« Erbgut am wichtigsten ist, sondern das »beste« Kind, »the best child of neighbourhood«. Der Schritt hin zur genetischen Optimierung ist also nicht mehr groß.

Ich bin mir bewusst, dass wenig gewonnen ist, wenn allein wir in Deutschland innehalten und in anderen Ländern in der Welt fröhlich die Genschere die menschliche Keimbahn verändert, mit Folgen, die wir – wie auch bis heute bei der reinen Reproduktionstechnik – nicht wirklich absehen können. Ohne einen weltweiten Konsens geht es nicht, und jede*r von uns ist aufgefordert, sich mit allen Kräften für einen solchen Konsens einzusetzen.

Und der Trend setzt sich fort: Seit Anfang August 2019 ist bekannt, dass Mensch-Tier-Wesen (Chimären) zum Zwecke der Organzüchtung geboren werden dürfen. Wesentlich müssten hier insbesondere vier Bereiche geklärt werden: 1. der moralische Status der Mischwesen, 2. der Tierschutz, 3. das Gerechtigkeits-

problem wegen der Begrenztheit dieser Therapien und 4. die Bereitschaft, mit der Begrenztheit des menschlichen Daseins umzugehen (Richter-Kuhlmann, 2019).

Was aus heutiger Sicht geschehen würde, wenn sich die Gentechnologie des frisch gezeugten Embryos bemächtigt, hat der Molekularbiologe Lee M. Silver (1998) in seinem spannenden Buch *Das geklonte Paradies. Künstliche Zeugung und Lebensdesign im neuen Jahrtausend* festgehalten. Sein imaginärer Ritt durch unser Jahrtausend ist erschreckend, gerade auch deshalb, weil so manche seiner Voraussagen sich in den letzten 20 Jahren schon erfüllt haben.

»Die Reprogenetiker der Zukunft werden sich früher oder später möglich gewordener gentechnologischer Verfahren bedienen. Am Anfang werden Methoden stehen, die von einem Großteil der Gesellschaft am leichtesten ethisch akzeptiert werden können: die Behandlung von Krankheiten des Kindesalters, die die Lebensqualität dramatisch einschränken. [...] die Erfahrungen dieser Familien werden dazu beitragen, die Bedenken der übrigen Gesellschaft allmählich aufzuweichen« (Silver, 1998, S. 313).

Sobald die Ängste nachzulassen begonnen hätten, würden die Reprogenetiker sich Krankheiten des Erwachsenenalters vornehmen wie Prädispositionen für Übergewicht, Diabetes mellitus, Herzerkrankungen, Asthma und verschiedene Arten von Krebs. Die letzte Hürde würden Eingriffe der Sphäre von Verstand und Sinne darstellen. Auch die würde man nehmen. Wenn die Anhäufung genetischer Erkenntnisse und die Fortschritte der Technologien zur genetischen Optimierung weiterhin mit der gegenwärtigen Geschwindigkeit vorangingen, würden sich noch vor Ende des dritten Jahrtausends aus den beiden Klassen der genoptimierten und der naturbelassenen Menschen zwei Spezies entwickelt haben, zwei genetisch voneinander vollkommen getrennte Arten ohne jede Möglichkeit zur Kreuzung über die Speziesgrenzen hinweg. Alle Angehörigen qualifizierter Berufe, Politiker, Unternehmer, sämtliche Sportler, Künstler gehörten der Klasse der Genoptimierten an. Längst hätte auch der talentierteste Naturbelassene keine Möglichkeit mehr, sich in diese Sphären emporzuarbeiten.

»Es gibt Leute, die glauben, eine moralische Grenze ziehen zu können zwischen akzeptablem und nicht akzeptablem Einsatz gentechnologischer Methoden. Die meisten Vertreter dieser Ansicht würden die Heilung von Krankheiten billigen, Versuche zur >genetischen Optimierung< hingegen nicht. Doch ist es unmöglich, eine objektive Grenzlinie zu ziehen. In jedem einzelnen Fall würde die Gentechnologie benutzt, um dem Genom eines Kindes etwas hinzuzufügen, das in den Genomen seiner beiden Eltern nicht vorkam. Damit stellt sich der gentechnologische Eingriff in jedem dieser Fälle als Akt der genetischen Optimierung dar – gleichgültig, ob diese nun dazu dient, einem Kind etwas mitzugeben, das andere Kinder auf natürliche

Weise erhalten haben, oder ob man ihm etwas vollständig Neues verleiht« (ebd., S. 302).

Die Geschichtsbücher der späteren Jahrhunderte, so Silver, würden keinen Zweifel daran lassen, dass die Wissenschaftler*innen zu Beginn des 21. Jahrhunderts versagt hätten, als es darum ging, die kumulativen Auswirkungen der Genoptimierungstechnologie vorherzusehen. Sie hätten weiter daran geglaubt, dass ihre Zukunft genauso aussehen würde wie ihre Gegenwart und dass komplexe physische und kognitive Eigenschaften sich auf ewig außerhalb ihrer Reichweite befänden. Was die Reprogenetiker*innen des 21. Jahrhunderts auch nicht vorhergesehen hätten, war die ungeheure Macht, die mit der Zeit der Genoptimierungsindustrie zuteil werden würde, der Konkurrenzdruck, der dort herrschen würde, sowie die Auswirkungen der Bevölkerungsexplosion. Schon bald würde jede Firma im Eifer des Konkurrenzkampfes beginnen, die Chromosomen, die sie ihren Kunden anbietet, auf unterschiedliche Art und Weise zu verändern, sodass sie mit den Produkten anderer Firmen nicht mehr kompatibel wären. Bis zum 26. Jahrhundert würden sich dadurch, nach den Voraussagen von Silver, aus der ursprünglichen Spezies Homo Sapiens nicht nur zwei, sondern bereits vier verschiedene Arten entwickelt haben – und das sei erst der Anfang. Durch die Überbevölkerung auf der Erde würde sich die Lebensqualität derart vermindern, dass viele genoptimierte Eltern beschlossen hätten, ihren Kindern besondere genetische Gaben zu verleihen, die es ihnen ermöglichen würden, in fremden Welten zu überleben, die für Nichtoptimierte unbewohnbar sind. Die Entwicklung dieser neuen Genpakete basiere dann unter anderem auf genetischen Informationen aus verschiedenen Lebewesen, die unter extremen Bedingungen auf der Erde lebten. Am Ende stehe dann der Aufbruch der extrem Genoptimierten in neue Galaxien.

Auch wenn die Spekulationen Silvers über die realistisch erreichbaren Entwicklungen hinausgehen mögen und am Ende nur ein Teil seiner Vorhersagen Realität werden sollte, steht mir auch ein anderes Ende vor Augen: Wenn die Entwicklung der Genetik nur von erfolgshungrigen Wissenschaftler*innen, die um des Erfolges willen vor nichts zurückschrecken und zusätzlich von kommerziellen Interessen gesteuert wird, wird nach meiner Überzeugung am Ende des Genoptimierungsprozesses weniger eine Fahrt zu anderen Galaxien stehen. Wohl eher könnte es durch das Aggressionsstreben des Menschen, dem Hauptvertreter des Freud'schen Todestriebs, in dem dann unausweichlichen Kampf zwischen Genoptimierten und denen, denen diese »Segnungen« auf immer verschlossen sind, eine letzte globale Katastrophe vernichtenden Ausmaßes geben.

Auch Freud (1930a) sieht in *Das Unbehagen in der Kultur* die »Schicksalsfrage der Menschenart« darin, »ob und in welchem Maße es ihrer Kulturentwicklung gelingen wird, der Störung des Zusammenlebens durch den menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstrieb Herr zu werden« (S. 506). Nachdem sich auch Freuds Vorhersage, dass die Menschen es in der »Beherrschung der Naturkräfte so

weit gebracht haben, dass sie es mit deren Hilfe leicht haben, einander bis auf den letzten Mann auszurotten«, erfüllt ist, ist es dringend an der Zeit, den Gegenspieler des Todestriebs, den »ewigen Eros«, wie Freud ihn bezeichnet, zu stärken, um sich am Ende doch noch behaupten zu können.

Literatur

- Apfel, R.J. & Keylor, R.G. (2002). Psychoanalysis and infertility – myths and realities. *Int J Psychoanal*, 83, 85–104.
- Aßmann, B. (2019). Von der Empfängnis bis zur Geburt. Einsichten aus Epigenetik, Medizin, Embryologie und Bewegungsforschung. In H. Blazy (Hrsg.), »Polyphone Strömungen«. *Darstellung neuer Erfahrungen aus der Bindungsanalyse* (S. 142–183). Heidelberg: Mattes.
- Auhagen-Stephanos, U. (2005). Frauen mit unerfülltem Kinderwunsch zwischen Psychoanalyse und Reproduktionstechnik. *Psyche – Z Psychoanal*, 59(1), 34–54.
- Auhagen-Stephanos, U. (2017). *Der Mutter-Embryo-Dialog. Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit im Spiegel der Psychotherapie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Bogliatto, K. & De Vriendt-Goldmann, C. (2018). Elternschaft, Ursprünge und künstliche Befruchtung. Psychoanalytische Aspekte. *Europäische Psychoanalytische Föderation Bulletin* 72, 16–35.
- Braun, Ch. v. (2018). *Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte*. Berlin: Aufbau.
- Cherit-Vatine, V. (2018). Wenn die elterliche Sexualität, die ethische Dimension und der Narzissmus des Lebens der seelischen Zone der Unendlichkeit im Kind begegnen. *Europäische Psychoanalytische Föderation Bulletin*, 72, 48–56.
- Dayan, N., Joseph, K.S., Fell, D.B., Laskin, C.A., Basso, O., Park, A.L., Luo, J., Guan, J. & Ray, J.G. (2019). Infertility treatment and risk of severe maternal morbidity: a propensity score-matched cohort study. *Canadian Medical Association Journal*, 191(5) E118–E127, <https://doi.org/10.1503/cmaj.181124>
- Freud, S. (1916–17a). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW XI*, S. 1–482.
- Freud, S. (1930a). *Das Unbehagen in der Kultur. GW XIV*, S. 421–506.
- Golombok, S. (2007). Reproductive Technology and Its Impact on Child Psychosocial and Emotional Development. *Assisted Reproductive Technology 2007–2017/SKC-ECD*.
- Görtz-Schroth, Anne (2019). Quantifizierung von häufigen Erfahrungen mit der Bindungsanalyse. In H. Blazy (Hrsg.), »Polyphone Strömungen«. *Darstellung neuer Erfahrungen aus der Bindungsanalyse* (S. 7–17). Heidelberg: Mattes.
- Hefets, I. (2017). The Biological Clock is an Invention of the Patriarchy – on Social Egg Freezing. Vortrag am 23. März bei der EPF-Tagung in Warschau.
- Hidas, G. & Raffai, J. (2006). *Nabelschnur der Seele*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Jonas, H. (1986). Leben – Ethik – Recht. In H. Däubler-Gmelin & W. Adlerstein (Hrsg.), *Menschengerecht* (S. 53–65). Heidelberg: C.F. Müller.
- Marion, P. (2018). Das Unbehagen der Sehnsucht. *Europäische Psychoanalytische Föderation Bulletin* 72, 36–41.
- Raffai, J. (2015). *Gesammelte Aufsätze. Entwicklung der Bindungsanalyse*. Hrsg. v. H. Blazy. Heidelberg: Mattes.
- Regazzoni, G.G. (2012). On Procreation Today. *Int J Psycho-Anal*, 93(5), 1153–1173.
- Scherrer, U., Rimondi, S., Rexhaje, E. & Stuber, T. (2012). Systemic and Pulmonary Vascular Dysfunction in Children Conceived by Assisted Reproductive Technologies. *Circulation*, 125, <https://doi.org/10.1161/CIRCULATIONAHA.111.071183>

- Silver, L. M. (1998). *Das geklonte Paradies. Künstliche Zeugung und Lebensdesign im neuen Jahrtausend*. München: Droemer.
- Sutcliffe, A. G. (2007). Reproductive Technology and Its Impact on Psychosocial Child Development. *Assisted Reproductive Technology 2007–2017/SKC-ECD*.
- Terry, K. (2014). *Vom Schreien zum Schmusen, vom Weinen zur Wonne*. Wien: Axel Jentzsch.
- Vacquin, M. (1999). *Main basse sur les vivants*. Paris: Fayard.
- van der Wal, J. (2012). Interview über die Embryologie und ihre Bedeutung für die Osteopathie. *Osteopathische Medizin*, 12(2), 13–17.
- Verdult, R. (2019). Traumata von IVF/ICSI-Babys. In H. Blazy (Hrsg.), »*Polyphone Strömungen*«. *Darstellung neuer Erfahrungen aus der Bindungsanalyse* (S. 74–108). Heidelberg: Mattes.

Die Autorin

Ute Auhagen-Stephanos, Dr. med., ist Fachärztin für Neurologie und Psychiatrie sowie für psychosomatische Medizin, Psychotherapie/Psychoanalyse (DPV/IPA, ISPPM). Seit 1984 praktiziert sie in eigener Praxis als Psychoanalytikerin in Neu-Ulm. Zu ihren Themenschwerpunkten Psychosomatik der weiblichen Sterilität, unerfüllter Kinderwunsch und Reproduktionsmedizin veröffentlichte sie eigene Bücher, viele Buchbeiträge und hielt Vorträge im In- und Ausland.

Kontakt: Dr. Ute Auhagen-Stephanos, Johannisstraße 9, 89231 Neu-Ulm; Homepage: www.auhagen-stephanos.de, E-Mail: info@auhagen-stephanos.de

Mutter, Mutter, Vater, Kind

Vom Co-Mutter-Werden

Elisabeth Imhorst

|

Es gibt eine größer werdende Anzahl lesbischer Paare mit Kindern. Diese stammen nicht nur aus früheren heterosexuellen Beziehungen. Sie entstehen zunehmend auch in der homosexuellen Partnerschaft selbst, meistens durch Insemination. Der dafür nötige Samenspender nimmt in den Überlegungen des lesbischen Paars, schon bevor das Kind gezeugt wird, viel Raum ein (Vaughan, 2007, S. 146; Naziri & Feld-Elzon, 2012, S. 692). Bei einer anonymen Samenspende gibt es etwa Überlegungen, wie der Samenspender aussehen und welche Bildung er haben soll, möglicherweise auch, ob er der künftigen Co-Mutter ähnlich sehen soll (Vaughan, 2007, S. 153). Wenn der Samenspender bewusst ausgesucht wird, müssen die beiden Frauen in Abstimmung mit ihm darüber hinaus überlegen, ob der Samenspender als Vater im Leben des Kindes und damit auch des Paares eine Rolle spielen soll, und falls ja, welchen Platz er etwa als »teil-präsenter Vater« haben soll.

Es gibt also von Anfang an »eine Ménage à Trois, die konflikthaftes Potential birgt« (Heymanns, 2016, S. 114). Dies ist auch bei heterosexuellen Paaren der Fall, die eine Insemination in Anspruch nehmen; nur setzen sich homosexuelle Paare eher als heterosexuelle Paare mit den Konsequenzen auseinander, die sich daraus ergeben, dass ein Dritter, ein »birth other« (Ehrensaft, 2008, S. 5) an der Entstehung des Kindes beteiligt ist.

Neben bewussten Überlegungen werden im Prozess der Vorbereitung auf das gewünschte Kind in den künftigen Müttern¹ unbewusste psychische Inhalte aktiviert wie Urszenen-Phantasien, Eltern-Imagines und bisexuelle Identifikationen. Diese stellen für Co-Mütter eine besondere psychische Arbeitsanforderung dar (Heymanns, 2016, S. 114; Naziri & Feld-Ezon, 2012, S. 691), was ich an Material aus einer Analyse beschreiben und klinisch diskutieren möchte.

1 Auch in den Samenspendern sind wahrscheinlich unbewusste Phantasien wirksam, aber der Fokus liegt hier bei Frauen-Paaren, die ein gemeinsames Kind wollen.

II

Ilse, eine attraktive, schlanke Frau von Anfang fünfzig, sagte bei der telefonischen Anmeldung, dass sie in den letzten Jahren »zu viele Verluste« erlitten habe und dass sie angesichts einer Krebserkrankung ihre vielleicht verkürzte Lebenszeit nicht weiter unter einer »grauen Wolke« leben wolle. Sie wisse seit dem 14. Lebensjahr, dass sie lesbisch sei und habe immer in lesbischen Beziehungen gelebt. Über eine sehr schmerzhafte Trennung vor zehn Jahren sei sie bisher nicht hinweggekommen, obwohl sie inzwischen mit einer anderen Frau zusammenlebe. Als sie vor einigen Jahren Krebs bekam, habe sie das durchaus begrüßt mit Gedanken wie »dann habe ich es bald geschafft« und »dann geht es endlich mal um mich«. Eher beiläufig erwähnte sie, dass ihre viel jüngere Partnerin einen Kinderwunsch habe und dass sie »dazu nicht ja sagen« könne. Ich hatte die Phantasie, dass dies der entscheidende Anstoß dafür war, eine Analytikerin aufzusuchen. Sie fuhr fort, sie wolle nicht mehr Fürsorge *geben*, sondern *bekommen*, weshalb sie mit einem möglichen Kind in Konkurrenz trate. Diese Ehrlichkeit nahm mich für sie ein.

Wie so viele Patient*innen erwartete sie unbewusst, dass ich sie davor beschützen würde, all das unerträglich Schmerzliche bewusst zu fühlen,

- das ihr als Kind widerfahren war,
- das sie in der sehr langen Beziehung mit Hella, über deren Verlust sie nicht hinwegkommen konnte, nicht hatte »heilen« können und
- das durch den Kinderwunsch ihrer aktuellen Partnerin Nora mehr denn je zu einer Bedrohung für ihre Abwehr wurde.

Zugleich fürchtete beziehungsweise wusste sie vorbewusst, dass ich diesen Wunsch nicht erfüllen würde. Und so bestimmte eine hochfahrend wütende Abwehr unseren Kontakt von Beginn an. Sie begrüßte mich, als würde sie *mich* empfangen. Sie wollte keine Patientin sein, sondern *selbst* zahlen. Sie versuchte, unsere Sitzungen vorab zu strukturieren wie ihre Arbeit. Ich konnte mir gut vorstellen, was damit gemeint war, dass sie als Kind – so hieß es von ihr – keine Zärtlichkeiten gewollt habe. Innerlich etwas zurückweichend versuchte ich, ihrer Aggression standzuhalten und sie zu verstehen. Bereits im dritten Gespräch paraphrasierte sie Freud, »der hinter der Couch saß, weil er es nicht ertrug, den ganzen Tag von seinen Patientinnen angestarrt zu werden«. Ich begriff, wie sehr sie sich von Beginn an zurückgewiesen, nicht gehalten und verlassen gefühlt hatte und wie sehr das für sie mit der Analyse als Verfahren legiert war. Der offene analytische Raum war für Ilse wie das Zusammensein mit einer nicht präsenten Mutter, wahlweise auch mit einem Vater, mit dem sie eine »Nicht-Beziehung« verband. Sie wollte aber nicht empfindlich sein und stürzte sich voller Erregung, mit einer Mischung aus Wut und Angst in die Therapie. Wir verabredeten zunächst zwei Stunden pro Woche im Sitzen. Nach etwa acht Monaten, in denen ich versuchte, ihr Angstbeißen und

ihren wütenden Rückzug in Schweigen freundlich in Worte zu fassen, hatte Ilse genug Vertrauen, um das Risiko einzugehen, sich vier Mal in der Woche auf die Couch zu legen. Wir arbeiteten in diesem Setting noch etwas mehr als zwei Jahre zusammen, ehe sie entschied, dass sie genug erreicht habe.

Manchmal freute sie sich, mich zu sehen, und rannte die Treppe hoch. Aber diesem Impuls nachzugeben, erlaubte sie sich nur selten. Manchmal konnte sie sagen, wie froh sie über eine Stunde war, aber in den meisten Stunden wandte sie sich mir im Vorwurfsmodus zu. Sie nahm mir übel, dass sie mich brauchte. Für sie war es so, dass ich sie in Gefühle stürzte, die sie nicht haben wollte, Gefühle, die sie lange erfolgreich verleugnet und, wenn auch mit enorm viel Gegenbesetzungsaufwand, in der Verdrängung gehalten hatte.

Von ihrer Familiengeschichte erfuhr ich erst etwas, nachdem sie sich entschieden hatte, doch ihre Krankenversicherung in Anspruch zu nehmen, und ich einen Bericht schreiben musste, für den ich Informationen brauchte. Mit ihrem Lebenslauf, um den ich sie gebeten hatte, konnte ich viel anfangen, was ich ihr auf Rückfrage bestätigte. Prompt ärgerte sie sich, dass ihr meine Anerkennung so viel bedeutete, und sie machte mir heftige Vorwürfe, dass ich mich bisher offenbar *nicht* für ihre Geschichte interessiert hätte.

Ihre Eltern waren selbstständig. Ihr älterer Bruder übernahm den Betrieb. Für den Vater sei nie in Frage gekommen, dass auch sie, das Mädchen, die Firma hätte übernehmen können. Ilse beschrieb: Der Betrieb stand an erster Stelle, dann kam die Ehefrau, und weit abgeschlagen kamen die Kinder. »Kinder stören die Partnerschaft«, zitierte sie den Vater. Mehrfach hätten die Eltern Reisen ohne die Kinder unternommen. Ilses Rettung war Erika, das Hausmädchen, die im dritten Lebensjahr der Patientin in die Familie kam, die aber wenige Jahre später für einige Zeit fortging, ehe sie wieder in die Familie zurückkehrte. Bis zu deren Tod blieb Ilse mit ihr in Kontakt. Die Mutter war, auch wenn sie da war, auf den Vater fokussiert und ging ansonsten in ihrer Fürsorge für den Sohn auf. Vermutlich war sie auch phasenweise klinisch depressiv.

Bereits in einer der ersten Sitzungen tauchte ein Erinnerungsbild auf, das Ilse schon lange begleitete. In dieser Erinnerung war sie »noch keine zwei« Jahre alt, hing »am sprichwörtlichen Rockzipfel der Mutter« und bekam »keine Antwort«. Genauso fühlte sie sich in der Analyse mit mir. Und dieses Gefühl war mit enormem Hass verbunden, der die erste Zeit der Analyse grundierte. Er galt wahlweise mir oder, wenn sie mich schonen wollte, der Analyse als Verfahren. Sie versuchte dann, ihre verzweifelte Hilflosigkeit und ihren Hass rationalisierend zu kanalisieren: »Sie müssen das ja so streng handhaben, weil die Methode es fordert.« Deutungen aus einer dritten Position waren nicht nur wirkungslos, sie lösten eher noch Rachegelüste aus. So konfrontierte sie mich einmal lakonisch, für mich völlig überraschend, mit ihrem Entschluss, mit dieser Stunde aufzuhören. Als ich darauf geschockt reagierte, wurde sie weich, denn sie hatte gedacht, ich nähme das

regungslos hin. Hätte ich das getan, hätte sie sich in ihrer Überzeugung bestätigt gefühlt, dass ich eh nicht wirklich an ihr interessiert war.

Ich versuchte, mich in *ihr* Empfinden hineinzuversetzen und dieses in Worte zu fassen (Krejci, 2015). In der achten Stunde war Ilse (P) – wie so oft – voll verzweifelter Wut, dass ich (A) ihr nicht half:

- P:** Ich versuche, mir das theoretisch schön zu reden: dass es so sein muss, dass ich hier nicht die Leistungsschiene fahren kann. Damit bin ich zwar meines zentralen Mechanismus' beraubt, aber da muss ich jetzt durch!
- A:** *Nun meinerseits verzweifelt:* Sie können doch nicht einfach eine andere sein! *Dann überlegend, was Ilse damit grade sagen wollte:* Ich denke, es fühlt sich wirklich so an, dass ich Sie hängen lasse, Ihnen nicht helfe, obwohl ich sehe, wie verzweifelt Sie sind. *Nach kurzem Schweigen und eher traurig:* Sie haben keine Vorstellung davon, hier einfach so, wie Sie sind, willkommen zu sein.
- P:** Ich würde das am liebsten zurückweisen, aber es stimmt.
- A:** *Im darauffolgenden Schweigen spürte ich, wie sie mit sich rang, und überlegte, wie ich ihr noch mehr entgegenkommen könnte. Schließlich sagte ich sanft:* Wissen Sie, ein Kind, erst recht ein Säugling, empfindet es fast immer als Ablehnung und als eine Art Nicht-richtig-Sein, ohne dafür diese Worte zu haben, wenn die Mutter, aus welchen Gründen auch immer, sich ihm nicht zuwenden und sich nicht einfühlen kann.
- P:** *Schwieg kurz und sagte dann irritiert:* Jetzt lichtet sich die Schwärze etwas. Nur weil Sie das gesagt haben. Es ist, als hätten Sie mir ein Stöckchen hingehalten.

Immer und immer wieder ging es um Facetten ihres Hasses auf mich als ein völlig uninteressiertes Objekt, von dem sie sich, vielleicht auch zum Schutz unserer Beziehung, nur in Schweigen zurückziehen konnte, ehe sie sich mir wieder vorwurfsvollfordernd zuwandte. Dazwischen gab es Momente, in denen sie überrascht war angesichts dessen, was mit ihr geschah. Einmal stellte sie fest: »Ich habe zwar schon immer gesagt, dass es in meiner Familie nicht so herzlich war, aber dass das für mich eine Belastung war, das spüre ich erst jetzt.« Wir schwiegen nach solchen Sequenzen, als könnten diese kostbaren Momente wieder verloren gehen. Sie gingen nicht verloren, aber sie gingen immer wieder unter, sobald die nächste Hass-Welle anrollte.

In den letzten drei Stunden, bevor wir mit der Analyse begannen, pendelte sie zwischen vertraut drohendem Trotz, wenn sie etwa sagte: »Ich akzeptiere langsam, dass ich *jetzt* so traurig bin, ohne den Grund sehen zu können, aber nicht auf Dauer!«, und skeptischer Hoffnung, als sie mich wissen ließ: »Ich überlege, wie das wohl sein wird mit der Analyse, obwohl ich ja weiß, dass das nichts bringt,« sowie Traurigkeit, als sie sich nach einer kurzen Phase schweigenden, fast entspannten Miteinanderseins plötzlich wieder allein fühlte und mir einen Satz mitteilte, der

gerade in ihr aufgetaucht war: »Das kann doch nicht so schwer sein, sich um sein Kind zu kümmern!« Später hatte sie eine bildhafte Assoziation, in der sie »etwas Schwarzes in der Mitte mit etwas Buntem zu verhüllen« suchte. Sie sei froh, fügte sie hinzu, »dass ich [Ilse] auf die Schwäche nicht mit Verachtung gucke«.

Ich freute mich an ihr und ihrer gewachsenen Fähigkeit, ihre Gedanken und Gefühle wahrnehmen und mitteilen zu können. Beiläufig hatte ich realisiert, dass inzwischen häufiger andere Personen auftauchten, nachdem es so lange nur um sie und mich gegangen war.

Mit Beginn der Analyse intensivierte sich unsere Arbeit in schnellen Wechseln von regressiven und progressiven Bewegungen auf unterschiedlichen Zeitebenen, die teils teleskopisch ineinander geschoben waren. Dabei verbanden sich zwei Themenstränge auf je unterschiedliche Art und Weise miteinander: ihre Mutter, ihre ehemalige Lebensgefährtin Hella und ihre aktuelle Partnerin Nora einerseits und ihr älterer Bruder, ihr Vater sowie die potenziellen Samenspender beziehungsweise möglichen »teil-präsenten« Väter andererseits.

Ilse schlug Nora die Verpartnerung vor – auch, weil sie fürchtete, diese »könnte sich wegen ihres Kinderwunsches in ein Abenteuer stürzen«. Nachdem Ilses Mutter gestorben war, fühlte sie sich einerseits auf der Couch »wie aufgebahrt«, aber es gab auch den Gedanken, »wenn ich jetzt nicht mehr meine Mutter habe, kann ich mich ja auch um ein Kind kümmern«. Sie sagte Nora zu, sie bei ihrem Kinderwunsch zu unterstützen, und setzte sich in den Analysestunden weiter mit ihrer ablehnenden Haltung auseinander. Wenn sie wütend und der Überzeugung war, es werde eh alles an ihr hängen bleiben, konnte sie ihrer Partnerin entgegen-schleudern: »Und wer passt auf dein Kind auf, wenn du beim Sport bist?!« Dann wieder dachte sie, »was wäre es schön, einfach wie ein Baby getragen zu werden«. In ihren Einfällen tauchten Bilder der Mutter-Enttäuschung auf: »Das Bild, dass sie sich umdreht zu mir, das kriege ich nicht hin.« Sie fühlte sich in solchen Momenten »klein, ängstlich und zuwendungsbedürftig«, was sie mir nach wie vor übel nahm. Dann kamen Sätze wie: »Die Arbeit mit Ihnen war ein permanenter Sinkflug hin zum Pol der Schwäche.« Wir lachten. Sie war noch immer sehr wütend, aber weniger hasserfüllt.

Die mit Bruder und Vater verbundenen Konflikte zeigten sich nach der Auflösung der »combined object-Übertragung« auf mich zunächst in der Übertragung auf den »Couch-Bruder«, später auf die potenziellen Samenspender beziehungsweise möglichen teil-aktiven Väter. Der »Couch-Bruder« hatte die Stunden vor ihr, und Ilse hatte begonnen, ihm aktiv aus dem Weg zu gehen. »Es funktioniert nicht mehr«, sagte sie, dieses »Er ist bedürftiger, ich trete zurück, ich schaff's auch alleine«. Wenn sie ihn auf der Straße sah, waren in ihrem Kopf Gedanken wie: »Du nimmst mir die Luft weg. Das will ich nicht!« Er schien »mit seinen Kümmernissen« den Platz bei mir zu besetzen, und im Erzählen fiel ihr auf: »als wenn nur für *einen* Platz gewesen wäre«.

- P:** »Ich hab mich wieder über meinen Couch-Bruder geärgert, über seine zur Schau gestellte Schwäche, die keine Verbrüderung möglich macht. Ich bekomme meinen Platz nicht! [...] Ich bin's nicht wert.«
- A:** »Diese Gefühle sind Ihnen von Kindesbeinen an so brutal vertraut, und Sie wollten und wollen nicht, dass sie Ihnen so zusetzen. Und doch ist es so. Sie hatten zu niemandem eine enge Beziehung – außer vielleicht zu Erika. [...] Und Sie hätten sich so gern mit Ihrem Bruder zusammengetan.«
- P:** »Worst Case wäre die Kleinfamilie mit einer überforderten Mutter, einem Kind und mir, die dessen Überleben sichern muss.«

Ilse hatte schon früh von ihrer Phantasie erzählt, dass sie die Mutter habe stabilisieren müssen. Ich dachte nun, sie hat sich nicht nur mit dem, wie sie es wahrnahm, Kinder hassenden Vater identifiziert, sondern wohl auch mit Erika und deren stabilisierender Funktion in der Familie. Sie hätte intellektuell verstanden, wenn ich es so gedeutet hätte, aber ich zog es vor, die mit dem Einfall verbundenen Empfindungen im Raum stehen zu lassen.

Sie konnte sich einerseits inzwischen eine »Großmutter-Rolle« vorstellen, fühlte sich aber auch immer wieder »wie ein Nichts« angesichts von Noras Depressionen und ihrer eigenen »Hilflosigkeit und Verzweiflung, mit ihr weder in Kontakt zu kommen, noch ihr helfen zu können«. Auch den Wiederholungszwang in der Partnerwahl habe ich nie gedeutet. Mir schien, sie merkte selbst, wenn sie so sprach, dass sie sich in der Beziehung mit Nora so fühlte wie vermutlich mit ihrer Mutter. Es wurde ihr langsam bewusst.

Angestoßen durch einen »Scham-Traum«, in dem sie es »nicht schaffte, die Blumen heil rüber zu tragen«, fiel ihr eine Kindheitserinnerung ein:

- P:** Ich hab' mit der Mutter Tulpen bestäubt in der Hoffnung, dass welche wachsen. Ich hab' eine sehr gute Beziehung zu Tulpen.
- A:** Das ist ja interessant.
- P:** Wieso?
- A:** Mit der Mutter zusammen an der Fortpflanzung arbeiten ...
- P:** *Schwieg zunächst und fuhr dann fort:* Was für andere Frauen Erfüllung ist, ein Kind, ist für mich eine Ausschluss-Bedrohung.

Sie habe Nora von ihrer Phantasie erzählt, dass Nora den Wunsch nach einem Vater habe, der mit *ihr* das Kind wolle und der nicht nur einem Frauenpaar behilflich sein wolle. »Ich guck' dann von außen auf die Triade, fast schon wie Mutter, Vater und mein Bruder.« Sie habe Nora gesagt: »Es ist für mich schwierig [...], weil ich mich an den Rand gedrängt fühle.« In ihrer Phantasie sei es so, »dass Nora und der Mann sich über den Kinderwagen beugen, entzückt sind und darin verbunden.«

Jetzt und damals waren plötzlich eins. Der Kinderwunsch Noras hatte diese traumatische Situation ihrer Kindheit wiederbelebt, ohne dass sie darum gewusst

hatte. Nach dieser Stunde ging sie das erste und einzige Mal mit verweintem Gesicht fort. Wenige Stunden später erwähnte sie erstmals eine positive Erinnerung an Trost durch ihre Mutter. »Wenn ich sagen konnte, ich kann nicht schlafen, bekam ich ein Glas Zuckerwasser. Das half immer.« In der darauffolgenden Stunde machte sie mir ein Geschenk, indem sie sagte:

P: Der Raum hier gibt Halt. [...] Ich kann erst jetzt den Schmerz über die Trennung von Hella in seiner Tiefe wahrnehmen. Es war Seelenmord.

A: *Ich war erschrocken und überlegte, ob Hella für die Mutter stand, die sie schon früh verlassen hatte, sei es durch Reisen oder durch depressive Einbrüche, oder für Erika, die die Familie (für eine andere Arbeit) verlassen hatte. Offenbar hatte Ilse in der gescheiterten Beziehung zu Hella beide Trennungserfahrungen heilen wollen, indem sie ein »Paradiesgärtchen« anlegte, das für immer sein sollte, in dem sie beide jedoch schließlich wie gefangen waren. Ich schwieg.*

Ilse beschäftigte sich inzwischen mit Phantasien, »nicht mehr zu arbeiten, sondern das Kind zu betreuen«. Finanziell konnte sie sich das leisten. Sie fragte sich, ob ihre Mutter sich für sie gefreut hätte. Vermutlich nicht, sagte sie traurig.

Mittlerweile waren sie und Nora als Paar auf der Suche nach einem teil-aktiven Vater. Sie führten erste Gespräche mit Achim – »irgendwas zwischen Vater und Samenspender«. Ilse war in Sorge, dass er »in den eineinhalb Jahren bis zur vollzogenen Stiefkind-Adoption seine Einwilligung zurückziehen würde«. Seit sie sich ein Leben mit Kind vorstellen konnte, war ihre Angst, »einen dominanten Viersten zu installieren und mich dabei zu verlieren«, greifbarer geworden. »Ich als soziale Mutter habe ja die schwächste Position«, überlegte sie, »andererseits, wenn ich wieder krank werde, ist es ja gut, auch einen sozialen Vater zu haben«. Sie habe es in diesen Gesprächen mit zwei Menschen mit einem starken Kinderwunsch zu tun. Das sei ein »Mysterium« für sie. »Die Lust am Zeugungsakt, egal ob empfangen oder zeugen, ist mir unvorstellbar.« Ich hatte vorher vorsichtig gesagt, dass sie ja (als Frau in der Menopause) weder ein Kind empfangen noch eines zeugen könne. Dieser Satz habe sie beschäftigt, und »zum Thema Zeugung fällt mir tatsächlich nichts ein«, meinte sie, fuhr dann aber nach kurzem Innehalten fort: »Pflanzen zu zeugen und zu hegen, gelingt mir nur schwer.« Klaus (ihr Nachbar, auch er ein potenzieller Vater) habe »eine prachtvollere Terrasse« als sie selbst. Nach kurzem Schweigen fragte sie: »Bin ich darauf neidischt?«, und antwortete lachend: »Dann wäre ich ja beim Phallusneid!« – »Tja«, sagte ich.

Sie sprach von ihrem »Hass auf den Vater« mit »ganz klaren Entmannungsphantasien«. Immer sei sie nur »second best« gewesen. Ihre Skepsis bezüglich der Idee eines »teil-aktiven Vaters« war wieder im Vordergrund. Sie war überzeugt, »dass ich in so einer Viererkonstellation, bei Vater, Mutter und Kind, meine Rolle verliere. Wir werden es schwer genug haben, eine Paarbeziehung aufrechtzuerhalten, da kann ich zusätzliche Probleme nicht gebrauchen. Ich will keine dritte erwachsene

Person in unserer Beziehung!« Aber sie fragte sich danach auch: »Warum macht mir der Eindringling so viel Angst?« Während Nora überzeugt sei, »ein Kind kann ohne Kontakt zum leiblichen Vater nicht glücklich werden«, denke sie: »Da sitzt ein fremder Mann in der Küche und hat unser Kind auf dem Arm.« Dann war sie wieder mit Wünschen nach freundschaftlicher Nähe zum potenziellen Vater beschäftigt, schon vor der Zeugung, »damit ich mich freuen kann, wenn es klingelt«.

Unter all dem Hin- und Hergerissensein wuchs ihre Freude an der Vorstellung, Mutter zu werden. Sie erzählte mir, dass sie sich nicht mehr über die Kinder im Park ärgere, die ihr anfangs immer auf den Wecker gegangen seien. Unter den drei Männern, mit denen sie und Nora ernsthafte Gespräche geführt hatten, war Achim der, der im Spiel blieb. Und Ilse entwickelte ein inneres Bild von ihm und dem Kind. Dann ärgerte sie sich wieder über ihren Couch-Bruder, der *sie* nicht zur Kenntnis nehme und *mich* so besetze, dass ich für sie keinen Platz mehr hätte.

- P:** Da ist für mich nichts zu holen im Spielfeld Familie. Er verdrängt mich. Meine einzige Möglichkeit ist, zu spät zu kommen! *Später in der Stunde nahm sie den Faden wieder auf:* Sie beschützen mich nicht vor diesem Gefühl! Ich hab' gar keinen Einfluss auf Sie. Ich bin die Nachgeborene, und ich muss mich anpassen!
- A:** Sie denken, dass es bei mir so ist wie früher in Ihrer Familie. Aber ich fürchte, es ist hier und heute komplizierter, denn Sie gehen ihm ja auch aus dem Weg, weil Sie nicht mit den durch ihn angestoßenen Kindheitsgefühlen konfrontiert werden wollen, zum Beispiel wie schmerhaft es war, nicht nur mit ansehen zu müssen, dass Ihre Mutter eine innigere Beziehung zu Ihrem Bruder hatte, sondern auch erleben zu müssen, dass Ihr Bruder Ihre Wünsche nach Nähe vielleicht nicht einmal wahrnahm.

Nachdem sie sich in einigen Gesprächen zu dritt (Ilse, Nora und ein potenzieller Vater) mit ihren Ängsten »in den Mittelpunkt gestellt« hatte, wuchs ihr Vertrauen, dass sie auch in einer Viererkonstellation ihre »Interessen spüren und vertreten« könne. Sie bemerke, wie gern sie Hella und ihrer Mutter von den neuesten Entwicklungen erzählt hätte. Und sie ahne: »Ich adressiere Hella gar nicht als Erwachsene.« Sie denke jetzt, dass sie an Hella trotz der Trennung bis heute innerlich festhalten musste, um sich »nicht amputiert fühlen zu müssen«.

Das war ein bewegender Wahrheitsmoment, in dem sie die traumatische frühe Getrenntheit von ihrer Mutter in Worte fassen konnte und zugleich begriff, dass sie genau das in der Beziehung zu Hella hatte aufheben wollen. Danach konnte ein Tagtraum-Bild auftauchen, in dem sie angekuschelt an die Mutter in einem Strandkorb lag. Real habe es das nie gegeben, aber Ilse konnte sich danach erlauben, sich mehr an ihre Partnerin anzukuscheln, und stellte fest, in der »Position des Haben-wollens« zu sein. Über »orale Gier« und die Aggression, die darin stecke, wolle sie aber nicht nachdenken, konstatierte sie, ehe sie es doch tat: »Ob Hella das gespürt hat und ob ihr das zu viel war?«

Ilse merkte, dass die Analyse wirkte, und bekam es mit Neid zu tun. »Das gönne ich Ihnen nicht!«, meinte sie und versuchte, »gefühlgeizig« und »erzählgeizig« zu sein, »weil es mir ja hier eh nicht gelingt, Sie zu bezaubern«. Tatsächlich war ich entzückt angesichts ihrer humorvollen Wortschöpfungen. Ihr dagegen, fuhr sie fort, gelinge es *immer*, andere zu bezaubern, obwohl sie danach immer Angst habe, den Anforderungen nicht gewachsen zu sein, die sich daraus ergäben. Was für eine schöne Formulierung, dachte ich, für den überfordernden ödipalen Anspruch, die Partnerin der Mutter (oder auch des Vaters) sein zu wollen!

Es liege jetzt an Achim, hörte ich, ob sie die Schwangerschaft konkret angingen. Er habe mit der Stiefkind-Adoption ein Problem, und er suche eine Art Zusammenleben, was Nora und sie aber nicht wollten. Nora habe kürzlich gesagt, »wenn der sich dagegen entscheidet, dann sind wir als Familie auch so komplett«. Sie selbst war inzwischen vorsichtig zuversichtlich hinsichtlich einer Familiengründung. »Es passiert ja nichts, außer dass negative Gefühle auftauchen können. Und mit negativen Gefühlen umgehen zu können, da habe ich jetzt mehr Selbstvertrauen: hinschauen, was von ganz früher kommt, aber nicht zum Jetzt gehört.«

Mit dem Zitat: »Alles wird besser, doch nichts wieder gut«, aus einem Lied der Band Rosenstolz verabschiedete sie sich. Ob eine Schwangerschaft zustande kam und, wenn ja, wie, darüber ließ sie mich im Unklaren. Meine Phantasie war, sie muss mir (auch) etwas vorenthalten, sich wenigstens eine kleine Rache gönnen. Damit konnte ich leben.

III

Dass es (seelisch) gesunde Homosexualität geben kann, was Freud für die männliche Homosexualität bereits früh konstatiert hatte, ist heute State of the Art. Und angesichts der in den westlichen Gesellschaften gewachsenen Toleranz gegenüber homosexuellen Lebensweisen ist es möglich, selbstbewusst homosexuell zu leben, auch in »Regenbogenfamilien«.

Die Schwierigkeiten, mit denen Ilse angesichts des Kinderwunsches ihrer Partnerin zu kämpfen hatte, waren das Ergebnis *innerer* Konflikte, die mit ihren traumatischen Beziehungserfahrungen in der Kindheit und mit deren Abwehr zusammenhingen. Die zeigte sich vor allem in der Partnerwahl. Sie basierte darauf, dass Ilse durch die Fürsorge, die sie *gab*, ihren »Anspruch« und ihre Hoffnung aufrechterhielt, doch noch die ersehnte Liebe in einer exklusiven Zweierbeziehung zu *bekommen*. Und mit der Entschiedenheit, mit der sie in ihrer jahrzehntelangen Beziehung mit Hella versucht hatte, ein »Paradiesgärtlein« zu schaffen und zu verteidigen, in das niemand eindringen konnte und in dem sie hoffte, auf ewig das Glück zu zweit genießen zu können, hatte sie lange ihre aggressiven Gefühle in Schach halten können.

Ilses unbewusste Konstruktion war nun dadurch bedroht, dass mit dem von Nora gewünschten Kind jemand Drittes hinzukommen würde, wodurch sie jede Hoffnung schwinden sah, jemals die erhoffte exklusive Liebe und Fürsorge zu bekommen, was einen enormen Hass in ihr aktivierte. Dass sie mit dem möglichen Kind in Konkurrenz treten würde, war Ilse bewusst. Dass sich damit die frühe Kindheitssituation mit dem Bruder wiederbeleben würde, war ihr, als sie mich aufsuchte, nicht bewusst. Und wir beide unterschätzten wohl die Heftigkeit ihrer aggressiven Gefühle, changierend zwischen Wut und Hass, die auftauchen sollten, sobald Ilses Depression nachließ.

In der Anfangsphase der Behandlung war sie – wie in ihren bisherigen Liebesbeziehungen – ganz auf mich als *das Objekt* fokussiert, auf dessen hilfreiche Zuwendung/Liebe sie hoffte und das sie für dessen Versagen hasste. Durch die Arbeit in der Übertragung konnte sich der Hass abmildern, sodass Ilse sich mir anvertrauen und sich viermal pro Woche auf die Couch legen konnte. Ausgestattet mit einem mittlerweile, so schien mir, genügend guten mütterlichen Introjekt, konnte sie das Vorhandensein anderer Objekte in ihrer Wahrnehmung zulassen. Es waren bedrohliche Objekte, die ihr das Liebesobjekt wegzunehmen drohten. Die analytische Arbeit fand nun nicht mehr nur in der Übertragung statt. Das unbewusste Material tauchte vermehrt durch Assoziationen auf. Und es waren oft nur minimale Deutungen erforderlich, um Prozesse der Auseinandersetzung anzustoßen, die sich – lebensgeschichtlich bedingt – vor allem um Männer drehten, die oral (Liebe und Zuwendung), anal (Kontrolle über mich) und phallisch (Penisneid) Konkurrenten waren und denen sie im Kampf um einen Platz bei mir, so ihre Überzeugung, immer unterlegen war, weshalb sie in einer permanenten Kampfstimmung war. Im Durcharbeiten dieser Problematik gewann sie langsam eine realistischere Einschätzung sowohl von den anderen (zuerst von Nora, aber auch von mir, ihrer Analytikerin) als auch von sich selbst und ihren Grenzen und Möglichkeiten. Sie sah, von wem sie gemocht wurde, wen sie wie beeinflussen konnte und wo sie keine Chance hatte (etwa in Noras depressiven Phasen zu ihr durchzudringen; ein Kind zeugen zu können). Sie sah, dass Nora keineswegs vorhatte, sich für einen Mann zu entscheiden oder auch nur Sex mit ihm haben zu wollen.

Es entwickelte sich ein triangulärer innerer Raum (Reiche, 1994/2004, S. 27; Schoenhals, 1993) mit der Fähigkeit, sich beim Denken und Fühlen zu beobachten und dies in Worte zu fassen. Ihre zunehmende Fähigkeit, Ausgeschlossensein zu ertragen, verband sich mit einer wachsenden Fähigkeit zu erkennen, dass sie auch wichtig blieb, wenn sie irgendwo ausgeschlossen war. Sie erwarb so die Fähigkeit, in Vielecken (Heymanns, 2016) zu leben beziehungsweise in wechselnden, sich teils überlagernden triadischen Beziehungen. In einigen war sie ausgeschlossen (Vater, Mutter Kind), in anderen war sie dagegen ein wichtiger Teil (Mutter, Co-Mutter, Kind; Co-Mutter, Vater, Kind). In diesen flexiblen, rotierenden Dreiecken konnte sie sich einen inneren und äußeren Platz erarbeiten und Beziehungen zu allen Beteiligten vorstellen und ausprobieren, da in allen Konstellationen die positiven

Gefühle (Zuneigung, Respekt, Anerkennung) zumindest etwas stärker waren als die negativen (Eifersucht, Neid, Enttäuschungswut) beziehungsweise beide ihren Platz in den jeweiligen Beziehungskonstellationen haben konnten. Sie konnte nun auch phantasieren, was sie für das Kind sein wollte und sein konnte.

So hatte Ilse schließlich die psychische Fähigkeit erworben, eine Co-Mutter zu sein. Sie hatte begonnen, ihren Ödipuskomplex durchzuarbeiten. Sie war fähig geworden zum Verzicht, wie Dejours Väterlichkeit konzipiert, die ebenso wie Mütterlichkeit nicht an ein Geschlecht gebunden ist. Sie konnte sich schließlich in einer Art Großmutter-Position imaginieren, nach dem Bild der *Anna Selbdritt* (Barande, 1984; Berger, 1990).

Literatur

- Barande, I. (1984). »Das einzigartig Mütterliche«. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 16, 73–92.
- Berger, M. (1990). Zur Tendenz der Konkretisierung des »Anna-selbdritt« -Phantasmas bei »späten« Müttern und im Bereich der Reproduktionstechnologie. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*, 36, 332–342.
- Ehrensaft, D. (2008). When baby makes three or four or more: Attachment, individuation, and identity in assisted conception families. *Psychoanalytic Study of the Child*, 63, 3–23.
- Heymanns, P. (2016). Psychoanalytische Gesichtspunkte der Entwicklung von Kindern gleichgeschlechtlicher Paare. In P. Bründl, M. Endres & S. Hauser (Hrsg.). *Jahrbuch der Kinder- und Jugendlichen-Psychoanalyse. Elternschaft: Klinische und entwicklungs-psychologische Perspektiven* (S. 112–127). Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Krejci, E. (2015). Die Vertiefung in die Oberfläche. In E. Krejci, *Vertiefung in die Oberfläche. Ausgewählte Schriften* (S. 169–189). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Naziri, D. & Feld-Ezon, E. (2012). Becoming a Mother by »AID« Within a Lesbian Couple: The Issue of the Third. *Psychoanalytic Quarterly*, 81(3), 683–711.
- Reiche, R. (1994/2004). Einleitung zur Freud-Taschenbuchausgabe »Schriften über Liebe und Sexualität« (S. 7–34). Frankfurt/M.: Fischer TB.
- Schoenhals, H. (1993). Triangulärer Raum und Symbolisierung. In J. Gutwinski-Jeggle & J. M. Rotmann (Hrsg.), »Die klugen Sinne pflegend«. *Psychoanalytische und kulturkritische Beiträge. Hermann Beland zu Ehren* (S. 191–207). Tübingen: Edition Diskord.
- Vaughan, S. (2007). Scrambled Eggs: Psychological Meanings of New Reproductive Choices for Lesbians. *Journal of Infant, Child & Adolescent Psychotherapy*, 6(2), 141–155.

Die Autorin

Elisabeth Imhorst, geb. 1956, Dr. phil., Diplom-Psychologin, studierte Psychologie in Köln und Nijmegen (NL). Nach Abschluss der adlerianischen Ausbildung am AAI Aachen – Köln arbeitet sie seit 1985 als niedergelassene Psychoanalytikerin sowie als Dozentin, Supervisorin und Lehranalytikerin (DGIP/DGPT). Seit dem Abschluss der DPV-Ausbildung in der PsAG Köln-Düsseldorf 2003 ist sie auch hier als Dozentin, Supervisorin und Lehranalytikerin (DPV/IPA/DGPT) tätig. Ihr besonderes wissenschaftliches Interesse gilt seit jeher Fragen der sexuellen Entwicklung, wozu sie regelmäßig vorträgt und publiziert.

Kontakt: E-Mail: elisabeth.imhorst@dpv-mail.de; Homepage: www.praxis-imhorst.de

Gewollte Kinderlosigkeit versus Generativität

Kasuistik einer Patientin mit familiärem Trauma

Uta Blohm

»Ich denke zu viel nach, wie ich bin, wer ich bin.« Dies sagte Frau A., eine 44-jährige Patientin in einer psychoanalytischen Behandlung. *»Da ist dann wenig Platz für etwas anderes«*, antwortete ich resigniert, weil wir aus meiner Sicht oft vergeblich versucht hatten, in einen emotionalen Kontakt zu kommen. Häufig hörte ich ihren Gedanken, Alltagsgeschichten, Reflexionen nur zu. Sie gab mir keinen Raum, etwas zu sagen. Nachdenken schien unmöglich. Und wenn ich ihr einen Einfall, eine Beobachtung, einen Zusammenhang in eine vermeintlich kluge analytische Deutung verpackt mitteilte, wurde sie unkommentiert übernommen. Als wäre meine Patientin selber darauf gekommen. Wäre es aufgefallen, wenn ich gar nichts mehr gesagt hätte, gar aus dem Raum gegangen wäre? Dies waren meine Gedanken.

In einer Stunde sagte sie: *»Ja. Am Ende stellt sich heraus, ich bin eben sehr egozentrisch und habe wenig Möglichkeiten, in einen Kontakt mit jemanden zu treten. Eine Möglichkeit wäre gewesen, ein Kind zu bekommen, das ist die größte Chance, aus dem Um-Sich-Kreisen herauszutreten, auszubrechen, da hat man keine andere Wahl, muss in den Kontakt. Aber ich hätte auch ein Kind in die Welt setzen können und wäre nicht fähig, auf das Kind einzugehen. Es wäre aber vielleicht auch ein Aufbrechen. Aber das wollte ich nicht. Das kann man positiv oder negativ sehen, dass ich keins wollte. Ich habe Angst vor so einer Bindung. Ein Kind gehört für mich nicht zum Leben dazu.«*

Ich möchte aus einer psychoanalytischen Behandlung berichten, in der das Thema des Verzichts auf Elternschaft eine zentrale Rolle spielte und mir half, die Patientin und ihre Symptomatik besser zu verstehen. Die gewollte Kinderlosigkeit stelle ich in einen Zusammenhang mit traumatischen Geschehnissen in ihrer Familie. Traumatisches kann sich auf verschiedene Art und Weise transgenerational weitervermitteln und zu psychischen Störungen führen. Nicht immer ist sofort ersichtlich, dass die Quelle einer depressiven Symptomatik beispielsweise in einem tief verwurzelten Familiengeschehen liegt. Dabei kann es ein Unterschied sein, ob innerfamiliäre Konflikte zu einer Beziehungsdynamik führen, die traumatisierende Folgen für ein Kind hat, ob es sich um ein chronisch familiäres Trauma, wie sexueller Missbrauch oder körperliche Gewalt, handelt oder ob gesell-

schaftliche Prozesse bei der Entstehung von psychischen Störungen beteiligt sind. Gesellschaftliche Prozesse, wie zum Beispiel Kriegsfolgen, können innerfamiliäre Konflikte verstärken oder hervorrufen. Dies in die Behandlung einzubeziehen, kann die Möglichkeiten des Verständnisses für das therapeutische Geschehen erweitern.

Bei der Betrachtung der Behandlung meiner Patientin Frau A. möchte ich versuchen, diese Fäden zu verweben, und dabei den Fokus auf *eine* mögliche Erklärung für gewollte Kinderlosigkeit legen. Auch wenn sich bei Betrachtung der Psychodynamik sicherlich viele andere Aspekte vertiefend diskutieren ließen, möchte ich diese nur peripher betrachten und mein Augenmerk auf den Aspekt des Verzichts auf Elternschaft legen.

Biografie, Symptomatik und der Beginn der Behandlung

Frau A. kam zu mir, weil sie nun »endlich eine Psychotherapie« durchführen wollte. Sie hatte schon sehr lange darüber nachgedacht, jetzt sei es an der Zeit. Sie erklärte mir dies in einem ruhigen und sachlichen Tonfall, sodass sich mir ihre Beweggründe emotional nicht gleich erschlossen. Sie fühlte sich oft niedergeschlagen und einsam, müsste viel weinen, zog sich zurück, grübelte über ihre Situation und fühlte sich »leer«, spürte sich nicht, so als hätte sie keine eigene Identität. Solche Phasen hätte es seit ihrem frühen Erwachsenenalter immer wieder gegeben. Sie berichtete von einer wohlbehüteten Kindheit, einer sie gut versorgenden Mutter, die ihr vieles abgenommen habe, sie »vor Schlimmem habe beschützen wollen«, von Geschwistern, mit denen sie sich gut verstanden habe, besonders mit einer nur wenig älteren Schwester habe sie ein sehr enges Verhältnis gehabt. Ihre Mutter erlebte Frau A. als sehr dominant, kontrollierend.

Der Mutter sei es besonders wichtig gewesen, dass die Kinder »gut versorgt« waren. Andererseits habe ihre Mutter sich nie für Probleme oder Gedanken, später für den Beruf von Frau A. interessiert. Dennoch habe Frau A. gespürt, dass die Kinder ihrer Mutter sehr wichtig waren, und sie habe sich »immer beschützt« gefühlt. Die Mutter hatte sich vom Vater der Kinder getrennt, als Frau A. noch sehr klein war. Zum Vater habe es regelmäßigen Kontakt gegeben. Die Eltern würden sich aber bis heute nicht verstehen. Den Stiefvater, mit dem die Mutter verheiratet ist, habe sie von den Kindern versucht fernzuhalten.

Eine wichtige Rolle spielte in den ersten Lebensjahren für Frau A. ihre Großmutter mütterlicherseits, die mit in der Familie lebte und von der sie hauptsächlich betreut wurde. Auf die Geschichte der Großmutter und ihre Bedeutung für Frau A. werde ich an anderer Stelle noch genauer eingehen, denn im Verlauf der Behandlung wurde immer deutlicher, welchen großen Einfluss sie auf die Lebensgestaltung von Frau A. hatte.

Frau A. studierte ihr Wunschfach, fand eine Stelle, löste sich aus ihrer Familie, hatte Beziehungen zu Männern und lernte vor einigen Jahren ihren jetzigen Partner kennen. Als junge Erwachsene hatte sie einen Schwangerschaftsabbruch vorgenommen. Sie sei heute noch sehr froh über ihre Entscheidung und habe sich nie weitere Gedanken darum gemacht. Erst allmählich berichtete Frau A. von ihrer aktuellen Krise. Auslöser war ein Konflikt, in dem sie sich befand.

Ihr langjähriger Partner hatte eine Affäre mit einer anderen Frau begonnen, die ein Kind von ihm erwartete. Diese beiden Tatsachen hatte sie zufällig entdeckt. Auffällig war, dass sie mir gegenüber viel von ihrem Freund berichtete, dem es ihrer Aussage nach sehr schlecht ging, weil er befürchtete, Frau A. würde ihn verlassen. Einerseits war sie sehr ärgerlich, weil ihr Partner versucht habe, die Affäre abzustreiten, andererseits könne sie ihn auch verstehen, denn er sei oft unzufrieden mit ihrer Zurückgezogenheit, ihrer Passivität und auch mit ihren häufigen Weinanfällen und depressiven Verstimmungen käme er nicht klar. Sie glaubte, er habe sie »wachrütteln« wollen.

Psychodynamik in der Behandlung

Es gestaltete sich sehr schwierig für mich, eine Vorstellung über die tieferliegende Konfliktdynamik von Frau A. zu bekommen. Weshalb wurde sie häufig depressiv, was bedeutete für sie das Verhalten ihres Freundes über die nachvollziehbare Kränkung hinaus? Was ich in den Stunden mit ihr aber sehr schnell feststellte, war eine Müdigkeit und Interesselosigkeit an ihrer Geschichte. Ich fühlte mich ausgeschlossen, nicht wahrgenommen und unwichtig. Es sprang kein Funke über, der meine Neugier geweckt hätte. Wir schienen in keinen tieferen emotionalen Kontakt zu kommen. Ich mühte mich sehr, Zusammenhänge herzustellen, ihr dargebotenes Material – anfangs meistens Geschichten aus ihrer Arbeitswelt oder Gedanken zu ihrem Freund – in Bezug zu unserer Beziehung oder auch genetisch zu deuten. Dazu musste ich Frau A. häufig unterbrechen, denn sie sprach, ohne mir eine Gelegenheit zu geben, mich bemerkbar zu machen. Ich war wie ausgeschaltet. Meistens verhallten meine Interventionen, zurück blieb ein Gefühl der Unfähigkeit.

Immer offensichtlicher deponierte die Patientin diese Gefühle im Sinne einer projektiven Identifizierung in mich. Wenn sie über sich und ihre Wahrnehmungen laut nachdachte, stellte sie sich Fragen, die sie, ehe ich nachdenken konnte, selbst beantwortete: Ihre Aussagen hatten oft folgende oder eine ähnliche Form: »*Ich bin immer so zurückhaltend und traue mich nie meine Meinung zu sagen. Warum bin ich eigentlich so? Ich denke, weil ich immer im Schatten meiner Schwester stand und immer so passiv war. Aber warum war ich so passiv?*« Fühlte ich mich angesprochen und versuchte auf ihre Fragen etwas zu sagen, verleibte sie sich meine Antwort sehr schnell ein. Wenn ich sagte: »*Ich glaube, Sie sind gar nicht so passiv, Sie gestal-*

ten unsere Kommunikation hier auf Ihre Art und Weise mit», war ihre Antwort: »Stimmt auch wieder, ich denke immer nur, dass ich so passiv bin, aber warum nur denke ich das dann?« Ich fühlte mich, als wäre ich ein Echo für meine Patientin. Wenn sie redete, war sie offenbar mit mir beschäftigt, sie redete quasi für mich mit. Ich kam nicht heraus aus der gefühlten Umklammerung. So kamen wir nur schwer in einen Kontakt, und es musste Gründe geben, warum dies so sein sollte. Meine Patientin konnte eine Abhängigkeit von mir offenbar nur sehr schwer zulassen.

Auf diese Art und Weise stellte sich bei mir eine negative Gegenübertragung ein, sicherlich als Reaktion auf ihre latente negative Übertragung. Frau A. ließ mich nicht nur spüren, wie es ist, keine Identität zu haben; mein therapeutisches Selbstverständnis drohte aus den Fugen zu geraten, zunehmend wurde ich ärgerlicher. Es schien also auch Aggressives im Spiel zu sein, und das musste ebenfalls ausgelagert werden, so als dürfte es nicht benannt oder wahrgenommen werden. In unserer Beziehung blieb es unsichtbar. War es für Frau A. wichtig, mich zu kontrollieren, so wie sie sich von ihrer Mutter kontrolliert fühlte? Sie wollte mich vielleicht nicht belasten und damit sich selber auch nicht mit Konflikthaftem und Problemen auseinandersetzen. Warum sollte ich schweigen, durfte kein Gegenüber für sie werden?

In meiner Hilflosigkeit konfrontierte ich sie sogar mit meiner Wahrnehmung, dass es aussähe, als würde sie gar keinen Wert darauf legen, was ich zu sagen habe, ich dächte, es gäbe Gründe, warum sie versuche, sich ihre Fragen selber zu beantworten. Vieles sollte offenbar nicht ausgesprochen werden. Ich sagte provokativ: »Sie klinken mich aus, es ist die Frage, ob es auffallen würde, wenn ich nichts sage.« Ihre Antwort: »Das weiß ich nicht. Hinterher aber bestimmt schon. Inzwischen bin ich schon aufmerksamer. Vor zwei Jahren wäre es mir wohl nicht aufgefallen. Ich habe kein Werkzeug dafür, wie ich vom anderen einfordern kann, mit mir zu kommunizieren [...]. Ich verliere mich, rede und rede, sonst gibt es keinen Kontakt. Ich fühle mich oft verloren in den Worten von mir.«

Wahrscheinlich hatte sie in gewisser Weise recht, wenn sie sagte, ihr Freund habe sie wachrütteln wollen. In mir kam der Gedanke auf, dass ihre Ich-Grenze brüchig war und sie sich schützen und mich auf Distanz halten musste, wenn ich nicht in einer Symbiose mit ihr war, wenn ich etwas Eigenes zum Gespräch beisteuerte. Dennoch schien sie mir aufmerksam zuzuhören. Frau A. nahm mich wahr, ich hatte eine Bedeutung für sie. Wenn ich etwas sagte, unterbrach sie sofort ihre Erzählungen. Sie passte sich mir an. Meine Ideen baute sie in ihre Erzählungen ein, als wären es ihre, und beraubte mich fast meiner therapeutischen Identität. Oberflächlich waren wir in einem guten Kontakt, in der Tiefe herrschten Abwarten, Misstrauen und Distanziertheit. Schützte sich Frau A. vor dem Schmerz der emotionalen Nickerreichbarkeit ihrer Mutter und der Angst vor Identitätsverlust durch deren Übergriffigkeit? Oder war noch anderes im Spiel, was wir noch nicht verstanden hatten?

Hin und wieder sprach Frau A. mich plötzlich an, meine Müdigkeit verschwand. Sie äußerte auf meine Deutungen unserer Beziehungslosigkeit, dass sie mich nicht so belasten wolle. Zu einem späteren Zeitpunkt konnte sie darüber sprechen, sich sogar gekränkt gefühlt zu haben, denn ich wäre sehr wichtig für sie und sie hätte mich auch immer wahrgenommen. War ich für Frau A. eine phantasierte oder reale Gefahr für ihr inneres Gleichgewicht, und schien es ihrem Unbewussten günstiger, sich mit mir auf die beschriebene Art zu identifizieren, um Schlimmeres abzuwenden? Oder war ich für sie ein phantasiertes, inneres Objekt, über das sie verfügen konnte?

Ausgehend von der auslösenden Situation kam sehr bald das Thema ihrer Kinderlosigkeit auf. Sie äußerte, sehr froh zu sein, keine Kinder zu haben, sie stelle es sich schrecklich vor, diese Verantwortung zu tragen und war überzeugt davon, keine gute Mutter sein zu können. Ich hörte eine leichte Abfälligkeit in ihrer Stimme. Damit schien das Thema für sie erledigt zu sein. Es sollte kein Kind geboren werden. Auch sollte darüber möglichst nicht geredet werden. Bedeutete das, es darf keine Veränderung geben, Stillstand? Offenbar hatte Frau A. keine Vorstellung von etwas Neuem, was entstehen könnte, es sollte etwas konserviert werden, etwas durfte nicht fortgeführt werden. Etwas Drittes darf es nicht geben.

Hatten wir die vielen Stunden bisher umsonst gearbeitet? Sollte die Analyse unfruchtbar bleiben? Hatten wir uns vergeblich bemüht, unbewussten Prozessen auf die Spur zu kommen, zu verstehen, warum sie immer wieder depressive Einbrüche im Leben hatte, sie sich oft einsam und verlassen fühlte? Gibt es noch mehr, über das wir nicht reden dürfen? Die Vehemenz, mit der Frau A. ihre Kinderlosigkeit von Anfang an darstellte, verstärkte bei mir die negativen Gefühle ihr gegenüber, denn ich empfand sie plötzlich als egoistisch und auch überheblich. Mit ihren abfälligen Äußerungen löste sie Ärger aus, weil sie damit infrage stellte, über etwas nachzudenken und wahrscheinlich auch, weil Kinder für mich persönlich etwas sehr Wichtiges im Leben sind. So fand eine implizite Überzeugung Eingang in die Behandlung. Diese können neben den expliziten Theorien einen starken Einfluss haben. (Sandler, 1983).

Meine analytische Haltung, mich offen und unvoreingenommen mit meinen Patientinnen und Patienten auseinanderzusetzen, »no memory, no desire«, wie Bion (1967) postuliert, geriet zunehmend ins Wanken. Ich fühlte mich gelähmt und blockiert. In meiner Arbeit mit Frau A. stand ich nun vor der Herausforderung, meine analytische Haltung wiederzugewinnen, einen freundlicheren und wohlwollenden Blick auf sie zu finden, meine expliziten und impliziten Theorien zu sortieren und die Arbeit voranzubringen.

Das Thema Kinderlosigkeit begann mich zu beschäftigen. Es war auffallend, wie stark die Abwehr von Frau A. war, wenn wir dieses Thema berührten. Sie schien ganz mit sich im Reinen darüber zu sein, niemals Kinder zu haben. Im Nachhinein denke ich, dass wir über die Verwicklungen, die es auslöste, wieder ins Arbeiten

gekommen sind. Im Verständnis der Dynamik ihrer Störung und in deren Bearbeitung bekam ihre Kinderlosigkeit als Ausdruck ihrer Angst vor Abhängigkeit einen zentralen Stellenwert.

Exkurs zum Thema Kinderlosigkeit

Recht häufig beschäftigt Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker das Thema Kinderwunsch oder Kinderlosigkeit in der täglichen Arbeit mit den Patientinnen und Patienten. Gewollt und besonders ungewollt kinderlos zu sein, kann vielfältige emotionale Probleme verursachen, die einen unbewussten Hintergrund haben und auch Ursache von Depressionen, Ängsten und anderen psychischen Störungen sind. Das Bundesamt für Bevölkerungsforschung hat 2015 belegt, dass der Anteil der Kinderlosen ständig gestiegen ist. Von den 1937 geborenen Frauen bekamen 7,2 Prozent keine Kinder, beim Jahrgang 1972 sind es 24,7, die keine Kinder haben. Der Verzicht auf Elternschaft kann viele Gründe haben (Dorbritz, Panova & Passet-Wittig, 2015). Zum Beispiel hängt der Rückgang von Kindern sicherlich auch damit zusammen, dass es durch vereinfachte Verhütungsmöglichkeiten eine neue Orientierung von Lebensläufen gab. Ausbildung und Berufserfahrung sind in den Vordergrund gerückt, Kinder wurden als hinderlich empfunden. Selbstentfaltung, Individualismus, Lebensgenuss, Unabhängigkeit und Selbstbestimmung rückten in den Mittelpunkt. Kinder sind dabei ein Störfaktor.

Für Freud (1931b) war der Wunsch des Mädchens, vom Vater ein Kind zu bekommen, die Antriebskraft für den weiblichen Ödipus. In seiner Tradition ist Sexualität nicht von der Funktion der Fortpflanzung zu trennen. Es spielt Neid auf den Penis eine Rolle, als Ersatz entwickelt das weibliche Geschlecht einen Kinderwunsch, so seine Vorstellung. Später wurden andere Aspekte in den Mittelpunkt gerückt, so wurde stärker auf die Mutter-Kind-Beziehung eingegangen. Der Gedanke einer positiven Identifizierung mit der Mutter spielte zunehmend eine Rolle. Viele Analytikerinnen betrachteten in der Nachfolge von Freud den Kinderwunsch nicht mehr als einen Ersatz für den nicht vorhandenen Penis. Der Kinderwunsch entwickelt sich aufgrund der libidinösen Besetzung des mütterlichen Objekts, so zum Beispiel bei Melanie Klein (1962). Insgesamt wird der Kinderwunsch beschrieben als positive Lösung des Ödipuskomplexes. In meinen Betrachtungen werde ich diesen Pfad nicht verfolgen.

Generativität ist eine Phase in Erik Eriksons Stufenmodell des menschlichen Lebens (Erikson, 1991). Er sieht sie als das Verlangen, in einem erwachsenen Alter die kommende Generation zu gründen; wenn dies nicht geschieht, könne ein Prozess der persönlichen Stagnation beginnen. Sicherlich lässt sich Generativität nicht darauf reduzieren, Kinder zu bekommen. Sich etwas Neuem und einer kommenden Generation zuzuwenden, sich dabei als ein Bestandteil einer Generationenfolge zu

sehen, kann auf vielen anderen Wegen geschehen. Aber auch davon war in der Behandlung mit Frau A. sehr lange wenig zu spüren.

Nun lasse ich nochmal meine Patientin Frau A. zu Wort kommen. Zum Thema ihrer Kinderlosigkeit sagte sie: »Keine Kinder zu haben bedeutet für mich Unabhängigkeit. Meine Oma hat uns immer gesagt: Macht euch nicht von Männern abhängig.« Im weiteren Verlauf: »Ich will mich nicht involvieren [...] ich bin irgendwie passiv. Ich kann oft das Außen nicht abtrennen, das Außen wird übergriffig. Ich habe keine Identität. Ich weiß nicht, wer ich bin, werde übersehen. Das hängt sicher mit meiner Oma zusammen. Es ist für mich etwas, was mit Scham zu tun hat. Sie ist 1945 auf der Flucht vergewaltigt worden, sie war schwanger und hat ihr ungeborenes Kind verloren. Sie ist zerbrochen daran. Nach ihrem Tod habe ich mich auf die Suche nach den Spuren ihrer Vergangenheit gemacht. Ich wollte aber auch irgendwie nichts finden, habe mich sogar geschämt dafür, dass ich mich damit so beschäftigt habe. Meine Oma hat mich erzogen, hat mich geprägt.«

Hier verschränken sich individuelle, innerfamiliäre intrapsychische Konflikte mit historischen Ereignissen und werden transgenerational weitergegeben. Frau A.: »Dass ich keine Kinder habe, hat auf jeden Fall etwas mit meiner Oma zu tun, das ist mir in der Therapie klar geworden.« Das Thema Großmutter hatte Eingang in die Behandlung gefunden.

Die Großmutter der Patientin

In ihren frühen Kinderjahren wurden Frau A. und ihre älteren Geschwister vorrangig von ihrer in der Familie lebenden Großmutter betreut. Sprach sie über ihre Großmutter, wirkte Frau A. entgegen ihrer sonst ruhigen Art recht lebhaft, wurde aber auch schnell betroffen und traurig, was sie selber verwirrte. Es schien, als würde sie deren Leid wiedererleben. Sie sei eine »sehr außergewöhnliche Frau« gewesen, schwärzte meine Patientin. Obwohl Frau A. sie mit den Worten »schwierig«, »nur mit sich beschäftigt«, »sehr gefühlsschwankend«, »oft plötzlich weggetreten«, »unerreichbar, dann wieder die Kinder laut anschreiend« beschrieb, schien sie sie sehr zu bewundern und zu verehren. Frau A. hatte das Gefühl, eine besondere Beziehung zu ihr gehabt zu haben. Über die Herkunft und das Leben der Großmutter sei vieles bis heute unklar. Sie sei in einem Heim aufgewachsen.

Als Frau A. Anfang 20 war, kurz nach dem Tod der Großmutter, erfuhr sie, dass die Großmutter Teile ihrer Biografie gefälscht hatte. Nach dem Tod ihres Ehemanns, des Großvaters der Patientin, sei dies öffentlich geworden, und es kam sogar zu strafrechtlichen Folgen. Die Großmutter habe nie über ihre Vergangenheit gesprochen. Die einzige Botschaft, die Frau A. mitbekommen hatte, war, dass die Großmutter immer dafür plädierte, keine Kinder zu bekommen. Diese würden Unheil für das eigene Leben bringen. Sie selbst sei in eine Abhängigkeit von Män-

nern geraten, weshalb sie alles verloren habe. Die Großmutter hatte Einfluss auf die Kinderlosigkeit meiner Patientin.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Großmutter von Frau A. unter den Auswirkungen von traumatisierenden Ereignissen litt. Trotz der spärlichen Informationen über ihre Kindheit ist anzunehmen, dass die frühe Trennung von der Mutter und das Ausgeliefertsein in einem osteuropäischen Kinderheim Anfang des 20. Jahrhunderts traumatischen Charakter hatte.

Transgenerationale Weitergabe über Identifikationsprozesse

Um psychisch zu überleben, sind Kinder in stark angstauslösenden und schutzlosen Situationen gezwungen, sich mit dem Täter zu identifizieren, wie Ferenczi in seiner wichtigen Arbeit »Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind« schon 1933 (zit. n. Ferenczi & Balint, 1982) beschrieb. Dieser Gedanke erscheint für das Verständnis des weiteren transgenerationalen Beziehungsgeschehens zwischen Großmutter, Mutter und der Patientin zentral zu sein.

Aus Studien über die Folgen für die Überlebenden des Holocaust ist bekannt, dass die Sprachlosigkeit eine besondere Wirkung auf die nachfolgende Generation hat. Auch in der modernen Traumaforschung wird dies herausgestellt (Bohleber, 2000). Zwischen meiner Patientin und mir herrschte eine gewisse Sprachlosigkeit, ebenso wie in ihrer Familie. Besonders die mit dem Zweiten Weltkrieg verbundenen Traumatisierungen werden bei der Großmutter von Frau A. nachhaltige Spuren hinterlassen haben.

Die Großmutter erlebte Gewalt im Zusammenhang mit ihrer Flucht. Ihr Vertrauen in ein gesellschaftliches System, was Schutz geben könnte, brach dabei zusammen. Die Vergewaltiger waren die Sieger und die neuen Herrscher, denen sich alles unterordnete. Wie Jean Améry (1966) beschrieb, geht es bei diesen extremen Traumatisierungen vor allem um einen Verlust des Vertrauens in die soziale Ordnung, weniger um einen Beziehungsverlust. Es wird ein Urvertrauen zerstört, was zu einer dauerhaften Erschütterung des Selbst- und Weltbildes führen kann. Massive Identitätsstörungen und irrationale Schuldgefühle entstehen in der Folge. Damit wird die Patientin über ihre Großmutter konfrontiert gewesen sein.

Wie Bohleber (2008, S. 108) Arnold Cooper zitiert, ist ein psychisches Trauma

»ein Ereignis, das die Fähigkeit des Ichs für ein minimales Gefühl der Sicherheit und integrativen Vollständigkeit zu sorgen, abrupt überwältigt und zu einer überwältigenden Angst oder Hilflosigkeit führt oder dazu, dass diese droht und es bewirkt eine dauerhafte Veränderung der psychischen Organisation«.

Fischer und Riedesser (1998, S. 82) definieren Trauma als

»vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schurzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt«.

In der psychoanalytischen Arbeit interessiert besonders das Beziehungsgeschehen. Das Trauma bewirkt, dass die Kommunikation zwischen dem Selbst und einem guten inneren Objekt auseinanderbricht, dieses gibt keinen Schutz und keine Sicherheit mehr, wie Bohleber (2000) betont. Es wird damit unter anderem die Fähigkeit zerstört, die Kernerfahrung des Traumas zu erzählen. Die Betreffenden sind nicht daran interessiert, diesen Zustand zu ändern, was oft Schweigen nach sich zieht. Niemand möchte es brechen.

Traumatisches Geschehen kann nicht integriert werden. Um es zu bewältigen, wird versucht, ihm nachträglich eine Bedeutung zu geben. Diese sind als Deckerinnerungen zu verstehen, wie Hirsch (2011), der Glover (1929) zitiert, der in traumatischen Erinnerungen eine Deckfunktion sieht. Ein anderes wichtiges Ereignis, welches nicht erinnert wird, wird überlagert. So kann es zu einer zweizeitigen Traumatisierung kommen. So erzählte die Großmutter in meinem Behandlungsfall der Patientin, dass sie unter dem lieblosen und brutalen Großvater gelitten hatte und sich nicht trennte, damit die Mutter der Patientin nicht ohne ihren Vater aufwachsen musste. Sie baute eine Sicht auf das Leben auf, in dem Autonomie und Selbstständigkeit an erster Stelle stehen, insbesondere keine Kinder zu bekommen und sich nicht von Männern abhängig machen.

Auch die Mutter der Patientin schien diese Botschaft vordergründig ausgelebt zu haben, denn sie trennte sich sehr schnell vom Vater ihrer Kinder. Dem Stiefvater verweigerte sie ein weiteres Kind und versuchte, engeren Kontakt zwischen ihm und ihren Kindern zu verhindern, eine Triangulierung konnte nicht stattfinden. Allerdings begehrte die Mutter der Patientin dahingehend gegen ihre Mutter auf, indem sie selbst Kinder bekam.

Um den Zusammenhang zwischen der Situation, der Problematik meiner Patientin und der Verfassung ihrer Großmutter besser zu verstehen, können Aspekte von transgenerationalen Identifikationsprozessen herangezogen werden. Die Psyche unternimmt Anstrengungen, um das Trauma zu verarbeiten, gleichzeitig soll es verschüttet bleiben, bleibt es aber fremd, wird es wiederbelebt.

Im Sinne projektiver Identifizierungen wird Unerträgliches aus dem Selbstbild ausgestoßen und in ein Gegenüber projiziert. Dort wird es nicht mehr als etwas Eigenes wahrgenommen und kann kontrolliert werden. Es verliert an Bedrohlichkeit. Die andere Person kann es aber nicht assimilieren, es bleibt für sie etwas Fremdes. Das Selbst des Projizierenden entleert sich (Bohleber, 2008).

Durch unbewusste Identifizierungsprozesse werden die Generationen miteinander verknüpft. Es kommt zu Prozessen, die Faimberg (1987) als Telescoping,

ein Ineinanderrücken der Generationen bezeichnet. Viele Kinder sind unbewusst mit dem Schicksal ihrer Eltern verflochten, sodass sie nicht ihr eigenes Leben führen können. Kinder identifizieren sich nicht nur mit den Eigenschaften ihrer Eltern, sondern auch mit deren Lebensgeschichte. Es gibt eine unbewusste, identifikatorische Teilhabe an der vergangenen traumatischen Lebenszeit der Eltern, wie Bohleber (2008) schreibt. Diese Identifizierungen können nicht in das Selbst integriert werden. Sie fungieren als zentraler Mechanismus für die Generationenverknüpfung und auch als eine zentrale Übertragungsfigur für die Weitergabe von Traumatisierungen. Werden die Kinder von ihren Eltern als Container für ihre unerträglichen, nicht aussprechbaren Gefühle benutzt und regulieren die Eltern so ihr narzisstisches Gleichgewicht, identifizieren sich die Kinder nicht nur mit den Eigenschaften der Eltern, sondern auch mit deren Lebensgeschichte, die vor ihrer eigenen Geburt liegt (Rauwald & Quindeau, 2013).

Seit den 1990er Jahren gibt es zahlreiche Studien zu den psychischen Langzeitfolgen des Nationalsozialismus. Erstmals in Deutschland haben sich 1970 Simenauer und Rosenkötter (Bohleber, 2000) mit den Auswirkungen der Folgen des Zweiten Weltkriegs auf die zweite Generation beschäftigt. Es brauchte so viele Jahre, bis dieses Thema Eingang in eine fachliche Auseinandersetzung fand, was sicherlich auch damit zusammenhängt, dass mittlerweile eine sogenannte dritte Generation, die der Kriegsenkel, erwachsen geworden ist und sich aus anderer Perspektive mit der Geschichte der Großeltern auseinandersetzen kann und psychotherapeutische Hilfe in Anspruch nimmt.

Für gewöhnlich richtet sich unser Blick auf die innerfamiliären Beziehungs muster; Autorinnen und Autoren, die sich mit transgenerationalen Prozessen von Traumatisierungen und dazugehörigen Fallgeschichten auseinandersetzen, erschließt sich schnell auch der Blick auf die gesellschaftlichen Prozesse. Diese beiden Aspekte lassen sich häufig nur schwer voneinander abgrenzen, denn eine gesamte Großelterngeneration war von den Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs in Deutschland mehr oder und (nur selten) weniger betroffen.

Frau A. als »Kriegsenkelin«

Zunehmend sah ich meine Patientin als »Kriegsenkelin« und versuchte, ihre vehement vorgetragene Kinderlosigkeit, die zu meinen heftigen Gegenübertragungsreaktionen geführt hatte, in diesen größeren Zusammenhang zu stellen. Meine Patientin äußerte: *»Mich beschäftigt sehr die Bedrohung von rechts, das macht sehr viel mit mir. Ich überlege, wie ich mich engagieren kann. Was in meiner Familie im Zweiten Weltkrieg passierte, hat Folgen bis heute, mich beschäftigte das schon immer sehr, ich kann es nicht einfach abprallen lassen wie meine Geschwister.«* An anderer Stelle: *»Meine Oma hat mir viel mitgegeben. Über Vergangenes wurde nicht geredet*

in meiner Familie, und ich weiß jetzt nicht, wohin damit. Ich möchte etwas verhindern, was jetzt politisch passiert, das steht aber nicht in meiner Macht. Ihr Leben hat mich stark geprägt. Man hängt dann in einem Loop und kommt nicht raus, weil man nichts Genaues weiß. Meiner Mutter war es wichtig, dass wir nach außen eine fröhliche Familie sind. Jetzt versuche ich, mit ihr zu sprechen, manchmal erzählt sie dann was, über ihre Kindheit als Flüchtlingskind, wie ausgegrenzt sie sich gefühlt hat, dann schweigt sie wieder. Man muss etwas geklärt haben, damit es weitergeht und ich stecke oft fest.«

Frau A. brachte in sehr vielen Stunden ihre Konflikte mit dem in ihrer Familie »Verschwiegenen« in Verbindung und spürte wohl, wie Cicero es vor 2000 Jahren auf den Punkt brachte: »Nicht zu wissen, was vor der eigenen Geburt geschehen ist, heißt, immer ein Kind zu bleiben« (Bode, 2013). Viele Autorinnen und Autoren stellen heraus, dass Kriegskinder gegenüber ihren Kindern, den Kriegsenkeln, ein Schweigen wiederholen, welches sie bei ihren Eltern beklagten. Bahnbrechend dazu waren die Gespräche mit Kindern von Nazitätern, die der israelische Autor Dan Bar-On führte. Ein Schweigen über Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus hat die stärkste transgenerationale Wirkung (Bar-On, 1996).

Sogenannte »Kriegskinder« und auch »Kriegsenkel«, also Menschen, die nur indirekt kriegsbetroffen sind, tauchten und tauchen mit ihren spezifischen diesbezüglichen Problemen gehäuft in psychotherapeutischen Praxen auf (Seidler, 2003). Es gibt mittlerweile zahlreiche Fallstudien, in denen bestimmte Spezifika benannt und in Bezug auf ihre transgenerationalen Zusammenhänge diskutiert werden (Leuzinger-Bohleber, 2003). 2005 fand der erste internationale »Kriegskinderkongress« in Frankfurt am Main statt, Forschungsergebnisse wurden in einer größeren Fachöffentlichkeit diskutiert. Besonders Sabine Bode (2013, Erstveröffentlichung 2009) hat sich mit ihrem Buch *Kriegsenkel – Die Erben der vergessenen Generation* in Fallstudien den spezifischen Problemen der Generation der zwischen 1960 und 1975 Geborenen gewidmet und ist von einer breiten Öffentlichkeit aufgenommen worden.

Die Rubrik »Kriegsenkel« ist für die Erklärung und ursächliche Begründung von Konfliktdynamiken nur ein Aspekt, denn es kann sehr vieles Unspezifisches darunter subsummiert werden. Es gibt mittlerweile zahlreiche Selbsthilfegruppen und Internetforen, Zeitungsartikel und Bücher zu diesem Thema. Bis heute erscheinen neue. Fast schon könnte man sagen, es ist »in Mode gekommen«, sich mit der eigenen Lebensgeschichte unter dem Aspekt der Kriegserlebnisse seiner Eltern und Großeltern zu beschäftigen.

Wie Radebold (2008) zusammenfasst, klagen die so bezeichneten »Kriegsenkel« vor allem über den Widerspruch zwischen äußere Sicherheit gebender Verwöhnung und psychischem Desinteresse ihrer Eltern an persönlichen Schwierigkeiten. So wie auch meine Patientin. Viele beschreiben, dass sie darunter litten, dass es ihren Eltern so wichtig war, nach außen eine heile Welt darzustellen und

dabei den Blick für die Konflikte ihrer Kinder ausblendeten. Kinder spüren aber, dass es bei ihren Eltern unbekannte, fremde, nicht erreichbare, gefühlsmäßige Erfahrungen gibt, die unzugänglich bleiben und kaum begreifbar sind, dabei aber Erziehungsnormen prägen. Dies führt dazu, dass die Kinder durch direkte Einfühlung in den unbewussten, verschwiegenen oder totgesagten Inhalt eine Art inneres Phantom ausbilden; dies nistet sich dann als etwas Eigenes in die Psyche ein, so Bohleber (2008).

Ein Gesichtspunkt soll im Folgenden herausgegriffen werden: das häufig zu beobachtende Phänomen der Kinderlosigkeit bei den »Kriegsenkeln«. In der psychoanalytischen Literatur scheint es dazu bisher nichts zu geben, in anderen Zusammenhängen, wie zum Beispiel in Selbsthilfegruppen, wird es als auffallendes Phänomen erwähnt. Sabine Bode (2009) konstatiert eine »Mutlosigkeit zur Familiengründung« in ihren Fallgeschichten. Obwohl Kriegsenkel nicht direkten Kriegstraumatisierungen ausgesetzt waren, ist es gut nachvollziehbar, dass sie nicht genügend Lebenssicherheit erfahren haben, um sich dem Thema Familienplanung zu widmen. Sie sollten funktionieren und die Beschädigungen der Eltern und Großeltern lindern und hatten wenig Raum und Zutrauen, sich selbst zu entfalten.

Verzicht auf Elternschaft als Versuch, ein transgenerationales Trauma zu bewältigen

Frau A. schilderte, sie als einzige von den Geschwistern würde sich mit den verschwiegenen Themen in der Familie auseinandergesetzt haben. Als jüngstes Kind einer mit Kriegserlebnissen belasteten Familie ist es gut vorstellbar, wie die im Haushalt lebende Großmutter eine wichtige Bezugsperson für sie wurde. Frau A. schilderte sich als »sehr zurückhalten und still«. Sie sei oft »übersehen worden« und war deshalb sicher besonders anfällig für die Projektionen ihrer Großmutter, die als ein mütterliches Objekt fungierte: »*Meine Oma hat mich am meisten in meinen ersten Lebensjahren geprägt, mit ihr waren wir viel zusammen, weil meine Mutter viel gearbeitet hat.*»

Frau A. geriet in eine Symbiose mit einem phantasierten schutzgebenden Objekt und war damit den Projektionen der Großmutter ausgesetzt. Sie erfasste das unbewusst Erlittene und identifizierte sich mit ihrer Lebensgeschichte vermutlich mehr als mit ihrer eigenen Mutter, die für Frau A. weniger anwesend war. Nach den Angaben von Frau A. hatte ihre Mutter ein ambivalentes Verhältnis zur Großmutter. Sie lebte mit ihr in einem Haushalt, überließ ihr die Versorgung der Kinder, andererseits habe es viel Streit gegeben, der schließlich zum Kontaktabbruch geführt habe. Frau A. befand sich in einem Loyalitätskonflikt. Ein Kind zu bekommen, würde für sie bedeuten, ihre Großmutter zu verraten und sich mit ih-

rer Mutter zu identifizieren. Frau A. blieb bis in ihr Erwachsenenleben innerlich eng mit der Großmutter über Prozesse der Idealisierung verbunden und erhielt sich so ein für sie wichtiges innerliches gutes Objekt.

Die Großmutter von Frau A. konnte den Verlust ihres ungeborenen Kindes nicht bewältigen. Auf Druck ihres Mannes, so die Geschichte, bekam sie ein Kind, die Mutter der Patientin. Sie verblieb in ihrer Ehe, lebte mit einem als sehr lieblos und despotisch beschriebenen Mann zusammen, war wieder einer männlichen Gewalt ausgesetzt und musste auch eigene »Täterschaft« bewältigen. Sie konnte ihren Mann nicht verlassen, verlor nach dessen Tod ihr Haus und musste sich einer juristischen Anklage stellen. Diese Ereignisse führten zu dekompenatorischen Symptomen, Anteile alter Traumata und Schuldgefühle konnten nicht mehr komplett verdrängt werden.

In diesem Moment stellte sich die Patientin mit ihrer Bedürftigkeit als Selbstobjekt zur Verfügung. Frau A. identifizierte sich mit dem Narrativ ihrer Großmutter, die die Ursache von Verzweiflung in Abhängigkeit sah, die es zu meiden galt. Gleichzeitig identifizierte sie sich aber unbewusst mit dem Schrecken und der Angst der Großmutter, dem Unaussprechlichen, und entlastete sie. Die Entwicklung einer eigenen Identität wurde gehemmt.

Weil die Patientin mit ihrer Kinderlosigkeit ein transgenerational vermitteltes Familientrauma abwehrt, in dem es um Leben und Tod geht, muss sie ihren Verzicht auf Elternschaft zunächst auch in der Behandlung mir gegenüber vehement kommunizieren. Man könnte aber auch sagen, indem sie dieses Thema entgegen ihrer sonstigen eher zurückhaltenden Art in die Behandlung einbringt, wird ein unbewusster Wunsch deutlich, mit mir in einen Kontakt zu kommen, sich von ihrer Sprachlosigkeit zu befreien und zu einem Leben ohne Depressionen, Leere und Abgeschiedenheit zu finden. Es ist auch daran zu denken, dass Prozesse von Schuld- und Schamabwehr eine Rolle spielen. Die demonstrative Ablehnung und abwertenden Gefühlen gegenüber eigenen Kindern kann unbewusst ein Versuch von Frau A. sein, die ihr übertragenen Schamgefühle ihrer Großmutter, die mit der Vergewaltigung im Zusammenhang stehen, für sie zu bewältigen.

Auslöser für die Behandlung war die Schwangerschaft der Geliebten ihres Partners. Die Patientin musste einerseits befürchten, die ihr haltgebende Beziehung zu ihrem Freund zu verlieren und wurde andererseits schmerzlich mit ihrem Verzicht auf Kinder konfrontiert. Erwachte eventuell ein verdrängter Kinderwunsch in ihr?

Indem die Patientin in jungen Jahren, kurz nach dem Tod der Großmutter, einen Schwangerschaftsabbruch vornahm, behielt sie unbewusst ihr großmütterliches Introjekt, konnte aber davon unabhängig sich gleichzeitig der Aufarbeitung ihrer Familiengeschichte nähern.

Der Verzicht auf Elternschaft von Frau A. ist eine Abwehr von Abhängigkeit. In der Behandlung sollte die Nachhaltigkeit, mit der diese eingebracht wurde, dazu dienen, dass auch zwischen uns keine Beziehung entsteht, die verloren gehen

könnte oder aus der etwas Neues hervorgeht. Mit ihrem Engagement gegen Ausländerfeindlichkeit lebt Frau A. nun Generativität. Sie sorgt sich um die Welt einer neuen Generation, auch wenn sie keine eigenen Kinder haben wird.

Frau A. erlebte sich zu Beginn der Behandlung unfrei in Beziehungen, verhinderte im weiteren Leben enge emotionale Kontakte. Ihre Art zu kommunizieren, indem sie ihr Gegenüber scheinbar ignorierte und »einverleibte« und damit einen engeren emotionalen Kontakt verhinderte, führten zu Isolation und Einsamkeit. So bekam ich es in der Arbeit mit ihr zu spüren.

Über ihre gewollte Kinderlosigkeit konnte ich einen Zugang zu ihrer unbewussten Konfliktdynamik bekommen und ein besseres Verständnis für ihre Ängste vor Abhängigkeit entwickeln. Es wurde möglich, mit ihr in einen tieferen Kontakt zu kommen. Das familiäre Trauma mit den Verwicklungen für Frau A. konnte thematisiert und bearbeitet werden.

Frau A. ist mit ihrem Partner zusammengeblieben, setzt sich mit ihren Wünschen ihm gegenüber auseinander, hält Streit aus. Sie fühlt sich mit ihren Freundschaften wohler und merkt, wie wichtig diese ihr sind. Sie wagt mehr Kontakt, auch zu Kolleginnen und Kollegen. Ihre depressiven Gefühle verschwanden.

Über das Trauergefühl, keine Kinder zu haben, konnten wir nur partiell sprechen, meist im Zusammenhang mit der Trauer um das Schicksal ihrer Großmutter, von der sie sich als unabhängiger sehen konnte. In einer der letzten Behandlungsstunden sagte Frau A.: »Wenn ich so nachdenke, wie ich vor drei Jahren unreflektiert mit mir umgegangen bin, es wäre natürlich das Potenzial dagewesen, dass alles schief gegangen wäre, wenn ich Kinder bekommen hätte, jetzt, nach der Therapie denke ich, ich könnte es besser. Ich hinterfrage das jetzt schon, aber im Moment fühle ich mich trotzdem gut damit, keine Kinder zu haben. Ich bereue es noch nicht. Das kann aber kommen, in zehn Jahren oder so, damit muss ich rechnen und dann schauen, wie ich damit umgebe.«

Literatur

- Améry, J. (1966). *Jenseits von Schuld und Sühne*. München: dtv, 1988.
- Bar-On, D. (1996). *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern*. Reinbek: Rowohlt.
- Bion, W. (1967). Notes on Memory and Desire. In E. Bott Spillius (Hrsg.) (1988), *Melanie Klein Today, Bd. 2: Mainly Practice* (S. 17–21). London: Routledge.
- Bode, S. (2013). *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bohleber, W. (2000). Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse. *Psyche – Z Psychoanal*, 54, 797–835.
- Bohleber, W. (2008). Wege und Inhalte transgenerationaler Weitergabe. In H. Radebold, W. Bohleber & J. Zinnecker (Hrsg.), *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten: Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen* (S. 107–118). Weinheim: Juventa.

- Dorbritz, J., Panova, R. & Passet-Wittig, J. (2015). *Gewollt oder ungewollt? Der Forschungsstand zu Kinderlosigkeit* (BiB Working Paper 2/2015). Bundesamt für Bevölkerungsforschung.
- Erikson, E. H. (1991). *Kindheit und Gesellschaft* (10. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Faimberg, H. (1987). Die Ineinanderrückung (Telescoping) der Generationen. Zur Genealogie gewisser Identifizierungen. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 20, 114–142.
- Ferenczi, S. & Balint, M. (1982). *Schriften zur Psychoanalyse: Auswahl in zwei Bänden* (Ungekürzte Ausg., Band 2). Frankfurt/M.: Fischer TB.
- Fischer, G. & Riedesser, P. (1998). *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. München: Ernst Reinhardt.
- Freud, S. (1931b). Über die weibliche Sexualität. *GW XIV*, S. 517–537.
- Hirsch, M. (2011). *Trauma*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Klein, M. (1962). *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett Cotta, 2019.
- Leuzinger-Bohleber, M. (2003). Die langen Schatten von Krieg und Verfolgung: Kriegskinder in Psychoanalysen. Beobachtungen und Berichte aus der DPV-Katamnesestudie. *Psyche – Z Psychoanal*, 57, 982–1016.
- Radebold, H. (2008). Kriegsbedingte Kindheiten und Jugendzeit. Teil 1: Zweitgeschichtliche Erfahrungen, Folgen und transgenerationale Auswirkung. In H. Radebold, W. Bohleber & J. Zinnecker (Hrsg.), *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten: Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen* (S. 45–55). Weinheim: Juventa.
- Rauwald, M. & Quindeau, I. (2013). Mechanismen der transgenerationalen Weitergabe elterlicher Traumatisierungen. In M. Rauwald (Hrsg.), *Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen* (S. 66–76). Basel: Beltz.
- Sandler, J. (1983). Die Beziehung zwischen psychoanalytischen Konzepten und psychoanalytischer Praxis. *Psyche – Z Psychoanal*, 37, 577–595.
- Seidler, Ch. (2003). Lange Schatten – Die Kinder der Kriegskinder kommen in die Psychoanalyse. *psychosozial*, Nr. 92, 26(2), 73–80.

Die Autorin

Uta Blohm, Psychologische Psychotherapeutin, arbeitet als Psychoanalytikerin in eigener Praxis, außerdem als Säuglings-Kleinkind-Eltern-Psychotherapeutin, Lehranalytikerin (DGPT), Supervisorin und Dozentin der Arbeitsgemeinschaft für Psychoanalyse und Psychotherapie Berlin e. V. (APB).

Kontakt: Uta Blohm, Kreuzbergstraße 42D, 10965 Berlin; E-Mail: uta.blohm@posteo.de

Kreativität, Innovation, Start-ups – zur Entstehung von Neuem

Michael Wolf

Überblick

Ich beginne auf dem uns allen vertrauten Terrain, dem psychoanalytischen und psychotherapeutischen.

Wir alle kennen die Arbeiten von Erik Erikson über die Entwicklungsphasen in Kindheit und Jugend und die aufeinanderfolgenden psychosozialen Krisen. Hier nun geht es um die Krise des Erwachsenenalters und den Konflikt zwischen Generativität und Stagnation. Dazu die entsprechende Spalte zum Erwachsenenalter in Eriksons Arbeit »Der vollständige Lebenszyklus« zur Generativität:

Generativität (vs. Stagnation) charakterisiert ein Entwicklungsstadium, das bei einer normalen Entwicklung erreicht wird, durch defizitäre Lösungen psychosozialer Krisen auf früheren Stufen aber durch Hemmung, Abwehr und entsprechende Blockaden verwehrt ist. Ziel einer psychodynamischen Psychotherapie ist es, diese Blockaden zu lösen und dem Klientel dazu zu verhelfen, diese Stufe zu erreichen.

Sie ist wichtig, weil sie

zum einen die produktive Auflösung des Ödipuskonflikts darstellt, bei dessen Persistieren die Generativität durch die Fixierung auf das jeweilige gegengeschlechtliche Elternteil beeinträchtigt oder gehemmt ist und weil sie

zum andern eine genetische, soziale und kulturelle Fortpflanzung ermöglicht. Die Leistung der Überwindung des Ödipuskomplexes, der Aufgabe inzestuöser Fixierungen, ist die Ermöglichung der Exogamie, der Partnerwahl außerhalb der eigenen Familie oder des Familienclans, die Hervorbringung von Variation.

Nicht zufällig hat Generation den gleichen Wortstamm wie Generativität. Generativität ermöglicht insbesondere das Entstehen der nächsten Generation und damit weitere biologische, soziale und kulturelle Evolution. Andernfalls sterben diese Meme und Gene aus. Wir sind allesamt sinnlogisch wie biologisch das Ergebnis erfolgreicher Generativität.

Generativität ist also ein universelles Phänomen, genauer, ein universelles evolutionäres Erfordernis.

Generativität zeigt sich jenseits der Konkretion der Kinder und Generationen allererst in der Kreativität der Kunst und in der Innovation der Technik und gesteigerter Produktivität, also erneut in Variation durch die Hervorbringung von Neuem.

Das Produkt der Generativität ist das »Werk«, die schöpferische Her-vorbringung, das in-die-Welt-setzen eines neuen physischen und kulturellen Gebildes. Der Urtyp ist das Kind. Für die nichtgebärenden Männer ist es das »Baby«, wie in der Industrie alle möglichen Projekte genannt werden, die in die Welt gesetzt wurden und die nun hochzubringen und am Leben zu erhalten sind.

Früher die Homunculi, dann die Maschinen, jetzt die Roboter.

Hier, in der Welt des neu Geschaffenen, sind wir bei den Schöpfern¹ von Neuem, den Wissenschaftlern, den Erfindern, den Gründern, den Start-ups, den Unternehmern. Sie schaffen Neues und verdrängen oder zerstören Altes, sie schaffen eben dadurch Platz für das Neue und bringen so die (soziale, kulturelle, wirtschaftliche und auch menschliche) Entwicklung voran.

Es gibt aber auch neurotische und ideologische Hemmnisse und Blockaden der Kreativität, Innovation und Generativität, es gibt individuelle und kulturelle Pathologien – und dagegen helfen Psychoanalyse als Therapie, kulturelle Aufklärung, »fortschrittliche« Politik, allgemein gesagt: »Disruptionen«.

Kreative Entwicklung vs. Stagnation oder Regression – individuelle und soziale Traumata und ihre Bewältigung

Grundsätzlich gibt es zwei unterschiedliche psychoanalytische Ansätze zum Thema der Kreativität:

die Kreativität durch freies Spiel in einem unbelasteten Raum des Übergangs von innen nach außen, zwischen dem Kind und dem Erwachsenen, in ruhiger Entspannung und Aufmerksamkeit (Winnicott, 1974)

die Kreativität durch den Bruch nach einem traumatischen Ereignis und Erlebnis oder das permanente Trauma der Marginalisierung, der psychischen wie der sozialen, in der die Übergänge zwischen dem Außensteiter und dem Integrierten, dem Rand und dem Inneren in ihrer ganzen Spannung und Vielschichtigkeit fruchtbar gemacht werden (Hirsch, 2001).

Nach dem ersten Modell entsteht Kreativität im Rahmen von stabilen psychischen, familiären und kulturellen Verhältnissen, nach dem zweiten umgekehrt durch deren Bruch, Zerrissenheit und Heterogenität.

1 Im vorliegenden Beitrag wird das generische Maskulinum verwendet. Selbstverständlich sind jedoch alle Gender angesprochen.

Die Psychohistoriker (DeMause) und Zivilisationstheoretiker (Elias, Pinker) weisen darauf hin, dass die Geschichte der Gesellschaften und Kulturen eine zweifache ambivalente Entwicklungsdynamik zeigt.

Einerseits ist ein evolutionärer Entwicklungsprozess festzustellen. Als Modellsituation wird die frühkindliche Sozialisation herangezogen. In ihr zeigen sich nach den Psychohistorikern typisierbare Entwicklungen von gänzlich empathielosen Umgangsweisen mit Kindern (Beispiel: Kindesmord als nachträgliche Geburtenregelung) bis zu empathischen und egalitären (verständigungsorientierten), die in der jeweiligen Kultur dominieren. Längere stabile Perioden der Kultur ermöglichen sichere Bedingungen für fortschreitende zivilisatorische Prozesse, Frieden begünstigt kulturelle Evolution.

Andererseits gibt es immer wieder Krisenzeiten (Naturkatastrophen, Epidemien, Kriege und Verwüstungen), die die jeweilige Kultur (das Land, die Ethnie oder Gruppe) traumatisieren und so einen regressiven Prozess einleiten. Der führt hin zu schon überwunden geglaubten psychosozialen und mentalen Zuständen, Abwehrformen, Verarbeitungsmodi, kulturellen Stilen und entsprechenden Verhaltensweisen. Dann herrscht bestenfalls Stagnation als kollektive Abwehr noch weitergehender kultureller und sozialer Regressionen. Oder es bricht der Kampf aller gegen alle aus. Volkan hat in »Traumatized societies and societal regression« (1997) beschrieben, welche Folgen solche kollektiven Traumata und Regressionen haben.

Nach den Ergebnissen der Traumaforschung (Keilson, 2005) ist für die Bewältigung eines Traumas von entscheidender Bedeutung, ob und wie die traumatisierte Person von anderen Menschen aufgefangen wird.

Es kommt dann entweder zu einem ersten Schritt der Bewältigung oder Heilung des Traumas oder zu einer erneuten Traumatisierung. Es hängt vom Modus der Verarbeitung und vom kulturellen Stil der Gruppe oder Kultur, die die Traumatisierten aufnimmt, ab, wie mit diesen Erlebnissen umgegangen wird.

Umgekehrt ist auch der Modus der Verarbeitung und der kulturelle Stil zumindest teilweise von den traumatisierenden Erlebnissen abhängig, die die Traumatisierten als Teil dieser Gruppe gemacht haben.

Kreativität: Neues, Marginalität, Zwischenräume, Spiel und Kunst

Kreativität meint immer, etwas Neues zu kreieren beziehungsweise zu generieren. Das Grundmodell ist die Geburt eines Kindes, der kreative Akt par excellence. In Analogie dazu werden technische Projekte (s.o.) von den Entwicklern gerne als »mein Baby« bezeichnet. Man identifiziert sich damit, man empfindet es als einen – auch wenn zunehmend selbstständigeren – Teil seiner selbst, man fördert

seine Entwicklung auch, gerade wenn und weil es anders ist als man selbst, aber trotzdem noch die Spuren der Herkunft trägt (unser Kind, unser Baby, unser Projekt).

Das Kreative ist das neu Hervorgebrachte, neu in die Welt Gesetzte, neu Ge-schaffene. Es überrascht wegen seiner Neuheit (Kunst) und es beeindruckt wegen seiner neuartigen Fähigkeiten zur Problemlösung (Technik) oder seiner neu ge-wonnenen Einsichten in komplexe Zusammenhänge (Wissenschaft). Ein Modell für die Entwicklung von Neuem ist der Prozess der Entwicklung und Sozialisation. Hier kommt es immer wieder zu Krisen, in denen individuell (und in Hinblick auf die Beziehung zwischen Eltern und Kind) neue Lösungen kreiert werden müssen (Oevermann, 2008).

Kreativität hat viele Aspekte und Facetten. Kreatives Denken ist originelles Denken, laterales Denken, Denken am Rande oder außerhalb bestehender Denkmuster und Strategien, es ist konträr, assoziativ, folgt nicht dem Mainstream und lässt sich weder verschulen noch verordnen. Kunstschulen und Kunsthochschulen sind im Grunde ein Widerspruch in sich selbst und leben ihren Auftrag eigentlich nur, wenn sie sich fortwährend selbst neu erfinden.

Kreative Persönlichkeiten sind eher Außenseiter, Unangepasste, Randfiguren, Marginalisierte, individuell, kulturell, von ihrer Herkunft oder ihrem Lebenslauf her. Sie leben, jedenfalls was die Künstler betrifft, oft am Rande der Gesellschaft, zumindest so lange bis sie »entdeckt« werden und Erfolg haben. Die Wurzel des Kreativen liegt vielleicht gar nicht primär in der Marginalität, sondern im damit verbundenen Konflikt zwischen Rand und Zentrum, Außenseiter und Etabliertem und den entsprechenden Personen oder Milieus.

Kreative können auch Einzelgänger sein, meist aber erscheinen sie nur so, weil man nicht den Blick richtet auf das kulturelle und kreative Milieu, dem sie entstam-men, in dem sie existieren. Künstler haben meist in typischen kreativen Milieus gelebt oder sie selbst geschaffen, beispielhaft das Malermilieu am Montmartre in Paris Ende des 19.Jahrhunderts mit seinen Vor- und Ausläufern, den Impressionis-ten und Expressionisten, den Dadaisten und Surrealisten oder die Künstlergruppe Blauer Reiter in München und die Gruppe der Expressionisten in Deutschland. Das wirft die interessante Frage auf, was kreative Milieus sind und wie sie die Krea-tivität ihres Personenkreises fördern.

Der Raum der Kreativität ist ein Zwischenraum zwischen Wirklichkeit einer-seits und Phantasie, Tagtraum, Traum und Spiel andererseits. Die beiden bekannten Techniken zur Förderung individueller und kollektiver Kreativität, Mind-mapping und Brain-storming, verdeutlichen dies.

Beide schaffen einen Raum neben der Realität. Es geht nicht um strukturierte Gedanken, Begründungen und deren Umsetzung, sondern es geht um assoziative Verbindungen, noch ohne eindeutige Zusammenhänge, um die Bildung von Clus-tern, deren inneren Sinn man noch nicht schlüssig begründen kann. Das alles,

um dem Einzelnen oder der Gruppe zu ermöglichen, sich von Beschränkungen des Denkens und Sprechens durch Konventionen, Normen des wissenschaftlichen, organisationsinternen, traditionell gebunden oder sonstwie präformierten und eingegangten Denkens freizusetzen um Neues zu kreieren.

Das freie Spiel (nicht das regelgebundene), wie im Sandkasten, in der Natur, von Kindern mit irgendwelchen Materialien irgendwo, das wäre das Grundmodell der Kreativität, dessen Ergebnisse erst in späteren Schritten dann so konturiert werden, dass sie wieder den Kontakt zur Wirklichkeit bekommen, um dort dann darauf hin überprüft werden zu können, ob sie tatsächlich für die jeweilige Aufgabe etwas Neues zu bieten haben.

Das weist auf eines der wichtigsten Erfordernisse für Kreativität hin, die Neugier. Kinder sind grundsätzlich neugierig und aufgeschlossen gegenüber der Welt. Das geht leider oft rasch verloren, wenn restriktive Sozialisations- und Erziehungsverhältnisse diese Neugier einschränken und in enge Bahnen lenken oder zugunsten rein repetitiven Lernens ganz erstickt. Das gilt natürlich nicht nur für Kinder, sondern auch für Jugendliche und Erwachsene, die sich in Entwicklungs- und Lernprozessen befinden, die mehr oder weniger kreativ oder starr und zwanghaft wiederholend organisiert sind.

Diese Freiheit des Spiels muss auch immer eine Freiheit der Gefühle sein. Ungute Gefühle, Ängste, Wut, Neid, Gier, im Grunde die traditionellen sieben Todsünden, üben einen sehr einengenden Einfluss auf Freiheit und Kreativität aus, weil sie zu ihrer Einhegung beziehungsweise Kontrolle psychische und Verhaltensmuster benötigen, die Ideen und den Bereich der frei fließenden Affekte und Ideen, Gedanken, Assoziationen und Tagträume beschränken und beeinträchtigen.

Ein gutes Beispiel hierfür sind die von Prinzhorn gesammelten Bilder psychisch kranker Künstler oder Patienten. Die meisten von ihnen sind bei aller Farbigkeit und Originalität in einer bestimmten Weise repetitiv. Geometrische Muster, Gestalten oder Farben wiederholen sich seriell und dies auf eine nicht variabel kreativ sondern eingeschränkt unfrei wirkende Art und Weise, wie eine Art Wiederholungzwang folgend. Die Ängste und anderen belastenden Affekte werden kontrolliert durch Gestaltungsmuster die – zum Selbstschutz – einer gewissen Obsession folgen und die dann künstlerisch flach und unkreativ wirken. Ganz anders die »richtige«, die »autonome« Kunst der Moderne. Sie überrascht, irritiert, ermöglicht oder erzwingt die Veränderung von Gewohnheiten, des Sehens, Hörens, Fühlens, evtl. auch des Riechens und Schmeckens. Ihre Kreativität verdankt sich oft den Krisen. Krisen der oft marginalisierten Künstler und ihrer Milieus, Krisen der Kultur und Gesellschaft, die Altes labilisieren oder abräumen und Platz und Gestaltungsräum für Neues schaffen.

Hervorragende Beispiele aus der Malerei sind die (v.a. französischen) Impressionisten im 19., die (v.a. deutschen) Expressionisten im 20. Jhd. und schließlich die (v.a. russischen) Konstruktivisten im Umkreis der russischen Revolution von

1917/1918. Oder, aktueller für den deutschen Kulturbetrieb, die »Leipziger« Schule der Maler aus der ehemaligen DDR. Aber auch schon die Maler der Renaissance (der Name ist Programm) revolutionierten Gewohnheiten des Sehens: die Perspektive, die Individualität und Subjektivität der porträtierten Personen, die säkularisierte Symbolik.

Neben der Kunst ist es das Design der Dinge des alltäglichen Gebrauchs, insbesondere der Kleidung, die Mode, wo Kreativität nicht nur möglich sondern vielmehr regelmäßig und intensiv durch Märkte und Konkurrenzen gefordert ist. Die Mode wechselt im halbjährlichen Rhythmus, das Design der Objekte des Alltags und der Selbstdarstellung wie Smartphones, Küchengeräte oder vielfältige Vehikel zu Lande, Wasser oder Luft in kaum geringerer Frequenz. Kunst, Design, Mode und Gestaltung aller Art, diese Stilisierung war paradigmatisch am »Bauhaus« als Gesamtkunstwerk ins Werk gesetzt worden.

Kreative Milieus und »creative class«

Über kreative Milieus gibt es aufschlussreiche Untersuchungen, in denen beispielhaft die Milieus des Bauhauses in Weimar und Dessau in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts und der psychiatrischen Klinik Burghölzli in Zürich zu Anfang des 20. Jahrhunderts vorgestellt werden (Loewenberg, 2005).

Das Kreative ist auch hier zum Einen (Bauhaus) der Mut und die Fähigkeit, Neues zu wagen und dies dann auch, verbunden mit der Freude an Vielgestaltigkeit der Medien und der sinnlichen Impressionen und expressiven Bezüge (Architektur, Grafik, Möbel, Theater, Textilien, Spiele, Musik und Tanz und vieles andere mehr) zu praktizieren und zu realisieren.

Und es ist zum Anderen (Burghölzli) der Mut, verschiedene therapeutische Dimensionen und Ansätze (Traum, Mythen, Lebensgeschichte, Interaktionsmuster, Gruppen und anderes mehr), zu probieren und zu kombinieren, gegen eine vorschnelle Festlegung auf eine bestimmte favorisierte Richtung. Gleichwohl gibt es Grundkonzepte, die verbindlich sind – »die Form folgt der Funktion«, keine redundanten Schnörkel – dynamische Konzepte wie Unbewusstes, Triebe und Affekte.

Der Mut und die Kreativität sind hier sowohl die des einzelnen Künstlers oder Kunsthändlers oder Psychiaters, allgemein gesagt, des »Kreativen«, zugleich aber auch die eines Milieus, einer teils umrissenen, teils diffusen Gruppe irgendwie Gleichgesinnten, solchen, die einen ähnlichen »Mindset« haben und sich auf dieser Grundlage austauschen und wechselseitig »befruchten«. Einerseits also hohe Individualisierung, andererseits eine kohäsive Gruppe, in modernen mentalen Techniken ausgedrückt: gleichermaßen mind-mapping und brain-storming.

Richard Florida (2002) hat in seinem Klassiker »The rise of the creative class« untersucht, welche kreativen Groß-Milieus im Sinne von ganzen Städten oder Re-

gionen in den USA bestehen, wodurch diese sich auszeichnen und in welchem Zusammenhang sie mit dem Aufstieg der neuen Technologien stehen.

Wesentlicher Befund ist, dass in diesen Städten und Regionen hohe Diversität und große Toleranz gegenüber Abweichungen und Minderheiten besteht. Bildkräftiges Beispiel: San Francisco. Hierarchien sind flach, das Alltagsleben ist anregend und bunt. Die Mitglieder der neuen kreativen Klasse gehen dorthin, wo das Leben ihren Vorstellungen entspricht. Die Höhe der Gehälter ist weniger wichtig. So bilden sich soziale Milieus, in denen rascher und persönlicher Austausch zwischen Menschen möglich ist, die an irgendwie ähnlichen Projekten arbeiten und einen gemeinsamen Mindset teilen.

Kreative Milieus gab und gibt es weltweit. Um nur die aller prominentesten zu nennen: In der Geschichte Europas waren die dynamischsten sicherlich das Athen nach den Perserkriegen bis zum Peloponnesischen Krieg, etwas 480–430 v. Chr. und das Florenz der Renaissance im 15. Jahrhundert. Auch hier sehen wir sowohl außerordentlich ausgeprägte Individualisierung der Künstler, Architekten, Stadtplaner, Wissenschaftler und auch Politiker die zugleich miteinander in einem regen Austausch standen, wovon sie wechselseitig für ihre Entwicklung profitieren konnten. Sie nahmen alle Teil an einem gemeinsamen kreativen Prozess, waren Bestandteil eines solchen Milieus und es hat sie immer wieder mit neuen Anregungen konfrontiert und Neues hervorbringen lassen. Und in der Gegenwart des mit »Silicon Valley« umrissenen, inzwischen weit über diesen Bereich hinaus gewachsenen Milieus ist das genauso.

Kreativität, Innovation und »frontier«

Im 20. Jahrhundert, insbesondere seit den Sechzigerjahren, hat sich das weltweite Epizentrum der Kreativität nach Kalifornien verlagert.

Hier flossen verschiedene Entwicklungen zusammen. Die US-amerikanische Wanderungsdynamik der Pioniere, die immer einer neuen Grenze, einer neuen »frontier« zustrebten, kam hier in Kalifornien zu ihrem Ende. Weiter ging es nicht, weiter konnte es nur gehen durch immer wieder neue innere Entwicklungen und Erfindungen- Unterhaltungsindustrie, Filmindustrie, Medien einerseits, Luft-, Raumfahrt- und Rüstungstechnik sowie Informatik andererseits.

Dementsprechend wird man auch sagen können, dass die Entwicklungsdynamik der US-amerikanischen Persönlichkeit hier zu einer besonderen kreativen Blüte geführt hat. Ich meine die Hippie-, Protest- und Alternativkultur der Sechziger- und Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts in Kalifornien und an der ganzen amerikanischen Westküste. Für das ganze Spektrum an vielerlei Neuem im Lebensstil sollen nur die Ansätze zu Veränderungen der Persönlichkeiten durch Therapien, Selbsterfahrung und Selbsterleben benannt werden, wie sie exemplarisch in den

verschiedenen Ansätzen am Esalen-Institut probiert und praktiziert und den mit ihm verbunden neuen Therapieformen von Innovatoren wie Perls, Erickson, Satir u. a. Ihnen ging es einerseits um eine neue, aus sich selbst heraus entfaltete Persönlichkeit. Also der sogenannte Neue Mensch, aber nicht als Produkt eines sozialistischen, kommunistischen, grünen oder sonstigen ideologischen und etatisch-forcierten Umerziehungsprozesses sondern nach seinen eigenen Wünschen, Bedürfnissen und Fähigkeiten. Und zum anderen ging es um einen entsprechenden Lebensstil, der die Natur und ihre Ressourcen nicht rücksichtslos ausbeutete sondern ein wie immer geartetes akzeptierendes oder dialogisches Verhältnis zu ihr leben wollte, bis hin zur entsprechenden Architektur, Verkehrsmitteln und andrem mehr. Das waren sozusagen die Kreativen.

Die »Innovativen«, wenn man das so unterscheiden will, waren die Techniker. Auf der Basis eines gemeinsamen kollektiven »südkalifornischen« Mindset (Levy, 1984) strebten sie technische Lösungen für alle möglichen Probleme an. Ihre Mittel waren nicht die verschiedenen Formen der Therapien sondern die verschiedenen Programme und die Geräte, die Rechner, auf denen sie liefen, um Prozesse anders steuern oder ganz neu gestalten zu können, also die ganze Informations- und Steuerungstechnologie (Kybernetik).

Hier im Westen, an der »last frontier«, vor allem in der Umgebung von Seattle (Boeing, Microsoft) und zwischen San Francisco und San José, im »Silicon Valley«, entstanden die Maschinen und parallel dazu die Programme, die zunächst die Rechner über eine geeignete Oberfläche benutzerfreundlich oder überhaupt für die Laien benutzbar machten (Apple, Microsoft: »Windows«). Parallel dazu wurden immer leistungsfähigere passende Rechner mit immer leistungsfähigeren Eingeweiden (Prozessoren, Festplatten, Arbeitsspeicher) und Umgebungen (Router, Speicher, Knoten etc.) entwickelt.

Einige Jahre später kam dann der innovative Quantensprung der Technik zum Massenmedium durch die als Oberfläche benutzten Browser (Netscape und andere inzwischen längst vergangene Namen, später die heute bekannten), die den Zugang zum und die Nutzung des Internet als ein weltweites Kommunikationssystem und die entsprechenden Softwarepakete für persönliche, künstlerisch-creative (CAD etc.) und vor allem natürlich auch für geschäftliche Nutzung (Business-Software, Oracle, SAP) ermöglichten. Schließlich (vorläufig zumindest) die neuesten Kreationen von Apple als Vorreiter einer ganz neuen Integration von Telefon, Musikmaschine, Mini PC, Fotoapparat, Diktiergerät und vielem anderem mehr, die Geräte der aktuellen Generation von Smartphones, Tablets etc. Die Kreativen, die Erfinder dieser Geräte, Programme, Technologien und synergetischen Netzwerke, die Innovatoren, waren keine Einzelgänger mehr sondern wurden Gründer der entsprechenden Unternehmen, die in kürzester Zeit (15–20 Jahre) vom kleinen Start-up zum mit etlichen Milliarden US-Dollar bewerteten Börsenschwergewicht wurden (Microsoft, Cisco, Apple, Google u. a.).

Die Geschichte der Innovation ist also eine etwas andere als die der Kreativität. Die Kreativität zielt auf kulturell Neues, das sich höchstens sekundär, beispielsweise am Kunstmarkt, auch in finanziellem Erfolg ausdrückt. Die Innovation zielt auf eine neue Technologie, die entweder alte Probleme auf neue und bessere, effizientere, elegantere, günstigere Art und Weise löst, bekannte Bedürfnisse auf ganz neue Weise befriedigt, oder, für einen Markt ganz besonders attraktiv, neue Produkte für das neu geweckte Bedürfnisse bereitgestellt und so den finanziellen Erfolg sozusagen als Wirksamkeitsnachweis für Problemlösung und Wunscherfüllung in die gesamte Strategie der zu schaffenden »Wertschöpfungskette« integriert.

Kreativität und Innovation vs. Ideologie und »Groupthink«

Aufklärung und Wissenschaft haben sich (wie Huff, 2003 darlegt in erster Linie im Westen) in der Auseinandersetzung mit und gegen politische, kulturelle-normative traditionelle und religiöse Denk- und Kommunikationshemmungen, gewissermaßen gegen institutionell und autoritär erzwungene Dummheit, entwickelt und schließlich durchgesetzt. Kant (»Was ist Aufklärung?«) hat hierzu die Programmatik geliefert und Max Weber mit seinem Konzept der Rationalisierung als Kern des Prozesses der Modernisierung der Welt die begriffliche und sozialgeschichtliche Analyse dieser Jahrhunderte währenden Prozesses.

Ein Prozess, der von Huff im Vergleich der Entwicklung von Wissenschaft und Technik im chinesischen, islamisch-arabischen und im (west-)europäischen Kulturreis im Hinblick auf die Gründe für Stagnation oder dynamische Entwicklung detailliert analysiert worden ist. Es haben sich ja schon seit dem 11. Jahrhundert in Europa Institutionen gebildet, nämlich die Universitäten, die weitgehend unabhängig waren von externen, politischen oder religiösen Einflüssen oder gar Zwängen, ganz anders als in der islamischen oder chinesischen Welt. Diese Autonomisierung der Wissenschaft und später der mit ihr verbundenen und auf ihr basierenden Technik in Wirtschaft und Militär ergab sich natürlich nicht von selbst. Sie war aber sukzessive immer erfolgreicher bis dahin, dass ein Weltbild, das wissenschaftlich und technologisch begründet ist, der eindeutige Antipode wurde zu irrationaler Glauben und ängstlicher Hörigkeit vor Autoritäten, wie schon Kant formuliert hat.

Insofern ist das Thema Kreativität und Innovation *der* Antipode gegen Ideologien politischer wie religiöser Art. Das Verhältnis zur Freiheit von Wissenschaft und Forschung und natürlich auch den Künsten scheint ein klarer Indikator zu sein für die Freiheit in Gesellschaft bzw. Staat insgesamt. Ihre Blockade durch Ideologisierung, Einschränkung oder Verteufelung durch solche Ideologien hat fatale Folgen. Das meint vor allem anderen die Stagnation jedweder wissenschaftlicher Innovation, die Stagnation wirtschaftlicher Produktivität und überhaupt eine kul-

turelle Stagnation oder besser Regression hin zu Formen des Zusammenlebens, die aus moderner Sicht vollkommen anachronistisch sind, längst überholt schienen – und für die Lösung der Probleme der Moderne und der globalisierten Welt völlig ungeeignet.

Der islamistische Terror muss auf die Waffen der bekämpften Feinde (Kalschnikow, Stinger etc.) zurückgreifen, im eigenen Kulturkreis konnte nichts dergleichen entwickelt werden. Und vorläufig scheint auch China bei seinen neuen sozialen Kontrollsystmen auf Technologie angewiesen zu sein, die im Westen entwickelt wurde.

Literatur

- De Mause, L. (2002). The Evolution of the Psyche and Society. *The Journal of Psychohistory*, 29(3), 238–285.
- Elias, N. (1969). *Über den Prozess der Zivilisation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Erikson, E.H. (1982). *Der vollständige Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Florida, R. (2002). *The rise of the creative class*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hirsch, M. (2001). Trauma und Kreativität. In A. Schlösser & A. Gerlach (Hrsg.), *Kreativität und Scheitern* (S. 123–133). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Huff, T. (2003). *The rise of early modern science. Islam, China and the West*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Keilson, H. (2005). *Sequentielle Traumatisierung*. Stuttgart: Enke.
- Levy, S. (1984). *Hackers. Heroes of the computer age*. Sebastopol, CA: O'Reilly.
- Loewenberg, P. (2005). The Bauhaus as a Creative Playspace Weimar, Dessau, Berlin 1919–1933. *Ann Psychoanal*, 33, 209–226.
- Oevermann, U. (2008). Krise und Routine als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften. Ms., Frankfurt/M. <http://www.archive.org/details/AbschiedsvorlesungUlrichOevermann>
- Pinker, S. (2017). *Enlightenment now*. New York: Viking.
- Volkan, V. (1997). *Traumatized Societies*. Ms., Charlottesville, Va.
- Winnicott, D. W. (1974). *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Der Autor

Michael Wolf, Studium von Jura, Soziologie und Psychologie in Frankfurt und Berlin. Assistent FU Berlin, Sigmund Freud Institut in Frankfurt, Psychiatrie Offenbach und Universitätsklinik Frankfurt. Ausbildung zum Psychoanalytiker, Habilitation und Privatdozentur für Soziologie an der FU Berlin, Professor für Psychologie an der Hochschule Fulda. Forschung am BIAS-Institut in Berlin, eigene Praxis als Psychoanalytiker, Psychotherapeut, Supervisor, Dozent und Lehrtherapeut. Publikationen über Sozialforschung, Psychoanalyse, Supervision, Führungsstile, Politik, Identität und Kultur. Aktuell: Krieg, Trauma und Politik, Psychoanalyse als Forschungsmethode der Kritischen Theorie, Tempo – die Dynamik von Moderne, Zivilisation und Kapital.

Ambivalenztoleranz

Ein psychoanalytisches Konstrukt als Wegweiser zur Bewältigung zukünftiger Aufgaben

Monika Huff-Müller

Der französische Schriftsteller Etienne de La Boeti hat in der Mitte des 16. Jahrhunderts den Begriff *servitude volontaire*, freiwillige Knechtschaft, geprägt. Er beschrieb, dass die republikanische Ordnung in Rom nicht so sehr an machtbewussten Männern wie Cäsar gescheitert sei, sondern am Rückzug breiter Bevölkerungskreise aus der Politik. Freiwillig verwandelten sich die Bürger in Untertanen, weil ihnen der Aufenthalt im Politischen zu anstrengend und zu gefährlich erschien. Sie flohen in die Sicherheit des Privaten. Die Krise der Demokratie resultierte aus einer doppelten Bedrohung: dem Vorstoß derer, die alle Macht an sich ziehen wollen, und dem Rückzug jener, denen politisches Engagement auf Dauer eine Last ist.

Auch heute können wir einen Rückzug aus dem Politischen beobachten, sowohl in der Gesellschaft als auch in der Profession der Psychoanalyse. Die Psychoanalytiker*innen scheinen wenig gewillt, ihr Wissen in Positionen zu verwandeln. In seinem Aufsatz »Warum die Psychoanalytiker so ungern zu brennenden Zeitproblemen Stellung nehmen« weist Paul Parin (1978) darauf hin, dass die Kaste der Analytiker immer weniger mit den Mitteln ihrer Lehre den Zeitproblemen begegnet. Das wird aber immer nötiger. Angesichts multipler komplexer werdender Lebensaufgaben zeigt sich ein regressiver Rückzug in Versorgungswünsche, Harmoniebestrebungen und Gemütlichkeitsattitüden. Dies ist eine Wohlfühlpanzerung, die für viele notwendig zu sein scheint, um Konflikte zu vermeiden. Man muss sich fragen, ob dies nicht auch eine Verweigerung generativer Aufgaben darstellt, im Sinne einer Zukunftsgleichgültigkeit (King, 2020, in diesem Band). Paul Parin mahnte schon 1978 an die Zunft der Psychoanalyse:

»Die Vertiefung in das Seelenleben des Analysanden bringt es unweigerlich mit sich, daß man die eigenen unbewußten Regungen bewußt macht und die eigene ›zweite Natur‹ in Frage stellt. Bei dieser Berufstätigkeit des Psychoanalytikers, die geeignet ist, sein Selbstgefühl einer harten Beanspruchung auszusetzen, ist die Zustimmung der Zunft eine starke Stütze. Unsere Überlegungen mögen gezeigt haben, daß er riskiert, die Achtung und Unterstützung seiner Gruppe zu verlieren, wenn er zu brennenden Zeitfragen Stellung nimmt. Damit geriete er in soziale Isolation. [...]

Diejenigen, die eine Zeitkritik noch leisten können und die soziale Isolation in ihrer Gruppe ertragen, machen sich vielleicht nur >ungern< ans Werk. Wir verlieren damit die Illusion, daß wir zu brennenden Fragen der Zeit schon zureichend Stellung nehmen, wenn wir lediglich ihren schädlichen Folgen im Seelenleben unserer Analytanden begegnen. Dort finden wir sie vor. Wir können jedoch nicht viel gegen sie unternehmen, solange wir die gesellschaftliche Realität nicht anschauen dürfen und sie mit unserer Kritik verschonen.«

Die innere Haltung zielt dabei vor allem auf Bequemlichkeit mit dem Wunsch nach Sicherheit und Kuscheligkeit. Kritische Distanz, Ambivalenz und Unklarheit sollen in Gemütlichkeit absorbiert werden. Ein Modell dafür ist eine Wellnessbewegung, die mit dem dänischen Begriff *Hygge* bezeichnet wird.

»*Hyggelig* [...] ist ein im Dänischen und Norwegischen häufig verwendetes Adjektiv, das wörtlich >gemütlich<, >angenehm<, >nett< und >gut< bedeutet. Darüber hinaus hat *hyggelig* auch weitere, durchweg positiv belegte Konnotationen wie >geborgen<, >intim<, >behaglich<, >im trauten Heim<, >lieblich<, >malerisch<, >Trost spendend<, >klein, aber fein<, >niedlich<< (Wikipedia).

Nun leben wir jedoch in einem Umfeld zunehmender Ungemütlichkeit, zunehmender Unsicherheit, zunehmender Divergenz und zunehmender Konflikte. Dies führt zu mannigfältigen Entwicklungsaufgaben, für die die Psychoanalyse ein breites Wissen zur Verfügung stellen kann. Das psychoanalytische Modell der Ambivalenztoleranz ist ein Modell, das wir als Handhabung für den gesellschaftlichen Kontext anbieten können, ein Modell, mit dem Psychoanalytiker*innen einen generativen Beitrag leisten, um unsere gesellschaftlichen, demokratischen Werte zu sichern.

Lange lebten wir in einer Gesellschaft, in der Anpassung an ein äußeres System, also Triebverzicht, die Basis für Gelingen war. Da wurden Fähigkeiten wie Differenzieren, Aushalten und Annehmen von Widersprüchen nicht so benötigt. Unser Rendezvous mit der Globalisierung erfordert neue Fähigkeiten. Eine globalisierte Welt mit ihren Entgrenzungen erfordert die Fähigkeit, Ohnmacht zu regulieren, Differenz anzuerkennen und Spannungen auszuhalten. Das bedeutet insbesondere Ambivalenz handhaben zu können. Das Komplizierte an der Gegenwart ist die Widersprüchlichkeit. Schon Erik Erikson (1988/21992) beschrieb in seiner Entwicklungspsychologie das Individuum bei der Bewältigung des Konflikt-haften. In und mit Widersprüchen zu leben – ohne an ihnen zu verzweifeln oder sie zu verdammnen – das nennt man wohl Entwicklungsaufgabe. Erikson beschrieb auf siebter Stufe als Entwicklungsaufgabe die Fähigkeit zu entwickeln, sich um zukünftige Generationen zu kümmern. Dies umfasst alles, was für zukünftige Generationen brauchbar ist. Aktuell beobachten wir einen zunehmenden Konflikt

zwischen den Generationen bezogen auf generative Aufgaben, wie die Bewältigung der Klimakrise oder der Rentenkrise.

Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten führen zunehmend zur Überforderung – mit gefährlichen Konsequenzen. Das Unvermögen, ambivalente Erfahrungen in ihrer Mehrdeutigkeit und Vielfalt bestehen und gelten zu lassen, produziert problematische Haltungen und Abwehrmechanismen. Wenn wir das Gelingen und den Fortbestand einer offenen, vielstimmigen und toleranten Demokratie sichern wollen, ist Ambivalenzfähigkeit eine wesentliche Voraussetzung. Die Pluralität in der Gesellschaft scheint anstrengend. Die Verwirklichung diverser Interessen und unterschiedlicher Werte kann schwer gelebt werden. Unsere Gesellschaft wird immer komplexer und damit schwieriger. Gesellschaft braucht, um sich gegen den Ansturm neuer, ständiger Herausforderungen behaupten zu können, gleichermaßen Stabilität und Flexibilität. »Die Frage ist, wie die komplexen Probleme der Zeit anzugehen sind, ohne sie fundamentalistisch und dogmatisch durch vorgebliche Kohärenzkriterien einer festen gar einzigen Wahrheit auf Eindeutigkeit zu trimmen« (Poppenberg, 2019, S. 40).

Ambivalenztoleranz ist eine wesentliche Fähigkeit, die Generativität erst möglich macht. Sowohl Ambivalenz als auch Ambiguität ist »ein Begriff für alle Phänomene der Mehrdeutigkeit, der Unentscheidbarkeit und Vagheit, mit denen Menschen fortwährend konfrontiert werden« (Bauer, 2018, S. 13). Der Begriff Ambiguität bedeutet Mehrdeutigkeit und Doppelsinn. Das Konzept der Ambiguitätstoleranz bezeichnet zunächst vereinfacht gesagt, die Fähigkeit, Vieldeutigkeit und Unsicherheit zur Kenntnis zu nehmen und ertragen zu können. Der Begriff Ambivalenz geht auf das lateinische *ambo* = »beide« sowie *valencia* = »Stärke« zurück. Das Konzept wurde 1911 von dem Schweizer Psychiater Bleuler geprägt, er beschrieb damit die Zustände seiner Patient*innen.

Ambivalenztoleranz kann als die Fähigkeit definiert werden, das bewusste Wahrnehmen des Konflikthaften auszuhalten. Ambivalenztoleranz impliziert, dass das Subjekt sich der miteinander in Konflikt liegenden aggressiven, rivalisierenden, selbstbehauptenden, liebenden und abhängigen Anteile seines Selbst und des Objekts bewusst wird. Widersprüchliche Motive sollen nicht länger abgespalten, projiziert, verleugnet oder verdrängt werden. Dies versetzt ein Subjekt in die Lage, Verantwortung für die eigenen Aggressionen, für die eigenen Ängste sowie für eigene Wünsche zu übernehmen. Ambivalenzfähigkeit ist eine Voraussetzung dafür, Ängste und konflikthafte Widersprüche zu erleben und zu verstehen. Ambivalenz beinhaltet ein sowohl als auch.

Die Psychoanalyse sah in der Ambivalenztoleranz schon immer ein primäres Entwicklungsziel. Ambivalenzfähigkeit ist die Basis für die Entwicklungsfähigkeit des Selbst und der Gesellschaft. Um als Person oder als Gesellschaft generativ sein zu können, benötigen wir die Fähigkeit zum Positionswechsel in einer Welt von Mehrdeutigkeit. Klug, wissend, vernunftbegabt. So sehen wir uns gerne selbst, wes-

wegen wir uns auch den Namen Homo sapiens gegeben haben. Aber müssten wir nicht eher »Homo sapiens et ambivalens« heißen: der wissende und widersprüchliche Mensch? Ambivalenzgefühle sind ein natürlicher Teil unserer psychischen Realität. Und dies erfordert eine stabile Psyche.

»Toleranz gegenüber Ambivalenz im Sinne einer Fähigkeit, Spannungen und Widersprüche wahrzunehmen, auszuhalten und sich von ihnen zu Weiterentwicklungen anstoßen zu lassen, galt in der Psychoanalyse stets als Zeichen reifen, angemessenen Umgangs mit der Vielgestaltigkeit und Vieldeutigkeit sowohl der äußeren wie der inneren Welt« (Waldvogel, 2000, S. 55).

Ambivalenztoleranz war und ist ein primäres Therapieziel und eine Forderung an Psychoanalytiker*innen, um arbeitsfähig sein zu können. Erreicht wird diese Ambivalenzfähigkeit dadurch, dass Unerträgliches in Symbolisierbares verwandelt wird. Erreicht wird dies durch Mentalisierung. Die innere Fähigkeit zum Ambivalenzkonflikt wird in der psychischen Entwicklung in der Kindheit angelegt, gelangt unter guten Bedingungen zur Reife und währt und stabilisiert sich bis ins hohe Alter. Ambiguitätstoleranz verweist auf die Art und Weise, wie ein Individuum oder auch eine Gruppe Informationen über vieldeutige Situationen angesichts ungewohnter, komplexer oder widersprüchlicher Hinweise wahrnimmt und verarbeitet.

Für Ambivalenztoleranz müssen wir reif sein. Wir benötigen also mehr denn je reife Individuen, die sich nicht im Kampf mit primitiven Abwehrmechanismen befinden. *Reife Abwehrmechanismen* sind solche, die auf Verdrängung zurückgreifen, um eine innere Realität zu bewältigen. Dies sind adaptive und flexible Copingstrategien. Unterdrückung, also die eigentliche Form der Verdrängung, gehört dazu. Andere reife Abwehrmechanismen sind Sublimierung, Antizipation, Humor, Selbstbehauptung, Selbstbeobachtung, Altruismus und Affiliation (Beigesellung). *Unreife Abwehrmechanismen* beruhen auf Spaltung: Idealisierung und Entwertung, Verleugnung, Verschiebung, Affektualisierung, Projektion und Regression gehören dazu. Diese Abwehrmechanismen versuchen widersprüchliche Affekte abzuspalten, sie zum Verschwinden zu bringen. Dadurch entstehen grobe Verzerrungen. Die Spaltung steht der Ambivalenzfähigkeit entgegen.

Prozesse, die zur Ambivalenztoleranz führen, sind die Aufhebung von Verdrängung und Spaltung sowie die Fähigkeit des Betrauerns. Dabei toleriert der Mensch das bewusste Erleben von konflikthaften Objektbeziehungen und exploriert die damit einhergehenden Ängste und Phantasien. Melanie Klein (1996) hat dies in ihren Konzepten der paranoiden und depressiven Position deutlich illustriert. Klein beschrieb dabei die innere Welt nicht als Reproduktion der Außenwelt, sondern als Ergebnis von Introjektion und Projektion. Internalisierungsprozesse spielen dabei eine maßgebliche Rolle. Kernberg (1997) beschreibt die Bedeutung der Objekt-

beziehungen bei den Internalisierungsprozessen von Inkorporation, Introjektion, Identifizierung und Ich-Identität. In Objektbeziehungen werden Funktionsmodi entwickelt. Dazu gehören unter anderem basale Spannungsregulation, Selbstorganisation, Affektkontrolle, Realitätsprüfung und Symbolisierungsfähigkeit, intrapsychische Konfliktlösung und Integration.

Heute sind Individuen über alle Kulturen hinweg mehr denn je darauf angewiesen, Strukturen zu besitzen, die sie zu Differenz und Ambivalenz befähigen. Die Geschichte der Ambivalenztoleranz ist wechselhaft (vgl. Bauer, 2018). Nach Bauer gibt es einen regen Wechsel von ambivalenztoleranten und intoleranten Epochen. Ambivalenztolerante Phasen wie Renaissance, Humanismus und Barock wechselten mit intoleranten Epochen wie die Religionskriege, die Französische Revolution und das Zeitalter der Ideologien des 19. und 20. Jahrhunderts. Intolerante Phasen sind durch Fundamentalismus geprägt. Jedem Fundamentalismus liegt eine Ambivalenzintoleranz zugrunde, deren primärer Abwehrmechanismus in Spaltung begründet ist. Spaltungen dienen dazu, Angst zu bewältigen und subjektiv unerträglichen Schmerz zu vermeiden. Dies kann zu pathologischen Abwehrformationen führen, die potenziell bei jedem Menschen möglich sind. So eine Fehlentwicklung wäre beispielsweise ein Zustand, in dem sich der Mensch in einer pathologischen Organisation befindet, wie wir es aus der Arbeit mit Borderlinepatient*innen und Patient*innen mit narzisstischen Neurosen kennen.

Für das Bewältigen von Ambivalenzen sieht man in erster Linie die frühen Beziehungserfahrungen eines Menschen als maßgeblich an. Wir wissen, dass wichtige Bezugspersonen im Individuum abwechselnd sehr negative aber auch sehr positive Erlebnisse auslösen. So entsteht die Neigung, wichtige Bezugspersonen gleichzeitig zu lieben und zu hassen. Adäquate Beziehungserfahrungen können die Ambivalenzfähigkeit vergrößern, gelingt jedoch die Ausbildung einer Ambivalenzfähigkeit nicht, kommt es zur Spaltung in Gut und Böse. Ambivalenz auszuhalten scheint ein Grundstein einer gesunden psychischen Entwicklung zu sein, mit den Möglichkeiten zur Affektregelung und zur Entwicklung reifer Abwehrmechanismen.

Seelische Gesundheit meint auch die Fähigkeit, Widersprüche und Spannungen nicht nur wahrzunehmen, sondern sie auszuhalten und sie als Entwicklungsanforderung zu verstehen. Die psychische Reife eines Menschen zeigt sich in der Fähigkeit zur Ambivalenztoleranz und damit in der Fähigkeit, reife Abwehrmechanismen zu benutzen und über mentale Zustände in sich oder in einem anderen nachzudenken, also der Fähigkeit zur Mentalisierung. Dies bedeutet die Fähigkeit zu besitzen, ein Gefühl zu haben und gleichzeitig darüber nachdenken zu können. Es ermöglicht einen Perspektivwechsel und die Fähigkeit, sich in andere hineinzuversetzen. Diese Fähigkeit ist verbunden mit emotionaler Intelligenz und Selbстregulation. Verschiedene psychoanalytische Theoriekonzepte beschreiben Aspekte, die zur Entwicklung dieser Fähigkeiten führen, etwa Bowlbys Bindungstheorie, Bions Containermodell und Winnicotts Modell von Holding und Spiegelung.

Kurt Lüscher (2011) hat eine menschenbildliche Vorstellung des »Homo ambivalens« zur Diskussion gestellt, womit er die Fähigkeit des Menschen hervorheben will, Ambivalenzen zu erfahren und zu erleben. Ambivalenzfähigkeit ist eine große Errungenschaft der Psyche und signalisiert ein starkes Ich. Dieses Ich muss entwickelt werden: in der kindlichen Entwicklung, in der Erziehung, in der Therapie und in der Gesellschaft. Wir benötigen eine affektbeherrschte Zivilisiertheit, und diese ist nur zu erreichen, wenn wir Ambivalenz zulassen und Ambivalenzfähigkeit fordern und fördern. Wenn dies nicht gelingt, sind die Individuen in unserer hyperkomplexen Gesellschaft zu Ignoranz und Spaltung verurteilt. Wenn uns dies nicht gelingt, ist unsere demokratische Kultur verloren.

Die Hinwendung zu autoritären Gedanken und Ideologien, in denen Spaltung Priorität hat, sind ein Ausdruck von Ambivalenzunfähigkeit. Wir können in unseren westlichen Gesellschaften eine Entwicklung zum Autoritären beobachten. Diese Entwicklung ist begründet in einer Unfähigkeit, mit Ängsten und Unsicherheit umzugehen. Das Autoritäre repräsentiert die Unfähigkeit, mit Ambivalenz umzugehen. Okropiridze (2018) beschreibt dabei die rasante Zunahme sozialer Echokammern.

»Das sind [...] relativ kleine Gefüge von Vorstellungswelten, die Informationen praktisch nur im Innern ihrer selbst zirkulieren lassen und jeden Außenreiz sofort als Bestätigung der bereits vorliegenden Annahmen über die Welt interpretieren.«

»Die sozialen Echokammern leisten Schadensbegrenzung am fragmentierten ›Ich‹ und stabilisieren kurzfristig kollektive Identitäten, wenn auch um einen hohen Preis. Das feste Äquivalenzverhältnis mit einem starken ›Wir‹ dient nicht etwa der affirmativen Bejahung der Gruppe, sondern der Kaschierung eines schwachen ›Ich‹.«

Der Soziologe Ralf Dahrendorf betonte schon in den 1990er Jahren, dass die Globalisierung den autoritären Verfassungen hilfe und nicht den demokratischen. Die rechte Autokratie verspricht die Befreiung von der Befreiung. So braucht es auch nicht mehr der Entwicklung anstrengender psychischer Regulationsmechanismen und Kernkompetenzen. Kindliche Irrationalität und Regression ersetzen Affektkontrolle und Ambivalenzfähigkeit. Marcuse (1966) wünscht sich eine befreende Toleranz, die den Streit sucht und ermöglicht, damit am Ende Frieden herrscht.

Psychoanalyse als Modell für die Entwicklung von Ambivalenzfähigkeit

Die psychoanalytische Behandlungsmethode bietet ein Modell für die Entwicklung von Ambivalenztoleranz. Die analytische Methode ist eine rezeptive. Diese

Rezeptivität ist in der inneren Verarbeitung (im *mind*) der Analytikerin oder des Analytikers mit einer Regression verknüpft, die ihn in besonderer Weise für die Äußerungen des Unbewussten der Patientin oder des Patienten öffnet. Das schließt auch die Fähigkeit ein, Momente zu ertragen, in denen nicht verstanden wird, was im Rahmen des therapeutischen Geschehens vor sich geht. Sowohl Patient*innen als auch Psychoanalytiker*innen müssen mit Beschränkungen leben. Die Abstinenzfähigkeit beider korrespondiert mit der Abstinenzregel und mit der Neutralitätsregel. Die Abstinenzregel besagt, dass die psychoanalytische Behandlung so geführt werden soll, dass Patient*innen die geringstmögliche Ersatzbefriedigung für das Symptom finden. Dies führt zum Erhalt eines Spannungspotenzials, das den psychoanalytischen Prozess in Gang setzt. Vom Patienten oder von der Patientin wird ebenso wie vom Psychoanalytiker oder der Psychoanalytikerin Verzicht verlangt. Die Fähigkeit dazu ist abhängig vom Strukturniveau.

Die Neutralitätsregel hingegen verlangt allein Verzicht vom Psychoanalytiker beziehungsweise von der Psychoanalytikerin, Verzicht auf die Verfolgung eigener Ansichten und Vorurteile, Verzicht auf psychotherapeutischen Ehrgeiz, Verzicht auf die Verfolgung eigener Werte. Der Therapeut oder die Therapeutin sollte einen gleichmäßigen Abstand zum Es, Ich und Über-Ich der Patient*innen halten. Er/sie sollte für keine Seite des Konfliktes des Patienten oder der Patientin Parteischafft übernehmen. Unsicherheit, Alleinsein und Fremdsein als auch Warten und Bedürfnisverschiebung scheinen die entwicklungspsychologische Anforderungs-trias an Psychoanalytiker*innen zu sein wie auch an den modernen Menschen an sich. Ambivalenztoleranz ist dafür eine notwendige Bedingung. Dazu gehört Reserviertheit, eine gewisse Fähigkeit zu schweigen, eine Art Passivität, sozusagen eine abwartende Haltung, und gleichschwebende Aufmerksamkeit.

Der Grundregel der Assoziation mit gleichschwebender Aufmerksamkeit zu folgen, heißt auch, das ungehörige Unpassende und Unsinnige zu hören, ohne es gleich verstehen, erklären oder kritisch prüfen zu müssen. Damit wird Therapeut*innen eine spielerische Haltung nahegelegt, welche sich offenhält für die Mehrdeutigkeiten, Paradoxien und Wider-Sinnlichkeiten des Unbewussten (Rugenstein, 2018). Der Verlust von Ambivalenztoleranz, die Unfähigkeit, Differenz auszuhalten, führt zu Spaltungen, die Einfühlung, Mentalisierung, Akzeptanz, Kooperation und Begegnung verunmöglichen. Der Verlust von Ambivalenztoleranz verunmöglicht therapeutisches Arbeiten. Mit einem Fallbeispiel möchte ich mein Ringen um Ambivalenztoleranz darstellen.

Falldarstellung

In der psychoanalytischen Behandlung eines türkischen Patienten mit einer schweren Depression auf dem Boden einer narzisstischen Persönlichkeitsstruktur gelang

es, sowohl die schweren depressiven Symptome als auch die frühen Verletzungen und daraus resultierenden Selbst- und Selbstwertstörungen zu bearbeiten. Es gelang, in einem intersubjektiven Rahmen den Empathie- und Resonanzmangel zu verstehen und auch ein Stück zu kompensieren. Es gelang zunehmend, seine Wünsche nach und seine Ängste vor Nähe zu bearbeiten. Aber warum muss ich vorneweg so viel vom Gelingen erzählen? Mit meinem Fallbeispiel möchte ich in der Begegnung mit dem Fremden mein Ringen um Ambivalenztoleranz darstellen. Und mich so zu zeigen, ist natürlich hoch ambivalent besetzt.

Spaltungen, Projektionen und Ambivalenzunfähigkeit waren die andere Seite der Therapie – Ambivalenzunfähigkeit der Therapeutin. Man könnte sich nun darauf zurückziehen, dass auch dies, meine Ambivalenzunfähigkeit, eine Projektion des Patientenmaterials war. Aber das glaube ich nicht. Ich möchte hier den Verlust meiner Ambivalenzfähigkeit darstellen und meinen Kampf um meine Ambivalenzfähigkeit und damit einen Raum öffnen. Das Ringen um Ambivalenz betrifft uns alle. Es gibt nicht die Aufteilung in diejenigen, die es immer können, und in diejenigen, die es nie schaffen. Im besonderen Sinn ist mein Patient ein sogenanntes Kofferkind (Wilhelm, 2011). Dies sind Kinder der zweiten Generation, die häufigem transnationalen Wechsel ausgesetzt waren.

Davids (2016) beschreibt in seinem Konzept des inneren Rassismus die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit den unbewussten Internalisierungsprozessen rassistischer Inhalte und rassistischer Einstellungen. Er postuliert ein universelles unbewusstes, rassistisches Abwehrsystem, das sich aus individuellen und kulturellen Bildern zusammensetzt und vor frühen Verfolgungsängsten schützen soll. Dieses universelle unbewusste Abwehrsystem vermindert einerseits die Angst in der Begegnung mit dem anderen Fremden und wird andererseits bei Krisen manifest und äußert sich dann im Kontakt in Form von Spaltungen.

»Wenn wir im Rahmen unserer Arbeit einer Person aus einem anderen Kulturreis begegnen, versetzt uns diese Begegnung auf das geistige Gelände einer pathologischen Organisation. Die dabei mobilisierten Ängste sind so stark, dass sie unsere berufliche und alltägliche Funktionalität vollkommen paralysieren« (Davids, 2016, S. 794).

Der Patient stammt aus einer türkischen Familie und wurde in Deutschland geboren. Er hat drei Schwestern. Als Sohn war er in der Familie privilegiert. Er durfte als einziger den Kindergarten und das Gymnasium besuchen. Andererseits habe er auch hohe Anforderungen erfüllen müssen. Nach der Schule und den Hausaufgaben musste er den Koran auswendig lernen, da der Vater für den Sohn plante, in der Türkei Imam zu werden. Kindliche Wünsche, mit Freunden zusammen zu sein oder Fußball zu spielen, wurden zurückgewiesen.

Die Mutter beschreibt der Patient als zugewandt, liebevoll, aber auch ängstlich und hilflos. Morgens habe sie nur ihm vor dem Beten heiße Milch ans Bett ge-

bracht. Die Mutter sei abhängig und unterwürfig gewesen, noch heute schlage der Vater sie manchmal. Der Vater sei gewalttätig und dominant gewesen. Der Patient versuchte, sich anzupassen und dem Vater Freude zu machen. Seine Kindheit sei von Druck und Angst geprägt gewesen. Er erlebte sich ausgeschlossen, nie einer Gruppe ganz zugehörig. In der Identifikation mit der Mutter unterwarf der Patient sich dem aggressiven Vater und sicherte sich über die Entwicklung eines narzisstischen Größenselbsts. So konnte er nur ein brüchiges Selbstwertgefühl entwickeln. Die damit verbundene Ohnmacht, Unsicherheit und Minderwertigkeitsgefühle versuchte er über Übercompensation abzuwehren. Emotionale Bedürfnisse nach Nähe, Zuwendung und Beziehung waren auf diesem Hintergrund bedrohlich und wurden abgespalten.

Als der Patient zehn Jahre alt war, wurde er in die Türkei zurückgeschickt, um dort auf einem Internat auf die Ausbildung zum Imam vorbereitet zu werden. Als der Vater erfuhr, dass türkische Kinder aus Deutschland gute Chancen hätten eine universitäre Karriere zu machen, meldete er den Patienten auf einer anderen Schule an, ließ ihn alleine in der Türkei zurück und erwartete von ihm zu studieren. Der Patient ist bis heute fassungslos, dass niemand seine Trauer und Verlorenheit bemerkte, aber er habe sich nicht getraut, zu protestieren. Der Patient machte sein Abitur und begann ein Studium. Obwohl die Eltern aus Deutschland in die Türkei zurückkamen, habe er kaum Kontakt zu ihnen gehabt. In der deutschen Schule war er durch den Druck des Vaters Außenseiter und im türkischen Internat war er der Fremde.

In der psychischen Entwicklung bilden sich über die Jahre stabilere Selbststrukturen. Dies ist verbunden mit einer besseren Differenzierungsfähigkeit von innen und außen als auch mit einer realistischeren Wahrnehmung. Es bilden sich stabilere, sichere, konstantere innere und äußere Objekte. Innere Objekte entwickeln und verändern sich ein ganzes Leben lang. Das dialektische Wechselspiel setzt sich fort, wenn das Subjekt auf Institutionen trifft. Schule sowie Universität formen und beeinflussen das Identitätsgefühl (Schulze, 2018). Die Objekte und Institutionen meines Patienten unterlagen kulturellen Brüchen. Ein sicheres Identitätsgefühl konnte sich so nicht entwickeln. Auch in der Pubertät und Adoleszenz konnte er mangels einer unterstützenden Peergruppe seine Selbst- und seine Objektbilder nicht prüfen und umwandeln. Den Kulturwechsel versuchte er zu ignorieren. Als er heiratete, merkte er, wenig empfinden zu können. Nach der Hochzeit sei er deprimativ geworden, suchte therapeutische Hilfe und trennte sich von seiner Frau. Er wirft sich bis heute vor, sie unglücklich gemacht zu haben. Er begann eine neue Beziehung zu einer Frau, die er selten sah, weil er im Militärdienst war. Auch zu ihr habe er kaum inneren Kontakt gefunden. In der Türkei arbeitete er, spürte, eine Familie gründen zu müssen, was ihn überforderte, da er viele Schwierigkeiten habe, in Kontakt zu gehen. Um dem auszuweichen, entschied er, nach Deutschland zu gehen.

Kristeva (2001) betont, dass das Verlassen der Eltern von Migrant*innen oft als Ausgangspunkt der Freiheit erhofft wird. Das Exil sei selbst zunächst nichts weiter als Trotz gegen die elterliche Prägung. Bei meinem Patienten gab der Vater den Auftrag, etwas Besseres zu werden, und gleichzeitig das Verbot, sich von ihm zu lösen und anders zu sein. Einerseits sollte der Patient nach Überlegenheit und Omnipotenz streben, andererseits sollte er in Abhängigkeit der väterlichen Welt bleiben. Gogolin (2017) beschreibt, dass das freiwillige Exil häufig die gleiche kulturelle Gruppe und die Muttersprache benötigt.

Viele Menschen migrieren mit der Illusion, in eine konfliktfreie Zone zu kommen (White, 2017). Häufig ist bei Patient*innen zu beobachten, dass sie das Gefühl haben, in der Fremde besser verstanden zu werden. Statt sich den inneren Konflikten zu stellen, begibt man sich in die Fremde mit der Fiktion, dort verstanden zu werden. Dies ist häufig verbunden mit der Vorstellung, in der Fremde das eigene Selbst zu entwickeln. Dies stellt eine hohe Herausforderung an die Therapie und auch eine hohe Idealisierung der Psychoanalyse dar.

Der Patient wollte lebendig werden, sich spüren (mit seinen Ambivalenzen) und sich verbunden fühlen. Er war sehr belesen, kannte die psychoanalytische Literatur und war erschrocken über seine Depression, seine Suizidalität und seine narzisstische Neurose.

Vignette 1

Der Patient berichtet von seiner Suche nach einer Psychoanalytikerin oder einem Psychoanalytiker und erzählt, dass er in Istanbul schon eine Psychotherapie gemacht habe. Nun sei er beruflich in Deutschland und wolle sich weiterentwickeln. Auf die Frage, ob er nicht eine muttersprachliche Psychotherapie suche, antwortet er, dass er nichts Passendes habe finden können.

Zu Beginn einigen wir uns auf eine Kurzzeittherapie. Noch sind wir unsicher, ob wir zusammenarbeiten können. Er spricht gebrochen Deutsch, und ich bin unsicher, ob die Verständigung klappt, was ich auch als Gegenübertragungssignal verstehe.

Ich bin die Vertreterin der deutschen Kultur. Dies führte zu Fremdheit aber auch zur Reinszenierung von Fremdheit. Darin äußerte sich auch der Identitätskonflikt des Patienten.

Wir sind noch nicht im Kontakt. Ich bin ungeduldig darüber, dass er mich seinen »Therapööten« nennt, und ärgere mich, dass er es nicht richtig aussprechen kann. Gogolin beschreibt als Merkmal einer Psychotherapie mit Patient*innen aus fremden Kulturen einen Zustand ähnlich dem Mythos von Babel: Es herrsche ein Mangel an Verstehen. Um sich zu entwickeln, müssen wir uns auf ein Verstehen einlassen und Differenz akzeptieren. Wie aber gehen wir mit den Grenzen des Verstehens um?

Nach einer Sequenz in einer der ersten Stunden, in der er einen Arbeitsplatzkonflikt beschreibt, benenne ich ein Gefühl von ihm.

Ich: »Da waren Sie überrascht.«

Er: »Was heißt >überrascht<?«

Ich: »So was wie >erstaunt<. Aber eigentlich ist es affektvoller als >erstaunt<. Haben Sie ein Wörterbuch auf Ihrem Handy?«

Er nimmt sein Handy und beginnt zu tippen, steht auf, fragt noch mal nach dem Wort und zeigt mir sein Handy, worauf auch ich aufstehe, das Wort wiederhole und auf sein Handy schaue, worauf er es wieder wegzieht. Er hat »überasched« geschrieben.

Er: »Das haben Sie nicht gesehen!«

Ich: »Doch habe ich wohl! Sie haben es mit >ed< geschrieben!«

Er schaut beschämmt und erleichtert zugleich. Ich denke, um Gottes Willen, wie peinlich, wie du hier rumgetanzt bist und aufs Handy schaust, das macht man nicht als Therapeutin, gleichzeitig erlebe ich mich zum ersten Mal im Kontakt. Jetzt befinden wir uns beide in der Ambivalenz. Wir setzen uns, schauen betreten, lachen verlegen und beginnen. Er sagt zu mir: »Wir müssen auch über Scham sprechen.« Und ich sage: »Und über Tabus.«

Wir sind uns in diesem Enactment begegnet. Beide brauchten wir aber dafür eine Toleranz für das Nichtwissen. Beide mussten wir das Risiko von Kränkung eingehen. Beide benötigten wir eine Toleranz für das beharrliche Fremdbeleben des Fremden (Halm, 2015).

Vignette 2

Der Patient berichtet, dass er seit Beginn der Therapie häufig zwei Stunden mit seiner Mutter telefoniere, um dort seine Wut auf die Eltern über die Benachteiligungen, geringe Wertschätzung, die Druckausübung und Willkür des Vaters zu äußern. Er wisse nun, dass die ersten zwei Jahre Lebensjahre sehr wichtig seien, und von daher habe er auch heftige Vorwürfe an die unsichere gehemmte Mutter. Er habe viel Literatur gelesen und damit sei die Unterversorgung durch seine Eltern noch deutlicher geworden.

Der Patient berichtet, wie er von seinem Vater gezwungen worden sei, nach der Grundschule täglich Korantexte auswendig zu lernen. Ich frage den Patienten, ob er noch einen dieser auswendig gelernten Texte in Erinnerung habe, und fordere ihn auf, eine Textpassage von früher zu zitieren. Ich höre arabische Worte, Melodien und Töne. Als er endet, frage ich ihn nach der Bedeutung, worauf der Patient antwortet, dass wisse er nicht. Er betont, der Koran sei auf Arabisch und seine Sprache Türkisch. Erstaunt blicke ich ihn an, frage nach, ob er keinen der Texte verstehe. Er kenne keinen der Inhalte, worauf sich in meinem Gesicht Fassungslosigkeit wider-

spiegelt, was den Patienten nun wiederum irritiert. Er erklärt mir, dass dies so üblich sei, worauf ich zur Diskussion stelle, ob nicht auch die Inhalte und das Verstehen für ihn wesentlich seien. Ich merke eine kulturelle Grenze in mir, als Kind der westlichen Emanzipation bin ich entsetzt über diese Handhabung, Einengung und über das Nicht-Wissen. Was sagt dies über mein Angst- und Toleranzlevel aus? Die Neutralität beginnt zu bröckeln, ich bemühe mich, aber es will mir nicht richtig gelingen. Parallel zu dieser Therapiephase entstehen politische Radikalisierungen in der Türkei, mit Verhaftungen von Journalisten etc. Ich bemerke, dass mich dies beeinflusst.

»Wenn wir im Rahmen unserer Arbeit einer Person aus einem anderen Kulturkreis begegnen, versetzt uns diese Begegnung auf das geistige Gelände einer pathologischen Organisation. Die dabei mobilisierten Ängste sind so stark, dass sie unsere berufliche und alltägliche Funktionalität vollkommen paralysieren« (Davids, 2016, S. 794).

Vignette 3

Zur Zeit des Volksreferendums Erdogans kommt der Patient, der in der Therapie auch von Erdogan schwärmt, in seine Therapiestunde, obwohl er sehr erkältet ist. Er weist darauf hin, dass er krank sei und er mir deswegen die Hand nicht geben werde. Zur Begrüßung hebt er die Hand ein bisschen über Schulterhöhe. Er lacht dabei verlegen und sagt: »Immer mit abgewinkeltem Arm, nicht mit gestrecktem«, womit er den Hitlergruß meint. Worauf ich antworte: »In Ihrem Land ist es ja bald so weit.« Ich scheitere daran, einen rezeptiven Raum zu wahren. Es gibt in der Gegenübertragung das Bedürfnis, Positionen zu beziehen, Grenzen zu ziehen, sich nicht vernichten zu lassen, aber auch das Bedürfnis, Einfluss zu nehmen. Wie kann es mir gelingen, die Neutralitäts- und Abstinenzregel wiederzufinden?

Ich gehe als Ambivalenz suchende und -sichernde sofort in Supervision. Der Supervisor sagt: »Wenn Sie da nicht rauskommen, können Sie nicht therapieren.«

Vignette 4

Der Patient ist für einige Tage in die Türkei gereist. Als er zurückkehrt, berichtet er in der ersten Therapiestunde, dass er in Istanbul versucht habe, seine frühere Therapeutin zu kontaktieren, weil er ihr von Deutschland und seiner Psychoanalyse erzählen wollte. Die türkische Psychoanalytikerin habe ihn gefragt, ob er nun in der Türkei bleibe und seine Therapie dort wieder aufnehmen wolle, was er verneinte. Daraufhin habe sie ihm gesagt: »Dann wollen wir doch Ihre Therapie nicht verschmutzen«, und ihm erklärt, dass sie ihm keine Therapiestunde anbieten wolle, wenn er sich in einer anderen Therapie befindet. Er könne aber ohne Bezahlung

zu ihr auf eine Tasse Tee vorbeikommen. Über dieses Angebot an den Patienten bin ich sehr irritiert, was der Patient bemerkt und mich darauf anspricht. Ich erkläre ihm, dass dies im Verständnis meiner psychoanalytischen Community wohl ein Grenzverstoß wäre und ich dieses Angebot nie gemacht hätte. Nun ist der Patient sehr befremdet. In den anschließenden Überlegungen machen wir die Erfahrung von Differenz: Für einen türkischen Patienten wäre die Nicht-Einladung ein Empathieversagen und eine Zurückweisung, so gesehen ein therapeutischer Fehler. Ich bemerke bei mir Interesse und Verständnis, fast eine Lust, einen ähnlichen Spielraum zu besitzen. Verunsicherung kann auch eine mögliche Befreiung, eine Befreiung von Denkmustern, sein. Kristeva (2001, S. 20) betont, dass die »Begegnung als wechselseitige Anerkennung ihr Glück aus dem Provisorischen« bezieht.

Vignette 5

Der Patient schaut ein deutsches Wort auf seinem Handy nach und betont, dass er versuche, Deutsch zu üben mit Babbel, worauf ich antworte, diese App zu kennen, und auf Nachfrage erkläre ich, ich nutze sie um mein Französisch zu verbessern. Eine Stunde später berichtet der Patient, dass er nun auch Französisch lerne und schon 21 Kapitel habe. Ich bin beeindruckt und auch neidisch, dass er mich überholt hat, deute es jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht bezüglich seines narzisstischen Konfliktes. In der folgenden Stunde begrüßt der Patient mich auf Französisch und ich antworte auf Französisch. Wir sind beide unbeholfen (Schamkonflikt), aber schlagen uns ganz wacker (gemeinsames Gelingen). Nach dieser Sequenz entsteht etwas Neues. Der Patient berichtete im Folgenden von seiner Ambivalenz, wo er leben soll, in Deutschland oder in der Türkei. Er vermisste das Klima, das Essen, die Sprache, aber er sei auch besorgt über die politische Entwicklung, auch gefallen ihm einige Verhaltensweisen in der Türkei nicht, zum Beispiel das aggressive Autofahren. Was machen wir mit der Unübersichtlichkeit und Unsicherheit? Wir beide beginnen, sie zu tolerieren. (Zwiebel, 2007)

Der Patient erinnert, dass er sich in Deutschland ursprünglich einen türkischen Psychoanalytiker ausgesucht habe. Es sei ihm aber nicht gelungen, den männlichen Psychoanalytiker zu erreichen, weder über E-Mail noch telefonisch, der Kollege habe sich nicht gemeldet. Wir phantasieren, dass er den Versuch machte, sich seiner eigenen Kultur zu nähern, dabei hoch ambivalent war und sich auch von dieser Kultur entfernen wollte, also auch psychoanalytisch gesehen migrieren wollte. Danach habe er mit einer türkischen Psychologin Kontakt aufgenommen, die ihn nicht angenommen habe. Sie habe ein unklares Beziehungsangebot gemacht, wo für den Patienten undeutlich war, wann eine Therapie möglich sei. Auch hier vermuten wir eine Ambivalenz von ihm. Nach diesen zwei Versuchen wendete der Patient sich an mich, bekam sofort Kontakt und konnte innerhalb kürzester Zeit

eine Therapie beginnen, die aufgrund der Arbeitssituation des Patienten zunächst einstündig blieb. Als der Patient nach einem Konflikt am Arbeitsplatz kündigte, stellte er seine Zeit ganz der psychoanalytischen Behandlung zur Verfügung und kam dreistündig. Durch die Erhöhung der Frequenz konnten die gespaltenen Objektwelten des Patienten fühlbar und verstehbar werden. Er berichtet, dass er schon zu Beginn am Telefon meine Stimme ansprechend fand und sich deswegen angekommen fühlte, Empathie war für ihn spürbar. Es sei auch wohl für mich sofort sichtbar gewesen, in welcher großen Not – Leere und Suizidalität – er sich befunden habe, und ich hätte sofort reagiert (Resonanz und Empathie).

Der Patient suchte zunächst das Vertraute, um seine Furcht vor Objektverlust zu bewältigen. Das Unvertraute, also die Beziehung zu mir, wurde danach aufgesucht, auch um die eigene Dissonanz in Szene zu setzen. Dies führte zu Unsicherheit, Zweifel und Verwirrung, Angst mit Spaltung und Projektion auf beiden Seiten. Das Erleben von Differenz und der Versuch, Ambivalenzfähigkeit jedes Mal wieder neu herzustellen, ermöglichte dann aber auch Beziehung und vielleicht auch Bindung zu mir. »Die Begegnung bietet einen Ausgleich für die Odyssee. In ihr wird der Fremde empfangen, ohne fixiert zu werden, und sie gibt dem Gastgeber die Chance, sich seinem Gast zu öffnen, ohne sich zu verpflichten« (Kristeva, 2001, S. 20). Ich meine, dass die Begegnung ihr Glück aus der Ambivalenzfähigkeit bezieht. Nun wurde sichtbar, dass wir beginnen können, an der Neurose analytisch zu arbeiten.

»Was zur Sprache kommt, was aufgegriffen wird, wie darüber gesprochen wird, wie das Material organisiert, contained und verarbeitet wird – all das ist abhängig von Interaktionen, welche sich zwischen den beiden [Psychoanalytiker*in und Patient*in, M. H.-M.] entwickeln und mit denen sie Einfluss aufeinander nehmen, im Wesentlichen also von der intersubjektiven Übertragungsdynamik, die sich zwischen beiden entfaltet« (Ermann, 2016).

In der 170. Stunde sagt der Patient – der nicht mehr depressiv und suizidal ist und nun Bindungswünsche formulieren kann, im Gegensatz zum Therapiebeginn, wo er seine Bindungsangst durch Klagen über seine Unfähigkeit, in Bindung zu gehen, abwehrte –, er habe seiner Schwester von seiner Therapie erzählt: »Ich habe ihr geraten, sich auch einen Therapöten zu suchen. 'tschuldigung – einen Therapeuten. Meine Nichte hat gesagt, dass ich es falsch ausspreche.«

Fazit

Jede Demokratie ist in der Zukunft mehr denn je auf ein relativ hohes Maß an Ambivalenztoleranz angewiesen (vgl. Bauer, 2018). Wir benötigen Individuen mit Ambivalenzfähigkeit und Angsttoleranz, mit Fremdheitsakzeptanz und Gemein-

schaftsgefühl. Wir brauchen Menschen mit zivilisierter Selbstbehauptung und mit reifen Abwehrmechanismen. Wir brauchen Menschen jenseits von Spaltung, jenseits von Idealisierung und Entwertung. Wir brauchen Menschen mit Mentalisierungsfähigkeit, die sich nicht in einer Regression auf den Äquivalenzmodus befinden, sodass die eigenen Vorstellungen für real gehalten und nicht mehr hinterfragt werden. Die Herausbildung von Mentalisierungsfähigkeit hat eine große Relevanz für die Emotionsregulation, nur über Mentalisierung lassen sich angstvolle und aggressive Affekte regulieren.

Die Psychoanalyse zeigt in ihren Behandlungen, dass es eine reife psychische Identität gibt, die das Individuum entwickeln kann. Es gibt eine reife Stufe des Als-ob-Modus, in dem die inneren Beweggründe anderer in Überlegungen mit einbezogen werden können. Unsere Gesellschaft wird in zukünftigen Auseinandersetzungen Überlegungen entwickeln müssen, wie sich mentalisierende Selbstreflexion und Ambivalenztoleranz stärken lassen. Dann kann sich auch eine reife gesellschaftliche Identität entwickeln. Die demokratische Gesellschaft ist auf eine Haltung angewiesen, in der Verschiedenheit und Gemeinsamkeit formuliert werden kann, eine Gesellschaft, die Mehrdeutigkeit aushält. Dafür brauchen wir ein reifes Ich, das in der Lage ist, auf eine illusionäre Einheit mit einem versorgenden omnipotenten (mütterlichen oder väterlichen) Objekt zu verzichten. Wir brauchen in Zukunft Individuen, die Differenz handhaben und auf Spaltung verzichten. Dies sichtbar zu machen, sollte eine generative Herausforderung sein, derer sich Psychoanalytiker*innen annehmen sollten.

Literatur

- Bauer, T. (2018). *Die Vereindeutigung der Welt*. Stuttgart: Reclam.
- Bleuler, E. (1911). *Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien*. Gießen: Psychosozial-Verlag, Neuausgabe 2014.
- Davids, M. F. (2016). Ethische Reinheit, Andersartigkeit und Angst. Das Modell des inneren Rassismus. *Psyche – Z Psychoanal*, 70, 779–804.
- Ermann, M. (2016). Prozedurale Faktoren in der psychoanalytischen Behandlung. *Forum Psychoanal*, 32, 53–68.
- Erikson, E. (1988/1992). *Der vollständige Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gogolin, N. (2017). Toleranz für das Nicht-Verstehen: Verstehen und seine Grenzen – die eine und die vielen Sprachen. *Z Individualpsychol*, 42, 196–204.
- Halm, B. (2015). *Die ollen Teller an der Wand*. In H. Utari-Witt & I. Kogan (Hrsg.), *Unterwegs in der Fremde. Psychoanalytische Erkundigungen zur Migration* (S. 255–284). Psychosozial-Verlag: Gießen.
- King, V. (2020). Generativität und die Zukunft der Nachkommen. Krisen der Weitergabe in Generationenbeziehungen. In M. Moeslein-Teising, G. Schäfer & R. Martin (Hrsg.), *Generativität* (S. 13–28). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Klein, M. (1996). Beitrag zur Psychogenese des manisch-depressiven Zustandes. In M. Klein, *Gesammelte Schriften, Bd. 1, Teil 2* (S. 29–75). Stuttgart: frommann-holzboog.

- Kristeva, J. (2001). *Fremde sind wir uns selbst*. Übers. v. X. Rajewski. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kernberg, O.F. (1997). *Objektbeziehungen und Praxis der Psychoanalyse* (6. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lüscher, K. (2011). Über Ambivalenz. *Forum der Psychoanalyse*, 27, 323–327.
- Marcuse, H. (1966). *Repressive Toleranz*. In H. Marcuse, *Kritik der reinen Toleranz*. Über. v. A. Schmidt. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Okropiridze, D.(o.J.). Das Unbehagen der Identitäten – Soziale Echokammern als Ermüdungsscheinung der Moderne. <https://kulturkritischdenken.com/2018/05/04/das-unbehagen-der-identitaeten-soziale-echokammern-als-ermuedungserscheinung-der-moderne/>
- Parin, P. (1978). Warum die Psychoanalytiker so ungern zu brennenden Zeitproblem Stellung nehmen. *Syche – Z Psychoanal*, 32, 385–399.
- Poppenberg, G. (2019). Postmoderne: Eine einzige Wahrheit gibt es nicht. *Die Zeit*, 07.03.2019, 40.
- Rugenstein, K. (2018). *Psychodynamik kompakt. Humor in der psychodynamischen Therapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schulze, S. (2018). Schwarz und Weiß im analytischen Raum. Über das rassistische innere Objekt. *Syche – Z Psychoanal*, 72, 24–49.
- Waldvogel, B. (2000). Ambivalenz. In W. Mertens & B. Waldvogel (Hrsg.), *Handbuch psychoanalytische Grundbegriffe* (S. 55–59). Stuttgart: Kohlhammer.
- White, K. (2018). Die Bedeutung der Trauer bei der Psychoanalyse für Menschen mit Migrationserfahrungen. *Z f Individualpsychol*, 43, 176–190.
- Wilhelm, G. (2011). *Generation Koffer*. Berlin: Olanda Frauenverlag.
- Zwiebel, R. (2007). *Von der Angst, Psychoanalytiker zu sein*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Die Autorin

Monika Huff-Müller, geboren 1959, Dipl.-Psych., ist Psychoanalytikerin, Dozentin, Supervisorin sowie Lehranalytikerin (DGPT/DGIP) und arbeitet in freier Praxis in Aachen.

Kontakt per E-Mail: mhmm@huff-mueller-dupin.de; Homepage: www.huff-mueller-dupin.de

Alter und Generativität

Laios und Iokaste

Über generatives Erleben im Alter

Stefanie Rosenfeld

Einleitung

Für Laios und Iokaste, die Eltern von Ödipus, ist Generativität ein Thema des Scheiterns. An diesem Scheitern wird nicht nur die kindliche, sondern auch die spezifische Konfliktlage im Erwachsenenalter deutlich. Im *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe* schrieb Mertens bereits 2000, dass der Ödipus-Komplex aus »heutiger Sicht die Gesamtheit der Entwicklungsaufgaben, die sich aus der Dreiecksstruktur und der Soziodynamik der Eltern-Kind-Beziehung ab der Geburt ergeben«, umfasse. »Die Erkenntnis von einem Zusammenwirken von Ödipus-, Laios- und Iokaste-Komplex, also der Kind- und der Elternperspektive, lässt psychische Entwicklung und Pathologie als ein vielseitig determiniertes Geschehen erkennen« (Mertens & Waldvogel, 2000/2002, S. 514). Mir geht es darum, den Laios- und Iokaste-Komplex nicht im Sinne einer familiodynamischen Perspektive oder Soziodynamik anzuschauen, sondern als jeweilige subjektive Entwicklungsaufgabe, die im späten Erwachsenenalter zu leisten ist.

Das Rätsel der Sphinx, das Ödipus bravurös löst, deutet schon darauf hin, dass es im Ödipus-Mythos um lebenslange Entwicklung geht. Es ist der Mensch, »der am Morgen seines Lebens, solange er ein schwaches und kraftloses Kind ist, auf seinen zwei Füßen und seinen zwei Händen geht; ist er erstarkt, so geht er am Mittag seines Lebens nur auf den zwei Füßen; ist er endlich am Lebensabend als ein Greis angekommen und der Stütze bedürftig geworden, so nimmt er den Stab als dritten Fuß zu Hilfe« (Schwab, 1986, S. 259). Vor diesem Hintergrund lässt sich sagen, dass nicht nur, die ödipale Situation immer wieder durchgearbeitet werden muss, sondern sich auch im Laufe des Lebens die Perspektive im ödipalen Dreieck verändert.

Werden die kindlichen Konflikte in der ödipalen Situation nicht gelöst und entstehen Fixierungen, belastet das natürlicherweise die Lösung der Konflikte der Erwachsenen im ödipalen Dreieck. Daraus erwachsen dann nicht nur Generationenkonflikte, die sich soziodynamisch auf die Entwicklung der nächsten Generation auswirken, sondern unter Umständen auch Regressionen mit subjektivem Leiden oder pathologischer Abwehr.

Erikson hat den Begriff der Generativität in das psychoanalytische Gedanken-gut eingeführt und eine lebenslange Entwicklung postuliert. Seine siebte Stufe der menschlichen Entwicklung, Generativität versus Stagnation und Selbstbefangenheit (Erikson, 1959/1966), unterscheidet nicht zwischen Elternschaft und Großelternschaft. Generativität im Alter unterliegt zwar teilweise ähnlichen Anforderungen wie die Elternschaft, wirft aber darüber hinaus neue Konflikte auf. Ich möchte daher den Laios- und den Iokaste-Komplex als Konfliktkonstellationen anschauen, die die Schwelle zur Großelternschaft, der Generativität im Alter, aufwerfen.

Laios

Morbitzer (2018) beschreibt den Laios-Komplex als spezifischen Konflikt zwischen der Anerkennung der eigenen Vergänglichkeit und deren Abwehr. Er versteht ihn als »unausweichliche phasenspezifische Entwicklungsaufgabe des Erwachsenenlebens« (ebd., S. 97). Dieser Sichtweise möchte ich mich anschließen. Die Weissagung, Laios werde einst vom eigenen Sohn erschlagen werden, will Laios nicht hinnehmen und setzt den Sohn aus. »Im übertragenen Sinne«, wie Teising (2009, S. 99) formuliert, kann das so gedeutet werden, dass Laios nicht anerkennen will, dass die nachfolgende Generation »eines Tages die Welt gestalten und den Vater ausschließen« wird.

Laios bekommt aber eine zweite Chance, er begegnet seinem Sohn am Dreiweg und könnte, wenn er gereift wäre, sein Schicksal ändern. Wenn er anerkennen könnte, dass die nachfolgende Generation ihn mit Sicherheit eines Tages ablösen wird, könnte ein nicht gewaltsamer Generationenwechsel stattfinden.

Die erste Krise kann als konflikthafte Elternsituation gesehen werden, die zweite Krise, die Begegnung am Dreiweg, sehe ich als Bild für die Großvatersituation. Ödipus ist erwachsen und könnte seinen Vater zum Großvater machen, der jedoch überschätzt seine Kräfte, verleugnet sein Alter und unterbindet so das Erleben weiterer Generativität.

Der Großvater

Die Großvaterschaft stellt eine neue Schwellensituation dar, die es ermöglicht, nicht gelöste Konflikte in Neuauflage besser zu meistern oder erneut zu scheitern. Schaut man auf die historische Ebene, so ist die Bedeutung der Großeltern, besonders des Großvaters, natürlich erst mit der gestiegenen Lebenserwartung so wichtig geworden. Von den im Jahr 1871 geborenen Männern war jeder zweite Mann mit 45 Jahren bereits tot (Hammer, 2017, S. 28). Auch durch den Zweiten Weltkrieg

gab es nur eine geringe Zahl von Großvätern. Heute erleben eine sehr große Zahl von Großvätern noch die Volljährigkeit der Enkelkinder. Die heutigen Großväter gehören der Generation der 68er an oder sind zumindest dadurch geprägt, haben sich meist mit den veränderten Rollenbildern auseinandergesetzt und interessieren sich, sofern sie die Rolle annehmen, für ihre Enkel.

Diese Entwicklung hat sich nach Simone de Beauvoir (1977) schon im 19. Jahrhundert angekündigt, durch den Wandel der Familienstrukturen habe sich auch die Beziehung von Großvater und Enkelkind verändert (ebd., S. 257). Da der Großvater nicht mehr patriarchales Familienoberhaupt war, konnte er zum Komplizen des Kindes werden. Berühmte Vorbilder waren Goethe und Victor Hugo. Goethe selbst (1749–1832) war ein zärtlicher Großvater mit echtem pädagogischem Interesse; über seine phantasievollen Spiele mit den Enkeln schüttelten selbst die engsten Vertrauten manchmal nur den Kopf (von Gersdorff, 2009). Victor Hugo veröffentlichte im Jahr 1877 den Gedichtband *Die Kunst, Großvater zu sein* und setzte sich darin als liebendem Großvater ein Denkmal. Nach Lücke (1985, S. 485) habe für Hugo die Kunst, Großvater zu sein, darin bestanden, Güte und Nachsicht zu zeigen und die Kinder »unmerklich zu erziehen«. Victor Hugo hat sich schon früh in seinen Werken mit dem Alter auseinandergesetzt. Nach Simone de Beauvoir ist sein Werk *Die Kunst Großvater zu sein* mehr eine Hymne an das Alter als an die Kindheit (de Beauvoir, 1977/2015, S. 265). Hugo hat in seinen Werken die Ähnlichkeit zwischen Kindheit und Alter aufgezeigt (ebd., S. 266), durch ihre Einfalt und Weisheit seien Kind und Greis den Mysterien der Welt nahe. Beim Kind finde der alte Mensch seine Kindheit wieder. Hugo sagt: »Großvater werden heißt in die Morgenröte zurückzukehren« (ebd.).

Das Paar alter Greis – liebliches Kind röhrt die Menschen. Es gibt eine Reihe von Geschichten, in denen ein Kind einen alten Mann so berührt, dass aus einem einsamen, alten Griesgram ein liebender Großvater wird, zum Beispiel *Heidi* (von Johanna Spyri, 1880, in 50 Sprachen übersetzt) oder *Der kleine Lord* (von Frances Hodgson Burnett). Diese Bücher wurden mit Erfolg verfilmt und werden vorzugsweise zu Weihnachten ausgestrahlt, weil sie so sehr zu Herzen gehen. Beide Geschichten zeigen, wie ein alter Mann, der in der Vaterrolle gescheitert ist, durch die Liebe zum Enkel bzw. zur Enkelin eine Entwicklung nachholen kann. So auch in dem neueren Film *Plötzlich Opa* (2004, Regie: Thomas Kronthaler).

Auch die Bilder von Freud mit Enkeln röhren an. Freud wird oft als zärtlicher und engagierter Großvater geschildert (Heisterkamp, 2015), theoretisch hat er sich mit dieser Lebensphase jedoch nicht beschäftigt. Erstaunlich ist, dass er seine eigenen Großeltern nicht erwähnt. Der Großvater väterlicherseits war kurz vor seiner Geburt gestorben, seine Großmutter mütterlicherseits, Sarah Nathanson¹, dürfte in seiner Kindheit hingegen noch recht jung gewesen sein. Freuds Schwester Anna

¹ Die Lebensdaten sind nicht bekannt.

berichtet, dass ein reger Kontakt bestanden hat und dass sie der Liebling der Großmutter gewesen sei (Bernays, 2004). Bei Freud selbst ist darüber nichts zu finden. In Diskussionen, wie etwa in den Protokollen der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (Bd. IV, S. 244), wird deutlich, dass Freud die Großeltern mit den Eltern gleichsetzt. 1909 hatte Freuds älteste Tochter Mathilde geheiratet und die Möglichkeit, Großeltern zu werden, wird wohl zu der Zeit ein Thema gewesen sein. Jedoch bezeichnet er in Briefen zu dieser Zeit seine Mutter und seine Schwiegermutter stets als »die Großmütter« (Sigmund Freud/C. G. Jung – Briefwechsel). Diese waren aber zu der Zeit schon 75 bzw. knapp 80 Jahre alt und auf der Schwelle zur Urgroßmutter.

Auch wenn er die Großvaterrolle nicht reflektierte, war er damit sehr verbunden (Heisterkamp, 2015, S. 12). Von Freud ist bekannt, dass er durch den Tod seines Enkels Heinele sehr verwundet war, er habe »nie Schwereres erlebt« (Salber, nach Heisterkamp, 2015, S. 14).

Männliche Abwehrstrategien

Betrachtet man, wie Morbitzer (2017, 2018), den Laios-Komplex als Konflikt zwischen Anerkennung der Vergänglichkeit und deren Abwehr, dann stellt sich die Frage nach den spezifischen Abwehrstrategien auf der Schwelle zur Großvaterschaft. Die Ablehnung der Enkel und Verleugnen der Existenz als psychosoziale Abwehrstrategie wäre da zu nennen. Aber auch die Annahme der Enkel heißt nicht zwangsläufig, dass eine Auseinandersetzung mit der Endlichkeit stattgefunden hat.

Jean-Paul Sartre (1964/2017) beschreibt seinen Großvater Charles Schweitzer als einen eitlen und selbstbezogenen Mann, der »das Opfer zweier Techniken« sei, die »damals entdeckt worden waren: Die Kunst der Fotografie und die Kunst, Großvater zu sein« (ebd., S. 15).

»Eigentlich trug er die Erhabenheit ein bisschen stark auf: er war ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts, der sich wie viele andere Männer, Victor Hugo selbst nicht ausgeschlossen, für Victor Hugo hielt« (ebd., S. 15).

»[E]r trug die erhabene und naive Eitelkeit, die den Großvätern so gut steht, jene Blindheit und fahrlässige Schwäche, die Victor Hugo in seinem Buch, >Die Kunst Großvater zu sein<, empfiehlt« (ebd., S. 16).

Die Ironie Sartres macht deutlich, dass die Übertreibung der großväterlichen Zuwendung auch der Abwehr dienen kann. Der Enkel wird verwöhnt und als narzisstisches Selbstobjekt benutzt, der Großvater erschafft sich die Illusion, unentbehrlich zu sein, und wehrt seine Todesangst ab. Sartre schreibt:

»Charles bekämpfte die Todesangst durch Ekstase. Er bewunderte in mir das wunderbare Walten der Erde, um sich davon zu überzeugen, alles sei gut, sogar unser klägliches Ende. [...] Kein Wunder also, dass das fade Glück meiner ersten Lebensjahre bisweilen einen Todesgeschmack besaß: [...] ich verdankte meine Bedeutsamkeit einem nahe bevorstehenden Abscheiden [...] alle Kinder sind Todesspiegel« (ebd., S. 18)

Die Grenze zwischen der gegenseitigen Entwicklungshilfe und der Benötigung des anderen, wie Heisterkamp (2015) es ausdrückt, ist sicherlich fließend. Nach Vera King (2019) geht es im Spektrum der Bedingtheit oder Unbedingtheit im Umgang mit der jüngeren Generation um eine möglichst große Unbedingtheit. Das beinhaltet die »Gabe« als Gegenpol zur »bedingten Zuwendung« (King, 2019). Sartre (1964/2017, S. 20) schreibt über seine Kindheit: »Unablässig erschaffe ich mich; ich bin der Geber und die Gabe.« Sartres autobiografische Schrift ist ein plastisches Zeugnis davon, was das Kind erlebt, wenn es als vom Großvater benötigtes Objekt aufwächst.

Eine weitere Abwehrstrategie kann die Flucht in die Autonomie bzw. Selbstbestimmtheit darstellen, der werdende Großvater kann noch mal selbst eine neue Familie gründen und Vater werden. Verfolgt man Generativität unter einem patriarchalischen Blickwinkel so sind starke Generationenverschiebungen möglich.

Mein Patientin Anna (53) ist Mutter zweier Kinder und Großmutter eines Enkelkindes (2). Ihr 75-jähriger Vater ist mit seiner dritten Frau (38) verheiratet und hat mit ihr zwei Kinder, das jüngste ist ein Jahr alt und sowohl der Halbbruder von Anna als auch der Onkel von Annas Kindern und der Großonkel des Enkelkindes. Annas Vater ist Urgroßvater und Vater etwa gleich alter Kinder.

Die Möglichkeit, als Großvater noch Vater zu werden, ist ein Thema, das auch häufig in Filmen dargestellt wird. In dem Film *Opa wird Papa* (2018) von Markus Herling erwartet der Vater zweier erwachsener Kinder und werdende Opa Anton mit seiner zweiten Frau Johanna ebenfalls Nachwuchs. Weil seine Frau arbeiten möchte, versucht Anton, mit dem kleinen Otto im Arm, die Bauprojekte weiter zu steuern – wie vorher. Anton scheitert jedoch und muss erkennen, dass er beides zugleich nicht schafft. Er entschließt sich nun, sich ganz auf die Betreuung des Sohnes zu konzentrieren. Er absolviert ein optimiertes Erziehungsprogramm mit umfassender frühkindlicher Förderung und tritt in Konkurrenz mit den jungen Müttern. Er bootet sogar seine eigene Tochter aus, indem er durch eine großzügige Spende den begehrten Kitaplatz erhält. Das geht natürlich nicht gut und es kommt zum Streit. Der Film zeigt eindrucksvoll, wie Anton sich immer mehr verstrickt und schließlich erkennt, dass er seine Familie verliert, wenn er sein Verhalten nicht ändert. In Zuschauer*innen entsteht das Gefühl, als renne der alternde Mann um sein Leben.

Obwohl die lange Fruchtbarkeit des Mannes wahrscheinlich für das biologische Überleben der Spezies Mensch von Vorteil sein kann, ist im Einzelfall zu

überlegen, ob sie zur Abwehr der Todesangst genutzt wird. Teising (2008) hat darauf hingewiesen, wie schwierig das Altern für Männer mit einer phallisch-narzisstisch geprägten Persönlichkeitsstruktur ist. »Mit dem oft bis ans Lebensende praktizierten Versuch, die Welt phallisch zu erobern, soll das verloren gegangene Paradies, letztlich eine omnipotent beherrschbare und kontrollierbare Mutter, zurückerober werden« (ebd., S. 115). Ein phallisch-narzisstischer Bewältigungsversuch der Konflikte um die männliche Geschlechtsidentität, so Teising (ebd., S. 116), kann im Alter aber schwer aufrechterhalten werden. Eine erneute Vaterschaft im höheren Lebensalter kann auch als Beweis einer intakten Männlichkeit herhalten müssen, eine Rebellion gegen die Endlichkeit bedeuten und eine Nichtanerkennung der »facts of life« nach Money-Kyrle beinhalten.

In einem weiteren Film von Markus Herling, *Opa, ledig, jung* (2015), hält sich der 45-jährige Werner für einen alterslosen »Womanizer«, der sich um seine Familie nicht kümmert. Seine Tochter Julia vertraut ihm in einer Notsituation die Enkeltochter Zora an, wogegen er sich zunächst wehrt, aber dann merkt, dass er als angeblicher Vater der Kleinen auf dem Spielplatz »Beute« machen kann. Er verliebt sich dann in die junge Mutter Kathi und verstrickt sich, um ihr zu gefallen, in Not- und Lebenslügen. Der Film zeigt zunächst die Schwierigkeiten des Alterns für den Helden auf der phallisch-narzisstischen Ebene. Er kann als Frauenheld natürlich nicht Großvater sein. Als dann der wirkliche Vater des Enkelkindes davon erfährt, dass der Opa sich als Vater ausgibt, schlägt er ihn nieder. Hier nimmt die Geschichte eine Wendung und berührt, gewollt oder nicht, eine ödipale Ebene. Es begegnen sich Ödipus und Laios am Dreiweg. Der Kampf geht aber nicht tödlich aus; der Held Laios hat lediglich eine Blessur. Er wird dadurch »geläutert«, kann nun endlich erwachsener werden und zur Realität stehen. Freundin und Tochter verzeihen ihm. Hier ist der Film zu Ende. Werner könnte jetzt mit seiner Freundin eine Familie gründen und noch einmal Vater werden. Das legt die Geschichte des Films zummindest nahe. In mehreren gezeigten Filmszenen springt die scheinbar ödipal-inzestuöse Verstrickung von Vater und Tochter ins Auge. Das verdeutlicht, dass nicht nur Todesängste abgewehrt werden. Die notwendige Anerkennung der Vergänglichkeit und der Unvermeidlichkeit des Todes kann ebenso vermieden werden wie die Wahrnehmung inzestuöser Wünsche. Unbewusste Inzestwünsche können den werdenden Großvater sehr beunruhigen.

Mein Patient Walter (67) entwickelte, nachdem er seine Rente zunächst gelossen hatte, eine Angststörung. Er fühlte sich zunehmend unsicherer, weil die Panikattacken ihn aus »heiterem Himmel« ereilten, wie er sagte. Außerdem war er irritiert durch Albträume, aus denen er schweißgebädet aufwachte. Ständig befand er sich in Prüfungssituationen, in denen er versagte, Prüfungen, die er zur jeweiligen Zeit mit Bravour bestanden habe. Als erfolgreicher Manager habe er sich wenig um seine Frau und seinen Sohn kümmern können und wollte dies nun nachholen, indem er sich viel um seine Enkeltochter kümmerte und auch regelmäßige

Versorgungsaufgaben übernahm. Er erzählte begeistert von diesem kleinen Mädchen, das ihn »verzückte«, wie er sagte. Als die Vierjährige ihn eines Tages fragte: »Opa, stirbst du bald?«, konnte er zunächst lachend antworten: »Hoffentlich noch nicht«, geriet aber wenig später in Panik.

Obwohl er sich bewusst mit seinem Lebensende auseinandergesetzt hatte, wurde im Laufe der Therapie deutlich, dass er eher rationalisierend mit der Todesangst umgegangen war. Für seinen Sohn hatte er wenig Verständnis. Er kritisierte dessen mangelnde Tüchtigkeit und den wenigen Ehrgeiz. Der Sohn, der sich mehr um seine Familie kümmerte, als er selbst es seinerzeit getan hatte, könne doch mehr arbeiten und ihm mehr Betreuungspflichten übertragen, meinte er. Im Laufe der Therapie konnten die verschiedenen Konfliktlagen deutlich werden, sein Gefühl der Bedrohung durch die Vitalität seines Sohnes und der Enkeltochter, seine unbewusste Rivalität um die Schwiegertochter, die er »besser verstehe« als sein Sohn und deren jugendliche Schönheit zum Altern der Ehefrau in Kontrast stand.

Zum einen war Walter in der Laios-Situation – durch die nachfolgende Generation fühlte er sich bedroht. Gleichzeitig befand er sich aber auch in der Situation des Ödipus, der seine inzestuösen Wünsche von der Mutter auf die Schwiegertochter verschob. Ein Kollege erzählte mir im Gespräch darüber, dass er jetzt verstehe, warum er immer so betone, dass es seine Enkeltöchter seien, wenn er diese vorstelle. Dadurch sollten die darin abgewehrten inzestuösen Wünsche verborgen bleiben.

Iokaste

Genau wie Laios versagt auch Iokaste in ihrer elterlichen Funktion. Sie entscheidet sich zugunsten des Ehemanns gegen ihr Kind; eine triangulierende Funktion steht nicht zur Verfügung.

Im Ödipus-Mythos und auch im Drama von Sophokles wird Iokaste weitgehend passiv dargestellt. Ihr Begehrn lässt sich aber erschließen. Iokaste symbolisiert die weibliche Seite der ödipalen Situation im Erwachsenenalter. Iokaste ist diejenige Figur im Drama von Sophokles, die sich gegen die Aufdeckung der Verstrickungen richtet. Sie warnt ihren Sohn-Mann davor, seine Herkunft zu erforschen. In dem Maße, wie sie gegen die Erforschung der Hintergründe votiert, lässt sich vermuten, dass sie eine Ahnung von den Geschehnissen hat: »Wenn dir dein Leben lieb ist, forsche nicht nach diesen Spuren! Meine Qual genügt!«, beschwört Iokaste den Ödipus. Insofern kann man folgern, dass Sophokles Iokaste, obwohl er sie passiv darstellt, schon als wissend ansieht.

Der Iokaste-Komplex umfasst meines Erachtens aber nicht nur das inzestuöse Begehrn des Sohnes. Genau wie beim Laios-Komplex geht es hier auch um die Nichtanerkennung der Endlichkeit und er beinhaltet neben der elterlichen Ebene eine großelterliche.

Die Großmutter

Auch die Großmutterschaft stellt eine Schwellensituation dar, die werdende Großmutter hat aber zusätzlich noch andere Entwicklungsschritte zu bewältigen als der werdende Großvater. Dadurch ergeben sich auch andere Abwehrschriften.

Der Traum meiner Patientin Waltraud macht dies deutlich. Die 56-jährige Patientin berichtet in einer ihrer letzten Analysestunden folgenden Traum: »Ich stehe am Bahnhof, bei mir ist eine Bekannte mit einem Kinderwagen, in dem ist ein Baby. Der Zug fährt ein, es ist einer von diesen ganz alten Zügen, die vor 20, 25 Jahren hier fuhren, silberfarben. Der Zug ist überdimensional groß. Ich sage zu der Bekannten, das ist schwierig, den Kinderwagen in den Zug zu bekommen. Das wird schwierig, aber mit vereinten Kräften ist das möglich, schaffen wir das.«

Waltraud assoziiert dazu, der Bahnhof sei für sie eine Aufbruchssituation, wie auch jetzt am Ende der Analyse. Das Kind im Kinderwagen stehe für ihr inneres Kind, das müsse immer mit. Die Bekannte kenne sie seit 25 Jahren, sie fahre mit ihr in der Bahn zur Arbeit. Diese habe auch erwachsene Kinder. Während des Erzählens erinnere ich mich an die letzte Stunde, in der Waltraud sehr überraschend erzählt hatte, dass die Freundin ihres Sohnes schwanger sei, und sie ihrem Sohn geraten habe, einen Vaterschaftstest machen zu lassen. Ich deute daher, der Traum könne auch neben dem Thema des Abschieds in der Analyse in Zusammenhang mit der Nachricht des Sohnes stehen, dass sie Großmutter werde. Die alten Züge stünden dann für die Zeit, in der sie selbst noch mit Kinderwagen unterwegs gewesen sei, aber der Zug sei nun abgefahren. Waltraud reagiert verblüfft, findet diese Gedanken dann aber plausibel.

In den letzten Stunden der Analyse fanden neben dem Abschiedsthema auch die Gefühle über die nahende Großmutterschaft noch Platz. Die Patientin ergänzte, der Traum habe auch die Bedeutung, dass sie das »Klammern an früher fahren lassen solle«. Das Abschiedsthema in der Analyse verknüpft sich mit dem Abschied von der »heilen Welt« der jungen Familie, der sie lange nachgetrauert hatte. Nun steht auch das Thema des Abschieds von der Fruchtbarkeit an, das noch verbunden ist mit altem Groll auf den Mann, der ihr das dritte Kind verweigert und sie verlassen hatte. Sie kann nun verstehen, dass ihr Wunsch nach einem Vaterschaftstest auch ein Ausdruck ihrer eigenen Verleugnung ist, dass jetzt der Sohn Vater werden kann und sie an diesem Hergang völlig unbeteiligt ist.

Dieses Erleben des Unbeteiligteins beschreibt auch Margaret Mead (1972/1978, S. 224) eindrucksvoll in ihrer Autobiografie über die Geburt ihrer Enkeltochter Sevanne Magaret:

»Als die Nachricht eintraf, dass Sevanne Margaret geboren war, wurde mir plötzlich klar, dass ich, ohne etwas dazu beigetragen zu haben, mit einem neuen menschlichen Wesen biologisch verwandt war [...] Ich war nie auf den Gedanken gekommen, wie

seltsam es ist, es von ferne mit der Geburt eines biologischen Nachkommen zu tun zu haben. [...] dass man als Großmutter aus der Entfernung in einen Vorgang einbezogen war – dass irgendwo, Meilen entfernt, eine Kette von Ereignissen stattfand, die den eigenen Status für immer veränderten – daran hatte ich nicht gedacht, und ich fand es sehr merkwürdig. Ich empfand so etwas wie den Schock, den Menschen haben müssen, die ihr Leben lang sicher als Bürger der Nation, in die sie geboren wurden, gelebt haben und die dann plötzlich durch den willkürlichen Beschuß einer tyrannischen Regierung entreichtet werden [...] was mir geschah war [...] die willkürliche Bestätigung eines Status, den ich nicht selbst herbeigeführt hatte.«

Die Beschreibung von Margaret Mead macht das Gefühl der Ohnmacht und des Ausgeschlossenseins sehr ausdrucksstark deutlich.

Weibliche Abwehrstrategien

Als erste Psychoanalytikerin hat sich Helene Deutsch (1954) eingehend mit der Großmutterschaft beschäftigt. Sie versteht die Großmutterschaft nach Kindheit, Pubertät und realer Mutterschaft als vierte Periode der Weiblichkeit (ebd., S. 335). Nach Deutsch ist sehr häufig, dass Frauen als Großmutter »die Fortsetzung ihrer Mutterschaft« erleben. Nach einer Unterbrechung ihrer mütterlichen Leiden und Freuden rufen die Enkel dieselben emotionalen Reaktionen hervor, wie zuvor ihre Kinder (ebd., S. 335). »Allen diesen Großmüttern ist das Enkelkind vor allem und immer eine wirkliche, reale Wiederkehr des Kindes, ihres Kindes.« Ein wesentlicher Aspekt sei die Identifizierung mit der werdenden Mutter und die daraus erfolgende Gefahr, zur konkurrierenden Mutter zu werden. Diese Identifizierung kann das Ergebnis einer erfolgreichen Abwehr des Neides sein, was manchmal schwer zu durchschauen ist. Zunächst wird das beneidete Objekt oder der Objektanteil, zum Beispiel die Fruchtbarkeit, idealisiert – und dann erfolgt die Identifizierung. Der abgewehrte Neid kann so zu versteckter Destruktivität führen.

Interessanterweise beschreibt Helene Deutsch 20 Jahre später sich selbst als Großmutter in ihrer Autobiografie. Zur Zeit der Geburt ihres ältesten Enkels wiederholte sich bei ihr eine Kindheitsangst:

»Die Kindheitsangst, daß meinem Vater auf dem Nachhauseweg vom Kartenspiel in seinem Klub etwas Schreckliches zustoßen könnte, tauchte von Zeit zu Zeit im Verhältnis zu meinem Sohn wieder auf, noch intensiver aber in Zusammenhang mit meinem älteren Enkel Peter. Das Haus meines Sohnes in Cambridge ist nicht weit von unserem entfernt; als Peter zur Welt kam, wurde ein Raum im Erdgeschoß als Kinderzimmer für ihn eingerichtet. Jeden Abend machte ich einen Spaziergang zum Haus meiner Kinder, um mich selbst davon zu überzeugen, ob im Zimmer meines neuge-

borenen Enkels Licht brannte. Ich war von der völlig irrationalen Angst besessen, Peter könnte das Opfer einer Entführung werden« (Deutsch, 1973/1975, S. 194).

Helene Deutsch schreibt weiter, sie sei sich als Psychoanalytikerin über ihren eigenen Wiederholungzwang im Klaren und erkenne das ödipale Muster der Kindheitssituation. In beiden Situationen gehöre »ihr Geliebter« einer anderen Frau. Im Falle der Schwiegertochter habe sie aber keine rivalisierende Feindseligkeit verspürt, sondern nur irrational gefürchtet, dass diese nicht genug aufpassen werde, um den Enkel vor einer Entführung zu bewahren (Deutsch, 1973/1975, S. 194f.). Den 20 Jahre zuvor von ihr konzipierten Wunsch der Großmutter, Mutter sein zu wollen, reflektiert Deutsch hier nicht. Meines Erachtens impliziert diese Annahme einen Bemächtigungswunsch der Großmutter (Rosenfeld, 2010, 2016, 2017). Ich komme darauf zurück.

Durch Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit sind die Kinder in einer ganz anderen körperlichen Weise mit der Mutter verbunden als mit dem Vater. Der Körper der Mutter ist der »Ort des Geschehens« (Krüger-Kirn, 2015, S. 217) und Schwangerschaft und Geburt als »leiblich-affektives Erleben« (ebd., S. 259) zu sehen. Dieser Blickwinkel macht das Gefühl der Ohnmacht bei der werdenden Großmutter verständlicher. Der werdende Großvater hat durch das Erleben der Vaterschaft diese Distanz und Machtlosigkeit bereits erfahren, und er wird dies beim Erleben der Großvaterschaft auch nicht so in dem Maße als etwas Besonderes bemerken. Im Gegenteil, oft ermögliche das Alter und die damit verbundene Reife und die Tatsache, eventuell nicht mehr im Berufsleben zu stehen, keine existenziellen Sorgen mehr zu haben, für den Mann eine größere Intensität des Erlebens bei der Geburt eines Enkels als bei der Geburt des eigenen Kindes, wie Günter Heisterkamp (2015) beschreibt.

Anders bei der Großmutter: Die Ohnmachtserfahrung, die Trennung und Distanz vom Geschehen bringen die werdende Großmutter in eine Position, die der väterlichen Position ähnelt. Viele Frauen erinnern sich stark an die eigenen Schwangerschaften und Geburten und träumen häufig davon, wenn sie Großmütter werden. Wie Margaret Mead das eindrücklich beschrieb, wurde es mir auch in Therapien und Analysen berichtet, dass die körperliche Distanz, quasi *die Fortpflanzung außerhalb des eigenen Körpers* Hilflosigkeit und Unruhe auslösen kann. Es wird eine neue Mütterlichkeit geweckt, die verarbeitet werden muss, da sie sich nicht auf das *innen* befindliche Kind richten kann. Wird das bewusst erlebt, ist es immer auch mit Trauer darüber verbunden, dass das Kind nicht im eigenen Körper wächst. Wird es nicht bewusst erlebt ist die Gefahr der autoaggressiven Verarbeitung gegeben, psychosomatische Erkrankungen und Depressionen oder eine psychosoziale Abwehr sind da zu nennen.

Eine Kollegin erzählte mir, dass sie sich, als ihre Tochter schwanger war, ganz unbewusst auch einen ganz weiten Mantel gekauft habe. Jahre später, als sie sich

mit ihrer Tochter Fotos angeguckt habe, sei ihr der Mantel aufgefallen und sie habe gesagt, »Ach, das ist der Mantel, den ich mir gekauft habe, als ich mit Max schwanger war.« In dem Moment war es ihr dann klar, nicht sie, sondern die Tochter war mit Max schwanger gewesen. Diese Fehlleistung hat ihr damals unbewusstes Handeln offenbart. Frank (2018) gibt dazu auch ein eindrucksvolles Fallbeispiel. An anderer Stelle habe ich von einer Patientin berichtet, deren Identifikation mit der Schwiegertochter so weit ging, dass sie phantasierte, selbst schwanger zu sein, und sogar glaubte, Kindsbewegungen zu spüren (Rosenfeld, 2010).

Diese Phänomene können auch als ein Ausdruck weiblichen Gebärneides verstanden werden. Der ist dann im Unterschied zum männlichen Gebärneid durch die Erfahrung und das Erleben geprägt, eine einmal besessene Fähigkeit verloren zu haben. Dieser Verlust stellt einen wesentlichen Unterschied zur männlichen Entwicklung im höheren Lebensalter dar. Das Klimakterium bedeutet für die Frau häufig auch einen körperlichen Einbruch, der schon früher zwingt sich mit der Vergänglichkeit auseinanderzusetzen.

In dem deutschen Film *Eine Chance für die Liebe* geht es vordergründig um die Auseinandersetzung mit der Seelennot einer Krebspatientin. Die ehemalige Konzertpianistin und jetzt Mitarbeiterin einer Konzertagentur, Marianne, bekommt nach immer wiederkehrenden starken Bauchkrämpfen die Gewissheit, dass sie Bauchspeicheldrüsenkrebs hat. Die Ärztin rät zur sofortigen Operation. Je früher, desto besser seien die Chancen, freilich berge die Operation auch ein Risiko. Doch Marianne verdrängt zunächst den Rat der Ärztin: Familie und Berufsleben fordern sie: Tochter Sandra bekommt gerade ein Kind, dessen Vater sie verschweigt, und Sohn Oliver ist arbeitslos, in der Ehe mit Paul fühlt sie sich nicht gesehen. Um nachdenken zu können, nimmt sie sich eine Auszeit und trifft dabei ihren verständnisvollen Jugendfreund Philipp. Die Erinnerung an einst gemeinsam verbrachte romantische Zeiten weckt in Marianne die Lebensgeister und sie versucht noch einmal in ihren früheren Beruf als Konzertpianistin Fuß zu fassen. Lange steht nun auf der Kippe, ob der Jugendfreund nicht die neue große Liebe für Marianne wäre. In der Zwischenzeit wird das Enkelkind geboren. Als Marianne ins Krankenhaus eilt, um es zu begrüßen, bricht sie auf dem Flur zusammen. Die Heldenin krümmt sich vorüber und erweckt so den Eindruck, eine Geburt stünde bevor. Marianne wird nun operiert und die Geschichte endet in Harmonie, die Familie wächst wieder zusammen.

Auf eine andere Ebene geschaut, die Ebene einer möglichen unbewussten Phantasie, lässt sich der Film auch ganz anders lesen: Marianne wird von der Schwangerschaft der Tochter überrascht. Unbewusst nimmt sie wahr, dass ihr eigener Bauch leer ist und ist darüber neidisch und wütend. In ihrem Bauch wächst etwas Böses. In Konkurrenz mit der Tochter erlebt sie Geburtswehen und kann sich dann von dem Bösen (Tumor) trennen.

Diese zunächst misslingende Form der Verarbeitung von Großmutterschaft, bei der die Wut als Kränkungswut bewusst oder unbewusst im Vordergrund steht und der Neid sich in destruktiver oder autodestruktiver Weise äußert, kann an dem Weg der Trauer und des Verzichts gelingen oder scheitern. Wie schon erwähnt, scheint mir der Bemächtigungswunsch ein zentrales Phänomen in der Beziehung der Großmutter zum Enkelkind zu sein, als primärer Wunsch, oder auch als Verarbeitung des Neides. Auch die Angst vor der Entführung des Enkels wie Helene Deutsch das beschrieben hat, drückt meines Erachtens einen abgewehrten Bemächtigungswunsch aus.

Dass eine Großmutter sich ihrer Enkelkinder bemächtigt, findet sich als Thema in vielen Geschichten und Filmen, was darauf hindeutet, dass bei dem Thema archaische Ängste angerührt werden. In dem Film *Sissi, die junge Kaiserin* (1956, Regie: Ernst Marischka) kommt Sissi plötzlich in ein leeres Kinderzimmer (00:46:15). Ihre Schwiegermutter hat das Kind ohne ihr Wissen an sich genommen. Die frischgebackene Großmutter der kleinen Prinzessin bemächtigt sich dieser; sie »entwendet« der jungen Kaiserin das Kind und rechtfertigt dies mit den Worten: »Du bist selbst noch ein Kind, deshalb wirst du die Erziehung des Kindes gefälligst mir überlassen« (00:47:50). Zur anderen Großmutter sagt sie, dass sie der Überzeugung sei, dass »Frauen in unserem Alter Kinder besser erziehen können« (01:19:05).

Die Wunscherfüllung, sich der Enkelkinder zu bemächtigen und deren Mutter zu sein, führt uns zu Iokaste. Iokaste erfüllt sich nämlich nicht nur den inzestösen Wunsch nach dem Sohn, sondern auch den Wunsch, Mutter ihrer eigenen Enkelkinder zu sein. Diese Bemächtigung, die die Eliminierung einer Generation beinhaltet, kann mehr oder weniger offen oder sehr subtil, bewusst oder völlig unbewusst erfolgen. Eine Patientin berichtete mir, dass ihr plötzlich aufgefallen sei, dass ihr Hochzeitsfoto bei ihrer Schwiegermutter an der Wohnzimmerwand verschwunden sei und stattdessen dort ein Foto von ihrem Mann und den Kindern hänge. Sie habe sich dadurch verletzt gefühlt, quasi eliminiert.

Abschließende Überlegungen

Ich habe versucht zu zeigen, dass im Ödipus-Mythos nicht nur die kindlichen und erwachsen-elterlichen Entwicklungsaufgaben symbolisiert sind, sondern auch die großelterlichen. Die schon für die Elternschaft notwendige Anerkennung der Endlichkeit, Vergänglichkeit und Unvermeidlichkeit des Todes ist in einer Neuauflage auf der Schwelle zur Großelternschaft zu bewältigen. Darin unterscheiden sich Laios' und Iokastes Entwicklungsaufgaben nicht. Gleichzeitig werden dabei aber geschlechtsspezifische Konflikte um meist unbewusste Inzestwünsche aufgeworfen, die zur Verarbeitung anstehen. Sie können abgewehrt werden, zur Symptombildung führen oder in einer neuen Konsolidierung der Geschlechtsiden-

tität münden. Dabei ist zu unterscheiden, dass für die Frau Generativität zunächst ein eng mit dem eigenen Körper verbundenes Geschehen ist und sie sich bei dem Erleben der Großmuttererschaft von diesem Körpererleben verabschieden muss.

Generativität kann dann gelingen, wenn sich nicht zwei Generationen gegen die dritte verbünden, sondern die jeweiligen Generationengrenzen akzeptiert werden und eine innerseelische Integration der Drei-Generationen-Folge ermöglicht wird.

Literatur

- Bernays, A. (2004). *Eine Wienerin in New York*. Berlin: Aufbau.
- Beauvoir, S. de (1972/2015). *Das Alter*. Hamburg: Rowohlt.
- Burnett, F. H. (1886/2012). *Der kleine Lord*. Köln: Anaconda.
- Deutsch, H. (1954). *Psychologie der Frau*. Bern: Hans Huber.
- Deutsch, H. (1973/1975). *Selbstkonfrontation*. München: Kindler.
- Erikson, E. H. (1959/1966). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Frank, C. (2018). Intrapsychische Megalomanie als eine Form der Rebellion gegen Endlichkeit. In B. Unruh, I. Moeslein-Teising & S. Walz-Pawlita (Hrsg.), *Rebellion gegen die Endlichkeit* (S. 230–240). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Gersdorff, D. von (2009). *Goethes Enkel. Walther, Wolfgang und Alma*. Frankfurt/M.: Insel.
- Hammer, E. (2017). *Großvater sein*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Heisterkamp, G. (2015). *Vom Glück der Großeltern-Enkel-Beziehung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Hugo, V. (1877). *L'art d'être grand-père*. Paris: J. Hetzel.
- King, V. (2020). Generativität und die Zukunft der Nachkommen. Krisen der Weitergabe in Generationenbeziehungen. In M. Moeslein-Teising, G. Schäfer & R. Martin (Hrsg.), *Generativität* (S. 13–28). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Krüger-Kirn, H. (2015). *Die konstruierte Frau und ihr Körper*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Lücke, T. (1985). *Victor Hugo*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Mead, M. (1972/1978). *Brombeerblüten im Winter*. Hamburg: Rowohlt.
- Mertens, W. & Waldvogel, B. (Hrsg.). (2000/2002). *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Morbitzer, L. (2017). Der Laios-Komplex – Zur Psychodynamik der Begegnung der Generationen. In L. Tamulionyte, G. Allert, K. Albert, A. Bilger, D. Feil, H. Kächele, R. Roos, C. Schwilk & J. A. Spiekermann (Hrsg.), *Brüche und Brücken. Wege der Psychoanalyse in die Zukunft. Arbeitstagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung in Ulm vom 3. bis 6. Mai 2017* (S. 340–363). Gießen: DPV.
- Morbitzer, L. (2018). Laios und Lord Voldemort. In B. Unruh, I. Moeslein-Teising & S. Walz-Pawlita (Hrsg.), *Rebellion gegen die Endlichkeit* (S. 95–110). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Rosenfeld, S. (2010). Wenn Trauer nicht möglich ist. Die übergriffige Großmutter. *Psychotherapie im Alter*, 7(2), 151–160.
- Rosenfeld, S. (2016). Venus und Jokaste. Über verleugnete Konflikte im Kontext der großmütterlichen Liebe. *Psychotherapie im Alter*, 13(3), 321–333.
- Rosenfeld, S. (2017). Die innere Welt der werdenden Großmutter im Spannungsfeld von Begehrten, Neid und Bewunderung. In I. Focke, E. Pioch & S. Schulze (Hrsg.), *Neid. Zwischen Sehnsucht und Zerstörung* (S. 197–208). Stuttgart: Klett-Cotta.

- Sartre, J.-P. (1964/2017). *Die Wörter*. Hamburg: Rowohlt.
- Schwab, G. (1986). *Die schönsten Sagen des Altertums*. Stuttgart: Reclam.
- Spyri, J. (1880/2013). *Heidi*. Köln: Anaconda.
- Teising, M. (2005). Das Bild des alternden Mannes – die Entwicklung seiner Geschlechtsidentität, sein Körper und seine narzisstischen Konflikte. *Psychotherapie im Alter*, 2(4), 71–81.
- Teising, M. (2008). Am Lebensende – zwischen narzisstischer Abwehr und »facts of life«. *Psychotherapie im Alter*, 5(2), 201–212.
- Teising, M. (2009). Der Konflikt zwischen Laios und Ödipus. Männliche Identität im Prozess des Alterns in Übertragung und Gegenübertragung. In F. Dammasch, H.-G. Metzger & M. Teising (Hrsg.), *Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen* (S. 99–108). Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Teising, M. (2012). Einführung in die Tagung »Generativität und Generationenkonflikte« 2011. In DPV (Hrsg.), *Generativität und Generationenkonflikte. DPV-Tagungsband*. Frankfurt/M.: Geber & Reusch.

Die Autorin

Stefanie Rosenfeld, Dr. med., Lehranalytikerin (DGPT, DPG), ist als Psychoanalytikerin (DGPT/DPG/DPV/IPA) in eigener Praxis in Düsseldorf niedergelassen. Sie veröffentlichte zu den Themen Alter, Großmutterlichkeit und weibliche Aggressivität. Ihre Themenschwerpunkte sind Generativität und Geschlechterspannung.

Kontakt: Dr. med. Stefanie Rosenfeld, Bagelstraße 104, 40479 Düsseldorf; E-Mail: dr.st.rosenfeld@icloud.com

Der letzte Wille

**Die eigene Endlichkeit denken und antizipieren können,
dass das Leben weitergeht**

Gabriele Junkers

Das Leben ändert sich in einem Augenblick.
Man setzt sich zum Abendessen und das Leben,
das man kennt, hört auf.

Joan Didion (2008)

Einführung

Will ich über »meinen letzten Willen« nachdenken, bin ich unweigerlich mit der Frage konfrontiert: Was bedeutet Generativität für mich ganz persönlich? Bin ich bereit, meine eigene Vergangenheit zusammen mit meiner Gegenwart und verknüpft mit der erdachten Zukunft des Lebens nach mir und ohne mich in den Blick zu nehmen?

Ein Nachdenken darüber erfordert noch mehr:

- sich gedanklich zwischen dem Bewussten und dem angenommenen Unbewussten zu bewegen,
- zeitanerkennendes und zeitloses Denken zu wagen,
- sich gedanklich zwischen dem Sein im Hier und Jetzt und gleichzeitig dem Morgen ohne mich zu bewegen,
- mir gegenüber Zeugnis abzulegen, welche Menschen und welche Beziehungen mir was bedeuten,
- zwischen ökonomischen Fakten einerseits und emotional hoch besetzten Beziehungen andererseits,
- zwischen dem Stolz auf Erreichtes und dem Betrauern von zerplatzten Lebensträumen pendeln zu können.

Meistens wird ein Testament nach bestem Wissen und Gewissen verfasst. Aber die Wirrnisse von Lebensereignissen, von Beziehungswandel, den rechtlichen Grundlagen und deren Auslegungen sowie die Veränderungen in der Lebensumwelt machen es kaum möglich, es richtig zu machen. Nach objektiver Gerechtigkeit suchen wir vergeblich, denn Gerechtigkeit beim Verfassen eines Testamentes fußt immer auf der subjektiven Empfindung. Darüber hinaus werden wir uns auf eine Diskussion angesichts des Todes einlassen, ein Unterfangen, das meist jegliche rationale Diskussion und Argumentation außer Kraft setzt. Es geht um die Empfehlungen

lung des »Probesterbens«, das die Hamburger Rechtsanwältin und Erbrechtlerin Katja Habermann als die wichtigste Haltung für das Verfassen eines Testamentes empfiehlt.

Was fordert dieses sogenannte Probesterben vom potenziell Verfügenden, um eine Entscheidung im Sinne einer reifen, konstruktiven Generativität treffen zu können? Ich werde folgende Aspekte herausgreifen, nämlich

- die Einstellung zum Älterwerden,
- die Einstellung zur Zeit oder Zeiterfahrung,
- die Fähigkeit zur Identitätsarbeit und
- die Einstellung zur Einsamkeit und Triangulierung,

Abschließend möchte ich auf einen uns Psychoanalytiker*innen und Psychotherapeut*innen betreffenden Sonderfall einer Verfügung eingehen, der auf unsere eigene Haltung zur beruflichen Generativität verweist: die Praxisverfügung.

Ein Beispiel zur Einstimmung

Ich beginne mit einem uns allen vertrauten Fall, bei dem kein Testament verfasst und hinterlassen wurde: Pablo Picasso war 91 Jahre alt, als er starb. Hat das Fehlen einer Verfügung dazu beigetragen, dass sich nach seinem Tod unter seinen Angehörigen eine Reihe menschlicher Dramen abspielte? Sein Enkel Pablito versuchte, sich unmittelbar nach dem Tod des Großvaters zu vergiften, und starb einige Monate später. Sein Sohn Pablo erlag zwei Jahre später den Folgen seines Drogen- und Alkoholkonsums. Weitere zwei Jahre später erhängte sich die langjährige Geliebte des Malers, Marie-Thérèse Walter. Picassos zweite Ehefrau, Jacqueline Roque, erschoss sich 13 Jahre nach dem Tod des Künstlers.

Picasso war sein Leben lang von einem beispiellosen Schaffensdrang besessen: Das unvollständige Werkeverzeichnis umfasst allein 33 Bände. Die Aufteilung seines Erbes mit geschätzten 300 Millionen Euro, unter anderem etwa 1.200 Skulpturen, 3.200 Keramiken, 1.900 Gemälden, Geldanlagen und Immobilien, nahm mehrere Jahre in Anspruch, beschäftigte viele Jurist*innen und kostete sehr viel Geld. Zum großen Teil musste erst aufgespürt werden, wer und warum wer erbberechtigt war. Der französische Staat entschied, die fällige Erbschaftssteuer in Form von Kunstwerken einzuziehen; sie bildeten – ein Vorteil für die Nachwelt – den Grundstock der heutigen Sammlung des Picasso-Museums in Paris.

Picassos Lebensmotto war gewesen: »Ein Maler darf niemals das tun, was die Leute von ihm erwarten«. »Um eine Taube zu malen, muss man ihr erst den Hals umdrehen!« So zitiert seine Enkelin Marina Picasso (2001) ihren »allmächtigen, unantastbaren Großvater«. Sie versucht in ihrem Buch *Und trotzdem eine*

Picasso ihre Kindheitserinnerungen mit den Augen der Erwachsenen zu untersuchen. Über sich selbst sagt sie, sie sei dem destruktiven Sog seiner Persönlichkeit nur mithilfe einer Psychoanalyse entkommen und habe erst auf diesem Weg ihre eigene Persönlichkeit gefunden.

Das Genie Picasso erscheint in der Rückschau impuls- und triebgesteuert. Wie seine zum Teil sehr unterschiedlichen Schaffensepochen unvermittelt nebeneinanderstehen, so existierten in ihm scheinbar völlig gegensätzliche Seiten seiner Persönlichkeiten wie unverbunden nebeneinander. Seine Enkelin beschreibt, er sei ein Genie, ein Koloss, ein Tyrann und ein Mann gewesen, der vergessen habe, was Menschlichkeit bedeutet. Er behandelte seinen Sohn mit Verachtung und schien Gefallen daran zu finden, andere seine (All-)Macht(s)position spüren zu lassen: Seine Umgebung hatte sich nach seinen Wünschen zu richten. Er lebte gewissermaßen in seinem eigenen Universum, führte Regie, brach mit Konventionen, reflektierte (soweit den Beschreibungen zu entnehmen ist) wenig, sondern erschuf konkret das, was in ihm arbeitete. Er war dominant, aber zugleich auch ängstlich, er war sadistisch, aber auch mitfühlend, er fühlte sich einerseits beraubt und verfolgt und verschenkte andererseits großzügig eigene Werke an Menschen, die ihm wichtig waren.

Die Lebensrealität von Endlichkeit, Altern und Tod, von der »ihm davolaufenden Zeit« – wie er es nannte – und der darin enthaltenen Grenzsetzung versuchte er zu bekämpfen: Dies thematisierte 2007 eine Ausstellung zum Spätwerk des Künstlers: »Picasso – Malen gegen die Zeit«, in der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen. Als zentrale Themen des späten Picasso wurden Liebe und Tod, Eros und Thanatos benannt. Seine Enkelin erinnert sich, dass er gesagt hat:

»Ich habe den Eindruck, dass die Zeit immer schneller an mir vorüberzieht. Ich bin wie ein Fluss, der sich weiterwälzt und Bäume mit sich führt, die zu nahe an seinen Ufern wuchsen, oder tote Kälber, die man hineingeworfen hat, oder alle möglichen Mikroben, die in ihm gedeihen« (Picasso, 2001).

Er ahnte, dass die eigene Vergänglichkeit unabwendbar ist, und versuchte diese Bedrohung um den Preis zunehmender Vereinsamung durch ein drängendes künstlerisches Mitteilungsbedürfnis zu bewältigen. Nur über das Auge, gewissermaßen das Seelenfenster, teilte er sich wortlos mit. Er verfügte kein Testament im Sinne eines generativ orientierten Fürsorgebedürfnisses, sondern lässt die (Nach-)Wirkungen seiner Persönlichkeit in seinen Nachkommen lebendig bleiben – allmächtig, wie es bereits der 14-Jährige nach bestandener Aufnahme in die Hochschule der Künste erlebt haben muss, als sein Vater ihm den eigenen Malerpinsel mit den Worten übergab: »Angesichts deiner Kunst werde ich nie mehr malen.« Vater und Sohn verband offenbar die grandiose Idee, sich dem ödipalen Kampf nicht stellen zu müssen.

Das Testament als geronnene Beziehungsgeschichte

Wie am Beispiel von Picasso beschrieben, geraten viele Familien ins Wanken, wenn die Eltern sterben: Bei dem Erbe geht es immer um viel mehr als um konkrete Werte und Geld. Es geht um das daran geheftete Symbolische, die vielfältigen unbewussten Bedeutungen und die Affekte aus den verschiedenen Beziehungen zu Kindern und Verwandten. In vielen Verfügungen sowie den Reaktionen der Erbenden oder eben auch nicht Erbenden spiegelt sich eine lange Beziehungsgeschichte wider mit erfüllten und/oder enttäuschten gegenseitigen Erwartungen. Abzuwägen, »wer mehr bekommt«, scheint so wichtig, weil es auf die immer wieder gestellte Frage: »Wer wurde mehr geliebt?«, eine Antwort zu geben scheint. Das bedeutet: Viele Reaktionen auf die Mitteilungen des faktischen Testaments lassen sich nur durch längst überwunden geglaubt Gefühle – teils bewusste, teils unbewusste – aus der Vergangenheit, meist aus der Kindheit, verstehen. Auch bei der Erblasserin oder dem Erblasser spielen Gefühle eine entscheidende Rolle: Wer liebt mich mehr, wer hat mich enttäuscht, wem möchte ich dies oder jenes übergeben, was mir so viel bedeuter? Wer ist der Richtige, um mein Erbe zu schätzen und zu bewahren? Aber wissen auch die Eltern, was sich ihre Kinder für die eigene Zukunft wünschen? Oder sollten sie das tun, was etwa der Vater bestimmt? So gesehen enthält eine Erbverfügung für viele eine scheinbare Klärung der Beziehungsgeschichte, wie sie sich ein Leben lang entwickelt hat. »Da kommt die ganze Kindheit hoch!« Ein Erbe wird zwischen Geschwistern unter Umständen im Sinne der früh durchlebten und vergangenen Gefühlswelt der familiären Beziehungen interpretiert: »Vater hat dich schon immer lieber gehabt.« »Du hast dich schon immer bei Mutter eingeschmeichelt.« Viele verschiedene Facetten sind denkbar. Oft wird um ein Erbe gekämpft, und häufig ist es einfacher, diesen Kampf über Materielles auszutragen, über Besitz, Geld oder kleine Dinge; die vermeintliche Liebe steckt dann im Millionenerbe oder eben auch im Lieblingssteller von der Großmutter. Auch in Familien, in denen sich bislang fast alle gut verstanden zu haben scheinen, bricht plötzlich Streit aus, wenn der eine oder andere sich ungerecht bedacht fühlt. Wer aber hilft nun, da die Eltern nicht mehr leben? Bei mehreren Geschwistern soll es womöglich der große Bruder richten, der als Stellvertreter »was machen soll«. Ist keine Lösung des Konflikts unter den Erben selbst zu erreichen, werden Mediation, Gerichte oder ein Schiedsgericht angerufen. Aufgestaute, nie an die Oberfläche gelangte Konflikte zwischen den Geschwistern können sich nun Bahn brechen. Eingeschaltete Mediator*innen stoßen in solchen Fällen oft an die Grenzen ihrer Bemühungen um eine Lösung des Konflikts, da sie sich gegenüber den auftauchenden heftigen Affekten ohnmächtig fühlen und einsehen müssen, dass die Bearbeitung der unbewussten Konflikte und Affekte auf einer bewussten und rational argumentierenden Ebene nicht möglich ist.

Ein Blick in die Literatur liefert uns zahllose Beispiele, bei denen durch den Akt des Vererbens lebenslang wirksame Gefühle aus den Beziehungen des Erblassers oder der Erblasserin ans Licht zu kommen scheinen: So etwa beschreibt es Jean Paul in seinem vierbändigen Roman *Die Flegeljahre* (1805). Die ein Erbe Erwartenden sollen eine Lektion erteilt bekommen: Das hinterlassene Haus soll an denjenigen vererbt werden, der bei der Testamentseröffnung als Erster Tränen vergießt. Das vermeintliche Motiv des Erblassers ist: Wenn diese Person weint, hat sie mich lieb und dafür soll sie belohnt werden.

Dürrenmatt (1998) beschreibt die Milliardärin Claire Zachanassian, die in ihre Heimat zurückkehrt, um Rache an ihrem ehemaligen Geliebten, Alfred Ill, zu üben, indem sie die Erben die Folgen ihrer Gier erleben lassen möchte. Auch der schwer kranke, exzentrische Milliardär Troy Phelan, den uns John Grisham (*Das Testament*, 2001) beschreibt, möchte mit seinem Testament seinen Erben ein Schnippchen schlagen und sie so mit ihrer eigenen Gier konfrontieren.

Jüngst schildert Karl-Heinz Ott (2015) im Treffen von vier Geschwistern unmittelbar nach dem Tod ihres Vaters ein »Schaulaufen gescheiterter Existenzen«. In seiner Geschichte *Auferstehung* schafft es der Autor, seine Figuren zu demaskieren und ihr wahres Gesicht zum Vorschein zu bringen.

Die psychologische Dimension des Testamente

Unter einem Testament verstehen wir juristisch eine vor dem Gesetz wirksame, einseitige, formbedürftige, schriftliche und jederzeit wiederrufbare Willenserklärung des Erblassers oder der Erblasserin über sein/ihr Erbe, die erst im Falle seines/ihres Todes Wirkung entfaltet. Ohne eine persönliche Verfügung (in handschriftlicher Form mit Datum versehen, am besten durch den Anwalt beglaubigt) tritt heute die gesetzliche Erbfolge in Kraft und es gibt keinen persönlichen Einfluss mehr darauf, was mit dem Nachlass geschieht.

Ein Testament zu verfassen, ist ein zutiefst psychologisch motivierter Umgang mit materiellen und immateriellen Gütern und Werten und schließt die Haltung gegenüber dem Bewahren oder der Beziehungslosigkeit durch das Einfach-geschehen-Lassen mit ein. Dies möchte ich mit einem von mir geführten Vorgespräch vor Augen führen:

Frau J., 66 Jahre, verheiratet, sucht mich drei Jahre nach ihrer Pensionierung als Lehrerin auf und möchte »in einer Psychoanalyse all das aufarbeiten, was sich so angesammelt hat«. Sie schildert viele, insbesondere hypochondrische Ängste und resümiert, dass ihr mehrere Klinikaufenthalte nichts gebracht hätten. Statt von sich zu sprechen, wechselt sie abrupt das Thema und berichtet von ihrem sehbehinderten Sohn, der ihr viele Sorgen mache, vor allem wegen seiner Zwangssymptome und des häufig sehr »merkwürdigen« Verhaltens (die Beschreibung legt den Verdacht einer

Psychose nahe), das aber nach seinem Auszug von Zuhause verschwunden war. Nach einer Hüftoperation mit anschließenden Rückenproblemen sei es ihr immer schlechter gegangen, dann sei auch noch ihr Mann (+9) erkrankt. Sie habe schreckliche Angst, alleingelassen zu werden.

Den vereinbarten Folgetermin sagt sie mit der Begründung ab, sie müsse die alte Tante pflegen, da sei jemand ausgefallen. Das zweite Gespräch eröffnet sie mit Variationen von sich wiederholenden Klagen: Alle anderen hätten es besser, nur ihr ginge es so schlecht, diese Schmerzen, und nun auch noch der Tinnitus. Eben: Alle anderen hätten es besser. Therapie mit Cortison, das sei doch nicht normal, die habe sie abgelehnt: »Das ist doch falsch bei so was, nicht wahr?«

Ich sage ihr, dass sie es als unerträglich empfinde, dass mit dem Älterwerden Störungen des Befindens und Schmerzen auftreten könnten. Kategorisch lehnt sie ab und insistiert: So was gebe es wohl, aber bei ihr, das sei doch einfach nicht normal, das sei alles psychisch und deshalb wolle sie jetzt eine Analyse. Vorsichtig deute ich an, es gebe so etwas wie Vor- und Fürsorge für den eigenen Körper, mit dem einige Beschwerden zu lindern sein könnten. »Ja, ja, das Älterwerden, hören Sie mir damit auf«, weist sie mich schroff zurück: »Ach, das weiß ich doch alles, ja, man müsste mal ... aber ... man müsste mal.«

Ich fühlte heftigen Ärger über eine so massive Verleugnung des Älterwerdens in mir aufsteigen und sage, sie sei doch eine kluge Frau, und dennoch mangle es ihr offenbar an Ernsthaftigkeit, um das, was sie vom Kopf her für richtig halte, in die Tat umzusetzen? »Genau, genau!« Ermuntert durch ihre Reaktion frage ich, ob das schon immer so in ihrem Leben gewesen sei? Ihr fällt spontan ein Klassentreffen ein: »Als ich die Einladung bekam, habe ich abgesagt, aber dann bin ich doch wegen einer ganz anderen Sache in meine Heimatstadt gefahren.« Nur durch Zufall traf sie dort eine alte Freundin, die sie prompt mit den Worten begrüßte: »Ich wusste, du würdest wieder kurz vorher absagen.« Darin, so berichtete sie, sehe ihre Freundin einen typischen Zug an ihr und habe es auch durch viele Erinnerungsbeispiele belegt. In der Tat habe sie das sehr gekränkt, aber sie müsse zugeben, es sei wohl wahr. Ich frage: »Sie finden es vernünftig, sich mit anderen Menschen zu treffen, aber eigentlich hat es keine Bedeutung für sie, genauso wenig wie zum Beispiel auch die Vor- und Fürsorge für sich selbst in Bezug auf das Älterwerden?« Das stimme wohl, sie wolle immer so viel haben, aber immer wieder verhindere sie Kontakte im letzten Moment. Wie auch mit ihrem Mann: Sie überlegt, ob sie sich nicht besser von ihm scheiden lassen solle, er gebe ihr so auf den Keks mit seinem Altwerden! Aber ihn pflegebedürftig allein zu lassen, nein, das gehe absolut nicht. Dann, sage ich, gebe es ja für die nächsten 30 Jahre im Vorfeld vieles zu bedenken und zu regeln. »Nein, mit all dem will ich nichts zu tun haben! Nein, eine Patientenverfügung, ein Testament, nein, niemals!« »Aber neulich mit unseren Freunden, er 80 und sie 78 Jahre alt«, erinnert sie dann, »da haben wir auch gesagt: Man müsste mal«, aber dabei bleibe es dann ...

Meine Patientin konnte den Gedanken, dass sie es sei, die im Älterwerden begriffen ist, nicht aushalten. Als sei sie überzeugt, schon der Gedanke an das Älterwerden, an Vorsorge dafür oder gar das Sterben, bringe ihr ganz konkret den Tod.

In mir entsteht das Bild eines kleinen Mädchens, das nie einen verlässlichen Container verfügbar wusste und ihn deshalb nicht verinnerlichen konnte. Ihre Erfolge im Leben wurden durch ihre von Pflicht und Gehorsam geprägte Haltung erreicht und zusammengehalten; gute Objekte konnten offenbar nicht genügend internalisiert werden, sodass sie in dieser Entwicklungskrise nicht auf eine stabile innere emotionale Basis zurückgreifen kann. Ich fühlte mich nach diesem Gespräch traurig und empfand eine große innere Leere. Meine Befürchtung war: Sie wird möglicherweise eine Analyse *redend* hinter sich bringen, ohne wirklich erreichbar zu sein, wie auch die vielen vorherigen therapeutischen Bemühungen somatischer und psychologischer Art von ihr nicht aufgenommen und umgesetzt werden konnten.

Wie ein Testament verfasst wird (oder auch nicht), gibt uns tiefen Einblicke in die geronnene Psychodynamik eines Menschen, in seine Beziehung zur Realität und die Welt seiner Objektbeziehungen. Sie bringt Dimensionen des Vergangenen hervor, die meist im Schatten aktiv waren und häufig nicht am Tageslicht geklärt werden durften. Das Testament kann agierte Affekte enthalten, die nicht unbedingt nur den Erben gelten, sondern auch via Projektion und Introjektion Erinnerungs- und Identifikationsspuren der Altvorderen enthalten.

Die Prokrastination des letzten Willens ist weitverbreitet: »Stimmt, wir müssten mal«, oder: »Das mache ich, wenn ich alt bin!« Aber warum eigentlich? Wir versichern ja unsere Wohnung auch nicht erst, wenn es brennt, sondern vorsorglich, das heißt auch wenn das Risiko noch so klein ist: Sicher ist sicher, sonst trifft es womöglich doch mich. Der Unterschied liegt in der Erwartung: Wenn ich tot bin, tut es mir nicht mehr weh.

Eine besondere Situation entsteht, wenn es etwa um die Fürsorge für das Fortbestehen eines Familienerbes, beispielsweise eines Familienbetriebes oder Unternehmens geht. Hier steht mehr die Frage nach der Verantwortung für eine erarbeitete Sache, ein Familienerbe, eine Art Respekt vor dem Werk der vorherigen Generation(en) im Vordergrund. Entscheidet etwa das Familienoberhaupt allein, ohne Konsultation der Familie, so möchte er oder sie das verfügen, was in seinen oder ihren Augen das Beste für das Unternehmen ist und den vorhandenen oder auch mangelnden Fähigkeiten der Kinder gerecht wird. Entscheiden sich die Eltern, das potenzielle Erbe zu Lebzeiten mit den Kindern zu besprechen, kann dies bereits dann schon zu heftigen familiären Konflikten führen. Denn ein Testament löst im Augenblick seiner Veröffentlichung Affekte aus und führt unter Umständen zu heftigen Übertragungsreaktionen bei den Erbenden oder sich benachteiligt Fühlenden. Auch wenn der/die Erblasser*in tot ist, kann er/sie heftige Gefühle in den Hinterbliebenen bewirken, die noch lange nach seinem/ihrem Tod weiter ihre Wirkung zeigen, wie etwa am Beispiel von Picasso deutlich wird. Eine fehlende,

unpräzise oder rechtlich nicht eindeutige Verfügung kann – wie etwa in Bezug auf ein großes Familienunternehmen – schwere wirtschaftliche Schäden anrichten.

Älterwerden und die Angst vor dem Tod

»Ich bin doch noch nicht tot! Warum soll ich mich jetzt schon mit meiner Hinterlassenschaft beschäftigen?« Das sagt etwa jemand wie die oben zitierte Patientin, dem/der das Nachdenken über Endlichkeit, Älterwerden, Verletzlichkeit und gar die Vorstellung vom eigenen Sterben zu schwer, gar unerträglich ist, als könne das Sterben durch die Verleugnung aus der Welt geschafft werden.

Für die meisten Menschen treten Gedanken an die Endlichkeit ihres Lebens bereits in der Lebensmitte oder zu Beginn der zweiten Lebenshälfte ins Blickfeld. Elliot Jaques (1965) etwa entdeckte am Beispiel vieler Künstler wie Dante oder Gauguin eine starke Veränderungen im Stil oder der Produktivität ab dem Alter von etwa 40 Jahren. Er vermutete, dass in diesem Alter erstmals eine Ahnung davon auftaucht, dass die Lebenszeit begrenzt ist. Ausgehend von seiner Untersuchung der Arbeitsmuster von Genies prägte er den Begriff »Midlife Crisis« (ebd.). Obwohl jeder weiß, dass der Tod »Ausgang alles Lebens« ist und demzufolge eigentlich jeder auf sein Ende vorbereitet sein sollte, benehmen wir uns, »als ob es anders wäre« (Freud, 1915b, S. 341f.) und fährt fort: »Unser Unbewußtes glaubt nicht an den eigenen Tod, es gebärdet sich wie unsterblich« (ebd., S. 350).

Heute, wo der Tod virtualisiert im Fernsehen ständig präsent ist, skotomisieren wir ihn im realen Leben: Wir sind bemüht, Gebrechlichkeit, Verletzlichkeit und Endlichkeit aus unserem Gesichtsfeld zu verbannen. Das erlebte ich immer dann »am eigenen Leib«, wenn ich nach meinem Arbeitsgebiet gefragt wurde: Kaum erwähnte ich Alterspsychiatrie oder Gerontologie, hieß es: »Ach, wie interessant!«, und unmittelbar danach wandte sich mein*e Gesprächspartner*in abrupt von mir ab, als repräsentierte ich den leibhaften Tod. Ich erlebe dann das, was Isherwood mit seinem Ausspruch meint: »Käme der Tod zur Tür herein, wir würden alle davonlaufen!« Ich war sehr verwundert, als ich das gleiche Phänomen im Kolleg*innenkreis unter Psychoanalytiker*innen antraf. Auf der Ebene von Theorien und Publikationen hörte die psychoanalytische Entwicklungspsychologie bis vor gar nicht so langer Zeit im mittleren Erwachsenenalter auf. Seit 1920 sind im *International Journal* kaum mehr als 20 Arbeiten zum Themenkreis Endlichkeit, Altern und Sterben oder über klinische Erfahrungen mit älteren Analysand*innen gedruckt worden. Auf meine Nachfragen sagten mir Kolleg*innen etwas verschämt: »Nun, ich arbeite schon hier und da mal mit Älteren, aber das zu veröffentlichen traue ich mich nicht.«

Um zum Probesterben bereit zu sein, also den eigenen Tod gedanklich vorwegzunehmen, muss gegen die geschilderte Abwehr eine erhebliche seelische Kraft

aufgebracht werden, um das eigene Nicht-mehr-Sein dennoch denken sowie vorsorglich handeln zu können. Loewald (1988) übersetzt dies als Psychoanalytiker: Die Fähigkeit, über Zeitlichkeit, Endlichkeit, Vergänglichkeit und Sterblichkeit nachzudenken, setze voraus, infantile Omnipotenzgefühle aufzugeben. »Der für das Erwachsenwerden [und -sein] notwendige illusionäre Zukunftsraum wird uns angesichts von Endlichkeit [nicht nur] genommen«, sagt Loch (1981/2006, S. 46f.), »sondern wir werden dadurch auch jeder psychischen Intentionalität beraubt«.

Die Ängste vor persönlicher Auslöschung, vor Fragmentierung oder Desintegration, hält Melanie Klein (1946) für die frühesten Ängste überhaupt, die als katastrophische Bedrohung wegen des Verlusts der inneren Liebesobjekte erlebt werden. Hanna Segal (1958/2006) schließlich führt psychische Entgleisungen im Alter auf die Wiederbelebung eben dieser frühen Vernichtungsängste zurück. Wir sehen, wie tief diese Angst in uns verankert ist und uns zur Verleugnung des eigenen Todes zu zwingen scheint.

Geht es um Endlichkeit und Tod, betrifft dies immer unser *inneres* Erleben, unsere Phantasie, denn vom realen eigenen Tod wissen wir nichts: Schon Epikur (342–270 v. Chr.) schrieb in einem Brief an Menoikeus: »Wenn ich bin, ist der Tod nicht; wenn der Tod ist, bin ich nicht« (Epikur, 1986). Das eigene Ende kann nur als Ausdruck des individuell Katastrophalen überhaupt vorgestellt werden, eine Vorstellung, die immer an den Zustand des Lebens und an das Fühlen gebunden ist. Die Frage, wie ein konstruktives Älterwerden aussehen kann, hat mich seit vielen Jahren beschäftigt. Die »Arbeit am Altersprozess« (Junkers, 1995) – wie ich die anstehende und notwendige Entwicklungsaufgabe genannt habe – könnten wir als inneres Ringen um eine ganz persönliche Haltung zum Nicht-mehr-Sein bezeichnen; eine Arbeit, die wir nicht ad acta legen können. Vergleichbar der Durcharbeitung der depressiven Position Melanies Kleins geht es hier um eine seelische Arbeitsaufgabe, die uns bis zum Sterben begleiten wird. Hägglund (1981) spricht – was manchen erschrecken mag – hinsichtlich der geforderten Anpassungsfähigkeit gegenüber der inneren und äußeren Welt von einer »*Kreativität des Sterbens*«.

Wenn Plato uns aufruft: »Übt euch im Sterben!«, scheint er uns zu einer solchen Arbeit zu ermahnen: die Vergänglichkeit und den Tod nicht zu verleugnen und unsere Allmachtwünsche aufzugeben. Nur so können wir die Realitäten des Lebens, die »facts of life« (Money-Kyrle, 1971/1978), anerkennen.

Vom richtigen Zeitpunkt

Leben, Entwicklung und Älterwerden ist ohne die Verankerung in der Zeit nicht denkbar. »Würde der Mensch kein Zeiterleben kennen, gäbe es auch keine Erkenntnis des Todes« (Eissler, 1978, S. 199). Zeit ist eine unausweichliche Bedingung von Veränderung und mit einer notgedrungenen Bewegung auf den Tod hin verknüpft.

Wir wissen aus unserer täglichen Arbeit, dass diverse psychische Störungen mit einer Störung der Fähigkeit verbunden sind, sich zeitlich zu orientieren. Das Bewusstwerden von Zeit ist früh im Leben mit der bewussten Wahrnehmung von rhythmischen Vorgängen und Wiederholungen verknüpft und ist so auch an die erfahrene Fürsorge eines primären Objektes gebunden. Triebgeschehen, Lust und Unlust prägen gewissermaßen die Zeitwahrnehmung. Letztlich ist es die auf eine Bedürfnissspannung hin folgende Befriedigung, die den Grundstein für die Fähigkeit zur denkenden Antizipation und später dem vorausschauenden Denken legt.

Müssen unerträgliche Erlebnisse vom Bewusstsein ferngehalten werden, so führen sie gewissermaßen im Unbewussten ein Eigenleben. Ein solches Trauma wird durch die angehaltene Zeit ohne Vergangenheit und Zukunft unvergänglich. So wird vorstellbar, dass Menschen, für die die Verdrängung von Unerträglichem einmal (über-)lebenswichtig war, besondere Schwierigkeiten haben, sich der Vergänglichkeit zu stellen. In ganz anderer Weise ist dies bei Menschen der Fall, die unbeeinflusst von Zeit und Realität an einer omnipotenten Welterfassung festhalten, wie etwa eingangs am Beispiel von Picasso geschildert.

Um ein Testament zu verfassen, muss ich mich zum Beispiel fragen können:

- Wann ist der richtige Zeitpunkt für ein Testament?
- An welchem Punkt meines Lebens steh ich jetzt?
- Will ich überhaupt etwas verfügen für die Zeit, wenn ich nicht mehr leben werde? Will oder kann ich mir ein Danach überhaupt vorstellen?
- Wie schätze ich meinen Nachlass ein, was bedeutet er mir, wie bewerte ich ihn?
- Wie informiere ich mich über notwendige Schritte, damit ein Testament auch rechtskräftig wird (etwa bei Patchwork-Familien)?
- Möchte ich jemanden zurate ziehen: Familienangehörige, Jurist*innen, Steuerberater*innen, Internet, Ratgeber? Bin ich neugierig genug, um alle Eventualitäten zu bedenken?
- Welchen Personen möchte ich was hinterlassen, wem auf keinen Fall? Was ist rechtlich möglich, was nicht, was steuerlich machbar?
- Habe ich schon einmal darauf gehorcht, welches Kind woran besonders hängt?
- Habe ich mir schon vor Augen geführt, dass jede Verfügung zugunsten eines anderen Menschen auch eine Art Bewertung oder gar (Zwang zur) Klärung der Beziehung beinhaltet?

Wer bin ich? Die Entwicklung eines Identitätsgefühls

Ein Gefühl von Zeitlichkeit ist unerlässlich, um sich in der Gegenwart, im Hier und Jetzt, fühlen zu können, und damit auch die wichtigste Voraussetzung für ei-

ne gelingende Arbeit am Alternsprozess. Um ein Gefühl der eigenen Identität zu entwickeln, ist es notwendig, auch angesichts von Veränderungen über einen festen inneren Standort zu verfügen, der es ermöglicht, gleichzeitig mit einem Blick zurück einen Blick auf das Morgen zu werfen und in Gedanken vorwegzunehmen: Wie wird sich das Morgen *ohne* mich entwickeln, wenn das Morgen die Zukunft meiner Kinder sein wird und nur noch Spuren von mir und dem von mir Hinterlassenen enthält? Kennedy (2012, S. 4) beschreibt dies als »seelisches Zuhause«, als ein Gefühl persönlicher Identität, einen Ort der Zugehörigkeit, von dem aus wir realistisch sagen können: »Ich bin« oder »Ich kann« oder »Ich werde«, was gewissermaßen eine wichtige Grundlage für die Anerkennung der oben zitierten Lebensfakten bildet.

Erikson (1956, S. 115f.) erweitert den Begriff der Identität über die Kontinuität in der Zeit um den Aspekt von außen: Auch andere könnten dieses Gleichbleiben erkennen. Was Schneider (2015) Identitätsarbeit nennt, findet im Sinne einer »synthetisierenden Methode des Ichs« (Erikson, 1973, S. 20) über das gesamte Leben hinweg statt. Dieser über den gesamten Lebenszyklus stattfindende Überformungsprozess mündet schließlich in die »Arbeit am Alternsprozess«.

Tod ist ultimative Trennung, radikale Ausgeschlossenheit und Einsamkeit

Niemand nimmt uns die Entscheidung ab, ob wir einen »letzten Willen« hinterlassen oder nicht. Bei der Abfassung eines Testamentes endgültig mit der eigenen, der ultimativen Endlichkeit konfrontiert zu sein, führt uns unsere Lebens-Einsamkeit auf drastische Weise vor Augen, wie Ortega y Gasset (1952) brillant beschreibt:

»Ein jeder hat sein eigenes Leben zu leben, niemand kann ihm beim Geschäfte des Lebens vertreten ... niemand kann an seiner Stelle fühlen und wollen; und endlich: es ist ihm unmöglich, durch einen Mitmenschen die Gedanken denken zu lassen, die er denken muß, um sich in der Welt, will sagen, der Welt der Dinge und der Welt der Menschen, zu orientieren und die passende Verhaltensweise zu finden ... hierfür gibt es keinen Stellvertreter, Ersatzmann oder Substitut ... Und da dies für meine gesamten Entscheidungen, Willensakte, Empfindungen zutrifft, so können wir nicht umhin, schließlich zu dem Ergebnis zu gelangen, dass das menschliche Leben ... eben seiner Unübertragbarkeit wegen wesentlich Einsamkeit, radikale Einsamkeit ist.«

Die verschiedenen Facetten dieses universell menschlichen Empfindens werden in der Literatur (z. B. Hölderlin, Rilke, Eichendorff) und Philosophie (z. B. Nietzsche,

Kierkegaard, Binswanger) eindrucksvoll beschrieben. Einsamkeitsgefühle tauchen meist dann auf, wenn Entwicklungsschritte anstehen, wie etwa auch bei der Arbeit am Alternsprozess. In einem früheren Artikel (Junkers, 2009) habe ich die Verbindung zwischen Altern und Einsamkeit herausgestellt, als mir auffiel, dass alle Psychoanalytiker*innen, die zum Thema Einsamkeit veröffentlicht haben, dies erst im Alter taten; einige Schriften, wie etwa die von Klein und Fromm-Reichmann, wurden sogar erst posthum veröffentlicht.

Winnicott (1896–1971) ist überzeugt, Alleinsein könne ein Mensch nur dann, wenn er eine eigene Identität entwickelt hat, die ihn dazu befähigt, »Ich« oder »Ich bin« oder auch »Ich bin allein« zu sagen. Habe ich gelernt zu sagen: »Ich bin«, so erscheint dies als ein guter Schutz, dass im Alter ein »Ich kann nicht mehr« nicht zu einem Gefühl von »Ich bin nicht mehr« führt. Winnicott sieht in der »Fähigkeit zum Alleinsein« (1958) ein hoch kultiviertes, menschliches Phänomen, welches er ursächlich mit erlangter emotionaler Reife verbindet.

Melanie Klein versteht unter dem Einsamkeitsgefühl einen inneren Zustand der Sehnsucht nach Vollkommenheit. Sie meint damit eine tiefe Sehnsucht nach einer sehr frühen Beziehung zur Mutter, also nach einem umfassenden präverbalen und verbalen Sich-verstanden-Fühlen, das – davon ist sie überzeugt – über das ganze Leben hinweg bestehen bleibt.

Es scheint, als werde die Einsamkeit im Alter umso weniger als (existenziell) bedrohlich erlebt, je eher der Entwicklungsschritt zur Triangulierung, von einer/einem Teilhabenden zu einer/einem Beobachtenden zu werden, gelang. Diese drohende Phantasie, mit dem eigenen Ende *endgültig* ausgeschlossen zu sein, niemals mehr am »Leben« teilhaben zu können, bedeutet vor allem: Es gibt keine Zukunft mehr für Wiedergutmachung. Sollte vielleicht das Verfassen eines Testamentes eine Möglichkeit sein, um diesem Gefühl der Ohnmacht aktiv zu begegnen?

Die Praxisverfügung von Psychoanalytiker*innen und Psychotherapeut*innen

Die Notwendigkeit, ein auf die psychotherapeutische oder analytische Praxis zugeschnittenes berufliches Testament zu verfassen, wird seit vielen Jahren immer wieder diskutiert und angemahnt: Bereits seit den 1950er Jahren gibt es in den USA Vorschläge, den Mitgliedern von Fachgesellschaften eine solche Verfügung abzuverlangen. Diese ethische Notwendigkeit wurde aber damals wie auch erst kürzlich wieder mit der Begründung abgelehnt, es handele sich um eine Privatangelegenheit. Doch wie kann man verstehen, dass es in Zeiten der Qualitätssicherung und der Betonung der Ausbildungsqualität zu einer solchen abwehrdominierten Einstellung kommen kann? Wie kann man verstehen, dass jemand, der eine Versi-

cherung seiner Besitztümer wie sogar vielleicht auch eine Patientenverfügung für unumgänglich hält, sich gegen die Abfassung einer Praxisverfügung sträubt?

Wir Psychoanalytiker*innen haben ein *spezielles Verhältnis zur Zeit*: Teil unserer Arbeit mit dem Unbewussten ist es, uns in der analytischen Stunde zeitweise in einen quasi zeitlosen Zustand zu begeben. Und wir bemühen uns, den Patient*innen mit der Aufgabe der freien Assoziation das Gefühl zu vermitteln: Wir haben Zeit. Wir haben eine entbehrungsreiche und zeitaufwendige Ausbildung durchlaufen und möchten möglichst lange die Früchte unserer Arbeit ernten. Wir sind auch verletzte Kinder, die eine Lehranalyse für sich persönlich nutzen wollten. Auch wir haben möglicherweise Störungen des Zeitempfindens oder eines Gefühls für Zeit im »realen« Leben davongetragen und bestehen deshalb darauf: Wir haben doch Zeit! (Junkers, 2013).

Wir Psychoanalytiker*innen sind im Begriff, eine Profession im Rentenalter zu werden: In der American Psychoanalytic Association (APA) beträgt das Durchschnittsalter der Mitglieder 67 Jahre, das der Lehranalytiker*innen 73. Das Durchschnittsalter der DPV-Lehranalytiker*innen beträgt 65 Jahre. Das durchschnittliche Alter der DPG-Mitglieder liegt bei etwa 60 Jahren, das der noch aktiven Lehranalytiker*innen bei knapp 62 Jahren.

Während einerseits eine Begegnung mit »dem Alter« in der psychoanalytischen Literatur bis vor Kurzem noch ausgespart wurde, überraschen andererseits in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Veröffentlichungen zu eigenen Problemen kranker und alternder Psychoanalytiker*innen: Es geht um Fragen, wie etwa mit krankheitsbedingten Pausen umzugehen sei, was den Patient*innen im Fall einer schweren Erkrankung mitgeteilt werden könne, wie es um die Schweigepflicht der Kolleg*innen stünde etc. Ebenso überraschend finden sich auch zahlreiche Veröffentlichungen ehemaliger Analysand*innen von erkrankten, demenziell veränderten oder unerwartet verstorbenen Analytiker*innen, die ihre unendliche Not der plötzlichen Einsamkeit, unter Umständen sogar ihre Retraumatisierung durch fehlende Unterstützung in Fachzeitschriften beschreiben.

Viele ältere Kolleg*innen leben allein, für sie ist ein/e Analysand*in eventuell der einzige Mensch am Tag, mit dem er/sie spricht. Wie schwer ist es dann, der Versuchung zu widerstehen, Behandlungen nicht zu beenden oder die Grenzen der Abstinenz nicht allzu scharf zu ziehen, besonders in Zeiten eigenen Kummers?

Aber generativ orientierte Überlegungen von Analytiker*innen selbst – Wie wirkt sich meine Einstellung und mein Verhalten gegenüber Krankheit, Alter und möglichem Tod auf die nachfolgende Generation aus, wie kann ich für sie sorgen? – habe ich häufig vermisst.

Wie jedem Menschen fällt es auch Psychoanalytiker*innen ohne gerontologisches Spezialwissen sehr schwer, sich vorzustellen, wie äußerst sensibel und störungsanfällig unser Handwerkszeug ist, wenn wir mit unserer gesunden leibseelischen Lebens- und Innenwelt arbeiten wollen. Das Risiko, krank zu werden,

und wahrscheinlich auch gleich an mehreren Krankheiten zu leiden, nimmt mit steigendem Lebensalter stetig zu. Da jedes Organ im Körper dazu beiträgt, die emotional-geistige Leistungsfähigkeit intakt zu halten, schrecken wir vor genauerem Hinschauen zurück: Wir müssten dann etwa erkennen, wie viel der einzelnen Organkapazität wir im Alter von 70 Jahren bereits eingebüßt haben und wie wir immer mehr Gefahr laufen, nicht mehr auf unseren vollen inneren Resonanzraum zurückgreifen zu können und das von Patient*innen mitgebrachte Material zunehmend undifferenzierter betrachten.

*Herr C., 68 Jahre alt, arbeitet in seiner Praxis als engagierter und international anerkannter Psychoanalytiker; er ist in seinem Institut beliebt. Er arbeitet in dem Haus, in dem er mit seiner Frau lebt, auch nachdem die Kinder das Haus verlassen haben. In seinem Institut wird er von Kolleg*innen »irgendwie ein bisschen verändert« wahrgenommen, aber keiner sagt etwas. Eines Abends fühlt er sich nicht gut und begründet damit, dass er sich schon mal hinlegen wolle. Als seine Frau ins Schlafzimmer kommt und ihn anspricht, reagiert er nicht: Er ist von einem Moment zum anderen verstorben. Sie ruft die Kinder zusammen und die Vorbereitungen für die Trauerfeier und Beerdigung nehmen ihren Lauf. Nur was ist mit den Patient*innen? Wo hat er seine Akten, Patientenkartei, welche sind noch aktuell?*

*Als ein Patient anruft und Herrn C. sprechen möchte, sagt sein Sohn: Der ist tot. Was für ein Schock für den Patienten. Eine Stunde nach der anderen muss die trauernde Familie den zu ihren fest vereinbarten Stunden kommenden Patient*innen sagen, dass ihr Analytiker nicht mehr zur Verfügung steht. Was nun? Wie geht es für sie weiter?*

Eine Praxisverfügung könnte in diesem Fall die Familie des Verstorbenen entlasten und einen Prozess in Gang setzen, bei dem den verlassenen Patient*innen fürsorglich Hilfe und Unterstützung angeboten wird.

Als Analytiker*innen jeden Alters haben wir meines Erachtens die Verantwortung für unsere Patient*innen und Analysand*innen. Aber kann die/der Einzelne die eigene Verfassung immer realitätsgerecht einschätzen? Oder ist auch die Gruppe, das Institut, die Organisation für Patient*innen verantwortlich, nach deren Gütesiegel die Patient*innen ihren Analytiker oder ihre Analytikerin gewählt hatten, ebenso für den Schutz der Daten wie auch die Privatsphäre des Analytikers oder der Analytikerin? Freud (1914c, S. 148) selbst schreibt über den Einfluss organischer Krankheiten:

»Es ist allgemein bekannt und erscheint uns selbstverständlich, dass der von organischem Schmerz und Missemmpfindungen Gepeinigte das Interesse an den Dingen der Außenwelt, soweit sie nicht sein Leiden betreffen, aufgibt [...] Der Kranke zieht seine Libidobesetzungen auf sein Ich zurück, um sie nach der Genesung wieder auszusenden.«

Wir stehen im Schatten des psychoanalytischen Erbes: angetreten, um seelisches Leid zu lindern, laufen wir Gefahr, wissenden Geistes unseren Patient*innen neues, möglicherweise traumatisches Leid zuzufügen, wenn wir den »facts of life« nicht ins Auge zu blicken vermögen.

Ich verstehe meine Ausführungen als Plädoyer an meine Kolleg*innen, zum Wohle der nächsten Generation, eine Verfügung für den Notfall zu treffen, auch wenn sie damit unter Umständen gegen die eigene Wunschwelt handeln und wir uns lieber selbst vertrösten: »Vielleicht später einmal!« In diesem Fall zählt nur, was wir tatsächlich tun, nicht das, was wir eigentlich schon immer tun wollten. Abschließen möchte ich mit den Worten von Emily Dickinson (1830–1886): »Dass es nie wiederkehrt, macht das Leben so süß« (Dickinson, 1997).

Literatur

- Didion, J. (2008). *Das Jahr des magischen Denkens*. Berlin: Ullstein.
- Dickinson, E. (1997). *Guten Morgen, Mitternacht. Gedichte und Briefe*. Zürich: Diogenes.
- Dürrenmatt, F. (1998). *Der Besuch der alten Dame*. Zürich: Diogenes.
- Eissler, K. R. (1978). *Der sterbende Patient*. Stuttgart: fromann-holzboog.
- Epikur (342–270/1986). *Briefe an Menoikus*. München: Reclam.
- Erikson, E. H. (1956). Das Problem der Identität. *Psyche – Z Psychoanal*, 10, 114–176.
- Erikson, E. H. (1973). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1914c). Zur Einführung des Narzißmus. *GW X*, S. 137–170.
- Freud, S. (1915b). Zeitgemäßes über Krieg und Tod. *GW X*, S. 324–355.
- Freud, S. (1919h). Das Unheimliche. *GW XII*, S. 229–268.
- Grisham, J. (1999/2001). *Das Testament*. München: Heyne.
- Hägglund, T.-B. (1981). The final stage of the dying process. *Int J Psycho-Anal*, 62, 45–49; auch in G. Junkers (Hrsg.) (2006), *Is it too late? Key papers on psychoanalysis and Ageing*. London: Karnac.
- Jaques, E. (1965). Death and the Midlife Crisis. *Int J Psychoanal*, 46, 502–14; auch in G. Junkers (Hrsg.) (2006), *Is it too late? Key papers on psychoanalysis and Ageing*. London: Karnac.
- Jean Paul (1804/1805). *Flegeljahre*. 4 Bde. Tübingen: Cotta.
- Junkers, G. (1995). *Klinische Psychologie und Psychosomatik des Alterns*. Stuttgart: Schattauer.
- Junkers, G. (Hrsg.). (2006). *Is it too late? Key papers on psychoanalysis and Ageing*. London: Karnac.
- Junkers, G. (2009). Die Fähigkeit zum Alleinsein als Reifeprüfung für das Älterwerden. In A. Springer, K. Münch & D. Munz (Hrsg.), *Die Fähigkeit, allein zu sein* (S. 289–304). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Junkers, G. (2013). Die leere Couch. Gießen: Psychosozial-Verlag. (Engl.: *The Empty Couch*. London: Routledge.)
- Kennedy, R. (2012). *Psychic Home*. London: Routledge.
- Klein, M. (1946). Notes on Some Schizoid Mechanisms. *Int J Psycho-Anal*, 27(3–4), 99–110.
- Loch, W. (1981/2006). Comments on Dr. Norman Cohens paper: »On loneliness and the ageing process«. Paper presented at 32nd Internat. Psychoanal. Congress, Helsinki, 1981; auch in G. Junkers (Hrsg.). (2006). *Is it too late? Key papers on psychoanalysis and Ageing*. London: Karnac.

- Loewald, H.W. (1988). Termination analyzable and unanalyzable. *Psychoanal Std Child*, 43, 155–166.
- Money-Kyrle, R. (1971/1978). *The collected papers of Roger Money-Kyrle*. Aberdeen: Clinic Press.
- Ortega y Gasset, J. (1952). *Signale unserer Zeit*. Sonderausgabe: Europäischer Buchklub.
- Ott, K.-H. (2015). *Auferstehung*. München: Hanser.
- Picasso, M. (2001). *Und trotzdem eine Picasso*. München: List.
- Schneider, G. (2015). Identitäten: Verflüchtigt sich die Identität in der Postmoderne? In S. Walz-Pawlita, B. Unruh & B. Janta (Hrsg.), *Identitäten* (S. 71–88). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Segal, H. (1958/2006) Fear of death – notes on the analysis of an old man. In G. Junkers (Hrsg.) (2006), *Is it too late? Key papers on psychoanalysis and Ageing*. London: Karnac.
- Winnicott, D.W. (1958). The capacity to be alone. In D.W. Winnicott (1965), *The Maturational Process and the Facilitating Environment*. London: Hogarth Press/Institute of Psycho-Analysis.

Die Autorin

Gabriele Junkers, Dr. phil., Dipl.-Psych., arbeitet als Psychoanalytikerin und Lehranalytikerin (DPV) in eigener Praxis sowie als Gerontologin im Bereich Supervision, Organisationsberatung und Organisationsentwicklung. Sie veröffentlichte zu klinischen Themen in der Psychoanalyse und der Gerontologie, initiierte die Reihe »Internationalen Psychoanalyse« in deutscher Sprache und gründete das IPA Committee on Ageing. 1996–2000 war Frau Junkers Herausgeberin des EPF Bulltins und 2000–2004 als Generalsekretärin der EPF mit dem Präsidenten David Tuckett tätig. Sie arbeitet als Mitglied des IPA Sponsoring/Liaison Committees, um in Südafrika das erste Psychoanalytische Institut (SAPA) zu gründen.

Kontakt per E-Mail: info@gjunkers.de

Generativität und historische Aspekte der Psychoanalyse

<https://doi.org/10.30820/9783837929812>

Generiert durch Ruhr Universität Bochum, am 02.10.2023, 11:38:32.
Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

Die freie Assoziation

Generativer Wandel im Verständnis einer zentralen Behandlungsmethode?

Wolfgang Mertens

»Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hintereinander, ohne Falsch und Heuchelei, alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von euren Weibern, [...] von euren Vorgesetzten – und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen.«

(Ludwig Börne, 1823,
zit. nach Jones, 1960, S. 291,
und Freud, 1920b, S. 311)

»Unsere Patienten leiden unter unterbrochenen Gesprächen mit sich selbst. – Hierin besteht Freuds außerordentliche Entdeckung.«

(Fred Busch, 2003, S. 25)

Einleitung

Wir kennen aus der Geschichte der Psychoanalyse mittlerweile viele Beispiele einer gestörten Generationendynamik, bei der es nicht zu einer reflektierten Aneignung und einer entsprechenden Tradierung von Konzepten gekommen ist, sondern eher zu heftigen Entzweiungen. Gegenseitige Entwertungen, Strohmanngefechte und anderes mehr haben nicht selten in unserer Zunft stattgefunden. Und sie gehören auch keineswegs der Vergangenheit an. So schreiben zum Beispiel Antonino Ferro und Luca Nicoli 2017 in ihrer Einführung für angehende Psychoanalytiker, dass es keinen Grund geben würde, heutzutage noch Freud zu lesen, außer wenn man die Geschichte zur Zeit unserer Großeltern kennenlernen möchte. Freuds Werk sei für die klinische Arbeit nutzlos, etwas von ihm zu lesen, würde für die Behandlungspraxis nichts bringen. Psychoanalytiker seien wie eine Familie, die seit 100 Jahren aus ihren Schränken nichts weggeworfen habe (Ferro & Nicoli, 2017, S. 47). Dem steht eine andere Einschätzung gegenüber: In einem Artikel über den »relational turn« vertritt Christina Emanuel (2019) die

Auffassung, dass wir die klassischen Annahmen der Psychoanalyse nicht einfach aufgeben, sondern sie in ihrer Komplexität erst einmal verstehen lernen sollten. Wir würden ansonsten vieles verlieren bei dem Versuch, die klassische Theorie lediglich auf einige wenige Begriffe herunterzubrechen, wie sie sich mittlerweile auch schon in der Alltagssprache finden. Es mache deshalb keinen Sinn, sich mit einer Karikatur Freud'scher Konzepte zufriedenzugeben, wie dies gegenwärtig so oft – nicht nur im herkömmlichen Psychologiestudium – der Fall ist, wo doch Freuds Arbeiten äußerst nuanciert seien und so viele subtile Überlegungen enthielten.

Christina Emanuel, die ihre Ausbildung an einem kalifornischen Institut in den 1980er Jahren gemacht hat, an dem ausschließlich die Konzepte relationaler Psychoanalytiker*innen wie Stephen Mitchel, Jessica Benjamin, Philip Bromberg und Donnel Stern gelehrt und diskutiert wurden, plädiert deshalb dafür, die Dialektik zwischen einer Ein-Personen- und einer Zwei-Personen-Psychologie nicht zu vernachlässigen. Die Zwei-Personen-Psychologie war ohne Zweifel eine Reaktion auf die positivistischen Implikate der klassischen Ich-Psychologie in ihrem Streben nach Eindeutigkeit und Operationalisierung. Die Wende zum Konstruktivismus und zur »Anything goes« -Haltung der Postmoderne – zusammen mit einer starken Betonung einer subjektivischen Erkenntnishaltung – könnte jedoch nicht nur massiv überfordernd sein, sondern auch klare Konzeptualisierungen verunmöglichen. Denn dieses »Es kann so sein, es kann aber auch anders sein« hinterlasse oftmals eine Ratlosigkeit und eine Stimmung der Kontingenz. Diese treffen wir derzeit in vielen Fall- und Theoriediskussionen an, bei denen die Teilnehmer*innen zwar eine Fülle an Einfällen und Phantasien erfahren, sie aber auch mit dem Eindruck zurückgelassen werden, dass alles in gleichem Maße zutreffend und gültig sein könne.

Freie Assoziation: Einige Charakteristika

Im Frühjahr 1891 hatte Freuds Patientin Emmy von N. Freud gezwungen, seine Behandlungstechnik der Hypnose zu verändern. Sie hatte ihn aufgefordert, ihr einfach nur zuzuhören, und sie lehnte es deshalb wiederholt ab, auf Freuds beschwörende Fragen, die er im Rahmen seiner damaligen Druckprozedur vornahm, zu antworten (Freud, 1895d). Diese Patientin trug sicherlich dazu bei, dass Freud die freie Assoziationstechnik in den Jahren 1896 bis 1898 entwickelte. Die klarste Beschreibung der Grundregel der freien Assoziation findet sich in Freuds Aufsatz »Zur Einleitung der Behandlung« (1913c, S. 468f.):

»Noch eines, ehe Sie beginnen. Ihre Erzählung sollte sich doch in einem Punkte von einer gewöhnlichen Konversation unterscheiden. Während Sie sonst mit Recht ver-

suchen, in Ihrer Darstellung den Faden des Zusammenhangs festzuhalten und alle störenden Einfälle und Nebengedanken abweisen, um nicht, wie man sagt, aus dem Hundertsten ins Tausendste zu kommen, sollen Sie hier anders vorgehen. Sie werden beobachten, daß Ihnen während Ihrer Erzählung verschiedene Gedanken kommen, welche Sie mit gewissen kritischen Einwendungen zurückweisen möchten. Sie werden versucht sein, sich zu sagen: Dies oder jenes gehört nicht hieher, oder es ist ganz unwichtig, oder es ist unsinnig, man braucht es darum nicht zu sagen. Geben Sie dieser Kritik niemals nach und sagen Sie es trotzdem, ja gerade darum, weil Sie eine Abneigung dagegen verspüren. Den Grund für diese Vorschrift – eigentlich die einzige, die Sie befolgen sollen – werden Sie später erfahren und einsehen lernen. Sagen Sie also alles, was Ihnen durch den Sinn geht. Benehmen Sie sich so, wie zum Beispiel ein Reisender, der am Fensterplatze des Eisenbahnwagens sitzt und dem im Inneren Untergebrachten beschreibt, wie sich vor seinen Blicken die Aussicht verändert. Endlich vergessen Sie nie daran, dass Sie volle Aufrichtigkeit versprochen haben, und gehen Sie nie über etwas hinweg, weil Ihnen dessen Mitteilung aus irgendeinem Grunde unangenehm ist.«

In der Begrifflichkeit der linguistischen Diskursanalyse gehen mit dieser Aufforderung und Erläuterung folgende Merkmale einher:

- Eine Gesprächskohärenz braucht nicht berücksichtigt werden.
- Die sonst übliche Gesprächskontrolle wird suspendiert (zusätzlich unterstützt durch das Liegen).
- Dementsprechend brauchen nonverbale Sprechersignale, um einen Sprecherwechsel anzudeuten (wie z. B. Senken der Stimme, Pause) nicht beachtet werden; es findet kein Dialogrollenwechsel statt.
- Es besteht aber eine »Redepflicht«, möglichst aufrichtig alles während der Erzählung mitzuteilen.
- Auf eine egalitäre Interaktionssteuerung muss verzichtet werden. (Patient*innen können zwar Fragen an ihre Analytiker*innen stellen, diese brauchen aber nicht beantwortet werden.)
- Daraus folgt auch, dass die Analytikerin oder der Analytiker weitgehend abstinenter in Bezug auf die Mitteilung eigener Probleme und Konflikte bleibt und dass sie oder er auf moralische Wertungen sowie auf erzieherischen und therapeutischen Ehrgeiz verzichtet.
- Eine Begründung für diesen eigentümlichen Diskurstyp findet nicht statt.
- Mit diesen Merkmalen geht eine deutliche Asymmetrie der Rollen von Patient*in und Analytiker*in einher.
- Eine ausreichende Introspektionsfähigkeit und Verbalisierungsfähigkeit der Patient*innen werden bei der freien Assoziation vorausgesetzt.
- Mit einem Widerstand, das heißt einem bewussten Sich-Verweigern gegen dieses Gesprächsverhalten, muss in jedem Fall gerechnet werden.

Ist diese auf den ersten Blick sehr merkwürdige Gesprächsform im 21. Jahrhundert tatsächlich noch angemessen, kann sie weiterhin die wichtigste Methode der Psychoanalyse bleiben oder sollte sie ersetzt oder zumindest revidiert werden?

Generativität besteht nicht nur im Kinderkriegen und im Engagement, für unsere Nachkommen eine möglichst lebenswerte Welt zu bewahren, sondern auch darin, kulturelle Errungenschaften zu tradieren und sich für deren Erhalt zu engagieren. Gehören dazu auch die essenziellen Methoden der Psychoanalyse, wie die freie Assoziation und die damit einhergehende und ebenfalls auf den ersten Blick befremdlich anmutende gleichschwebende Aufmerksamkeit? Diese grundlegenden Vorgehensweisen scheinen in der Gegenwart entweder nicht mehr so wichtig oder doch gründlich überholt zu sein.

Warum fragt man nicht einfach die Patient*innen, welches aus ihrer Sicht die Gründe für ihre Schwierigkeiten sind? Warum der umständliche Umweg über das stundenlange Erzählen irgendwelcher Ereignisse und Erlebnisse, anstatt – wie in der Kognitiven Verhaltenstherapie – fokussiert und zielgerichtet Handlungen oder Einstellungen zu modifizieren?

Bekanntlich geht die Psychoanalyse davon aus, dass jedem Menschen, also nicht nur einer Patientin oder einem Patienten, die wirklichen Gründe für seine Handlungen nicht bewusst sein brauchen und deshalb – auch nach so langem Nachdenken – nicht benannt werden können. Die mitgeteilten Einfälle in der freien Assoziation sollen nun zwar frei von Rücksichtnahmen auf das Gesprächsgegenüber und auch frei von eigenen Bedenken und Hemmungen sein, aber dennoch sind sie keineswegs frei, was ihre Entstehung aus dem unbewussten Gedächtnis anbelangt. So zeigen sich in den unbeabsichtigt mitgeteilten oder agierten Abkömmlingen unbewusster Prozesse wertvolle Hinweise auf wichtige Phantasien, in denen konflikthafte Handlungsabsichten und deren Abwehr enthalten sind.

Die freie Assoziation im Verbund mit der gleichschwebenden Aufmerksamkeit, bei der auch das vor- und unbewusste Gedächtnis des Psychoanalytikers oder der Psychoanalytikerin möglichst ohne Einschränkungen und Hemmungen funktionieren kann, ist somit eine einzigartige Möglichkeit, Aufschlüsse über die schwerer zugänglichen vor- und unbewussten Handlungsgründe zu erhalten. Denn im spontanen Erzählen, ohne auf sein Gesprächsgegenüber übermäßig Rücksicht nehmen zu müssen, aber auch ohne sich selbst allzu sehr vom Intellekt kontrollieren zu lassen, kommen überraschende Gefühle, Gedanken, Einfälle sowie körperliche Empfindungen und auch Handlungen zum Vorschein; manchmal ähneln diese Phänomene, wie sie kurz vor dem Einschlafen anzutreffen sind, etwa hypnagogische Bilder.

Die freie Assoziation wird somit als Möglichkeit betrachtet, alles auszusprechen, was einem zu einem bestimmten Thema einfällt. Das Liegen auf der Couch erleichtert das Abschalten von Außenreizen, insbesondere das ansonsten kontinuierliche Beachten der mimischen und gestischen Ausdrucksweisen des Behan-

delnden, die sehr schnell Scham- oder Schuldangst entstehen lassen und zu einer zusätzlichen Unterdrückung wichtiger Einfälle führen können.

Die vom Alltag gewohnten Dialogrollen werden mehr oder weniger suspendiert. Wenn Patient*innen schweigen, füllen wir die entstehenden Gesprächslücken nicht sofort durch Fragen oder Paraphrasierungen des zuvor von ihnen Gesagten wie in manchen anderen therapeutischen Dialogen, sondern warten in der Regel ab, um ihnen die Chance zu geben, möglichst spontan erzählen und den Gesprächsverlauf selbst bestimmen zu können. Das fällt manchen Therapeut*innen – zu Beginn ihrer Ausbildung, aber durchaus auch noch später – nicht immer leicht: Man möchte dann auf keinen Fall »zu analytisch« erscheinen. Dahinter steht oft die Angst der Therapeut*innen, ihren Patient*innen ein »Alleinsein in der Gegenwart eines anderen« (Winnicott, 1974) zuzumuten. Das Abwarten-Können verhindert aber den aus alltäglichen Dialogen vertrauten Gesprächsablauf: den Austausch von Informationen, die oftmals lediglich an der Oberfläche bleiben, die gemeinsame kollusive Abwehr von gefühlsmäßig bewegenden Themen.

Wegen des Wegfalls der Dialogsteuerung, die in nichtanalytischen Psychotherapien vor allem in Form von Fragen stattfindet, wird die bewusste Auswahl von Gedanken reduziert. Vorbewusste Bedeutungszusammenhänge, die auf unbewusste Konflikte verweisen, können so besser erkennbar werden, zum Beispiel durch ein zeitliches Nacheinander, auffallende Lücken, plötzliche Themenwechsel, Stimmungsveränderungen, Pausen und vor allem auch anhand von Übertragungsanspielungen. Die vor- und unbewussten Zusammenhänge werden dabei durch emotionale Knotenpunkte wie in einem riesigen Netz zusammengehalten. Entlang dieses Netzwerkes gibt es zumeist metaphorische und metonymische Bezüge, Verdichtungen und Verschiebungen. Je weiter entfernt die Einfälle von diesen Knotenpunkten sind, desto weniger Angst lösen sie aus.

Freies Assoziieren heißt, über Themen sprechen zu können, sprechen zu dürfen, die im Alltag gegenüber Freund*innen und Ehepartner*in zumeist verschwiegen werden, die man aber auch sich selbst ungern eingestehst, obwohl sie einen unterschwellig doch zumeist mehr oder weniger intensiv beschäftigen und in Symptomen, irrationalen Handlungen und Träumen ohnehin kontinuierlich zum Ausdruck kommen. Ein Sterbender spricht in Dostojewskis Roman *Die Dämonen* unmittelbar vor seinem Tod die folgenden Sätze: »Ich habe mein ganzes Leben lang gelogen, selbst dann, wenn ich die Wahrheit sprach [...] Das Allerschwerste im Leben ist: zu leben und nicht zu lügen – und – seinen eigenen Lügen nicht zu glauben« (Dostojewski, 2005, S. 161). Freies Assoziieren heißt somit auch, ein inneres Gespräch mit sich selbst führen zu können, ohne dabei an Grenzen zu stoßen, an denen das Gespräch immer wieder abbricht.

Freies Erzählen-Können setzt aber voraus, dass Patient*innen bereits einen ausreichend guten Zugang zu emotional berührenden Themen und auch nicht allzu große Angst davor haben. Sonst fällt ihnen das freie Erzählen schwer und sie legen

sich bereits vor der Sitzung ein bestimmtes Thema zurecht, das sie dann eher intellektualisierend vortragen. Manche Patient*innen benötigen deshalb immer wieder eine emotionale Unterstützung, etwa in der Form, dass man eine erkennbare Anteilnahme äußert, von sich aus mit ihnen in Kontakt tritt und interessiert nachfragt. Diese Patient*innen sind somit mehr oder weniger – vor allem anfänglich – auf ein emotionales dialogisches Begleitetwerden angewiesen, zumal sie das schweigende Zuhören ihrer Analytikerin bzw. ihres Analytikers noch zu wenig als eine einzigartige Form der Zuwendung schätzen können und es nicht selten als ein mangelndes Interesse an ihrer Person fehlinterpretieren.

»Ich habe immer nur geredet, und mein Analytiker hat wenig dazu gesagt. Manchmal habe ich mich sehr allein gefühlt« – so lautet nicht selten im Rückblick manche anfängliche Einschätzung ehemaliger Patient*innen. Wenn hingegen das engagierte emotionale Begleiten im Übermaß erfolgt, mit der Absicht, Patient*innen vor allzu aufregenden Gefühlen zu bewahren, sind manche von ihnen im Nachhinein darüber enttäuscht, wie wenig Neues sie über sich erfahren konnten. »Ich war bei einer netten Therapeutin, die mir damals sehr geholfen hat, mich von meinem Partner zu trennen, aber über mich selbst habe ich eigentlich wenig dazugelernt. Schade!«

Patient*innen lassen einen in der Regel spüren, ob sie für sich einen Raum brauchen, um ihr Erleben und ihre Gedanken ausführlich entfalten zu können. In diesen Phasen tun Analytiker*innen gut daran, Patient*innen so ungestört wie nur möglich erzählen zu lassen. Selbst ein »Hm« kann dann als leichte Irritation erlebt werden, weil dieses wie eine suggestive Bestätigung des Gesagten aufgefasst wird, was aber möglicherweise gar nicht erwünscht ist. Und ebenso können Analytiker*innen spüren, wann es für ihre Patient*innen angebracht sein kann, ihre emotionale Präsenz wieder stärker in den Vordergrund treten zu lassen. Sinnvollerweise werden sie dies immer dann tun, wenn sie wahrnehmen, dass sich ihre Patient*innen nach einem längeren Abschnitt des freien Erzählens nun wieder eine emotional spürbare Begleitung wünschen, weil sie sich sonst vielleicht zu stark alleingelassen fühlen. »Sind Sie noch da?«, fragen einen manchmal Patient*innen, und dann scheint es dringend an der Zeit zu sein, die emotionale Präsenz, die ansonsten für diese Patient*innen verloren gehen kann, deutlicher zu bekunden als dies im längeren schweigenden Zuhören der Fall ist.

Und noch einige Gedanken zur gleichschwebenden Aufmerksamkeit, dem anderen Part des analytischen Paars, das eine methodische Einheit darstellt. Das Liegen auf der Couch kann die Durchführung dieser Methode erleichtern, ist aber nicht unbedingt zwingend. Eine recht verstandene Abstinenz und Neutralität sind hingegen sowohl für das freie und ungehinderte Erzählen-Können als auch für das Zuhören notwendig.

Das freie Assoziieren von Patient*innen mit gleichschwebender, das heißt mit einer nur gering fokussierten Aufmerksamkeit zu verfolgen, setzt voraus, die Angst

ertragen zu können, die durch die neuartige, ungewohnte und kreative Diskursform der freien Assoziation in uns selbst entsteht und uns mit Unvorhersehbarem sowohl unserer Patient*innen als auch mit unseren eigenen Konfliktthemen konfrontiert. Denn obwohl wir immer wieder schnell zu diagnostischen und theoretischen Überlegungen abschweifen können, lassen auch wir unsere Gedanken wandern und entdecken dabei kontinuierlich eigene Gefühle, die uns durchaus nicht immer willkommen zu sein brauchen, uns aber dennoch als Kompass im unermesslichen Meer des Unbewussten dienen können.

Herkömmliche Dialoge begrenzen diese Angst oft, indem sie die Äußerungen des Gegenübers (A) als bekannt deklarieren, indem B zu A etwa sagt: »Ja, das kenne ich auch, wovon du sprichst, bei mir war das auch so und ich habe dann Folgendes gemacht«, und B führt dann nicht selten langatmig aus, wie er mit dem Problem umgegangen ist. Damit wird die Angst vermieden, die entsteht, wenn man zunächst einmal nur zuhören würde. Zuhören konfrontiert uns auch mit der Angst, bedeutslos zu sein, nichts zu sagen zu haben, den Erwartungen unserer Patient*innen nicht entsprechen zu können. Zuhören verlangt deshalb von uns, sich blitzschnell aufdrängende diagnostische und theoretische Überlegungen hintanzustellen und ebenso der Versuchung, evident erscheinende Beziehungs- und Übertragungsdeutungen zu geben, zunächst, manchmal auch für längere Zeit, zu widerstehen.

Einige Veränderungen im Umgang mit der freien Assoziation

Im Laufe der Jahrzehnte haben sich nun schrittweise einige Veränderungen eingestellt wie etwa:

- Immer mehr Autor*innen, wie beispielsweise Bollas (2011), sprechen vom »freien Erzählen« oder von »freier Rede« und nicht länger von »freier Assoziation«, weil Letzteres mehr an Assoziationsexperimente und Assoziationsgesetzmäßigkeiten und nicht an das Narrative des analytischen Diskurses denken lässt. Gleichwohl behält das Seine-Gedanken-assoziativ-schweiflassen-Können, das »Mind wandering«, seinen unverzichtbaren Stellenwert, übrigens nicht nur in der Psychoanalyse: So spricht etwa David Gelernter (2016), Computerwissenschaftler an der Yale-University, von »den Gezeiten des Geistes«, worunter er verschiedene Bewusstseinszustände versteht. Im unteren Drittel sei das »emotionale Denken« zugange, das bei freier Assoziation auftrete und Kreativität ermögliche. Ohne dieses komme es zu einer Verkümmерung der emotionalen Existenz und des kommunikativen Austausches. Das rationale obere Spektrum versuche aber, das untere ständig als das nicht logische, nicht wissenschaftlich Beweisbare zu verdrängen.
- Das freie und nicht durch zu häufig erfolgendes Fragen oder Paraphrasierungen unterbrochene Erzählen-Können bleibt nach wie vor von zentraler

- Wichtigkeit, aber die Verpflichtung auf die sogenannte Grundregel entfällt weitgehend. Diese wird als Paradox empfunden, denn wenn der Patient oder die Patientin nur einer verpflichtenden Regel nachkäme, bliebe er in einer Überich-Übertragung gefangen (z. B. Haesler, 1992).
- In den ungewöhnlichen Diskurs-Typ wird mit freundlichen und hilfreichen Erläuterungen eingeführt (z. B. Ogden, 2007), oder es wird sogar gänzlich darauf verzichtet, die Gesprächsmethode explizit zu erwähnen.
 - Fragen einer Patientin oder eines Patienten werden nicht generell mit Schweigen beantwortet, sondern es wird selektiv auf sie eingegangen (z. B. Mertens, 2014). Mit den Patient*innen wird zu klären versucht, warum bestimmte Fragen für sie wichtig sind und was es für sie bedeutet, manchmal vorerst keine Antwort darauf zu bekommen. Verspüren Analytiker*innen ein Bedürfnis nach einer Frage, sollte sich immer zunächst selbst gefragt werden, ob die Frage dem analytischen Prozess dient oder eher ein eigenes Enactment darstellt.
 - Widerstände gegen das freie Erzählen-Können werden nicht durch Deutungen aufzubrechen versucht, sondern den Patient*innen zuallererst bewusstseinszugänglich gemacht (Busch, 1997), sodass sie lernen können, mit sich selbst immer gekonnter selbstanalytisch umzugehen. Denn das Ziel der freien Assoziation besteht etwa für Bollas (z. B. 2011) darin, dass ein Patient bzw. eine Patientin ein besseres Verständnis für die unbewusst ablaufenden Prozesse, für die inneren Wahrheiten in sich erhält. Und Anton Kris (z. B. 1982, 1990) legt großen Wert darauf, dass ein Patient, eine Patientin eine immer größere Freiheit erwirbt, sich entlang der eigenen Bedeutungsnetzwerke bewegen zu können. Denn diese Freiheit ermöglicht es, Sinnzusammenhänge in sich zu entdecken und Symptome und Wiederholungswände schrittweise nicht mehr als blindes Schicksal missverstehen und sich dafür schämen oder schuldig fühlen zu müssen.
 - Das bei Freud zunächst noch im Mittelpunkt stehende »Erraten« unbewusster Vorgänge erhielt anhand der vermehrten Beachtung von nichtsprachlich agierten Verhaltensweisen oder von Sprechhandlungen eine weitere starke Unterstützung durch unmittelbare gefühlsmäßige Resonanzprozesse. Zu dieser Entwicklung trugen vor allem das immer Wichtiger-Nehmen der Gegenübertragungsgefühle, die Sichtweise der »totalen Situation« (Joseph, 1985) sowie das intersubjektive Angesteckt-Werden von den mangelhaft repräsentierten und mentalisierten Emotionen mittels projektiver Identifizierung (Klein, 1946; Bion, 1962/1990) bei.
 - Ein genaueres Verständnis der Symbolisierungsentwicklung ermöglicht des Weiteren eine noch differenziertere Beschreibung der semiotischen Vorgänge beim analytischen Paar, wie etwa die Unterscheidung von Ikon, Index und Symbol. Die schon in den 1980er Jahren beschriebene »Body-Empathie«

- (Mertens, 1990) und das in den 2010er Jahren themisierte »Embodiment« von Verstehensprozessen (z. B. Leuzinger-Bohleber et al., 2013) verweist auf die nicht-sprachlichen und para-sprachlichen Elemente des »Erratens« der unbewusst kommunizierten Botschaften (Warsitz & Küchenhoff, 2015), die in der »träumerischen Gelöstheit«, der Rêverie der Analytikerin bzw. des Analytikers ihren verkörperten Ausdruck finden.
- Diese Entwicklung lässt den Oberbegriff »freie assoziative Aktivitäten« (Solano & Quagelli, 2015) als sinnvoll erscheinen.

Endgültiger Abschied von der Methode der freien Assoziation oder lediglich ein kumulativer Wissensfortschritt?

Ich möchte nun einige Stimmen zu Wort kommen lassen, die eine andere, mitunter sogar ablehnende Sichtweise auf die für die Psychoanalyse so grundlegende Methode der freien Assoziation und ihres Pendants der gleichschwebenden Aufmerksamkeit zum Ausdruck bringen. Für Frank Summers (2016), Psychoanalytiker aus Chicago, stellt das Vorgehen, Patient*innen frei assoziieren zu lassen und sich dabei auf die Lücken und Widerstände in ihrer Rede zu konzentrieren, eine Technik dar, die keine emotionale Verbindung zustande kommen lässt. Die Beziehung, die dabei entstehe, sei die einer beobachtenden und einer beobachteten Person, eine Einbahnstraßen-Untersuchung des Patienten oder der Patientin durch den Analytiker oder die Analytikerin, aber keine Beziehung, in der ein emotionaler Austausch stattfinde. Da man sich einseitig auf das Verstehen der freien Assoziationen konzentriere, laufe man Gefahr, angestrengt in die Psyche eines anderen Menschen als externe Beobachtungsinstanz zu schauen, die detektivisch den manifesten Text dekonstruiere, um die unbewussten Bedeutungen des Mitgeteilten aufzudecken. Dies aber sei antithetisch zu einer emotionalen Verbindung und Resonanz, die in der modernen Psychotherapieforschung als ein Schlüsselmoment des analytischen Erfolgs betrachtet wird. Deshalb müssten sich relationale Psychoanalytiker*innen wie natürliche dialogische Gesprächspartner*innen verhalten, anstatt ihre Patient*innen lediglich monologisieren zu lassen.

Was lässt sich diesem Einwand der mangelnden Beziehung und des fehlenden emotionalen Austauschs entgegnen? Wenn man nur die Oberfläche des ungewöhnlichen Gesprächsverhaltens betrachtet, kann dieser Eindruck durchaus entstehen. Aber bei genauerer Prüfung ergibt sich, dass gerade der analytische Diskurs eine tiefe emotionale, intersubjektive Verbundenheit ermöglicht. Denn das genuine Zuhören-Können setzt nicht nur ein Sich-anstecken-Lassen von den häufig noch unmentalisierten Emotionen der Patientin bzw. des Patienten voraus, sondern auch ein intensives Mitgehen mit den jeweiligen Ängsten, ein Verstehen und Transformieren. Bestünde das Vorgehen seitens Psychoanalytiker*innen lediglich im

detektivischen und kognitiven Entschlüsseln von unbewussten Bedeutungen, wäre die Kritik von Summers tatsächlich gerechtfertigt (z. B. Haubl & Mertens, 1996).

Joseph Schachter (2018), ein Psychiater und Psychoanalytiker aus New York, plädiert dafür, die Lehranalyse mit den vom jeweiligen Ausbildungsinstitut zugelassenen Lehranalytiker*innen endlich aufzugeben und es stattdessen Auszubildenden freizustellen, mit wem und wie sie ihre Eigenanalyse durchführen möchte. Dies würde ermöglichen, dass eine zumeist autoritätshörige Weitergabe der erfahrenen Methode unterbrochen wird, die in ihrer Qualität sehr heterogen eingeschätzt wird, wie Befragungen ergeben haben. Kandidat*innen könnten sich dann autonom und nach eigenen Vorlieben ihre Selbsterfahrung zusammenstellen und bräuchten sich nicht länger den vor allem von den älteren Analytiker*innen als sakrosankt erklären analytischen Techniken wie der freien Assoziation unterwerfen. Dieser Vorschlag eines nicht-institutsinternen Lehranalytikers wurde bereits früher von anderen Psychoanalytikern gemacht (z. B. Cremerius, Kernberg) und wird in einigen Ländern und Gesellschaften bereits seit Längerem praktiziert. Neu und bedenklich ist aber die Forderung nach einem Verzicht auf die Methode der freien Assoziation.

Allen, Fonagy und Bateman (2008/2011) geben zu bedenken, dass man bei vielen unserer heutigen Patient*innen dem freien Assoziieren Grenzen setzen müsse, vor allem wenn dieses »unergiebiges Psychogeschwätz« darstelle. Es sei dann nämlich nicht zu unterscheiden, ob sich Patient*innen im Äquivalenzmodus bewegten, das heißt, ob sie ihre Vorstellungen über die Auswirkungen ihrer Phantasien auf andere Menschen, aber auch auf ihre Psychoanalytiker*innen, mit der Wirklichkeit gleichsetzten und sich gar keine Gedanken mehr darüber machten, ob diese überhaupt zuträfen. Die Autoren empfehlen deshalb immer wieder, die Patient*innen in ihrem Redefluss zu unterbrechen und sie dazu anzuregen, zu überlegen, ob sich die Wirklichkeit tatsächlich so verhalte, wie sie sie wahrzunehmen glauben. Viele Psychoanalytiker*innen seien aber damit überfordert, den jeweiligen Denkmodus genau zu unterscheiden. Sie würden dann entsprechend dem Axiom der gleichschwebenden Aufmerksamkeit geduldig abwarten, in der Hoffnung, wenn sie nur lange genug zuhören und dabei auf die eigenen Gegenübertragungsgefühle achten, endlich etwas von ihren Patient*innen verstehen zu können oder auf die entscheidenden Signifikanten zu treffen. Damit aber beließen sie ihre mentalisierungsschwachen Patient*innen, die heute ja fast die Regel seien, in ihrem endlosen Intellektualisieren und verlören auf diese Weise den Schlüssel zum Mentalisieren. Denn dieser liege in solchen Fällen allein im aktiven Suchen und Nachforschen (Allen, Fonagy & Bateman, 2008/2011, S. 236).

Zum Einwand von Fonagy: Bei Patient*innen, die regressiv ihre bereits vorhandene Mentalisierungskompetenz vorübergehend verlieren, vor allem wenn ihre Konflikte berührt werden, ist das Sprechen im Äquivalenzmodus durchaus zu berücksichtigen. Aber bereits Greenson (1967/1973) warnte vor Patient*innen, die das freie Assoziieren aus Abwehrgründen einsetzen (siehe z. B. auch Wegner, 1994).

Dieser Modus ist aber keineswegs durchgängig und zeigt sich nur anhand bestimmter Konfliktthemen. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass auch Patient*innen »träumerisches Denken« entwickeln können und dürfen – dazu dient manchmal auch das Schweigen. Die Methode der freien Assoziation bleibt deshalb sehr geeignet, um auf diese Ausdrucksform überhaupt aufmerksam zu werden und sie ansprechen zu können. Das aktive Nachfragen ist hingegen eine gänzlich andere Methode der Datenerhebung. »Das Problem mit dem aktiven Nachfragen ist, dass Sie dann Antworten bekommen« (Balint, zit. nach Busch, 2014, S. 79).

Irwin Hoffman, in den 1980er Jahren zusammen mit Merton Gill bekannt geworden durch seine empirischen Untersuchungen von audiografierten Stundenprotokollen zum Thema Übertragungsdeutung im Hier und Jetzt, ist mehr als 30 Jahre später ein heftiger Kritiker der Mainstream-Psychotherapieforschung. An der immer noch vorherrschenden Auffassung der freien Assoziation bemängelt er nun, dass sie von dem Mythos ausgehe, dass ein Patient in seinen Einfällen lediglich von seinem eigenen Unbewussten geleitet sei. Tatsächlich habe ein Patient aber gleichzeitig viele Einfälle und in der Regel suche er durchaus reflektiert aus, was er erzählen möchte. Seine Entscheidung sei zumeist bewusst oder vorbewusst auf das abgestimmt, von dem er annahme, dass es seinen Analytiker anspreche und diesem auch nicht allzu viel Angst mache. Denn nicht nur Therapeuten beobachteten ihre Patienten und suchten Hinweisreize mit Bedeutungen auszustatten, sondern auch Patienten nähmen sehr genau Vorlieben, Abneigungen und Konflikthaftes ihres Therapeuten wahr. Es sei aus diesem Grund paradox, wenn die Methode der freien Assoziation mit der Aufforderung eingeführt werde, dass der Patient auf jegliches bewusste Nachdenken verzichten solle, während dem Therapeuten die Kompetenz zugesprochen werde, sich mittels seines überlegenen analytischen Spürsinns in die unbewussten Prozesse seines Patienten mithilfe seiner gleichschwebenden Aufmerksamkeit zu vertiefen. Es führe deshalb zu einer anderen – nämlich stärker egalitären – Atmosphäre, wenn erkannt und zugelassen werden könne, dass ein Patient ein durchaus aktiver Partner im analytischen Diskurs ist und dem Analytiker keineswegs alle seiner Äußerungen und deren Implikationen jederzeit bewusstseinszugänglich sind (Hoffman, 2006).

An der sozial-konstruktivistischen Auffassung von Hoffman ist sicherlich zutreffend, dass unsere Patientinnen uns sehr genau beobachten und konflikthafte Tendenzen bei uns wahrnehmen können, wobei dies zumeist selektiv geschieht. Und sicherlich ist auch richtig, dass das analytische Gespräch verbal wie nonverbal von vielen Sprechhandlungen und Enactments durchzogen ist. Dennoch ist uns in den letzten 30 bis 40 Jahren – etwa durch die Konzepte und Befunde der Kleinkind-, Bindungs-, Gedächtnis- und Emotionsforschung – immer deutlicher geworden, wie stark unbewusste Vorgänge in uns allen sind. Zu dieser Erkenntnis mag nicht so recht passen, Patient*innen mehr Bewusstseinszugänglichkeit und Reflexion als herkömmlich angenommen zuzuschreiben.

Theoretiker der negativen Hermeneutik, wie zum Beispiel Joachim Küchenhoff, Rolf Peter Warsitz und Timo Storck, weisen mit Bion, Lacan, Green und anderen darauf hin, dass wir uns in der Psychoanalyse auch mit Phänomenen beschäftigen, die noch nie eine Bedeutung erfuhren oder oft schon im vorsprachlichen Bereich ihrer Bedeutung entledigt wurden. Bei diesen Patient*innen sollten wir davon ausgehen, dass wir sie anders verstehen müssen. Vorgänge wie Verdichtung und Verschiebung, die Freud in der *Traumdeutung* beschrieben hat, sind in den Einfällen überwiegend neurotischer Patient*innen einigermaßen nachvollziehbar und deshalb durchaus hermeneutisierbar, aber es gibt Phänomene, die jenseits dieser metaphorischen und metonymischen Vorgänge angesiedelt sind. Dazu gehören vor allem diejenigen Leerstellen, die entstanden, als den frühen Liebesobjekten aus Verzweiflung und Enttäuschungswut jedwede Besetzung und Bedeutung entzogen wurden. Alle diese Operationen beinhalten ein Auflösen, Zerstören von Bindungen und deren Bedeutungen sowie aktive Rückzüge.

In der Gegenübertragung wird diese Abwehr der Leere durchaus erlebbar. Aber es ist anders als bei Leeregefühlen, die durch eine Abwehr von lebendigen Objektbeziehungen bei neurotischen Patient*innen entstehen. Bei diesen verstummen plötzlich die assoziativen Einfälle oder sie wechseln das Thema – dies ist dann zumeist die Stelle, an welcher neurotische Patient*innen in die Nähe ihres abgewehrten Konflikts geraten. Bei den nicht-neurotischen Patient*innen hingegen sind die Erzählungen diskontinuierlich und inkohärent, weil immer wieder abwesende Objekte auftauchen, die leer an Bedeutungen sind. In einem Bild ausgedrückt, taucht in den Bedeutungsnetzwerken von neurotischen Patient*innen plötzlich eine Barriere auf, die sich aber nach einem Moment des Schreckens, zumeist anhand von Verschiebungen auf thematisch verwandte, aber nicht so starke Angst bereitende Themen, gekonnt umgehen lässt. Bei nicht-neurotischen Menschen ist es hingegen ein großes Loch, vor dem sie nur zurückweichen können und einen erneuten Anlauf in ihrer Erzählung nehmen müssen, um aber bald wieder an einen Abgrund von Bedeutungslosigkeit zu stoßen.

Für uns als Analytiker*innen wird spürbar, wie hier Patient*innen verzweifelt damit ringen, mittels projektiver Identifizierung ihre unrepräsentierten Leerstellen und deren Abwehr in uns unterbringen zu können. Begreiflicherweise erfordert diese Arbeit eine immense Geduld, die zunächst darin besteht, die Sehnsucht dieser Patient*innen nach einem Objekt, das ihren unaussprechbaren und zunächst noch heftig abgewehrten Wünschen nach und nach eine Stimme verleiht. Dabei muss man der Versuchung widerstehen, dieses verzweifelte Ringen anhand von viel zu aufdringlichen Hier-und-Jetzt-Übertragungsdeutungen durchbrechen zu wollen. Zu dieser Vorgehensweise gehört eine aktivere, dialogische Gesprächshaltung, die nachfragt und Patient*innen in den Dialog mit einbezieht, auch gelegentliche Mitteilung eigener Gefühle, anstatt eines zurückhaltenden, auf diese Patient*innen eher unnahbar wirkenden Gegenübers, das sich nur von Zeit zu Zeit mit omnipo-

tent erscheinenden Deutungen bemerkbar macht, aber ansonsten eher gefühlkarg bleibt und damit retraumatisierend wirken kann.

Streckenweise werden Analytiker*innen damit auch zu einem neuen Entwicklungsobjekt im Sinne von Loewald (1980/1986). Und die nicht verstehbaren Leerstellen sowie die immer wieder erfolgenden Angriffe auf Verbindungen müssen für längere Zeit zunächst einmal ertragen werden, denn sie lassen sich nicht durch Deutungen wegzaubern (vgl. Mertens, 2018). Zu den Angriffen auf Verbindungen und den sich daraus ergebenden Überlegungen zur negativen Hermeneutik: Tatsächlich können bei vielen Patient*innen keine abgewehrten unbewussten Bedeutungszusammenhänge tiefenhermeneutisch erraten werden, sondern mithilfe transformierender Arbeit muss die Fähigkeit zum Verknüpfen von Bedeutungen erst einmal schrittweise hergestellt werden. Dennoch bleibt hierbei das freie Erzählen zusammen mit den Sprechhandlungen, die mittels projektiver Identifizierung aufgenommen werden, wichtig.

Zusammenfassung

Die verschiedenen Modifizierungen und Einwände gegen die Methode der freien Assoziation ergeben sich zum Teil aus eher phänomenologisch und relational orientierten Richtungen und Überzeugungen, aber auch aus Weiterentwicklungen der psychoanalytischen Behandlungstechnik, wie der Mentalisierungsorientierten Psychotherapie, die für bestimmte Patient*innengruppen entwickelt worden sind sowie aus Überlegungen, wie mit Erzählungen umgegangen werden kann, in denen keine abgewehrten, unbewussten Bedeutungen tiefenhermeneutisch erraten werden können. Aufgrund der »nichtfarbigen Leinwand« der Patient*innen, ist – wie Levine (2014) dies genannt hat – zunächst eine transformierende Arbeit mittels Rêverie erforderlich. Aber wiederum finden sich all diese Merkmale in der Regel nicht durchgängig, sondern nur sporadisch bei unsymbolisiert gebliebenen Affekten. Obwohl es sinnvoll sein kann, behandlungstechnische Parameter bei bestimmten Schwierigkeiten, frei assoziieren zu können, zu berücksichtigen, gibt es meiner Meinung nach keinen gravierenden Grund, die freie Assoziation und die korrespondierende gleichschwebende Aufmerksamkeit als genuine und grundlegende Methode der Psychoanalyse deshalb zur Gänze zu verabschieden. Denn wenn relationale und intersubjektiv orientierte Psychoanalytiker*innen die Methode der freien Assoziation ablehnen, die sie als »Einbahn-Kommunikation« und als »resonanzlos« bezeichnen, schütten sie das Kind mit dem Bade aus und können nicht mehr erkennen, wie wertvoll diese Methode von vielen Patient*innen erfahren wird, auch wenn sie anfänglich Schwierigkeiten damit haben. Denn sie ermöglicht unter anderem, dass Patient*innen erkennen können, an welchen Stellen ihre Erzählungen ins Stocken geraten, wie diese Stockungen sich auf unterschied-

liche Weise manifestieren, z. B. durch plötzliche Stimmungs- und Themenwechsel oder durch den Einsatz von Sprechhandlungen, und welche zunächst nicht benennbaren Ängste dahinterstehen können.

Auch wenn vordergründig keine alltägliche reziproke Kommunikation stattfindet, so sind Analysand*in und Analytiker*in dennoch auf eine ungemein dichte und sehr intime Weise miteinander verbunden. Aus diesem Grund sprechen verschiedene Psychoanalytiker*innen auch von einer reziproken freien Assoziation (z. B. Lothane, 1994; Helm, 2018; Hristeva, 2018).

Abschließen möchte ich mit einem weiteren Gedanken des eingangs bereits erwähnten Fred Busch, aus dem der analytische und therapeutische Nutzen des Freien-erzählen-Könnens hervorgeht:

»Ein Grundsatz des psychoanalytischen Denkens ist, [...] dass alle Probleme, welche Patienten in unsere Praxen führen, sich im Grunde genommen um ihre Unfähigkeit drehen, etwas zu fühlen oder zu denken. Mit anderen Worten: *Unsere Patienten leiden unter unterbrochenen Gesprächen mit sich selbst.* – Hierin besteht Freuds außerdentliche Entdeckung.

Die Fähigkeit der Patienten, ihre Gespräche mitzuteilen und sie zu besitzen, ist entscheidend für die Entwicklung ihres Wohlbefindens in der Analyse. Sie ist die Basis einer beglückenden Denkfreiheit. Verhinderte innere Gespräche führen zu einem Gefühl der Leere und Wertlosigkeit« (Busch, 2014, S. 76, *Übersetzung von mir, W.M.*).

Deshalb ist es die vorrangige Aufgabe der Analytikerin und des Analytikers, dieses Gespräch – so gut es geht – zu fördern. Denn nichts ist im Grunde befreiender für Patient*innen, als endlich ihre eigenen Geschichten erzählen zu können. Ihr Leben lang haben sie die Geschichten von anderen erzählen müssen: Geschichten, die ihnen ihre Eltern vorgegeben haben, Geschichten, die sie bruchstückhaft erinnerten, aber nie zu einem Ganzen zusammenfügen konnten; Geschichten, die sie dranghaft agieren mussten; Geschichten, von denen sie glaubten, dass andere sie wichtig fanden, nur nicht sie selbst; Geschichten, in denen sie falschen Lebenszielen wie Macht, Ehre oder Reichtum nachjagten, die sie von sich selbst entfremdeten. Nun erleben sie zum ersten Mal, dass sie ihre eigene Geschichte erzählen können und dass ihnen dabei zugehört wird (vgl. Busch, 2003, 2014).

Anhand des freien Erzählen-Könnens sich selbst immer mehr als Autor*in oder Urheber*in eigener Handlungen und eigenen Erlebens begreifen zu können, ohne erneut scheinbar patente Lösungen für eigene Konflikte oder die angeblich evidenzbasierten Zielvorstellungen des Therapeuten suggeriert zu bekommen, ist deshalb eines der herausragenden Anliegen einer analytischen Psychotherapie. Aus diesem Grund wird es im Zeitalter einer evidenzbasierten Medizin und Psychotherapie für eine Betrachtung der Generativität im Sinne der Tradierung erhaltenswerter kultureller Errungenschaften immer wichtiger, das Augenmerk vermehrt darauf zu

lenken, inwieweit außertherapeutische Bewertungskriterien – wie Effizienzdruck, Kosteneinsparungen, technokratische Strategien – das Erleben einer bereichernden Urheberschaft einschränken können. Denn mit dem Verzicht auf die essenzielle psychoanalytische Methode würde ein Verlust der genuin psychoanalytischen Wissenskultur einhergehen, die vor allem darin besteht, das subjektive Erleben von Beziehungen sich möglichst ungestört entfalten zu lassen.

Vielelleicht ist eine Parallele erlaubt: So wenig wie wir die Welt unseren Nachkommen durch den Klimawandel gefährdet überlassen dürfen, so sehr sollten wir auch in der Psychoanalyse darauf achten, dass eine einzigartige kulturelle Errungenschaft nicht kurzsichtigen wirtschaftlichen Interessen geopfert wird, sondern auch für unsere Nachkommen erhalten bleibt.

Literatur

- Allen, J. G., Fonagy, P. & Bateman, A. W. (2008/2011). *Mentalizing in Clinical Practice*. Arlington, VA: American Psychiatric Publishing (dt.: *Mentalisieren in der psychotherapeutischen Praxis*). Stuttgart: Klett-Cotta, 2011).
- Bion, W. R. (1962/1990). *Lernen durch Erfahrung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bollas, C. (2011). *Die unendliche Frage. Zur Bedeutung des freien Assoziierens*. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Busch, F. (1997). Understanding the patient's use of the method of free association: an ego psychological approach. *J Am Psychoanal Assoc*, 45, 407–424.
- Busch, F. (2003). Telling stories. *J Am Psychoanal Assoc*, 51(1), 25–42.
- Busch, F. (2014). *Creating a psychoanalytic mind. A psychoanalytic method and theory*. New York: Routledge.
- Dostojewski, F. (2005 [1871/72]). *Die Dämonen*. München: dtv.
- Emanuel, C. (2019). Afterwardness and the postrelational turn. *Psychoanalytic Inquiry*, 39(2), 174–178.
- Ferro, A. & Nicoli, L. (2017). *The new analyst's guide to the galaxy. Questions about contemporary psychoanalysis*. London: Karnac.
- Freud, S. (1895d). Studien über Hysterie. *GW I*, S. 75–312.
- Freud, S. (1913c). Zur Einleitung der Behandlung. *GW VIII*, S. 454–478.
- Freud, S. (1920b). Zur Vorgeschichte der psychoanalytischen Technik. *GW XII*, S. 309–312.
- Gelernter, D. (2016). *Gezeiten des Geistes. Die Vermessung unseres Bewusstseins*. Berlin: Ullstein.
- Greenson, R. (1967/1973). *Technik und Praxis der Psychoanalyse*, Bd. 1. Stuttgart: Ernst Klett.
- Haesler, L. (1992). Freie Assoziation, Grundregel und die Freiheit des psychoanalytischen Prozesses. *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*, 7, 268–285.
- Haubl, R. & Mertens, W. (1996). *Der Psychoanalytiker als Detektiv*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Helm, F. L. (2018). Free association continues. *Psychoanalytic Inquiry*, 38(6), 446–456.
- Hoffman, I. Z. (2006). The myths of free association and the potentials of the analytic relationship. *Int J Psychoanal*, 87, 43–61.
- Hristeva, G. (2018). A searchlight on the road to freedom: Why do we still need free association? *Psychoanal Inq*, 38, 435–445.
- Jones, E. (1960). *Das Leben und Werk von Sigmund Freud*, Bd. 1. *Die Entwicklung zur Persönlichkeit und die großen Entdeckungen, 1856–1900*. Bern: Huber.

- Joseph, B. (1985). Übertragung: Die Gesamtsituation. In B. Joseph, *Psychisches Gleichgewicht und psychische Veränderung* (S. 231–248). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Klein, M. (1946). Notes on some schizoid mechanism. *Int J Psychoanal*, 27, 99–110 (dt.: Bemerkungen über einige schizoid Mechanismen. In M. Klein, *Das Seelenleben des Kleinkindes* [10. Aufl.] [S. 131–183]. Stuttgart: Klett-Cotta, 2015).
- Kris, A. O. (1982). *Free Association. Method and Process*. New Haven: Yale University Press.
- Kris, A. O. (1990). The analyst's stance and the method of free association. *Psychoanalytic Study of the Child*, 45, 25–41.
- Leuzinger-Bohleber, M., Emde, R. N. & Pfeifer, R. (Hrsg.). (2013). *Ein innovatives Konzept für Entwicklungsforchung und Psychoanalyse*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Levine, H. B. (2014). Die nichtfarbige Leinwand: Repräsentation, therapeutisches Handeln und die Bildung der Psyche. *Psyche – Z Psychoanal*, 68, 787–819.
- Loewald, H. (1980/1986). The waning of the Oedipus complex. In *Papers on psychoanalysis* (S. 384–404). New Haven, Conn.: Yale University Press, 1980 (dt.: Das Dahinschwinden des Ödipuskomplexes. In H. Loewald, *Psychoanalyse. Aufsätze aus den Jahren 1951–1979* (S. 377–400). Stuttgart: Klett-Cotta).
- Lothane, Z. (1994). The analyzing instrument and reciprocal free association. *Journal of Clinical Psychology*, 3, 65–86.
- Mertens, W. (1990). Psychoanalytische Grundregel. In W. Mertens, *Einführung in die psychoanalytische Therapie* (3., verb. u. aktual. Aufl. 1997) (Bd. 2, S. 11–40). Stuttgart: Kohlhammer.
- Mertens, W. (2014). *Psychoanalytische Erkenntnishaltungen und Interventionen* (2., aktual. u. erweit. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Mertens, W. (2018). *Psychoanalytische Schulen im Gespräch über die Konzepte W. R. Bions*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Ogden, T. (2007). On talking-as-dreaming. *Int J Psychoanal*, 88, 575–589.
- Schachter, J. (2018). Free association: From Freud to current use – The effects of training analysis on the use of free association. *Psychoanal Inq*, 38(6), 457–467.
- Solano, P. & Quagelli, L. (2015). On »free associative activities«. *Psychoanalytic Review*, 102(2), 237–264.
- Summers, F. (2016). The dialectics of psychoanalytic decision-making. *Psychoanal Inq*, 36, 538–547.
- Warsch, R. P. & Küchenhoff, J. (2015). *Psychoanalyse als Erkenntnistheorie – psychoanalytische Erkenntnisverfahren*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Wegner, P. (1994). Von der freien Assoziation zur Gegenübertragung. In C. Frank (Hrsg.), *Wege zur Deutung* (S. 54–71). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Winnicott, D. W. (1974 [1954]). Die Fähigkeit zum Alleinsein. In D. W. Winnicott, *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt* (S. 36–46). München: Kindler.

Der Autor

Wolfgang Mertens, geboren 1946, Prof. em. an der Ludwig Maximilians-Universität München, ist Psychoanalytiker, Lehranalytiker und Supervisor an der Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie in München (DGPT). Er publizierte auf den Gebieten Sozialpsychologie, Klinische Psychoanalyse, Behandlungstechnik, Geschichte und Wissenschaftstheorie der Psychoanalyse, Psychotherapieforschung.

Kontakt per E-Mail: W.Mertens@lrz.uni-muenchen.de

Das achte Leben

Konflikte um Generativität in der psychoanalytischen Bewegung am Beispiel der Geschichte der Objektbeziehungspsychologie

Thomas Abel

In ihrem bewegenden und sprachlich virtuosen Buch *Das achte Leben (für Brilka)* schildert Nino Haratischwili das Leben von sieben Personen aus vier Generationen, von 1905 bis 2007. Sie veranschaulicht, wie Konflikte und Ressourcen weitergegeben werden und wie viel oder wenig Spielraum einer neuen Generation eingeräumt wird. Analog dazu möchte ich anhand von sieben Vertreterinnen und Vertretern der Objektbeziehungspsychologie veranschaulichen, wie in der psychoanalytischen Bewegung mit Neuem oder Abweichendem umgegangen wurde und welche Folgen das hatte.

Wer sich mit den Pionieren der Objektbeziehungstheorien beschäftigt und mit den Abtreibungsversuchen in Bezug auf die ersten Ansätze, ist verblüfft, wenn Fonagy und Target (2015, S. 158) konstatieren:

»Bis Mitte der achtziger Jahre hatte sich die Objektbeziehungstheorie in dieser oder jener ihrer zahlreichen Ausprägungen [...] als psychoanalytisches Modell mit der weltweit höchsten Akzeptanz durchgesetzt. In den USA wurde die Ich-Psychologie durch >einheimische< Versionen der Theorie (Kohut, Kernberg) und britische Importe (Klein, Winnicott) an den Rand gedrängt; die britische Version eroberte die Vorherrschaft in weiten Teilen Europas, während sowohl die nordamerikanischen als auch die britischen Schulen in modifizierter Form die überaus lebendige psychoanalytische Bewegung Lateinamerikas infiltrierten. [...] Von der Vorherrschaft der Objektbeziehungstheorie ausgenommen sind lediglich die französisch sprechenden Länder, insbesondere Frankreich und der französisch sprechende Teil Kanadas. Hier hat sich auch während der letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts eine spezifische Spielart der freudianischen Theorie behaupten können.«

Fonagy und Target (2015, S. 157) kennzeichnen den Unterschied zum freudianischen Ansatz wie folgt:

»Insbesondere Freuds Annahme, daß sich der psychische Apparat im Gefolge der Frustration kindlicher Triebe herausbilde, schreibt nur einem spezifischen Typ von

Objektbeziehungen (nämlich solchen, in denen die Bedürfnisse des Kindes frustriert werden) ein Mitwirken an der Erzeugung psychischer Strukturen und Funktionen zu. Von der freudianischen Theorie unterscheiden sich die Objektbeziehungstheorien grundlegend durch die größere Heterogenität der Beziehungsmuster, denen eine Relevanz für die Entwicklung psychischer Strukturen beigemessen wird. Objektbeziehungstheorien gehen davon aus, daß die Psyche des Kindes durch sämtliche frühen Erfahrungen mit der Bezugsperson geprägt wird.«

Kernberg (2002, S. 14) schließt in seine Definition der Objektbeziehungspsychologie neben den Autoren der britischen Schule, wie Melanie Klein, Ronald Fairbairn und Donald Winnicott, auch Beiträge aus der Ich-Psychologie ein, wie die von Erik Erikson, Edith Jacobson, Margaret Mahler, Hans Loewald, Joseph Sandler, sich selbst, sowie aus dem interpersonellen Ansatz, etwa von Harry Stack Sullivan oder Stephen Mitchell. Greenberg und Mitchell (1983) zählen in ihrem wegweisenden Werk zur Objektbeziehungspsychologie noch Harry Guntrip dazu. Bacal und Newman (1994) verweisen in ihrem Übersichtsband darüber hinaus auf Heinrich Racker, Michael Balint und John Bowlby. Als ersten Objektbeziehungstheoretiker benennen sie den fast völlig vergessenen Ian Suttie. Obwohl sich Bacal und Newman (1994) um eine historische Vollständigkeit bemühen, lassen sie Otto Rank unerwähnt, was nach Janus (2015) keine wissenschaftlichen Gründe, sondern mit einem lange tradierten Vergessen zu tun hat. In den meisten Veröffentlichungen wird der Beginn der Objektbeziehungstheorien nicht mit Suttie oder Rank, sondern mit Klein verknüpft. Es scheint zu sein wie im Märchen, wo alles dreimal gefunden werden muss, bis es von dauerhaftem Bestand ist. Vielleicht geht es dabei aber auch um Macht und um Politik innerhalb der psychoanalytischen Gemeinschaft, um den Raum, den eine Generation der nächsten gewährt. Dem möchte ich im Folgenden nachspüren.

Ian Dishart Suttie (1889–1935)

Er war der Sohn eines praktischen Arztes aus Glasgow (Schottland), promovierte 1914 in Medizin und arbeitete in der Londoner Tavistock-Clinic sowie in eigener Praxis. Kurz nach seinem frühen Tod im Jahre 1935 erschien sein einziges Buch *The Origins of Love and Hate*. Sein Werk ist tief beeinflusst von Sandor Ferenczi. Die Ursprünge von Liebe und Hass verortete er in Objektbeziehungen. Bereits 1923 hatte Suttie einen Beitrag beim International Journal of Psychoanalysis eingereicht, in dem er eine konturierte und signifikante Objektbeziehungstheorie entwarf, der jedoch von Ernest Jones abgelehnt wurde, da er ihn nicht nur als kritisch, sondern als revolutionär empfunden habe (vgl. Bacal & Newman, 1994, S. 34f.). Wäre der Beitrag veröffentlicht worden, wäre er vor Melanie Kleins Publikationen erschie-

nen. Sutties Ablehnung der Triebtheorie führte dazu, dass er von der etablierten Psychoanalyse ignoriert wurde, auch als seine Schriften endlich erschienen waren. Das Modell von Suttie wird sehr anschaulich bei Bacal und Newman (1994) dargestellt. Darin wird vieles vorweggenommen, was später Ronald Fairbairn (erneut) ausführen wird, etwa wenn er schreibt, dass die Libido nicht nach Befriedigung, sondern einem Objekt sucht, aber auch John Bowlby, Margaret Mahler und Edith Jacobson klingen hier bereits an. Beim therapeutischen Vorgehen schließt sich Suttie Ferenczis Vorstellungen an, dass es die Liebe des Arztes ist, die heilt, verstanden als eine von Interesse getragene Responsivität. Indem sich der Patient auf die Haltung des Analytikers verlassen kann, schafft er sich in der Übertragung die ursprüngliche, von Interesse getragene Mutterbeziehung, die er hatte, bevor er den traumatischen Unterbrechungen ausgesetzt war. Hier sind Balints Konzept der Regression auf die primäre Liebe vor der Grundstörung oder Winnicotts Konzept der hältgebenden Umwelt detailliert beschrieben. Wie viele Erkenntnisse in der Wissenschaft mussten sie ein zweites Mal gefunden werden – bezieht man das Vergessen Otto Ranks mit ein, sogar ein drittes Mal. In der Generation nach Freud war zumindest in dieser Zeit noch kein Platz für so neue, bahnbrechende Veränderungen im psychoanalytischen Theoriegebäude.

Otto Rank (1884–1939)

Otto Rosenfeld wurde als letztes von drei Kindern in eine arme, Wiener Familie hineingeboren und war viel sich selbst überlassen. Da er kein Gymnasium besuchen durfte, sondern an einer Gewerbeschule Schlosser lernte, eignete er sich autodidaktisch sein Wissen an. Mit 19 änderte er seinen Namen in Rank, 1908 konvertierte er zum Katholizismus. »Er verleugnete nie seine jüdischen Wurzeln, aber seine Namensänderung stellte gleichwohl klar eine Trennung von seiner Ursprungsfamilie und eine neue Selbstdefinition dar« (Lieberman, 2014, S. 169). 1905 wurde Rank als Schlosser, Autodidakt und Philosophendichter in Freuds Familie und die Psychologische Mittwoch-Gesellschaft aufgenommen, deren Sitzungen er fortan als ihr Sekretär protokollierte und in die er 1906 nach einem Vortrag als Vollmitglied aufgenommen wurde. Auf Freuds Anraten besuchte er das Gymnasium, später studierte er Philosophie und Germanistik, worin er sich 1912 promovierte. 1913 wurde er Mitglied des geheimen Komitees der sieben Ringträger, des engsten Kreises um Freud. Gemeinsam mit Freud und Ferenczi bezog Rank darin liberale Positionen, etwa zugunsten der Laienanalyse oder der Aufnahme homosexueller Mitglieder in die Wiener Psychoanalytische Vereinigung. 1919 gründete Rank den Internationalen psychoanalytischen Verlag, den er bis 1924 leitete. In seinem Buch *Das Trauma der Geburt* relativierte Rank die hervorgehobene Stellung des Vaters und des Ödipus-Komplexes zugunsten der Beziehung zur Mutter. Neurotische und

normale Angst leiten sich danach vom Trauma der Geburt ab, der ersten Trennung im Leben eines Menschen, der das Trauma der Entwöhnung folgt, erst dann kommt die Kastrationsangst. Konservativere Mitglieder, wie Abraham und Jones verfolgten diese Entwicklungen mit Argwohn. Überdies führte Freuds Krebskrankung zu Machtkämpfen und Intrigen um seine Nachfolge und die Ausrichtung der psychoanalytischen Bewegung. Lieberman (2014) belegt anhand verschiedener Briefe den Einfluss, den Abraham und Jones auf Freud auszuüben versuchten, um Rank als engsten Vertrauten Freuds zu entmachten. Freuds Haltung wurde immer kritischer. »Seit Jahren mit dem Geschäft und der Politik der Psychoanalyse mehr als vertraut, wußte Rank, daß er, wenn er mit Freud brach, in jener Arena vor dem Ruin stand« (Lieberman, 2014, S. 328). 1924 unterzog sich Rank einer Analyse bei Freud und leistete in einem Brief vom 20. Dezember 1924 Abbitte im Komitee, indem er seine theoretischen Auffassungen widerrief und als ödipales Aufbegehren gegen Vater Freud geißelte. Mithilfe des durch Freud wenig belichteten Teils des Ödipus-Komplexes interpretiert Lieberman (2014, S. 329) den Generationenkonflikt so:

»Ranks Rückzug von der Unabhängigkeit in die Unterwerfung befriedigte Freuds Bedürfnis, der unüberwindliche, wenn nicht unsterbliche Vater zu bleiben. Das Drama mit Rank ruft eine starke ödipale Metapher in Erinnerung, die Freud bei seiner Theorie übersah (Rank aber später betonte): Der Generationenwechsel bedingt, daß die Jungen die Alten ersetzen. Im Ergebnis wird den Kindern dabei jedoch die Last unverdienter Feindseligkeit von ihren Vätern aufgebürdet [...] Genau wie der Vater Laios würde Freud das Kind – seinen Sohn oder Enkel – eher opfern, als sich seiner ultimativen Grenze, seinem Tod zu stellen.«

Bereits 1925 wurde Rank während eines USA-Aufenthaltes, bei dem er vorsichtig zu seinen Positionen zurückkehrte, durch Sandor Rado als Redakteur der Internationalen Zeitschrift und durch Helene Deutsch als Ausbildungsleiterin ersetzt. Der endgültige Bruch mit Freud war unvermeidlich und wurde von Abraham und Jones, der Rank offen als psychisch krank brandmarkte, gefördert. Ferenczi ließ sich zu einem Bruch mit seinem langjährigen Freund und Weggefährten veranlassen, um nur wenige Jahre später Ranks Schicksal zu teilen, für verrückt erklärt und verstoßen zu werden. Rank ging nach Paris und 1935 in die USA, wurde aber auch dort aus den psychoanalytischen Institutionen ausgeschlossen, wie bereits in Europa. Die Trennung von seinem geistigen Ziehvater Freud und der psychoanalytischen Familie lösten bei Rank drei peinvolle Jahre mit einer schweren Depression aus. Schließlich gelang es ihm, in den USA Fuß zu fassen und neue Kontakte zu knüpfen. Er hatte jedoch kein Interesse daran, eine eigene Schule zu begründen, sondern unterrichtete an den Universitäten Harvard und Yale. 1927 erschien Ranks Entwurf einer Objektbeziehungstheorie in *Grundzüge einer genetischen Psy-*

chologie auf Grund der Psychoanalyse der Ichstruktur. Darin scheint er sich auf Seite 101 mit seinem Konflikt mit Freud auseinanderzusetzen:

»In der sogenannten >Lehranalyse< mag es angehen, den Schüler auf der Identifizierungsstufe mit dem Analytiker zu entlassen, da ja das eingestandene Ziel ist, daß er seinem Analytiker ähnlich werde. Es muß gesagt werden, daß leider auch die meisten therapeutischen Analysen so enden, weil der Analytiker selbst in der Regel nicht über dieses Identifizierungsstadium mit seinem Lehrer hinausgekommen ist. Ja es scheint sogar, als könnte eine eigene durchgemachte Lehranalyse des Analytikers diesem bei der Ausübung der Analyse auch schaden. Entweder wenn er nicht imstande ist, seinen Patienten über das eigene Identifizierungsstadium hinauszubringen oder wenn er als Reaktion auf seine Identifizierung mit seinem Lehranalytiker nunmehr sein eigentliches verdrängtes Selbst auf den Patienten projiziert.«

Von diesem Laios-Komplex, den erstmals Devereux (1953) beschrieb, dieser Angst, von unseren Kindern, Schülerinnen und Schülern überflügelt und ausgelöscht zu werden, die Rank hier sehr scharfsinnig beschreibt, sind wir auch heute im Ringen der Generationen und in psychoanalytischen Institutionen nicht frei, wie etwa Wiegand-Grefe und Schuhmacher (2006) in ihrem Buch über strukturelle Gewalt in psychoanalytischen Institutionen dastun. Ranks objektbeziehungstheoretisches Konzept findet sich anschaulich zusammengefasst bei Janus (2015). Wiederum wird auch hier vieles von Kleins guter und böser Mutterbrust vorweggenommen, sogar von dem Konzept der depressiven Position.

Melanie Klein (1882–1960)

Sie wurde als ungewolltes Kind einer Arztfamilie in Wien geboren. Nachdem sie 1903 heiratete, bekam sie drei Kinder, litt jedoch immer wieder an schweren Depressionen, sodass sie sich nur schwer um ihre Kinder kümmern konnte. Teilweise überließ sie die Betreuung ganz ihrer Mutter, etwa bei wiederholten Kuraufenthalten. Das Bild feindseliger, die böse, nicht spendende Brust beißender, zerstörender Säuglinge aus ihrer späteren Theorie mag mit dieser Zeit zu tun haben. 1913 begab sie sich zu Sandor Ferenczi in Analyse. Er regte sie an, Kinderanalytikerin zu werden. 1920 begann sie nach ihrer Scheidung und Übersiedelung nach Berlin eine Lehranalyse bei Karl Abraham, der sie am Berliner Institut gegen Angriffe von Sandor Rado und Franz Alexander gegen ihre unkonventionellen Ansätze in Schutz nahm. Nach Abrahams Tod ging sie 1927 nach London, wo sie von Ernest Jones beschützt und unterstützt wurde. Sie entwickelte ihre Theorie der Objekt-

beziehungen und ab 1935 bildete sich die kleinianische Schule heraus, sowie eine Ausbildung in der Tavistock-Clinic. Klein selbst habe Loyalität und Linientreue gefordert und Menschen verstoßen, die Zweifel an ihrer Theorie äußerten oder diese modifizierten, wie Paula Heimann (Grosskurth, 1993, S. 271). Nachdem in den Dreißigerjahren deutsche und österreichische Analytiker nach London immigrierten und 1938 Freud und seine Familie kamen, bildeten sich zwei Lager heraus, die Wiener und die kleinianische Gruppe. Inhaltliche Auseinandersetzungen und persönliche Machtkämpfe nahmen nach Freuds Tod 1939 erheblich zu. Anna Freud machte in Bezug auf die tobenden Machtkämpfe eine sehr treffende Bemerkung: »Nirgendwo in der Welt verwenden die Leute ausschließlich legitime Methoden. Wenn jemand von seinen Auffassungen überzeugt ist, wird er alle Methoden einsetzen, die ihm zu Gebote stehen« (King & Steiner, 2000, S. 229). Dies kränkt das Ideal, psychoanalytische Institutionen seien keine so argen Schlangengruben wie andere Organisationen. Dabei können sie sogar schlimmere Schlangengruben sein, etwa wenn offene oder versteckte Deutungen als Mittel missbraucht werden, weil Deutungen beim anderen oft etwas Wahres und Wundes ansprechen, verunsichern, verletzen oder entblößen. Dadurch kann unser Beziehungswissen manchmal emotionale Konflikte vertiefen, statt zu Lösungen auf der inhaltlichen Ebene beizutragen. Am 10. Juni 1942 versuchte man, auf einer Sachebene zurückzufinden. Die britische Vereinigung einigte sich auf eine Waffenstillstandsresolution:

»1. Die Vereinigung soll sofort in Bezug auf alle aktuellen Anschuldigungen und Ge- genanschuldigungen und alle gegen Einzelmitglieder oder Gruppen von Mitgliedern gerichteten Aktivitäten eine Selbstbeschränkungsverordnung erlassen. 2. Die Vereinigung soll von allen Mitgliedern fordern, sich in Diskussionen persönlicher Angriffe oder Unterstellungen zu enthalten, aber auch nachdrücklich das Recht aller Mitglieder auf völlige Redefreiheit in den Grenzen allgemeiner Höflichkeit bekräftigen« (Grosskurth, 1993, S. 396).

Es sollten sorgfältig überwachte wissenschaftliche Sitzungen über theoretische Meinungsverschiedenheiten durchgeführt werden, die »controversial discussions«, die von 1942 bis 1944 stattfanden und mit der Bildung von drei Gruppen endeten, den Freudianern, den Kleinianern und einer Mittelgruppe, den Unabhängigen, die alle in der britischen Vereinigung zusammenbleiben konnten. Zur Mittelgruppe gehörten etwa Alice und Michael Balint, John Bowlby, William Ronald Fairbairn sowie Clare und Donald Winnicott. Obwohl Melanie Klein und ihre Gegenspieler mehrmals eine Abspaltung erwogen, konnte diese das erste Mal in der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung verhindert werden. Darin besteht das große Verdienst aller, die damals an diesem Prozess beteiligt waren. Die Objektbeziehungspsychologie war das erste Mal in der Psychoanalyse angekommen.

Paula Heimann (1899–1982)

Die aus einer russisch-jüdischen Familie aus Danzig stammende Ärztin war das letzte von vier Kindern einer depressiven Mutter, die um Paulas früh verstorbene ältere Schwester trauerte und für deren Wohlergehen sie sich verantwortlich fühlte. Von 1929 bis 1933 absolvierte sie ihre psychoanalytische Ausbildung in Berlin und nahm dort am »Kinderseminar« teil, einem regelmäßigen Treffen junger Analytiker, auf dem Themen diskutiert werden konnten, die sonst am Institut nicht besprechbar waren. Simmel (1995, S. 130) sagte dazu 1946 in seinem Nachruf auf Fenichel:

»Unter Fenichels Lehrveranstaltungen in Berlin war eine, die von den Direktoren des Instituts – obwohl die teilnehmenden Kandidaten sehr begeistert waren – eine Zeitlang mißfällig betrachtet wurde. Es schien uns, daß Fenichel zu viele Abende auf die Beziehung der Psychoanalyse zu Soziologie und Marxismus verwandte, statt sich auf die Erörterung psychoanalytischer Themen zu beschränken. Fenichel beugte sich seinen >Vorgesetzten< nicht – seine Reaktion war: >Na und? Wenn es euch nicht paßt, was wir machen, dann sind wir eben unartige Kinder.< Von da an wurde das Seminar berühmt unter dem offiziellen Namen >Kinderseminar<.«

1933 emigrierte Heimann nach London, wo sie 1934 das erste Mal ein längeres Gespräch mit Klein führte, die gerade in Trauer um ihren Sohn Hans war, der sich suizidiert hatte, und einer deutschsprachigen Gesprächspartnerin bedurfte, was Heimann aus ihrer Primärgruppe sicherlich sehr vertraut vorkam. Sie arbeitete danach als Sekretärin, um Klein zu helfen, ihre Trauer in einem wissenschaftlichen Artikel zu verarbeiten, woraus die Konzeptionierung der depressiven Position entstand (Holmes, 2017, S. 80). Ab 1935 war Heimann für 18 Jahre bei Klein in Lehranalyse und eine ihrer eifrigsten Schülerinnen und designierte Kronprinzessin. »Die Vermischung von analytischer, beruflicher und sogar privater Beziehung stellt eine problematische Grenzverletzung dar« (Holmes, 2017, S. 82). 1949 hielt Paula Heimann auf dem Internationalen Psychoanalytischen Kongress in Zürich einen Vortrag über die Gegenübertragung, der zu einem Wendepunkt in der Psychoanalyse wurde und zum Bruch mit Klein führte, weil er ohne ihr Wissen und ohne ihre Erlaubnis entstanden war. Während Klein die Gegenübertragung als etwas Störendes ansah, war sie für Heimann das entscheidende Instrument zur Erforschung des Unbewussten des Patienten. Zum endgültigen Bruch mit Melanie Klein kam es 1955 im Zusammenhang mit dem XIX. Kongress der IPA, auf dem Melanie Klein ihre Arbeit »Neid und Dankbarkeit« vorstellte, der Paula Heimann konzeptionell nicht zustimmen konnte, vor allem nicht der Idee vom angeborenen Neid (Holmes, 2017, S. 124). Grosskurth (1993, S. 530) vermutet, dass Melanie Klein in ihrer Arbeit eine Fallvignette aufgenommen hat, in der es

um ihre Lehranalysandin Paula Heimann geht: »Diese Patientin habe einen destruktiven Neid entwickelt, als sie selbst einen unerwarteten beruflichen Erfolg erlebte und eine intensive Rivalität zur Analytikerin zum Vorschein kam. [...] Undankbarkeit gegenüber der helfenden und zugleich verhassten Analytikerin hätten Schuldgefühle und Depression ausgelöst.« Mit dem Erfolg könne die Arbeit über die Gegenübertragung gemeint sein. Mit ihrem eigenen Neid auf ihre jüngere, brillante Kollegin setzte sich Melanie Klein hingegen nicht auseinander, das heißt mit ihrer Gegenübertragung. Paula Heimann schloss sich nach dem Bruch der Middle Group an, später auch Independent Group genannt, eine Gruppe von Analytikerinnen und Analytikern, die sich nicht von theoretischen oder hierarchischen Zwängen im Denken beschränken lassen wollten (Holmes, 2017, S. 132). Zu ihnen gehörte die übergroße Mehrheit der britischen Community. Auf Einladung ihres Lehranalysanden Alexander Mitscherlich beteiligte sich Paula Heimann 1959 an der Gründung des Sigmund-Freud-Institutes in Frankfurt, dessen Entwicklung sie bis zu ihrem Tod begleitete. 1970 wurde sie als Patin der DPV und helfende Wegbegleiterin der Wiederbelebung der Psychoanalyse in Deutschland zum Ehrenmitglied der DPV gewählt (Holmes, 2017, S. 164). Berührend zu lesen ist, wie sie Mitscherlich immer wieder ermutigte und unterstützte, neue Bücher zu schreiben und eigene theoretische Wege zu gehen, ganz anders, als sie es selbst bei ihrer Lehranalytikerin erlebt hatte.

William Ronald Dodds Fairbairn (1889–1964)

Der »lange Zeit nicht angemessen gewürdigte Wegbereiter der Objektbeziehungs-theorie« (Hensel et al., 2006, S. 7) wurde als Einzelkind in Edinburgh geboren, wo er auch die größte Zeit seines Lebens verbrachte. Ähnlich wie bei Ian Suttie war die Beschäftigung mit Kriegsneurosen in der Klinik prägend für Fairbairn.

»Nach dem Ersten Weltkrieg studierte er Medizin, und von 1927 bis 1935 lehrte er Philosophie an der Edinburgher Universität. Er unterzog sich einer Analyse, durchlief jedoch keine Ausbildung in der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft. Wegen seiner enormen Verdienste wurde er dennoch als Mitglied aufgenommen. Fairbairn war zeitlebens ein großer Verehrer Freuds. Mit seinen Überlegungen zu den Beziehungen unter den Menschen begründete er einen objektbeziehungstheoretischen Ansatz, der für viele seiner im entfernten London arbeitenden Kollegen zu einer Provokation wurde. Nachdem Winnicott sein 1952 erschienenes Buch *Psycho-analytic Studies of the Personality* gelesen hatte, erklärte er: ›Fairbairn is knocking Freud.‹ Fairbairn revidierte das Strukturmodell Freuds und nahm das ehrgeizige Projekt in Angriff, eine explizite Theorie der Objektbeziehungen zu entwickeln. Damit war er seiner Zeit weit voraus. [...] Im Gegensatz zu Freud, der die Aggression als

Trieb verstand, war Fairbairn frühzeitig der Auffassung, dass Aggression als reaktive Tendenzen auf Frustrationen zu verstehen ist« (Hensel et al., 2006, S. 11).

Als zentral gilt heute sein Satz, dass die Libido nicht nach Befriedigung, sondern nach dem Objekt sucht. Es ist eine Abwendung von der Triebtheorie hin zu einer Theorie der Persönlichkeitsorganisation. Nach Klein machen uns die angeborenen Triebe schuldig, nach Fairbairn sind die Eltern am neurotischen Elend schuld. Dadurch findet der Übergang zu einer Zweipersonenpsychologie statt, weil die realen Eigenschaften der Eltern und des Analytikers bedeutsam werden. An den »controversial discussions« beteiligte sich Fairbairn von Ferne, indem er per Post einen Beitrag einreichte, den Glover am 17. Februar 1943 verlas. Seine Arbeit im abgelegenen Schottland erleichterte ihm einerseits, die Eigenständigkeit seiner Konzeption zu bewahren und sich aus den heftigsten Grabenkämpfen herauszuhalten, andererseits konnte dadurch aber auch leichter der Mantel des Vergessens über sein Werk gebreitet werden. Hensel et al. (2006, S. 31) konstatiert: »Die Antwort der US-Analytiker bestand im großen und ganzen darin, Fairbairn zu ignorieren. Sofern er überhaupt rezipiert wurde, fand er keine Anerkennung, weil die amerikanischen Analytiker der Trieb-Strukturtheorie bis vor etwa 20 Jahren die Treue hielten.« Eigentlich schien Fairbairn die Theorien Melanie Kleins zu bestätigen und weiterzuentwickeln. Sie stand ihm trotzdem feindselig gegenüber, weil er ähnliche Konzepte entwickelte wie sie, ihr jedoch nicht verpflichtet war. Fairbairns Arbeiten zur Schizophrenie beunruhigten Klein, da sie ihrem Konzept sehr nahe kamen. Er hatte sich mit der frühen, schizoiden Position, sowie den damit verbundenen Spaltungen befasst, während Klein den Ödipus-Komplex vorverlegt und sich der depressiven Position gewidmet hatte. Sie bemühte sich Konzepten zuvorkommen, die er vielleicht entwickeln könnte, und konzeptualisierte die paranoid-schizoide Position, während sie vorher von der paranoiden Phase gesprochen hatte. Gegenüber seinem Lehranalysanden Harry Guntrip, der sein Konzept um den Aspekt der Regression und Ich-Schwäche erweiterte, äußerte sich Fairbairn sehr anerkennend: Guntrips Idee erkläre, was er nie in seine Theorie aufnehmen konnte, die Regression. Weiter schreibt Guntrip (1997, S. 689): »Mit diesen Aufsätzen ging ich in jenen zwei Jahren über Fairbairn hinaus. Er akzeptierte sie großzügig als eine nützliche und notwendige Erweiterung seiner Theorie.« Hier durfte ein Sohn über seinen analytischen Vater hinauswachsen und seinen Segen bekommen.

Harry Stack Sullivan (1892–1949)

Der Sohn armer, irischer Einwanderer wuchs 250 Meilen nordöstlich von New York auf, schloss 1917 in Chicago sein Medizinstudium ab und machte ab 1933

eine Lehranalyse bei Clara Thompson, die eine Analysandin von Sandor Ferenczi war. Bereits 1921 begann er unter Anleitung von William Alanson White mit Schizophrenen zu arbeiten, sodass er als einer der Pioniere der psychodynamischen Psychosentherapie gilt. Freud hielt psychotische Patienten für nicht analysierbar. Im Gegensatz zur biologischen Psychiatrie hielt Sullivan lebensgeschichtliche Ursachen für die Ätiologie der Schizophrenie für bedeutsam. Die Entwicklung der Persönlichkeit erklärte er ganz aus der interpersonalen, zwischenmenschlichen Beziehung heraus, was zum interpersonalen Ansatz führte. Dieser Ansatz betonte die wichtige Rolle der Persönlichkeit des Analytikers. Trotz erheblicher fachlicher Differenzen kam es nie zum offenen Bruch zwischen Sullivan und dem Mainstream der Psychoanalyse (vgl. Conci, 2005). Durch die Gründung des William Alanson White Institute of Psychiatry, Psychoanalysis and Psychology (WAWI) zusammen mit Erich Fromm, Frieda Fromm-Reichmann und Clara Thompson im Jahre 1943 in New York führte die interpersonale Schule lange Zeit eine durchaus nicht konfliktfreie Parallelexistenz zum New Yorker APA-Institut. Jüngeren Generationen, wie etwa den prominenten Absolventen des White-Institutes Jay R. Greenberg und Stephen A. Mitchell gelang es mit ihrem objektbeziehungstheoretisch-relationalen Ansatz, Verbindungen zum Mainstream der Psychoanalyse herzustellen.

Edith Jacobson (1897–1978)

Sie wurde als Tochter des praktischen Arztes Jacques Jacobsohn in Schlesien geboren. Dass der Vater durch seinen Wehrdienst im Ersten Weltkrieg an einer Kriegsneurose in Gestalt einer Depression erkrankte, mag zu ihrem späteren Interesse an diesen Krankheiten beigetragen haben. Von 1926 bis 1930 absolvierte Jacobson ihre Ausbildung zur Psychoanalytikerin in Berlin. Sie arbeitete in Wilhelm Reichs marxistischer Arbeitsgemeinschaft mit. Obwohl die DPG politische Abstinenz verordnet hatte, engagierte sie sich im Widerstand, weshalb sie 1935 verhaftet und ins Zuchthaus gesperrt wurde. 1938 gelang ihr die Flucht nach New York, wo sie zu einer berühmten Objektbeziehungstheoretikerin und Wegbereiterin von Otto Kernberg wurde. Ihre Bücher *The self and the object world* (1964) und *Depression* (1971) wurden Klassiker. In ihrer Arbeit »Wege der weiblichen Über-Ich-Bildung«, die sie 1936 im Gefängnis schrieb und die von Fenichel auf dem Internationalen psychoanalytischen Kongress in Marienbad vorgetragen wurde, setzte sich Jacobson kritisch mit Freuds veralteter Sicht auf die Weiblichkeit auseinander, die sich auf die Frau der vorangegangenen Generation bezöge, nicht auf die moderne Frau. Soziale Umbrüche hätten zu einer Umprägung des weiblichen Wesens geführt. Ihr feministischer Blick ging mit einer Ablehnung von Freuds Biologismus einher. May und Mühlleitner (2005, S. 29) beschreiben eine Spaltung zwischen der älteren und der jüngeren psychoanalytischen Generation,

der Jacobson in Berlin am BPI und später auch in New York begegnete. Ihr junger Lehranalytiker Otto Fenichel hatte deshalb zusammen mit Schultz-Hencke das oben erwähnte Kinderseminar gegründet. 1932 bildete sich aus den Reihen des Kinderseminars eine linksoppositionelle Fraktion in der DPG, zu der neben Fenichel und Jacobsen auch die Reichs und Fromm gehörten. Fenichel wurde 1932 als Redakteur der Internationalen Zeitschrift abgesetzt, weil er zu viele politisch gefärbte Artikel veröffentlichte, etwa von Wilhelm Reich, der wegen seiner marxistischen Überzeugungen 1934 ganz aus der IPV ausgeschlossen wurde (May & Mühlleitner, 2005, S. 59). Jacobson interessierte sich in ihren Berliner Arbeiten für die äußere, soziale Realität und nahm Stellung zu politischen Problemen, welche aber nie im Vordergrund standen. Möglicherweise ersparte ihr dies ähnliche Sanktionen. Weiterhin beteiligte sie sich an einem »interkonfessionellen« Kreis von Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten verschiedener Schulen um Walter Schindler, vor allem Adlerianern wie Arthur Kronfeld, Manes Sperber, Erwin Wexberg oder Fritz Künkel, aber auch Karen Horney. Hier versuchte man, einen gemeinsamen Nenner, aber auch Unterschiede verschiedener tiefenpsychologischer Schulen zu erarbeiten (May & Mühlleitner, 2005, S. 46). Derartige Bestrebungen wurden von der Berliner psychoanalytischen Führung, insbesondere von Eitingon abgelehnt. Jacobsons Teilnahme an dieser Gruppe lief seiner isolationistischen Politik zuwider (vgl. Schröter et al., 2004). Diese Idee wurde später in gewisser Weise in der DGPT fortgesetzt. In den 70 Jahren ihres Bestehens hat die DGPT verschiedene Schulen und Strömungen zueinander gebracht und einen lebendigen Diskurs zwischen ihnen ermöglicht. Dafür möchte ich mich sehr herzlich bei den Kolleginnen und Kollegen der verschiedenen Generationen bedanken und ihnen meine Hochachtung für diese nicht selbstverständliche Haltung aussprechen.

Das achte Leben: wir heute

Wie im achten Kapitel von Nino Haratischwilis Buch stehen auch wir vor einem weißen Blatt, das wir mit unseren eigenen theoretischen Weiterentwicklungen und unseren ganz eigenen menschlichen und institutionellen Konflikten beschreiben werden. Zum einen lässt sich an dieser Stelle darüber nachdenken, welche theoretischen Fragen und Herausforderungen im Moment vor uns liegen: Welche Themen müssen neu gedacht oder neu sortiert werden? Zum anderen interessiert mich die Frage, welche der vergangenen Konflikte wir so weit verstanden haben, dass sie der Vergangenheit angehören, und welche Konflikte wir wohl immer wieder neu durchleben und auf unsere jeweils eigene Weise lösen müssen. Kann es Rahmen für psychoanalytische Institutionen geben, die uns davor schützen, manche Konflikte immer wieder durchleben zu müssen?

Literatur

- Bacal, H. A. & Newman, K. M. (1994). *Objektbeziehungstheorien – Brücken zur Selbtpsychologie*. Stuttgart: frommann-holzboog.
- Conci, M. (2005). *Sullivan neu entdecken. Leben und Werk Harry Stack Sullivans und seine Bedeutung für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychoanalyse*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Devereux, G. (1953). Why Oedipus killed Laios. A note on the complementary oedipus complex. *Int J Psychoanal*, 32, 132–141.
- Fonagy, P. & Target, M. (2015). *Psychoanalyse und die Psychopathologie der Entwicklung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Greenberg, J. R. & Mitchell, S. A. (1983). *Object Relations in Psychoanalytic Theory*. Cambridge, Massachusetts & London: Harvard University Press.
- Grosskurth, P. (1993). *Melanie Klein – Ihre Welt und ihr Werk*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Guntrip, H. (1997). Meine analytische Erfahrung mit Fairbairn und Winnicott. Wie vollständig ist das Ergebnis psychoanalytischer Therapie? *Psyche – Z Psychoanal*, 51, 676–699.
- Hensel, B. F., Scharff, D. E. & Vorspohl, E. (Hrsg.). (2006). *W. R. D. Fairbairns Bedeutung für die moderne Objektbeziehungstheorie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Holmes, M. (2017). *Paula Heimann – Leben, Werk und Einfluss auf die Psychoanalyse*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Janus, L. (2015). Die Objektbeziehungspsychologie Otto Ranks. *Psyche – Z Psychoanal*, 69, 257–279.
- Kernberg, O. F. (2002). *Affekt, Objekt und Übertragung: aktuelle Entwicklungen der psychoanalytischen Theorie und Technik*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- King, P. & Steiner, R. (Hrsg.). (2000). *Die Freud-Klein-Kontroversen. 1941–1945. Erster Band*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lieberman, J. (2014). *Otto Rank – Leben und Werk*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- May, U. & Mühlleitner, E. (Hrsg.). (2005). *Edith Jacobson – Sie selbst und die Welt ihrer Objekte – Leben, Werk, Erinnerungen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Rank, O. (1927). *Grundzüge einer genetischen Psychologie auf Grund der Psychoanalyse der Ichstruktur*. Leipzig, Wien: Deuticke.
- Schröter, M., Mühlleitner, E. & May, U. (2004). Edith Jacobsohn: Ihre Jahre in Deutschland (1897–1938). *Psyche – Z Psychoanal*, 58, 544–560.
- Simmel, E. (1995). Nachruf Otto Fenichel. *Luzifer-Amor*, 8, 24–133.
- Suttie, I. D. (1935). *The Origins of Love and Hate*. London: Kegan Paul, Trench, Trubner.
- Wiegand-Grefe, S. & Schuhmacher, M. (2006). *Strukturelle Gewalt in der psychoanalytischen Ausbildung – Eine empirische Studie zu Hierarchie, Macht und Abhängigkeit*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Der Autor

Thomas Abel, geboren 1965, Diplom-Psychologe, Psychoanalytiker und Lehranalytiker (DGIP, DGPT), außerdem Gruppenanalytiker (BIG) und Therapeut für übertragungsfokussierte Psychotherapie (ISTFP, IfP Berlin), lebt in Berlin und arbeitet in eigener Praxis. Seine Interessenschwerpunkte sind Objektbeziehungstheorien, Geschichte der Psychoanalyse, Ethik und Ethikverletzungen.

Kontakt: Telefon: 030 3138736; E-Mail: info@praxis-abel.de; Homepage: www.praxis-abel.de

Alexander Mitscherlich und seine drei »Mentoren«: Ernst Jünger, Ernst Niekisch und Viktor von Weizsäcker

Ein Beitrag zur Genealogie und Erinnerungskultur der DGPT

Hans-Volker Werthmann

Die DGPT feiert im Jahre 2019 ihren 70. Geburtstag, und es liegt nahe, zu diesem Anlass an ihre Geschichte zu erinnern und an ihre wichtigste Gründungspersönlichkeit, Alexander Mitscherlich, der von 1908 bis 1982 gelebt hat.

Die Psychoanalyse war in der NS-Zeit nicht ganz untergegangen. Die überwiegend in Berlin lebenden Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker wurden in einem sogenannten Reichsinstitut für Psychotherapie gleichgeschaltet und arbeiteten dort unter verdeckenden Bezeichnungen weiter. Diejenigen jüdischer Herkunft hatten die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft schon bald nach Beginn der Hitlerdiktatur verlassen müssen. Die meisten konnten emigrieren. Drei von ihnen kamen durch die Verfolgungen ums Leben. Nach Kriegsende gründete sich das seit 1910 bestehende traditionsreiche Berliner Institut neu, die dort tätigen Gruppen zerstritten sich aber sofort, und es dauerte eine Weile, bis sie sich 1949 unter dem Dach eines von Bitter, Mitscherlich und anderen gegründeten Berufsverbandes, der DGPT, wieder versammelten. Die eigentliche Versöhnung der beiden Vereine DPG und DPV fand erst Jahrzehnte später statt. Sie mussten die Illusion aufgeben, dass ein Teil ihrer Mitglieder Kompromisse mit dem Dritten Reich eingegangen und ein anderer Teil davon ganz unbetroffen war.

Was machte Mitscherlich zu einer Leitfigur? Er hatte 1938, damals aus der Schweiz kommend, wo er begonnen hatte, sich für die Psychoanalyse zu begeistern, sein Medizinstudium in Heidelberg fortgesetzt. Dort gab es eine Tradition der psychosomatischen Medizin unter der Bezeichnung »biographische Medizin«, welche von Ludolf von Krehl (1861–1937), nach welchem noch heute die Innere Klinik benannt ist, und seinen Schülern Viktor von Weizsäcker (1886–1957) und Richard Siebeck (1883–1965) bald nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert begründet worden war. Paradigmatisch für diese »biographische Medizin« ist das Werk von Viktor von Weizsäcker *Der Gestaltkreis* (1940) und von Richard Siebeck *Medizin in Bewegung* (1949). In dieser Medizin sollte nicht die Krankheit, sondern das innere und äußere Erleben der Kranken im Mittelpunkt stehen.

Mitscherlich wurde Mitarbeiter von Weizsäcker und von ihm 1941 mit einer neurologischen Arbeit promoviert. Der Neurologe Vogel und der Internist Siebeck habilitierten ihn 1946 im Fach Neurologie mit einer psychoanalytisch begründeten Arbeit, die unter dem Titel *Vom Ursprung der Sucht* (1947) veröffentlicht wurde. Es gelang Mitscherlich im Lauf der Jahre, in Heidelberg eine Psychosomatische Universitätsklinik aufzubauen, auch mithilfe der amerikanischen Rockefeller-Stiftung. Mit Unterstützung des Hessischen Ministerpräsidenten Georg-August Zinn konnte er 1960 das Sigmund-Freud-Institut eröffnen, aber erst 1973 wurde er Lehrstuhlinhaber für Psychoanalyse und Sozialpsychologie an der Universität Frankfurt. Mitscherlich, seine Schüler und Schülerinnen verhalfen der psychosomatischen Medizin in Deutschland zu einer Hochblüte in den 1970er bis 1990er Jahren. Die Psychoanalyse war als Wissenschaft hoch angesehen. Mitscherlich wurde zu einem bedeutenden Kommentator der politischen und kulturellen Wirklichkeit der Bundesrepublik. 1982 starb er.

Die maßgebliche Rolle Mitscherlichs beim Wiederaufbau der Psychoanalyse in Deutschland wurde durch seine Fähigkeit und die seiner Frau, der unvergesslichen Margarete Mitscherlich, gestützt, internationale Freundschaften und Kontakte zu knüpfen. Mitscherlich hatte früh das Renommee eines Antifaschisten. Er hatte mit seinem Mitarbeiter Fred Mielke von 1946 bis 1947 als Beobachter an den Nürnberger Ärzteprozessen teilgenommen und darüber in dem Buch *Medizin ohne Menschlichkeit* (1949a) berichtet. Es ging ihm der Ruf voraus, in der NS-Zeit ein Hitler-Gegner gewesen zu sein. Das trifft zu, aber worin bestand seine Gegnerschaft zu Hitler? Es waren zwei seiner drei Mentoren, welche dabei eine Hauptrolle spielten. Mitscherlich hat Ernst Jünger, Ernst Niekisch und Viktor von Weizsäcker ausdrücklich als die drei Mentoren seiner Jugendjahre bezeichnet, und er verstand darunter Vaterfiguren und Erziehungsfiguren, denen er sich emotional eng verbunden fühlte.

Mitscherlichs öffentliches politisches Leben beginnt mit folgender Szene: Am 17. Oktober 1930 hielt Thomas Mann im Berliner Beethovensaal eine Rede, später als »Deutsche Ansprache« bezeichnet, in welcher er sich gegen den rapide anwachsenden Nationalsozialismus wandte. Er nannte ihn »eine Riesenwelle exzentrischer Barbarei und primitiv-massendemokratischer Jahrmarktsrohheit«. Das überwiegend bürgerliche Publikum hörte ihm zustimmend zu, als die Veranstaltung plötzlich massiv gestört wurde. Leute schlugen Zeitungen auf und begannen scheinbar gelangweilt zu rascheln. Andere begannen durch Zwischenrufe so laut zu stören, dass schließlich die Polizei gerufen werden musste, die sie aus dem Saal transportierte. Es handelte sich um eine Gruppe von SA-Leuten in Zivil, die von Josef Goebbels – damals NSDAP-Gauleiter von Berlin – dorthin geschickt worden waren. Aber es gab noch eine zweite Gruppe von Störern im Saal und zu diesen gehörte der damals 22-jährige Alexander Mitscherlich. – Was war dies für eine Gruppe?

Der unmittelbare Initiator war der Schriftsteller Arnold Bronnen (1895–1959), später Propaganda-Mitarbeiter von Goebbels und schließlich in der DDR gelandet. Er hatte Ernst Jünger, dessen Bruder Georg Friedrich und in deren Gefolge auch Alexander Mitscherlich zu diesem Protest eingeladen. – Wie geriet Alexander Mitscherlich in diese Szene?

Dazu müssen wir einen Blick in seine Biografie werfen. Er hat über sich selbst in dem Buch *Ein Leben für die Psychoanalyse* (1980) berichtet. Es handelt sich dabei nicht um eine richtige Autobiografie, sondern um eine Art Selbstgespräch in Gegenwart eines stummen Gesprächspartners, des Schriftstellers Herbert Wiegand. Man nimmt lesend teil an einem sehr lebendigen assoziativen Redefluss mit vielen Vor- und Rückblenden und eingeschobenen Reflexionen. Es ist aber für den Leser sehr schwer zu erfassen, was Mitscherlich in Wirklichkeit mitteilt, was er verschweigt, was er betont und was er unterdrückt. Es gibt mittlerweile vier Biografien über ihn (Lohmann, 1987; Dehli, 2007; Hoyer, 2008; Freimüller, 2007), in denen sich manches anders darstellt, als Mitscherlich selbst es berichtet hat. Ich selbst habe keine eigenen Forschungen betrieben, aber die Biografien gründlich gelesen. Besonders interessiert haben mich die drei Mentoren. Der heutigen Leserschaft dürften sie nur wenig bekannt sein. Umso mehr fällt auf, dass Mitscherlich sich nur flüchtig mit ihnen beschäftigt hat, obwohl vor allem Jünger und Niekisch für das politische Denken seiner Jugendjahre von großem Einfluss gewesen sein müssen.

Zunächst zu Mitscherlichs Lebensgeschichte: Er wurde am 20. September 1908 geboren. Mitscherlich war demnach am Ende des Ersten Weltkrieges erst zehn Jahre alt und somit konnte dieser Krieg nicht sein unmittelbarer Erlebnisinhalt sein. Man wird sich daher nicht wundern, dass er sich in kindlicher Weise mit Soldatenhelden in der Phantasie beschäftigt hat.

Mitscherlich hieß Alexander mit Vornamen in Erinnerung daran, dass Alexander von Humboldt der Taufpate seines Großvaters gewesen war. In der väterlichen Linie gab es eine reiche wissenschaftliche Tradition. Sein Vater, Harbord Mitscherlich, war Chemiker und leitete eine eigene kleine Fabrik in Hof, wo Alexander seine Kindheit verbrachte. Über diese Kindheit wusste er nichts Gutes zu berichten. Seine Eltern lagen in ständigem Streit, sein Vater war autoritär und eigensinnig. Er bestrafte und entwertete Alexander und dessen Mutter. Der Sohn lebte in Angst und Auflehnung. Er fühlte sich einsam und als Einzelgänger. Alexander war kein guter Schüler. »Zwei Klassen musste er wiederholen, die erste und die vierte, und in die siebte Klasse rückte er aufgrund mäßiger Leistungen lediglich >auf Probe< vor« (Hoyer, 2008, S. 73). Nach dem Abitur ging er 1928 nach München, um Geschichte zu studieren.

Das tat er nur ungefähr zwei Jahre lang. Dazu berichtete er, er habe einen jüdischen Professor als Doktorvater gehabt, der 1932 gestorben sei. Dessen Nachfolger habe sich geweigert, die Arbeit eines jüdischen Professors weiter zu betreuen. – Die

Biografen haben die Sache nachgeprüft. Der angebliche Doktorvater war nicht 1932, sondern bereits im Januar 1930 verstorben. Wahrscheinlich ist, dass Mitscherlich bestenfalls eine Seminararbeit vorgelegt und der Professor freundlich geäußert hat, daraus könne vielleicht einmal eine Doktorarbeit werden. Der Professor, der ihn angeblich abgelehnt hat, war gar nicht der Nachfolger des Verstorbenen, und das Lutherthema, mit dem sich Mitscherlich befassen wollte, gehörte nicht zu dessen Forschungsinteressen. Später in Berlin war Mitscherlich anscheinend noch eine Weile lustlos eingeschrieben. Jedenfalls gab er das Studium auf und es sieht sehr danach aus, dass er war, was man heute einen Studienabbrecher nennt und damals weniger fein einen verkrachten Studenten nannte.

Wie kam er aus München nach Berlin? Das hängt mit derjenigen Person zusammen, welche Mitscherlich zur Störung von Thomas Manns Rede mitnahm. Es handelt sich um Ernst Jünger (1895–1998). Dieser damals schon berühmte Schriftsteller, 13 Jahre älter als Alexander, hatte einen Vortrag in Hof gehalten, und Mitscherlich verbrachte, vermittelt durch einen seiner Bekannten (den Redakteur Alwens), einen feuchtfröhlichen Abend mit ihm, in dessen Verlauf Mitscherlich auf der Toilette einschlief und von Jünger mit dem militärischen Befehl »Ablösung nach vorn!« von dort verscheucht wurde.

Jünger habe ihn – so schreibt Mitscherlich – nach Berlin eingeladen, um bei ihm zu wohnen. Das wird wohl so gewesen sein, aber nach dieser Nacht hatte Jünger die Einladung vergessen und seine Frau komplimentierte den jungen Mann schnell wieder hinaus. Mitscherlich blieb aber in Berlin und Jünger nahm ihn unter seine Fittiche. Wie eng war die Beziehung zwischen Jünger und Mitscherlich und wie sehr hat er den jungen Mann in seinem politischen Denken beeinflusst? Darüber erfahren wir von Mitscherlich leider nur wenig, obwohl sogar die Hochzeit mit seiner ersten Frau im Hause Jünger gefeiert wurde. Er bewegte sich jedenfalls jahrelang im Umkreis Jüngers, zu dem viele Intellektuelle und Künstler gehörten, aber auch Militärs und Anführer von Freikorps.

Ernst Jünger wurde 1895 geboren und starb 1998, wurde also 103 Jahre alt. Er ist einer der umstrittensten deutschen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, wurde als Antidemokrat und Wegbereiter des Faschismus geshmäht, aber auch mit dem großen Bundesverdienstkreuz mit Stern und Schulterband und dem Goethe-Preis ausgezeichnet. Über ihn gibt es unendlich viel Literatur und auch heute noch ständig neue Auseinandersetzungen sowohl literarischer als auch politischer Art.

Als Kind fühlte Jünger sich einsam und aufsässig und war ein sehr schlechter Schüler, ganz wie Mitscherlich später sich selbst als Kind schilderte. Noch vor seinem Abitur büxtete Jünger aus, floh nach Frankreich und meldete sich bei der Fremdenlegion. In Afrika eingesetzt riss er auch dort aus und wollte in den Kongo, von dem er sehr romantische Vorstellungen hatte. Er wurde wieder eingefangen und von seinem Vater aus der Fremdenlegion ausgelöst. Zu Hause angekommen begann der Erste Weltkrieg. Jünger machte sein Notabitur, meldete sich freiwillig und

wurde zu einem verwegenen Soldaten, der viele Verwundungen erlitt und immer wieder zur Front zurückkehrte. Für seine Tapferkeit als Stoßtruppführer bekam er als einer der wenigen Infanteristen den Orden Pour le Mérite. Bekannt wurde er nach dem Krieg durch sein Buch *In Stahlgewittern* (1920), welches einerseits eine heroische Krieger-Attitude pflegt, andererseits den Krieg in all seiner Brutalität realistisch schildert. Es beruht auf seinem durchgehend geführten Kriegstagebuch. Darin äußert sich eine Eigenschaft, die ihn als Schriftsteller charakterisierte. Er war ein sehr genauer Beobachter, der zu dem Beobachteten eine kühle und neutrale Distanz hielt. Diese Beobachtungsgenauigkeit äußerte sich auch darin, dass er lebenslang die Leidenschaft des Käfersammelns pflegte. Im Übrigen war Jünger in jeder Beziehung neugierig und wissbegierig. Unter anderem sammelte und kommentierte er seine Träume, und in späteren Jahren experimentierte er als einer der ersten mit Halluzinogenen, zusammen mit dem Entdecker des LSD, Albert Hofmann. – Jünger hatte sich in der Zwischenkriegszeit als Publizist, Romanautor, Schriftsteller, zum Beispiel von Reiseberichten, als politischer Autor und als unermüdlicher Tagebuchschreiber entwickelt. Er hatte anscheinend eine charismatische und narzisstische Persönlichkeitsnote und mit deren Hilfe gewann er einen sehr großen Bekannten- und Freundeskreis und hatte Kontakt mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten.

Politisch wird er der »konservativen Revolution« zugerechnet, einer globalen Bezeichnung für antilibrale, antidemokratische und antiegalitäre meist nationalistische Strömungen in der Weimarer Republik. In der NS-Zeit ließ er sich aber nicht für die Partei vereinnahmen und wurde zum Hitlergegner. Im Zweiten Weltkrieg ließ er sich reaktivieren und ritt als Hauptmann vor seiner Infanterie-Kompanie in Frankreich ein. Nachdem er für die Rettung eines Kameraden noch einmal eine Auszeichnung bekommen hatte, wurde er von Freunden in Paris zum Dienst angefordert und verbrachte dort bis zur Kapitulation eine für ihn angenehme Zeit. Er lernte fast die gesamte französische künstlerische und literarische Elite kennen und besuchte unter anderem die Ateliers von Pablo Picasso und George Braque. Er hatte Freunde in den höchsten Offizierskreisen und stand den Hitler-Attentätern nahe, ohne direkt einbezogen zu sein. Eine besonders enge Beziehung hatte er zu dem General Carl-Heinrich von Stülpnagel, Oberbefehlshaber in Frankreich, der beim Stauffenberg-Attentat die SS in Paris gefangen setzte und dafür mit dem Strang büßte. Ein anderer Freund war der Oberst Speidel, der die Feldmarschälle Rommel und Kluge vergeblich für den Widerstand zu gewinnen versucht hatte, verhaftet wurde und nur durch Zufall davonkam. Die beiden Feldmarschälle kamen durch Selbstmord ums Leben, Rommel wurde bekanntlich dazu gezwungen. Speidel bildete später mit dem General Heusinger, der beim Stauffenberg-Attentat an Hitlers Kartentisch gestanden hatte, die Spitze der neuen Bundeswehr.

Jüngers Kriegstagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg sind unter dem Titel *Strahlungen* (1979) erschienen und haben mich sehr beeindruckt. Es war mir

aber manches nicht leicht einfühlbar, etwa wie Jünger einerseits Gegner und Verächter Hitlers sein konnte, andererseits nicht den geringsten Zweifel an seiner Soldatenpflicht äußerte. In fast jedem Tagebucheintrag finden sich Natur- und Käferbeobachtungen, aber auch eine intensive Beschäftigung mit dem Alten Testament und vorwiegend französischer Literatur. Wie das alles zusammenpasst und ob es Lesende anspricht, können diese nur selbst entscheiden. In Jüngers Roman *Auf den Marmorklippen* (1939) kommt als zentrale Figur ein »Oberförster« vor, der im tiefen Wald eine Menschenmordeinrichtung betreibt. Obwohl dieser Roman von manchen als eine verdeckte antinazistische Botschaft gelesen wurde, hatte Jünger nach dem Krieg zunächst Berufsverbot, wurde aber bald als ein wichtiger Zeitzeuge betrachtet und hoch geehrt. Beispiel dafür war, dass ihn Bundeskanzler Kohl und Präsident Mitterrand 1984 zur deutsch-französischen Versöhnungsfeier nach Verdun einluden.

Mitscherlich hat Jünger zeitweise als eine Vaterfigur betrachtet und ihn idealisiert. Sein unbewusster Widerstand dagegen zeigt sich in folgender Anekdote aus den frühen 30er Jahren, die er selbst berichtete (Mitscherlich, 1980/1983, S. 86):

»An einem Nachmittag entwickelte sich in Berlin-Neukölln eine veritable Straßenschlacht. Panzerwagen der Polizei wurden eingesetzt und es wurde mit Maschinengewehren in die Luft gepulvert. Ich war mit Ernst Jünger und Friedrich Georg Jünger zum Schauplatz gekommen und war drauf und dran, mich unter die Kämpfer zu mischen, als ich beim Nahen eines Panzerwagens sah, wie Ernst Jünger mit großer Behändigkeit von der Straße verschwand und in einem Hausflur Deckung suchte. Das passte nicht zum Pour le Mérite. Ich begann Ernst Jünger zu verachten. Deckung vor der Polizei im Hausflur zu suchen, das konnte ich auch allein. Jedenfalls meinte ich das. Für die Torheit meiner Reaktion hatte ich damals noch kein Verständnis. Natürlich war Ernst Jünger als Grabenkämpfer erfahren, auch auf paramilitärische Straßenschlachten vorbereiter als ich, und es war sicher wenig zweckmäßig, sich von der Polizei in Neukölln erschießen zu lassen. Ich aber sah eben den legendären Mann vor mir, der in den Schützengräben des ersten Weltkrieges ohne Deckung zu suchen, wie von magischer Hand gelenkt, aufstand und unversehrt blieb.«

Unter welche Kämpfer wollte Mitscherlich sich mischen? Er deutet an, dass er damals kommunistische Neigungen hatte. So gering scheinen die nicht gewesen zu sein, denn noch viele Jahre später (1946) hielt ihm in ihrer letzten Auseinandersetzung Jünger vor (Hoyer, 2008, S. 122):

»Auch frage ich mich, welchen Vorteil wir denn daraus gezogen hätten, wenn jene, mit denen Sie damals sympathisierten, an die Macht gekommen wären statt der anderen. Wahrscheinlich würde >links herum< der Untermensch noch gründlicher und unter noch bedeutenderen Ausmordungen sich präsentiert haben.«

Mitscherlich schreibt dazu (Mitscherlich, 1980/1983, S. 85): »Zunächst hatten wir die Hoffnung, im bolschewistischen Russland formiere sich die gesuchte neue geistige Macht. Das erwies sich als die schwerste politische Fehldiagnose meines Lebens.« Leider hat Mitscherlich seine Fehldiagnose wiederholt. Seine politischen Einschätzungen und Prophezeiungen in *Die Unfähigkeit zu trauern* (1967), vor allem hinsichtlich der kommunistischen Welt, haben sich alle als falsch erwiesen. Er hat die Jahre der Wende 1989 und 1991 leider nicht mehr erlebt.

Mitscherlich hatte noch in München seine erste Frau, Melitta Behr, kennengelernt und mit ihrer finanziellen Hilfe eröffnete er in Berlin eine Buchhandlung, die anscheinend recht erfolgreich war, denn nach zwei Jahren konnte er sie mit Gewinn verkaufen. Sein eigentlicher Ehrgeiz war aber, Schriftsteller zu werden. Die heutigen Leserinnen und Leser mögen sich sehr darüber verwundern, dass er tatsächlich ein Buch zusammenstellte, das er »Reiterbuch« nannte und in welchem er das Pferd als das freiheitsliebende Geschöpf schlechthin feierte und mit diesem Naturwesen auch ein Gegenbild zum technischen Zeitalter schaffen wollte.

Ist schon Ernst Jünger eine schwer zu fassende, schillernde Figur, so ist das noch viel mehr Ernst Niekisch. Darauf weist schon seine Kennzeichnung als »Nationalbolschewist« hin, ein heute nicht mehr gängiger unverständlicher Ausdruck. Mitscherlich hatte ihn im Kreis von Ernst Jünger kennengelernt und arbeitete mehrere Jahre in dessen Verlag mit und war an der Herausgabe des Periodikums *Widerstand* beteiligt.

Der 1889 geborene Niekisch stammte aus einer Handwerkerfamilie, wurde Lehrer und interessierte sich früh für Politik. Der verlorene Erste Weltkrieg, an dem er als Soldat teilgenommen hatte, wurde für ihn, wie für viele seiner Generation, zum Schicksal. Prägendes Erlebnis wurde für ihn die Münchner Räterepublik, die in dem 2017 erschienenen Buch von Volker Weidermann *Träumer – Als die Dichter die Macht übernahmen* erneut dargestellt worden ist. Es schildert, wie 1918 in München die Räterepublik mit großer Begeisterung der Bevölkerung entstand, in welcher die Dichter und Idealisten Kurt Eisner, Erich Mühsam und Ernst Toller die Führung übernahmen, wie die Dinge dann aus dem Ruder liefen, Kurt Eisner ermordet und die Räterepublik schließlich von Regierungstruppen und Freikorps blutig beendet wurde. Die Räterepublik folgte dem Beispiel der ein Jahr vorher entstandenen Räterepublik in Russland. Sie wurde ursprünglich als eine Art Basisdemokratie bejubelt, verwandelte sich dort aber bekanntlich bald in ein Terrorregime und schließlich in eine Ein-Mann-Diktatur.

Niekisch war in der Münchner Räterepublik eine führende Figur. Er wurde zum Präsidenten des Münchner Zentralrats der Arbeiter-Bauern- und Soldatenräte in Bayern gewählt und war sogar für vier Wochen Träger der obersten Gewalt in Bayern. Obwohl er für Mäßigung eingetreten sein soll, wurde er zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt, die er zusammen mit Toller und Mühsam verbüßte. Ich werde jetzt nicht Niekischs weitere vielfältige politische und publizistische Tätig-

keit beschreiben. Er wechselte mehrfach die Mitgliedschaft in verschiedenen linken Parteien, gründete aber selbst keine Partei. Es gab lediglich einen lockeren Widerstandskreis, was sich auf den Namen seiner Zeitschrift bezog. Er wurde jedenfalls ein Gegenspieler und Feind Adolf Hitlers, den er als deutsches Verhängnis ansah. *Hitler – ein deutsches Verhängnis* hieß eine Schrift, die er noch 1932 herausgab. Er wurde nach der Machtübernahme noch eine Weile vom Regime geduldet, aber 1937 wurde er eingekerkert und 1939 von Hitlers Volksgerichtshof zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt. Gequält und schwer krank wurde er 1945 von der Roten Armee befreit. Er lebte in Westberlin, trat aber in Ostberlin der KPD und später der SED bei, wurde Mitglied der Volkskammer der DDR und Professor der Soziologie an der Humboldt-Universität. Er soll unter anderem 1946 die Rede von Otto Grotewohl zum Vereinigungsparteitag von KPD und SPD zur SED geschrieben haben.

Nach dem Aufstand vom 17. Juni 1953 legte er alle seine Ämter nieder und trat aus der SED aus. Sein Antrag auf eine Entschädigungsrente als Verfolgter des Nazi-Regimes wurde ihm im Westen verweigert mit der Begründung, er habe sich ja für ein antidebakisches kommunistisches Regime engagiert. Eine Reihe von Prozessen bis vor die höchsten europäischen Gerichte bestimmte seine letzten Lebensjahre. Er verlor sie alle. Schließlich erwirkte der damalige Präsident des Bundesverfassungsgerichtes, Gebhard Müller, einen Vergleich, wonach er doch noch eine Rente bekam. Ein Jahr später, im Jahre 1967, starb er.

Über Niekisch gibt es vergleichsweise wenig Literatur, aber er hat zwei autobiografische Bücher unter dem Titel *Erinnerungen eines deutschen Revolutionärs* verfasst. Der erste Band behandelt die Jahre bis 1945 und heißt *Gewagtes Leben* (1958), der zweite die anschließenden Jahre bis 1967 und titelt *Gegen den Strom* (1974). Sie sind sehr lesenswert, weil Niekisch fast alle maßgeblichen Politiker seiner Zeit kannte und seine politischen Erlebnisse umfassend beschrieb.

Wie kann man Niekischs politisches Weltbild zusammenfassen? Er war natürlich gegen den Versailler Vertrag und für die Wiederaufrichtung eines starken deutschen Staates. Und er war gegen die Demokratie, gegen den Liberalismus, gegen das Bürgertum, gegen den Kapitalismus und gegen die Weimarer Republik. – Das kann heute kaum auf Verständnis stoßen. Aber bei genauerer Betrachtung wird man gewahr, dass diese Begriffe damals ganz anders verstanden werden konnten als heute. Der Ausdruck Demokratie evozierte das Bild eines wilden Meinungschaos, das durch keine Vernunft gebändigt wird. Der Ausdruck Liberalismus verwies auf Nihilismus und Werteverfall. Der Antikapitalismus, abgeleitet aus der Marx'schen politischen Theorie, wendete sich gegen die Ausbeutung der Arbeiter, gegen den Fordismus, sprich die Fließbandarbeit, und gegen die Herrschaft der Plutokratie. Das waren dieselben Grundansichten wie die Hitlers, aber auch die der Kommunisten. Die Unterschiede lagen in den politischen Utopien, nicht einmal so sehr im Antisemitismus, denn auch bei Niekisch finden sich antisemitische Sentenzen. Die Ideenverwandtschaft führte dazu, dass Niekisch Einfluss auf den Strasser-Flü-

gel der NSDAP hatte, der in Konflikt mit Adolf Hitler lag. Gregor Strasser wurde dann bei der Ermordung der SA-Opposition 1934 in der sogenannten Nacht der langen Messer erschossen.

Aus der historischen Distanz sieht man, dass in dieser Gemengelage die Ausdrücke links und rechts kaum eine Orientierung bieten. Sie sind eindimensional, während die Wirklichkeit vieldimensional war. Deswegen braucht man sich auch nicht zu wundern, dass viele der damaligen Antagonisten gute und sogar freundschaftliche Beziehungen miteinander hatten wie Jünger und Niekisch.

Was also machte Niekisch zum Gegner Hitlers und was stand in seiner Schrift *Hitler – ein deutsches Verhängnis*, welche Mitscherlich in das Fenster seiner Buchhandlung der SA zum Trotz gelegt haben will? Die überraschende Antwort lautet: Hitler war ihm nicht revolutionär und radikal genug. Niekisch nahm Hitler übel, dass dieser auf legalem Weg und nicht revolutionär zur Macht gelangen wollte, und vor allem, dass er sich zu diesem Zweck mit dem Bürgertum verbünden wollte, welches Niekisch als Hauptfeind der sozialistischen Revolution ansah. Niekischs Vorstellungen vom Wiederaufstieg Deutschlands waren ganz andere. Er vertrat das Projekt von einem starken Staat im preußischen Stil, das heißt, der Dienst am Staat selbst sollte das Ideal sein, dem alle in militärischer Disziplin zu folgen hatten und dessen Kraft ihn anderen Staaten überlegen machen würde. Aus den germanischen Wurzeln dieses Staates erwächst der Widerstand gegen die verweichlenden Einflüsse des römischen Katholizismus, des Amerikanismus und überhaupt des Westlertums. Historisch sieht Niekisch diesen Kampf seit Karl dem Großen, welcher als erster die Germanen dem christlichen Römertum unterworfen hatte. Als außenpolitische Notwendigkeit sah Niekisch jetzt das revolutionäre Zusammengehen mit der Sowjetunion, wobei er merkwürdig idealisierende Vorstellungen von den dortigen politischen Verhältnissen und einer vermeintlich russisch-asiatischen Gegenkultur hatte (Taschka, 1999). Jedenfalls ist diese Idee der Grund dafür, dass er als »Nationalbolschewist« bezeichnet wurde.

Wir können uns jetzt vorstellen, was mit »Widerstand« gemeint war, dem Namen der Zeitschrift, die Mitscherlich mit herausgab und redigierte. Es war nicht der Widerstand gegen Hitler gemeint sondern der Widerstand gegen den anscheinend vom verdorbenen Westen ausgehenden Kulturverfall. Das war jedenfalls die Gedankenwelt, in der sich Mitscherlich bis 1934 bewegte. Aber seine Bindung an Niekisch und die Mitarbeit an dessen Zeitschrift dauerte länger, nämlich bis zu dessen Verhaftung im März 1937. Ende 1937 fuhr Mitscherlich aus der Schweiz nach Deutschland, um für Niekisch einen Anwalt zu finden. An der Grenze wurde er verhaftet. »Nach eigenen Aussagen verbrachte Mitscherlich acht Monate im Untersuchungsgefängnis«, schreibt sein Biograf Hoyer und fügt ironisch hinzu: »Ob sieben oder acht Monate, in jedem Fall handelt es sich dabei um die gefühlte Zeit der Inhaftierung und nicht die tatsächliche, die sich auf etwa drei Monate belaufen dürfte« (Hoyer, 2008, S. 90).

Mitscherlich hat sich über seine Beziehung zu Niekisch in seinen Erinnerungen mehrfach geäußert und dessen Standhaftigkeit und Redlichkeit hervorgehoben, sein Verhaftetsein an einen »unkonturierten Patriotismus«, wie Mitscherlich ihn benannte, dagegen kritisiert. Während er in Heidelberg Medizin studierte und sich der Psychoanalyse zuwandte, hat sich die Beziehung zwischen beiden verloren. Niekischs Rolle als Mentor war ausgespielt.

Im Unterschied zu den ersten beiden Mentoren war der dritte, Viktor von Weizsäcker, kein politischer Mensch. Zusammen mit Richard Siebeck war er Assistent bei Ludolf von Krehl gewesen. Die beiden ehemaligen Assistenten blieben lebenslang sehr enge Freunde. Gleichzeitig nahmen sie am Ersten Weltkrieg teil. Sie leiteten Lazarette und ihr Chef, Ludolf von Krehl, besuchte sie an der Front (Benzenhöfer, 2007, S. 38). Von Weizsäcker blieb Sanitäts-Reserveoffizier und wurde schließlich wie Siebeck Oberstarzt. In der Nachkriegszeit forschte von Weizsäcker auf dem Gebiet der Neurologie. Die hier nicht darzustellende komplizierte Forschung führte ihn zur »Einführung des Subjekts« in die objektivistische Medizin und weiter in die Psychosomatik. Seit 1925 trat er öffentlich für die damals als unwissenschaftlich denunzierte Psychoanalyse ein. »Die Psychoanalyse wurde für von Weizsäcker so wichtig, dass er im November 1926 >Freud besuchte, um ihm zu danken, dass er mir die Freude an meinem Beruf wieder geschenkt habe« (ebd., S. 62). Er blieb zeitlebens der wichtigste Unterstützer der Psychoanalyse, was sich in vielen seiner Schriften und Bücher niedergeschlagen hat. Als eigenständiger philosophischer Denker war er aber auch auf dem Weg zu einer medizinischen Anthropologie, die ihn von der Psychoanalyse wegführte.

Die sehr detaillierte Biografie von Benzenhöfer beschäftigt sich auch mit von Weizsäckers Verhalten in der NS-Zeit. Er wurde nicht Mitglied der Partei. Die anscheinend anpassenden Äußerungen, die Benzenhöfer aufführt, sind noch weniger belangvoll als die von Siebeck bekannten.¹ Die einzige bedenkliche Geschichte ist folgende: In der Nähe von Breslau gab es eine Kinderklinik, in der im Rahmen der Euthanasie Kinder und Jugendliche ermordet wurden. Der Leiter der dortigen morphologischen Abteilung schickte Präparate von Gehirn und Rückenmark der Kinder an von Weizsäckers Klinik, wo sie von einem Pathologen untersucht wurden. Benzenhöfer hält es für ausgeschlossen, dass von Weizsäcker dies veranlasst hat, sodass sich die Frage stellt, ob er den Kontakt mit der Kinderklinik billigend in Kauf genommen hat oder ob er sich einfach nicht dafür interessiert hat, vielleicht gar nicht gewusst hat, was sein Pathologe im Labor alles zu tun hat. Ist von Weizsäcker verstrickt gewesen oder zeigt die Geschichte, wie leicht jemand auch ohne seine Absicht verstrickt werden konnte? Das wissen wir nicht.

Mitscherlich war seit seiner Promotion Assistent bei ihm, aber nur für zwei Jahre, weil von Weizsäcker auf sein Ordinariat in Breslau wechselte. Nach dem Krieg

1 <https://dgpt.de/ueber-uns/geschichte-der-dgpt/diskussion-siebeck>

wurde er von Siebeck zurückgeholt und bekam eine Abteilung in der Krehl-Klinik. Dort wurde er zum unmittelbaren Förderer Mitscherlichs und dessen Bemühen, die Psychotherapie und Psychosomatik in der Medizin anzusiedeln. Er wurde auch der erste Vorsitzende der DGPT, von 1949 bis 1953. Wissenschaftlich folgte Mitscherlich längere Zeit dem anthropologischen Weg Weizsäckers und überzeugte sich nur langsam davon, dass nur die Psychoanalyse im engeren Sinne seinem Anspruch entsprach.

Was für ein Bild ergibt sich heute vom Lebensweg Alexander Mitscherlichs? Ohne indiskret zu werden, könnte man sagen, dass er eine unruhige verlängerte Adoleszenz durchlebte, in der er zunächst wenig zielstrebig war. Er tat gar nichts, wie er selbst sagt, »durch Monate und Semester« (Mitscherlich, 1980/1983, S. 59). Er fühlte sich vermutlich oft unglücklich, muss aber auch gleichzeitig ein eleganter, gut aussehender und attraktiver junger Mann gewesen sein und pflegte im Übrigen den Pferdesport. Durch Zufall geriet er an Jünger, der ihn nach Berlin mitnahm. In den dortigen Intellektuellen-Kreisen entwickelte er die Vorstellung, Schriftsteller zu werden, woran er damals scheiterte und was sich erst viele Jahre später verwirklichte. Eine ordentliche Berufslaufbahn als Mediziner begann er zögernd unter dem Einfluss seiner ersten Frau, einer Ärztin. Sie wurde später ebenfalls Psychoanalytikerin, und wer ihr kompetentes und energisches Auftreten auf früheren Mitgliederversammlungen der DGPT miterlebt hat, wird kaum dem Gedanken widerstehen können, dass sie es gewesen sein muss, die den Alexander endlich auf die Schiene gesetzt hat.

Den Beginn des zweiten Teils seiner Geschichte kann man um die Zeit seines Aufenthaltes in Zürich ab 1935 ansetzen. Mitscherlich hatte schon früher etwas von Freud gelesen, dann aber schickte ihm Gustav Bally Bücher von Weizsäcker ins Gefängnis, und er fing allmählich Feuer für den Aspekt des Psychischen im Krankheitsgeschehen, am Gedanken der Psychosomatik und an der Psychoanalyse. Gustav Bally war ein Schweizer Psychoanalytiker, den Mitscherlich in Zürich kennengelernt hatte und der ebenfalls zeitweise eine Art Mentor war. Bei ihm hat Mitscherlich wohl auch erste Selbsterfahrungen gemacht. Als Assistent Weizsäckers in der Heidelberger Klinik fand er nun endlich sein Thema, das in seinem Inneren und in seiner wissenschaftlichen Beschäftigung einen immer größeren Raum einnehmen sollte.

Zurück zu seiner politischen Entwicklung! Nach Kriegsende galt Mitscherlich als Hitlergegner und Antifaschist, was ihn den Amerikanern empfahl, die sich an die Wiedereröffnung der Heidelberger Universität machten. Tatsache war, dass er im Unterschied zu vielen anderen – darunter seinen beiden Habilitationsvätern – nicht Mitglied der NSDAP gewesen war. Und er hatte sich in den letzten Jahren des Krieges in einem Kreis von Professoren und anderen Intellektuellen bewegt, die man mehr oder weniger als Antifaschisten bezeichnen kann, wenn sie auch kaum in irgendeiner Weise als solche aktiv geworden waren. Hier ist in ers-

ter Linie der Philosoph Karl Jaspers zu nennen. Jaspers war unmittelbar gefährdet, weil seiner jüdischen Frau die Deportation drohte. Für diesen Fall waren Rettungsversuche und als letzter Ausweg der gemeinsame Selbstmord vorgesehen.

Aber viel mehr gab es nicht, was Mitscherlich als Widerständler qualifiziert hätte, wenngleich er einem solchen Ruf nicht widersprochen, sondern ihn durchaus gepflegt hat. Er konnte immerhin einen kurzen Gefängnisaufenthalt zu Beginn der Hitlerzeit und einen etwas längeren von 1937 vorweisen. Was ihm diesen Aufenthalt verschafft hatte, nämlich einzig und allein seine Beziehung zu Niekisch, davon war anscheinend nie mehr die Rede. Und Niekisch selbst war schon lange verschwunden, ab 1937 in Hitlers Kerkern, danach im kommunistischen Osten. Es ist sehr wahrscheinlich, dass niemand mehr Niekisch kannte, schon gar nicht die amerikanischen Offiziere, welche nach brauchbaren, nicht belasteten Leuten suchten. Zeitweise wurde Mitscherlich sogar zum Minister einer Regierung Saar-Pfalz-Rheinhessen gemacht. Was wäre gewesen, so könnte man heute fragen, wenn die Amerikaner erfahren hätten, dass Mitscherlich Anhänger und Mitarbeiter eines extrem linken Kommunisten und Sowjetfreundes gewesen war?

Leserinnen und Leser werden hoffentlich nicht gedacht haben, dass es mir darum gehen könnte, Alexander Mitscherlich herabzuwürdigen oder zu entidealisiieren. Nein, es geht mir um etwas ganz anderes, nämlich um den Aufweis, dass die politische Szenerie der zwanziger und dreißiger Jahre bis weit in die NS-Zeit hinein vielschichtig war und heute kaum nachvollziehbar ist. Wegen ihres schrecklichen Ausgangs findet die Diskussion darüber kein Ende. Mitscherlich selbst hat diese Zeit für sich so zusammengefasst: »Wie ich geschrieben habe, sympathisierte ich aber in meiner frühen Jugend zunächst mit rechtsorientierten Jugendverbänden, identifizierte mich später mit dem elitären, soldatischen und nationalbewussten Ernst Jünger oder mit dem auf seine Weise – trotz Russland-Sympathien – national denkenden Ernst Niekisch. Heute gehört dieser Zeitabschnitt zu dem Fremdesten, was ich in mir entdecken kann« (Mitscherlich, 1980/1983, S. 315). Besonders der letzte Satz hat mich erschüttert. Man muss ihn wohl ganz ernst nehmen! Dieser Satz besagt nach meiner Ansicht, dass Alexander Mitscherlich seine frühe Jugend, die immerhin bis fast an sein dreißigstes Lebensjahr heranreichte, später zwar öffentlich bereut, sie aber nicht mehr verstanden hat. Seine Aussage verweist auf die Diskrepanz zwischen Gedächtnis und Erinnerung. Sie steht auch im Kontrast zu manchem, was er in der *Unfähigkeit zu trauern* vorgebracht hat. Dort hat er aus hoher moralischer Warte von den Deutschen rückwirkend verlangt, sie hätten 1933 alles verstehen müssen. Er sah nicht, dass die Nachkriegsdeutschen nicht nur verstockt waren, sondern dass sie genau so wenig wie er selbst verstanden haben, was sie getan hatten und was mit ihnen geschehen war.

Alle Fakten zu Alexander Mitscherlichs seltsamer politischer Biografie sind seit Langem bekannt, sie sind aber nicht präsent, das heißt heutigen Mitgliedern der DGPT nicht geläufig. Der Grund dafür ist, dass es eine kollektive Erinnerungskul-

tur in der DGPT nicht gibt. Gäbe es sie, dann wäre wahrscheinlich der Unfug² unterblieben, mit welchem die DGPT mit ihrem Ehrenpräsidium bis heute umgeht.

Erst in der jüngeren Vergangenheit ist herausgefunden worden, dass Prof. Alfred Lorenzer (1922–2002), der wohl bedeutendste Wissenschaftler im Sigmund-Freud-Institut, vermutlich Mitglied der NSDAP war und nie darüber geredet hat (Brunner et al., 2017). Es ist sogar schon gefragt worden, wie sich dessen NSDAP-Mitgliedschaft in seinem wissenschaftlichen Werk ausgedrückt haben könnte. – Anscheinend sind von Lorenzer überhaupt keine Daten über Kindheit und Jugend vorhanden, sodass man auch nicht einschätzen kann, wie die Situation eines 19-Jährigen war, der Soldat werden musste, aber gleichzeitig in das Medizinstudium strebte.

2019 hat einer der wichtigsten Historiker der Psychoanalyse und Herausgeber der Zeitschrift Luzifer-Amor, Michael Schröter, eine Arbeit über die Einstellungen von J. H. Schultz zur Psychoanalyse veröffentlicht. Es handelt sich um denjenigen Schultz, von dessen Mitgliedschaft im Ehrenpräsidium sich die DGPT im Jahre 2002 distanziert hat.³ Schröter teilt mit, dass sich Schultz häufiger als jeder andere nicht-freudianische Autor seiner Zeit zur Psychoanalyse geäußert hat und in der vierten Auflage seines Lehrbuchs *Seelische Krankenbehandlung* von 1930 die Psychoanalyse »so intensiv und so positiv gewürdigt hat, wie man es außerhalb der Freud-Schule kaum findet«.

Ich füge hinzu: Wer in der Geschichte – auch in der Geschichte der DGPT – die klare Einfachheit sucht, kann nur enttäuscht werden.

Was wäre eine kollektive Erinnerungskultur in der DGPT, die den Namen Kultur verdient? Sie ist nicht einfach durch Beschluss eines Vereinsvorstandes herzustellen, sondern müsste begründet und gepflegt werden. Sie müsste meiner Ansicht nach auf dem Boden einer sehr gründlichen Kenntnis der Vorgeschichte und Geschichte des Dritten Reiches die Biografien unserer psychoanalytischen Mütter und Väter empathisch nacharbeiten. Dafür ist ein Grundstock von hervorragenden

-
- 2** Die DGPT hat gegen die verstorbenen Mitglieder des Ehrenpräsidiums Prof. Dr. med. J. H. Schultz und Prof. Dr. med. Richard Siebeck Verfahren zur Entfernung aus dem Ehrenpräsidium wegen ihres Verhaltens in der NS-Zeit angestrengt. Diese beiden wurden bei der Gründung der DGPT (1949) nicht – wie sonst üblich – ins Ehrenpräsidium hineinge-wählt, sondern ausdrücklich gebeten, einzutreten, um die wissenschaftliche Reputation der DGPT zu stützen. Die genauere Prüfung der gegen sie erhobenen Vorwürfe hat gezeigt, dass diese zum Teil sehr ungenau und falsch, zum Teil sogar frei erfunden waren. Obwohl dies eingestanden werden musste, hat die DGPT sich bis heute nicht zu einer Entschuldigung und zu einer Rehabilitation entschließen können. Zusammenfassend dazu: Memorandum von Prof. Werthmann zum Tagesordnungspunkt 10 der Mitgliederversammlung vom 21. September 2018. Online im Mitgliederbereich der DGPT-Homepage: <https://dgpt.de/ueber-uns/geschichte-der-dgpt/diskussion-siebeck>
 - 3** <https://dgpt.de/ueber-uns/ehrenpraesidium/ehrenmitglieder>

historischen Beiträgen von Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytikern bereits vorhanden. Diese Nacharbeit könnte münden in einem Erkennen der Begrenztheit unserer Erkenntnismöglichkeiten, in der Anerkennung der ständigen Konflikthaftheit von Bewusstem und Unbewusstem auch im politischen Feld und schließlich in der trauernden wie vielleicht auch manchmal stolzen Demut gegenüber denjenigen, die sich vor uns für die Psychoanalyse eingesetzt haben.

In diesem Sinne wird alles, was man über Alexander Mitscherlich heute kritisch sagen kann, dadurch aufgewogen, dass niemand wie er und seine Frau Margarete Mitscherlich mit solch unermüdlicher Leidenschaft an einem psychoanalytisch aufgeklärten Humanismus gearbeitet hat. Das ist ihr Vermächtnis.

Verwendete und empfohlene Literatur

Zu Mitscherlich

- Dehli, M. (2007). *Leben als Konflikt. Zur Biographie Alexander Mitscherlichs* (2. Aufl.). Göttingen: Wallstein.
- Freimüller, T. (2007). *Alexander Mitscherlich. Gesellschaftsdiagnose und Psychoanalyse nach Hitler*. Göttingen: Wallstein.
- Hoyer, T. (2008). *Im Getümmel der Welt. Alexander Mitscherlich – Ein Porträt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lohmann, H.-M. (1987). *Alexander Mitscherlich*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt TB.
- Mitscherlich, A. (1947). *Vom Ursprung der Sucht*. Stuttgart: Ernst Klett.
- Mitscherlich, A. (1980/1983). *Ein Leben für die Psychoanalyse. Anmerkungen zu meiner Zeit* (2. Aufl.). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mitscherlich, A. & Mielke, F. (1949a). *Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Mitscherlich, A. & Mielke, F. (1949b). *Wissenschaft ohne Menschlichkeit: Medizinische und Euge-nische Irrwege unter Diktatur, Bürokratie und Krieg*. Heidelberg: Lambert Schneider.
- Mitscherlich, A. & Mitscherlich, M. (1967/1994). *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens* (Neuausg. Nov. 1977, 23. Aufl.). München, Zürich: Piper.

Zu Jünger

- Amos, Th. (2011). *Ernst Jünger*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt TB.
- Jünger, E. (1920/2019). *In Stahlgewittern* (Neuauf.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Jünger, E. (1939/2014). *Auf den Marmorklippen* (Neuauf.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Jünger, E. (1979/1995). *Strahlungen I u. II*. (2. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta/dtv.
- Kiesel, H. (2009). *Ernst Jünger. Die Biographie*. München: Siedler.
- Penke, N. (2018). *Jünger und die Folgen*. Stuttgart: J. B. Metzler.

Zu Nieirsch

- Haffner, S. (1980). *Ernst Nieirsch*. In S. Haffner & W. Venor, *Preußische Profile*. Frankfurt/M.: Athenäum.
- Kabermann, F. (1973/1993). *Widerstand und Entscheidung eines deutschen Revolutionärs. Leben und Denken von Ernst Nieirsch* (Lizenzausgabe). Koblenz: Verlag Siegfried Bublies.
- Nieirsch, E. (1932). *Hitler – ein deutsches Verhängnis*. Berlin: Widerstands-Verlag (Faksimile-Versand 1981).

- Niekisch, E. (1958). *Gewagtes Leben. Begegnungen und Begebenisse*. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Niekisch, E. (1974). *Gegen den Strom 1945–1967. Erinnerungen eines deutschen Revolutionärs*. Köln: Verl. Wissenschaft und Politik. Berend von Nottbeck.
- Niekisch, E. (1982). *Ernst Niekisch: Widerstand. Ausgewählte Aufsätze*. Krefeld: Sinus.
- Sauermann, U. (1980). *Ernst Niekisch. Zwischen allen Fronten*. München: Herbig Verlagsbuchhandlung.
- Taschka, S. (1999). *Das Rußlandbild von Ernst Niekisch*. Erlangen, Jena: Palm & Enke.
- Weidermann, V. (2017). *Träumer – Als die Dichter die Macht übernahmen*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Zu von Weizsäcker

- Benzenhöfer, U. (2007). *Der Arztphilosoph Viktor von Weizsäcker. Leben und Werk im Überblick*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Weizsäcker, V. von (1940). *Der Gestaltkreis*. Leipzig: Thieme.

Zu Lorenzer

- Brunner, M., König, H.-D., König, J., Lohl, J. & Winter, S. (2017). Alfred Lorenzer im Nationalsozialismus. Einladung zur öffentlichen Diskussion. *Freie Assoziation*, 20(1), 129–130.
- Görlich, B. & Lüdde, H. (2018). »Aber etwas fehlt«. Drei Anmerkungen zu »Alfred Lorenzer im Nationalsozialismus«. *Freie Assoziation*, 21(1), 111–116.
- Heim, R. (2018). »Sprache und Schweigen« Anmerkungen zu Alfred Lorenzers Mitgliedschaft in der NSDAP. *Freie Assoziation*, 21(1), 120–124.
- Möhring, J. (2018). Erschütterte Szene. *Freie Assoziation*, 21(1), 125–127.
- Schüßler, M. (2018). Den Widerspruch auflösen. Fragen und Antworten zur kürzlich bekannt gewordenen NSDAP-Mitgliedschaft von Alfred Lorenzer. *Freie Assoziation*, 21(1), 117–119.

Zu Siebeck

- Materialien zur »Affäre Siebeck« der DGPT: <https://dgpt.de/ueber-uns/geschichte-der-dgpt/diskussion-siebeck> (im Mitgliederbereich).
- Siebeck, R. (1949). *Medizin in Bewegung. Klinische Erkenntnisse und ärztliche Aufgabe*. Stuttgart: Thieme.

Zu Schultz

- Schröter, M. (2019). »Wandlungen in der Einstellung von J.H. Schultz zur Psychoanalyse bis 1931 (mit einem Ausblick auf 1943)«. *Schriftenreihe der DGGN*, 25.

Der Autor

Hans-Volker Werthmann, geb. 1938, Professor für Psychoanalyse an der J.W. Goethe-Universität in Frankfurt 1975–1998, war 1983–1993 Mitglied im Vorstand der DGPT und ist jetzt Mitglied im Ehrenpräsidium der Gesellschaft. Prof. Werthmann arbeitete zu Themen der Parapsychologie, Klinischen Theorie, Diagnostik, Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte der Psychoanalyse. Seit 2014 publizierte er mehrfach zur »Affäre Siebeck« der DGPT und gegen die verfolgerische Haltung gegenüber lange verstorbenen Personen der psychoanalytischen Vereinsgeschichte. 2009 erhielt er den Diotima-Ehrenpreis der deutschen Psychotherapeutenschaft.

Kontakt: Prof. Dr. Hans-Volker Werthmann, Theodorenstraße 12 A, 65189 Wiesbaden; E-Mail: hvwerthmann@online.de

»Wir standen vor dem Elend unserer Zeit«¹

Identitätsstiftung über Erinnerung in der bundesdeutschen Psychoanalyse

Steffen Dörre

Erinnerungen

Was soziale Gruppen zu unterschiedlichen Zeiten und bei verschiedenen Anlässen erinnern, gehört zu den aufschlussreichen Gegenständen wissenschaftlicher Forschung. Rückblicke und Lebenserinnerungen verweisen darauf, welche Ausschnitte der Wirklichkeit als wichtig erachtet wurden und woraus man glaubte, Lehren ziehen zu können. Untersucht man derartige Äußerungen aus einer geschichtswissenschaftlichen Perspektive, dann geht es nicht nur darum zu zeigen, was vergessen und was verdrängt wurde, oder darum zu belegen, dass Erinnerung stets ein mal mehr, mal weniger bewusster selektiver Prozess ist. Vielmehr lässt sich analysieren, welche Funktion die Erinnerung zu dem Zeitpunkt hatte, zu dem sie schriftlich oder mündlich geäußert wurde. Dann wird erkennbar, wie mit Erinnerungen in einer konkreten Situation Sinn erzeugt wurde, wie sie half, aktuelle Ereignisse einzuzuordnen und Identität zu stiften. Erinnerungen prägen daher nicht nur unser Bild von der Vergangenheit. Sie beeinflussen maßgeblich unsere Wahrnehmungsweisen. Und gerade, weil sie Auswirkungen auf die Gegenwart und Zukunft hat, wird um die Interpretation der Vergangenheit oft erbittert gestritten. Das gilt nicht nur für kleine soziale Gruppen wie für Familien oder für große Kollektive – das kulturelle Gedächtnis einer Gesellschaft –, sondern auch für einzelne Organisationen. Gerade anlässlich von Jubiläen formen Mitglieder einer Organisation für eine kurze Zeit eine soziale Gedächtnisgemeinschaft und hinterlassen Quellen, die sich mit großem Erkenntnisgewinn analysieren lassen.

Die Jubiläumstagung der DGPT 1974

Für die Geschichte der Psychotherapie und den Umgang des Fachs mit der NS-Vergangenheit ist ein Ereignis im Herbst 1974 besonders interessant: Zwi-

1 Riemann, 1974, S. 17.

schen dem 18. und dem 20. Oktober trafen sich die Mitglieder der *Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie und Tiefenpsychologie* (DGPT²) im *Bayerischen Hof* in München zum 25-jährigen Gründungsjubiläum. Etwa 500 Gäste waren geladen, um über »Das Selbstverständnis des Psychoanalytikers« zu debattieren.³ Entsprechend den Vorgaben des DGPT-Vorstands hatten die Festvorträge auch die erreichten wissenschaftlichen und berufspolitischen Erfolge sowie die gegenwärtigen Herausforderungen zum Inhalt (Protokoll der Vorstandssitzung der DGPT, 1974). Je nach gewähltem Thema und Persönlichkeit des Vortragenden changierten die Beiträge zwischen Zukunftsgewissheit und Mahnung, waren angefüllt mit Anekdoten oder Daten, sprachen den mit Berufs- und Standesfragen Vertrauten eher an als den überwiegend wissenschaftlich oder therapeutisch Interessierten. So beschwore Fritz Riemann (1902–1979), prägende Analytikerpersönlichkeit der Nachkriegszeit in München,⁴ die schulenübergreifende Zusammenarbeit all jener, die das Humane in der therapeutischen Behandlung und in der menschlichen Gesellschaft tiefer und fester verankert sehen wollten. Tobias Brocher (1917–1998), geschäftsführender Vorsitzender der DGPT zwischen 1958 und 1963 und anschließend ihr Vorsitzender, berichtete von den berufspolitischen Herausforderungen und Erfolgen der letzten Jahrzehnte. Er verwies auf die Funktion der Psychoanalyse als Mittel der Gesellschaftsreform, dank der das Leben des Einzelnen, von Kleingruppen und der ganzen Gesellschaft friedlicher gestaltet werden könne. Rudolf Haarstrick (1919–1997), Leiter der Abteilung für Berufsfragen in der DGPT, ergänzte diese Ausführungen durch seine Erinnerungen an die Berufs- und Gesundheitspolitik der 1950er und 1960er Jahre, bevor der DGPT-Vorsitzende der Jahre 1972 bis 1974 Friedrich Beese (1921–2012) über aktuelle Aufgabenstellungen und Zielsetzungen referierte, gravierende Mängel der psychotherapeutischen Versorgungssituation benannte und dafür plädierte, die Psychoanalyse tiefer in der bundesrepublikanischen

-
- 2** Im Zuge der Tagung wurde die DGPT auf der Mitgliederversammlung am 19. Oktober 1974 in Deutsche Gesellschaft für Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie (DGPT²) umbenannt.
 - 3** Dieses Motto täuscht darüber hinweg, dass München lange Zeit ein schwieriges Pflaster für die Psychoanalyse war. Zwar wurde hier schon 1946 das Institut für Psychologische Forschung und Psychotherapie gegründet. Doch bereits die Namenswahl deutet darauf hin, dass man sich in der direkten Nachfolge des während der NS-Zeit in Berlin ansässigen, gleichnamigen Instituts sah. Erst im Jahr des DGPT-Jubiläums, also 1974, wurde das Münchener Institut in Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie München umbenannt, was auch eine inhaltliche Neuaustrichtung auf den Punkt bringen sollte. Zum *Deutschen Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie*, später *Reichsinstitut im Forschungsrat* vgl. Cocks, 1985; Lockot, 1985, S. 188–212.
 - 4** Fritz Riemann hatte im Münchener Institut die psychoanalytische Rolle inne, interpretierte diese aber im Sinne der Neoanalyse (vgl. Bauriedl & Brundke, 2008, S. 8).

nischen Gesellschaft zu verankern.⁵ So sehr die Vorträge auch auf die Gegenwart und die Zukunft gerichtet waren, spielte der Rückblick auf die vergangenen Jahrzehnte anlässlich des Jubiläums dennoch eine wichtige Rolle. Dabei wurde den Zuhörern und Zuhörerinnen ein historisches Narrativ präsentiert, das die zurückliegenden Notlagen und Strapazen betonte und die Konflikte innerhalb der DGPT weitgehend überspielte.

Das historische Narrativ und seine Funktion

In den Reden, die im Nachgang der Konferenz veröffentlicht wurden, kann man nur wenig über die Anfänge der Psychoanalyse erfahren.⁶ Mehr Aufmerksamkeit widmeten die Festredner dem Nationalsozialismus, den sie als schwere Hypothek für den gesamten Berufsstand interpretierten. Man sei während der zwölf Jahre andauernden »Isolierung, rassische[n] Verfolgung, Krieg und Zusammenbruch« (Haarstrick, 1974, S. 60) als gesamte Gruppe im eigenen Land angefeindet und obendrein vom internationalen Erfahrungsaustausch abgeschnitten worden. Daher habe die Psychoanalyse nur noch ein »Katakombendasein« (Riemann, 1974, S. 21) geführt, und nur »im Untergrund« habe man überleben, weiter lernen, lehren und behandeln können (Hanauer, 1974, S. 6). Mit diesen Formulierungen suggerierten die Redner, dass es einem Akt des Widerstands gleichkam, wenn man während der nationalsozialistischen Diktatur psychotherapeutisch gearbeitet hatte. Die Psychoanalyse, so konnten die Zuhörerinnen und Zuhörer vernehmen, sei im »Dritten Reich« ja nicht nur als angeblich »jüdische Wissenschaft« bekämpft worden. Vielmehr hätten die Machthaber die psychoanalytischen Erkenntnisse als Bedrohung empfunden, weil die Psychoanalyse »eine diesen höchst unerwünschte Mündigkeit und freie Entwicklung des Individuums vertrat und die Hintergründe von Massenwahn und sogenannten Führern aufdeckte« (Riemann, 1974, S. 20f.). In derartigen Ausführungen

5 Mit Ausnahme von Tobias Brocher sprachen hier also nicht die Gründerväter der DGPT, sondern deren zweite Generation. Aus dem ersten Vorstand kam niemand zu Wort. Der erste Präsident der DGPT, Viktor von Weizsäcker (1886–1957), der erste geschäftsführende Vorsitzende, Wilhelm Bitter (1886–1964), sowie die Vorstandsmitglieder Werner Schwidder (1917–1970) und Harald Schultz-Hencke (1892–1953) waren zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben. Das ehemalige Vorstandsmitglied Walter Seitz (1905–1997) galt nur als Notlösung und Alexander Mitscherlich (1908–1982), die prägende, öffentlich und international sichtbarste Figur der deutschen Psychoanalyse der 1960er Jahre, hatte unmissverständlich signalisiert, dass er kein Interesse daran habe, als Festredner aufzutreten.

6 Beispielsweise wurde Sigmund Freud auf den rund 100 Seiten der Redemanuskripte nur dreimal erwähnt.

verschwanden die Unterschiede zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Kolleg*innen. Zugleich wurde dem Publikum die Deutung nahegelegt, dass jene, die während des Nationalsozialismus nicht in die Emigration getrieben, inhaf- tiert oder getötet worden, sondern stattdessen am »Göring-Institut« – dem zentralen und finanziell gut ausgestatteten Forschungs- und Ausbildungsinstitut für Psychotherapie im Nationalsozialismus – beschäftigt waren und dabei von der neuen Nachfrage nach psychologischem und psychotherapeutischem Wissen profitiert hatten, per se Regimegegner gewesen seien. Zudem musste den Zuhörern und Zuhörerinnen der direkte Widerstand aus diesen Reihen gegen die nationalsozialistische Diktatur weit größer erscheinen, als er in Wirklichkeit gewesen war, wurde doch auf die »politische Bedrohung, die Hinrichtung John Rittmeisters, die Zuchthausverurteilung Edith Jacobsons, die Entziehung der Lehrbefugnis für Müller-Braunschweig und Boehm« in einer Weise verwiesen, dass die erwähnten Beispiele stellvertretend für das allgemeine Leid des Berufsstandes erschienen (Brocher, 1974, S. 39f.). Dabei wurde ausgeblendet, dass die Haltungen der beiden Erstgenannten keineswegs repräsentativ waren (Hermanns, 2018; May & Mühlleitner, 2005). Verschwiegen wurde auch, dass sich die beiden letztgenannten, Carl Müller-Braunschweig und Felix Boehm (beide 1881–1958), übereifrig und willfährig den Forderungen des NS-Regimes angepasst hatten. Sie hatten sich nicht gegen den Ausschluss der jüdischen Mitglieder aus der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft (DPG) gesträubt, sondern hatten in ihren Stellungnahmen dieser Zeit antisemitische Argumentationsmuster verwendet und sich sprachlich der nationalsozialistischen Ideologie angenähert (Lockot, 2013, S. 34–45; Lockot, 2011, S. 108–110; Kauders, 2014, S. 126–128). Weil die erheblichen »Verstrickungen« vieler Analytiker*innen mit dem NS-Regime nicht thematisiert wurden, retteten die Vortragenden so ihre Vorfäder, sich selbst und die Zuhörer*innen auf die Opferseite hinüber. Die Verbrechenskomplexe der NS-Zeit verkürzten sie unzulässig auf Taten des »Führers« oder einer kleinen, ihm ergebenen und korrupten Clique. Die Festredner zeichneten somit ein historisches Bild, das eine mögliche Beteiligung und Mitschuld während der NS-Zeit einfach aussparte. Stattdessen erneuerten sie anlässlich des Jubiläums die Erzählung von einer klaren Frontstellung des gesamten Fachs zum NS-Regime.⁷

Die ersten Nachkriegsjahre beschrieben die Festredner dann als Zeit des allumfassenden Zusammenbruchs. Angesichts der allgemein katastrophalen, von völliger

7 Dass diese Interpretation schon während der Besatzungszeit von Fritz Riemann, Felix Boehm und Carl Müller-Braunschweig vertreten wurde, darauf verweist: Kauders, 2014, S. 174–177. Dass sich die oben zusammengefasste Opfererzählung von den damals gängigen Standardentlastungsformeln unterschied, verdeutlicht der Vergleich mit den dominanten Erinnerungsparadigmen in der Medizin (vgl. Roelcke, 2012, S. 108–110).

Desorientierung, Hoffnungslosigkeit und Entwurzelung geprägten Lage, und ohne die Unterstützung der Gesundheitsverwaltungen, hätten sich die Psychotherapeut*innen für ihre Patient*innen aufgeopfert (Brocher, 1974, S. 40f.; Riemann, 1974, S. 16f.). Es ist auffällig, wie sehr in den Ausführungen zur unmittelbaren Nachkriegszeit die allgemeinen Beschreibungen der Zusammenbruchsgesellschaft dominierten und wie wenig Konkretes über diese Zeit zu erfahren war.⁸ Auf den ersten Blick scheint es fast so, als ob diese Jahre in Vergessenheit geraten waren und sich die Redner daher mit Verweisen auf allgemeine Kontexte oder mit der Auflistung bloßer chronologischer Fakten begnügen mussten. 1974 blieb die Situation, die 1949 zur Gründung der DGPT geführt hatte – und damit auch die Hintergründe jener Entscheidung, an die man eigentlich feierlich erinnern wollte –, im Nebel.⁹

Allein mit einem Mangel an Wissen lassen sich diese Leerstellen und Verzerrungen nicht erklären. Vielmehr kann man davon ausgehen, dass auf der Jubiläumsfeier drei Ziele verfolgt wurden. Erstens sollte den Mitgliedern der Organisation ein positives Angebot zur Selbstdeutung unterbreitet, zweitens der Nutzen der Organisation für ihre Mitglieder verdeutlicht und drittens der Gruppenzusammenhalt gefestigt werden. Es war so gesehen folgerichtig, keine Aufmerksamkeit auf die schmerzlichen Auseinandersetzungen und Grabenkämpfe um die generelle Ausrichtung der Psychotherapie in der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit zu lenken. Man darf auch nicht vergessen, dass die oftmals unversöhnlich geführten Auseinandersetzungen zwischen der *Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft* und der *Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung* die DGPT in den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten mehrmals an den Rand der Auflösung gebracht hatten (Lockot, 2010; Schröter, 2006, S. 9). Zwar konnte man diese Konflikte nicht ohne Glaubwürdigkeitsverlust vollständig übergehen, doch wurden die zurückliegenden Dispute zwischen den beiden Verbänden in einer Art und Weise beschrieben, dass sie niemand der Anwesenden als direkten Angriff werten konnte. Wenn daran erinnert wurde, dass sich mittlerweile »die alten Schulstreitigkeiten [...] aus dem früher so oft affektiv aufgeladenen Klima gelöst und mehr zu einer sachlichen Diskussion der bestehenden Unterscheidungen reduziert« hatten, so war das wohl nicht nur die Beschreibung einer tatsächlichen Veränderung, sondern auch ein mahnender Aufruf zur Einigkeit

-
- 8** So wurde beispielsweise über die Auseinandersetzungen anlässlich des Zürcher IPV-Kongresses 1949 der Mantel des Schweigens gedeckt. Zum Zürcher Kongress vgl. das Schwerpunkttheft von Luzifer-Amor 64 (2019) zum Thema »Ein Wiederbeginn nach Holocaust, Krieg und Freuds Tod: Der Internationale Psychoanalytische Kongress in Zürich 1949«.
 - 9** Die historische Rekonstruktion der Gründungs- und Frühgeschichte ist Gegenstand eines aktuellen, von den Mitgliedern der DGPT finanzierten Forschungsprojekts, aus dem der vorliegende Beitrag stammt.

(Elhardt, 1974, S. 22).¹⁰ Auf diese Weise konnte die DGPT zudem als einziger Garant für die bisherigen berufspolitischen Erfolge dargestellt werden, hatte sich doch in ihr stets der Wille manifestiert, »trotz wissenschaftlich verschiedener Auffassungen« zusammenzurücken, und hatte man sich in Toleranz und Respekt in Hinblick auf unterschiedliche Ansätze geübt (Brocher, 1974, S. 46). Schließlich habe man allen internen Querelen zum Trotz in und mit der DGPT gemeinsam erreicht, dass die Neurose sozialrechtlich als Krankheit im Sinne der Reichsversicherungsordnung anerkannt worden war, dass analytische und tiefenpsychologische Psychotherapieverfahren mittlerweile zu den kassenärztlichen Pflichtleistungen gehörten und so erreicht, den psychotherapeutischen Ansätzen »in Deutschland einen angemessenen Platz zu verschaffen« (Haarstrick, 1974, S. 60).

Der Jubiläumskongress war also weder ein Kampfplatz um die Facherinnerung noch ein Anlass zur selbstkritischen Rückschau. Er war ein Ort der Sinnstiftung und Gelegenheit zur Stärkung der Gruppenidentität und des Gruppenzusammenhalts. Die historischen Erinnerungen waren dabei nicht nur schmückendes Beiwerk. Vielmehr wurde erst durch die Verknüpfung von Gegenwartsanalyse, dem Abwägen von Zukunftsszenarien und dem hier skizzierten Akt des gemeinsamen Sich-Erinnerns Handlungsfähigkeit hergestellt.¹¹ Dabei wurde jedoch eine wirkmächtige Erzählung reproduziert, in der sich die DGPT-Mitglieder als marginalisierte Gruppe imaginieren konnten, die stets – während des Nationalsozialismus, während der Besatzungszeit und in der jungen Bundesrepublik – »von vielen Seiten bekämpft, angegriffen, angefeindet, oft mißverstanden« worden war (Riemann, 1974, S. 19). Offenkundig wurde hier Gruppenidentität durch eine historisch unterfütterte Opfererzählung gestiftet.

Das kollektive Gedächtnis der DGPT und die NS-Vergangenheit

Im kollektiven Gedächtnis der DGPT-Mitglieder hat der Jubiläumskongress von 1974 keine Spuren hinterlassen. Auch in den Lebenserinnerungen der hier ziti-

10 Elhardt (1922–1990) war Koordinator des Organisationskomitees des Kongresses gewesen. Er sprach nicht mehr im öffentlichen Teil des Programms, sondern am Morgen des zweiten Kongresstages, der den Arbeitsgruppen gewidmet war. Darauf, dass sich die Polarisierung zwischen Anhänger*innen der klassischen psychoanalytischen Tradition und der Neopsychoanalyse tatsächlich in den 1970er Jahren lockerte, verweist (Erdmann, 2012, S. 14).

11 Das war vor allem wegen der aktuellen Konflikte mit den Psychiatern im Rahmen der Sachverständigenkommission zur Erstellung Psychiatrie-Enquête (SVK) notwendig. Zur Rolle der Psychotherapie und der Psychoanalyse in der SVK vgl. Söhner, 2020, S. 106–119. Brink weist darauf hin, dass die Freud'sche Psychoanalyse nach dem Zweiten Weltkrieg in den psychiatrischen Versorgungsinstitutionen der Bundesrepublik lange Zeit keine Rolle gespielt habe, ihr die überwiegende Mehrheit der Psychiatrieordinarien und Anstaltsdirektoren vielmehr ablehnend gegenüberstand (vgl. Brink, 2010, S. 414).

ten Beteiligten wird er nicht erwähnt. Für die Gründungs- und Frühgeschichte der Organisation ist er dennoch relevant. Gerade weil er offenkundig nicht als ein einschneidendes Ereignis bewertet wurde, das zu nachfolgenden Diskussionen oder Stellungnahmen Anlass bot, ist es plausibel, davon auszugehen, dass das von den Festrednern entworfene Geschichtsbild auch durch die Zuhörer*innen nicht hinterfragt wurde. Wenn diese Annahme stimmt, dann verweisen die hier analysierten Festvorträge auf eine weit verbreitete Interpretation von der Rolle der Psychotherapeut*innen im Nationalsozialismus und in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Es bedarf weiterer Forschung, um zu klären, wann genau diese Opfererzählung entstand, aus welchen Quellen sie sich speiste, wie sie sich verfestigte und ab welchem Zeitpunkt und wie lange sie weithin akzeptiert wurde. Zumindest ist auffällig, wie sehr diese Erzählung im Kontrast zum selbstformulierten Anspruch der Festredner stand, Vertreter einer bedeutsamen gesellschaftsreformerischen Kraft zu sein. Doch offenkundig fiel dies 1974 noch niemandem auf. Noch war die Beschäftigung mit der Rolle der Psychotherapeut*innen in der NS-Zeit kein Motor der individuellen und kollektiven Selbstreflexion und noch musste man sich – anders als bei den näher zurückliegenden internen Konflikten – nicht vor einem Kampf um die »richtige« Erinnerung fürchten, der die DGPT vor eine neuerliche Zerreißprobe stellen würde.¹²

Deutlich wird auf Basis der hier analysierten Quellen aus der Mitte der 1970er Jahre, dass hinter den Erinnerungen an die Vor- und Gründungsgeschichte der DGPT nicht nur der Wunsch nach Selbstvergewisserung stand. Sie waren zudem mit identitätsstiftenden Angeboten verbunden und hatten damit einen konkreten Nutzen für den zuvor so oft bedrohten Zusammenhalt der DGPT. Die Erinnerungspolitik der DGPT zu historisieren und ihr die tatsächliche Geschichte der Gründungs- und Frühphase des Verbandes gegenüberzustellen, ist Aufgabe eines aktuellen Forschungsauftrags. Mit ihm soll den heutigen Mitgliedern der Gesellschaft eine angemessene Auseinandersetzung mit der Vergangenheit durch die Erarbeitung der notwendigen historischen Kenntnisse ermöglicht werden. Eine genaue Analyse der Formierung und Etablierung der Fachgesellschaft sowie der beruflichen Werdegänge der Gründungsmitglieder und frühen Protagonist*innen unter Berücksichtigung ihrer Aktivitäten, Haltungen und Handlungsoptionen im Nationalsozialismus wird zeigen, welche Spezifika der Umgang der DGPT mit der NS-Vergangenheit im Vergleich zu anderen Organisationen und Bereichen der bundesrepublikanischen Gesellschaft aufwies und an welchen Stellen das Opfer-narrativ durch ambivalentere Einschätzungen ersetzt werden muss.

12 Dass in der Erinnerung an die NS-Zeit sowie an die ersten Nachkriegsjahre eine große Sprengkraft steckt, davon zeugen die jüngeren Debatten über das Verhalten der frühen Protagonisten der Lindauer Psychotherapiewochen sowie um die Bewertung von Richard Siebeck (vgl. Mettauer, 2010; Roelcke, 2016).

Literatur

Primärquellen

- Brocher, T. (1974). Rückblick auf 25 Jahre DGPPT. In DGPPT (Hrsg.), *Das Selbstverständnis des Psychoanalytikers. Vorträge auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie e. V. 1974 in München aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Gesellschaft* (S. 36–59). Berlin: o.V.
- Elhardt, S. (1974). Die Psychoanalyse zwischen den Polen: Erkenntniswissenschaft und Therapieform. In DGPPT (Hrsg.), *Das Selbstverständnis des Psychoanalytikers. Vorträge auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie e. V. 1974 in München aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Gesellschaft* (S. 91–121). Berlin: o.V.
- Haarstrick, R. (1974). Die Psychoanalyse in der Berufs- und Gesundheitspolitik der letzten 20 Jahre. In DGPPT (Hrsg.), *Das Selbstverständnis des Psychoanalytikers. Vorträge auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie e. V. 1974 in München aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Gesellschaft* (S. 59–76). Berlin: o.V.
- Hanauer, R. (1974). Grußworte. In DGPPT (Hrsg.), *Das Selbstverständnis des Psychoanalytikers. Vorträge auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie e. V. 1974 in München aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Gesellschaft* (S. 2–9). Berlin: o.V..
- Protokoll der Vorstandssitzung der DGPT am 19.1.1974, DGPT-Archiv, Ordner: 1970–1975.
- Riemann, F. (1974). *Das Selbstverständnis des Psychoanalytikers. Vorträge auf dem Kongreß der DGPT 1974 in München aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Gesellschaft* (S. 12–35). Berlin: o.V.

Sekundärliteratur

- Bauriedl, T. & Brundke, A. (2008). Vorwort. In T. Bauriedl & A. Brundke (Hrsg.), *Psychoanalyse in München – eine Spurensuche* (S. 7–9). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Brink, C. (2010). *Grenzen der Anstalt. Psychiatrie und Gesellschaft in Deutschland 1860–1980*. Göttingen: Wallstein.
- Cocks, G. (1985). *Psychotherapy in the Third Reich: The Goering Institute*. New York: Oxford University Press.
- Erdmann, M. (2012). *Psychoanalyse in den Jahren nach Freud. Entwicklungen 1940–1975* (2. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Hermanns, L. (2018). Psychoanalytiker im »Widerstand« – Zum Gebrauch von John Rittmeister (1898–1943) in der deutschen Psychoanalyse in Vergangenheit und Gegenwart. *DPV-Informationen*, 65–71.
- Kauders, A. (2014). *Der Freud-Komplex. Eine Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland*. Berlin: Berlin Verlag.
- Lockot, R. (1985). *Erinnern und Durcharbeiten. Zur Geschichte der Psychoanalyse und Psychotherapie im Nationalsozialismus*. Frankfurt/M.: Fischer TB.
- Lockot, R. (2010). DPV und DPG auf dem dünnen Eis der DGPT. Zur Beziehungsgeschichte von Deutscher Psychoanalytischer Vereinigung (DPV) und Deutscher Psychoanalytischer Gesellschaft (DPG) innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie und Tiefenpsychologie (DGPT) bis 1967. *Psyche – Z Psychoanal*, 64, 1206–1242.
- Lockot, R. (2011). Mißbrauch, Disqualifizierung und Spaltung statt Entzündung. Stationen der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft (DPG) im Umfeld des Zürcher Kongresses von 1949. In L. M. Hermanns (Hrsg.), *Spaltungen in der Geschichte der Psychoanalyse* (S. 106–119). Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Lockot, R. (2013). *Die Reinigung der Psychoanalyse. Die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft im Spiegel von Dokumenten und Zeitzeugen (1933–1951)*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- May, U. & Mühlleitner, E. (Hrsg.). (2005). *Edith Jacobson. Sie selbst und die Welt ihrer Objekte. Leben, Werk, Erinnerung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Mettauer, P. (2010). *Vergessen und Erinnern. Die Lindauer Psychotherapiewochen aus historischer Perspektive*. München: o.V.
- Roelcke, V. (2012). Psychotherapie in Westdeutschland nach 1945. Brüche, Kontinuitäten, Thematisierungen und Reflexionen zur nationalsozialistischen Vergangenheit. *Psychotherapeut*, 75, 103–112.
- Roelcke, V. (2016). *Richard Siebeck und die Medizin im Nationalsozialismus. Haltung und Handeln bis 1945 und in der Nachkriegszeit, Forschungsbericht im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie*. Gießen/Berlin: o.V.
- Schröter, M. (2006). Kontinuität oder Neuanfang? Psychoanalyse in Deutschland nach 1945. *psychosozial*, Nr. 105, 29(3), 9–19.
- Schwerpunkttheft von *Luzifer-Amor* 64 (2019) zum Thema »Ein Wiederbeginn nach Holocaust, Krieg und Freuds Tod: Der Internationale Psychoanalytische Kongress in Zürich 1949«.
- Söhner, F. (2020). *Psychiatrie Enquête: mit Zeitzeugen verstehen. Eine Oral History der Psychiatriereform in der BRD*. Köln: Psychiatrie-Verlag.

Der Autor

Steffen Dörre, geboren 1978, Dr., studierte Geschichtswissenschaft, Soziologie und Volkswirtschaftslehre. Er veröffentlichte zur Wirtschaftsgeschichte, zur Geschichte der Entwicklungspolitik, zur Kriminalitätsgeschichte sowie zur Geschichte der Psychowissenschaften im 20. Jahrhundert. Herr Dörre erhielt den Martin-Behaim-Preis 2017.

Kontakt per E-Mail: Steffen.Doerre@histor.med.uni-giessen.de

Gesellschaftliche Bedrohungen der Generativität

<https://doi.org/10.30820/9783837929812>

Generiert durch Ruhr Universität Bochum, am 02.10.2023, 11:38:32.
Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

»Altes Gift in neuen Schläuchen?«

Rechtspopulistische Ideologien zwischen NS-Geschichte und Postmoderne

Vera Kattermann

Die Zunahme und Dreistigkeit rechtsextremer Diskurse und rechtsextremer Gewalt beschäftigt uns in einer Zeit, da eine rechtspopulistische Partei im Deutschen Bundestag mit über zwölf Prozent vertreten ist – vor wenigen Jahren noch undenkbar. Der massive politische Stimmungswechsel stimmt nachdenklich und fordert Erklärungsansätze. In diesem Beitrag möchte ich versuchen, psychoanalytische Verständniszugänge zum Phänomen des Rechtspopulismus durch einen subjektiven Zugang zu erweitern. Entsprechend stelle ich mich hier explizit nicht dem Anspruch, einen Überblick über die wissenschaftliche Diskussion des Rechtspopulismus zu geben (Decker, 2016) oder auch nur annähernd psychoanalytische Überlegungen und Kontroversen dazu abzubilden. Dass es sich beim Phänomen des Rechtspopulismus *auch* um die Wiederkehr verdrängter ideologischer Identifizierungen beziehungsweise verdrängter politischer Konflikte handelt, ist jedoch naheliegend und soll einleitend gewürdigt werden. Dann möchte ich aufzeigen, wie zeithistorisch vergangene ideologische Versatzstücke aktuelle Antworten auf gesellschaftspolitische Spannungen anzubieten scheinen. Diese hoffe ich, ausgehend vom Nachdenken über den Wandel in meinem Lebensalltag durch einen erfahrungsbasierten Zugang zu diskutieren. Der Einbezug von Mario Erdheims gesellschaftskritischem Zugang (1984) zum Verständnis gesellschaftlicher Konflikte soll diese Auseinandersetzung klarer konturieren. Da gesellschaftliche Phänomene äußerst komplexe Wirkgefüge sind, kann ich in diesem Aufsatz natürlich nur einen Ausschnitt aus sehr vielschichtigen Zusammenhängen beleuchten.

Die Wiederkehr des Verdrängten

Rechtspopulistische Positionen verbinden sich in Deutschland mit einem historischen Sediment an paranoiden und hasserfüllten Ideologien. Die aktuelle Inflation antisemitischer und rassistischer Positionen bedeuten in dieser Hinsicht natürlich auch die Wiederkehr von verdrängten rassistischen Ideologien (Grünberg, Leuschner & Initiative 9. November, 2017). Die Begeisterung für die nationalsozialistische

Propaganda und die Verstrickungen in die Verfolgung und massenhafte Ermordung von jüdischen Menschen und gesellschaftlichen Minderheiten haben sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs natürlich nicht einfach in Luft aufgelöst. Viele von uns sind Kinder, Enkel oder Urenkel von den etwa 900.000 Mitarbeiter*innen in Konzentrationslagern und den etwa zwei Millionen am Krieg beteiligten Wehrmachtssoldaten (Perels & Pohl, 2002). Die Entnazifizierungen schritten äußerlich gesehen zwar schnell voran und viele »Persilscheine« wurden ausgestellt, um eine scheinbare gesellschaftliche Normalisierung zu simulieren. Doch wir wissen nur zu gut, wie die Feindbilder der totalitären Ideologien und die im ideologischen Hass verübte Gewalt auch transgenerational nachwirken – gerade dann, wenn individuelles und familiäres Durcharbeiten oder das gesellschaftliche Metabolisieren (Kattermann, 2012) von massiver Abwehr eingeschränkt sind. Schuld, Schuldgefühle und Verstrickungen als Mitläuf*innen und Nutznießer*innen bestimmen bis heute in vielen Familien die eigentümliche Melange aus Sprachlosigkeit, Verschweigen und Hilflosigkeit. Die Mitscherlich'sche Diagnose der »Unfähigkeit zu trauern« bezieht sich wesentlich auch auf diesen Aspekt ausgebliebener Auseinandersetzung (Mitscherlich & Mitscherlich, 1968). Die begangenen Gräuel und die nachhaltigen Verheerungen ideologischer Verblendung wurden durch emsigen Wiederaufbau abgewehrt. In den Wohnzimmern des Wirtschaftswunders aber herrschte vielfach überfordertes und traumatisiertes Schweigen. Ein unverdaulicher emotionaler Bodensatz von Ideologie und Ressentiment bildete sich und steht bis heute für Neubildungen von Ressentiment bereit. Auch die Faszination für Hitler und die Größenphantasien des Nationalsozialismus wurde vielfach verleugnet und eingekapselt – und findet unter den narzissischen Mangelbedingungen der Postmoderne neue Resonanz.

Entnazifizierung – das Wort legt die Illusion einer abschließenden Befreiung von der seelischen und ideologischen Verseuchung nahe. Lasse ich es länger auf mich wirken, erscheint es mir als ein Unwort. Als ließe sich die Identifizierung mit der nationalsozialistischen Ideologie ausstanzen und ablegen? Wo »Persilscheine« für die Entnazifizierung nicht ausreichten, musste die Verleugnung noch etwas rigoroser ausfallen: Mindestens 60.000 NS-Funktionäre sollen sich unter falschem Namen ein neues Leben aufgebaut haben. Wer von ihnen sind heute ihre Kinder und Enkel, vielleicht ohne es zu wissen, vielleicht sind wir es selbst, vielleicht Patient*innen in unseren Praxen?

In der DDR zementierte der Diskurs des dem Kommunismus propagiert inhärenten Antifaschismus eine tiefer gehende Auseinandersetzung: Hier diente der Sozialismus als pauschaler »Persilschein« von allen für alle. Das in den deutschen Nachkriegswohnzimmern unter die Teppiche Gekehrte kann eigentlich gar nicht anders als wieder hervorzuquellen. Die »Kloake der nationalsozialistischen Geschichte« (Czollek, 2018) wird in den Zeiten von Globalisierung und Digitalisierung aus den seelischen und politischen Kanalisationssystemen wieder

hochgespült. Teilweise passiert das absolut ungefiltert. So sagt etwa Manfred Weber, der beinahe EU-Kommissionspräsident geworden wäre, auf der Klausurtagung der CSU im Januar 2018: »Im Jahr 2018 ist das zentrale europäische Thema die finale Lösung der Flüchtlingsfrage.« Auch Thilo Sarrazins Äußerungen (2012) lesen sich teilweise wie eine unmittelbare Neuauflage nationalsozialistischer Argumentationen – etwa wenn er die Gefahr eines geburtenmäßigen Verschwindens der »Bio-Deutschen« durch die ungehinderte Vermehrung der »asozialen Zuwanderer« heraufbeschwört.

Teilweise zeigt sich das Verdrängte auch in Enactments, wie etwa in einer Talkshow von Günter Jauch unter anderem mit Heiko Maas und Björn Höcke aus dem Jahr 2015. Höcke nahm während der Diskussion eine Deutschlandfahne aus seiner Jackettasche und breitete sie über die Sessellehne. Die bewusste Botschaft scheint manchem dabei vielleicht harmlos: Geht es nicht nur um ein positives nationales Bekenntnis? Die unbewusste Mitteilung dieses Geschehens lese ich jedoch anders. Es ist, als vermittelte Höcke implizit: »Im Handeln hole ich mir Deutungshoheit. Das demonstrative Beflaggen – jenseits des politischen Gequatsches hier – ist meine eigentliche Mitteilung.« Das Beflaggen war im Nationalsozialismus wesentlicher Bestandteil von totalitärer Weltsicht und ideologischer Vereinnahmung. Das in einer Diskussionsrunde eigentlich absurde Beflaggen des Sessels macht das Gegenüber sprachlos, es kann nicht sinnhaft darauf antworten oder dem etwas entgegensetzen. Tatsächlich reagierten Jauch und die anderen Teilnehmer der Runde mit Sprachlosigkeit. Es erschien unpassend, sich vom völlig sinn-freien Demonstrieren der Fahne zu distanzieren, denn die eigentliche Bedeutung des Geschehens lag ja in der Inszenierung einer im Un- oder Vorbewussten belassenen szenischen Mitteilung. Gerade die Sprachlosigkeit der offenbar irritierten und überrumpelten Talk-Show-Teilnehmer sowie der Teilnehmerin macht die Szene nach meiner Auffassung unheimlich. Denn hier spiegelt sich die Überlegenheit einer »szenischen Deutungsmacht«, die – weil nicht versprachlicht – auch unwidersprochen, aber visuell sehr nachhaltig im gesellschaftlichen Raum hängen bleibt.

Die Wiederkehr des Verdrängten im Rückbezug auf die gesellschaftliche Situation der DDR

Das seelische Erbe der NS-Geschichte wurde in Ost- und Westdeutschland unterschiedlich aufgearbeitet. Die Selbstdefinition der sozialistischen DDR als per se antifaschistisch deckte jeden Zweifel an einer möglichen Kontinuität mit der NS-Zeit. Dies hat vielleicht noch stärker als im Westen zum Abspalten von ideologischem Hass und Ressentiment geführt – eine »Abrechnung« der 68er mit ihrer NS-Elterngeneration, wie im Westen probiert, blieb hier zumindest in der Öffent-

lichkeit aus (Simon, 2001). Nach dem Mauersturz 1989 förderte die Öffnung der gesellschaftlichen Auseinandersetzung und der Wegfall ideologisch verordneter Abwehr die »Wiederkehr des NS-Verdrängten« (Seidler, 2015). Die umfassende politische Destabilisierung ging zudem mit heftigen Entwertungen, materiellem Verlust und einem »Kulturschock« in Bezug auf das kapitalistische Wirtschaftssystem einher. Die eigentlichen tiefen Kränkungen, die Ohnmacht und Wut in Bezug auf Übervorteilung, Arbeitsplatzverlust und drohendem oder realem ökonomischem Abstieg artikulieren sich erst jetzt klarer. Verbitterung und Hass derer, die sich um Sicherheit und Lebenschancen betrogen fühlen, richten sich auf die neuen Eliten ebenso wie auf die Fremden, die nun ihrerseits entwertet, verachtet und ausgegrenzt werden. »Integriert doch erst mal uns!« – Die Politikerin Petra Köpping (2018) hat diese Aufforderung zum Titel ihres Buches gemacht, das die materiellen und narzisstischen Wunden vieler Ostdeutscher als Grund für anhaltende Verbitterung, für Ressentiment und Groll plausibel macht. Annette Simon, Psychoanalytikerin in Berlin und ostdeutschen Ursprungs, fragt, ob der rechtspopulistische Hass auf die Eliten und auf die »Lügenpresse« in weiten Teilen auch als ein nachgetragener Hass auf die lügnerischen Eliten und die Lügenpresse der DDR verstanden werden könnte (Simon, 2019).

Der globale Rechtspopulismus

Aber der Rechtspopulismus ist kein nur deutsches Phänomen, das ausschließlich nationale historische Begründungen hat und sich bestenfalls durch die gesellschaftliche Diskussion darüber auflösen oder abschwächen könnte. Vielmehr beobachten wir ja weltweit eine Polarisierung der Gesellschaften: autoritäre Präsidenten sowie Spaltungen in rechtspopulistische und demokratische Lager sind inzwischen universell anzutreffen. Die Spaltung der USA seit der Wahl von Donald Trump ist nur das prominenteste einer scheinbar endlosen Kette von Beispielen: Polen, Indonesien, Ungarn, Brasilien, Italien ... Es bleibt also offenkundig zu kurz gegriffen, sich im Verständnisversuch ausschließlich auf einen nationalen Kontext zu begrenzen. Deswegen möchte ich die Frage aufwerfen, ob Rechtspopulismus vor allem auch als ein Symptom vielfältiger seelischer Bedrohungen in der Postmoderne zu verstehen ist. Dann würde sich darin seismografisch auch eine eigentlich notwendige gesellschaftliche Verständigung über diese Bedrohungen anmahnen und uns auffordern, gemeinsam nach Bearbeitungsmöglichkeiten zu suchen.

Nehme ich meine alltäglichen Erfahrungen als Ausgangspunkt für diesen Verständnisversuch, so stelle ich ein Konglomerat an seelischer Überforderung fest, das sich wesentlich mit der Nutzung von Online-Medien verbindet. Wie Elfriede Löchel (2019, S. 700) gehe ich davon aus, »dass gerade der unspektakuläre, den

Alltag durchdringende Mediengebrauch es ist, der tiefgreifende Spuren, langfristig wirkende Weichenstellungen in den Subjekten hinterlässt«. Ich beschreibe im Folgenden nur einige meiner inneren Reaktionen auf die digitale Alltagskommunikation, die meine Überforderungsgefühle charakterisiert:

- Es ist ein Zuviel an Information, die ich immer schneller zu verwalten habe. Es geht um eine kontinuierliche informative Beschleunigung: in Bezug auf Einblicke in globale Zusammenhänge, auf gesellschaftliche Diskussionen zu politischen Themen ebenso wie auf die Vervielfachung der Kommunikation mit Freunden, Bekannten und Kolleg*innen. Lücken zur Verarbeitung dieser Information entstehen kaum noch. Ich muss mich täglich neu selbst disziplinieren, sehr bewusst gegen die Tendenz einer digitalen Zuwucherung meines Alltags vorzugehen. Das bedeutet eine Selbstdisziplinierung, die Spontaneität und Ziellosigkeit als Vorstufe von Kreativität diametral entgegensteht. Ich versuche, Zeit für real existierende Nähe zu schaffen, bin aber oft für die vertiefte Hinwendung zum anderen oder zu mir selber gar nicht mehr frei und von den Aufgaben der Selbstdisziplinierung müde.
- Es geht auch um die rasante technische Entwicklung meiner digitalen Medien: Permanente technische Updates erfordern Umgewöhnung und Neu-anpassung. Oft verstehe ich weder technische Hintergründe noch die »Geschäftshinweise«, denen ich widerwillig blind zustimme – ich habe keine Zeit, das komplexe Flechtwerk an Regelungen oder Neuerungen zu durchdringen. Was bedeutet das für meine seelische Welt? Ich erlebe ein Gemisch von Gefühlen, von hohem Zeitdruck, von Hilflosigkeit, von Dummheit. Manchmal produziere ich in mir eine Art desinteressierte Blindheit, in der ich unmündig bleibe – um nicht hinzufühlen, um »dabei zu sein«, um den Anschluss zu halten. So habe ich mich etwa äußerst widerstrebend und trotz massiver Zweifel schließlich doch für den Anschluss meiner Praxis an die Telematik-Infrastruktur entschlossen.
- Die digitalen Medien ermöglichen mir den Zugang zu politischen Informationen, die komplex sind. Oft zu komplex, um sie in kurzer Zeit zu verstehen. Je mehr und je detailliertere Informationen ich erhalte, desto mehr erlebe ich das Geflecht aus politischen und wirtschaftlichen Schein-Notwendigkeiten (wie etwa bezüglich der Besteuerung von Kerosin) als verwirrend und un-durchschaubar. Darin fühle ich mich klein, hilflos und bar jeder möglichen Einflussnahme.
- Zudem sind viele der Informationen, die ich über die digitalen Medien erhalte, Informationen der Bedrohung. Die riesige Zahl an ökologischen, gesellschaftlichen und sozialen Missständen, von denen ich erfahre, ist schwer auszuhalten. Ich höre von Kriminalität im Darknet. Mein Virenprogramm im Computer erinnert mich täglich daran, dass ich vor Trojanern und Viren »ungeschützt sei«, wenn ich nicht update. Meine sensibelsten Aufzeichnun-

- gen und Briefe, meine Bankdaten sind von »Datenklau-Räubern« bedroht und brauchen eine »Firewall«, die ich nicht sehen kann und die mir nie wirklich sicher erscheint – oft ist mein Verdacht, dass Unbekannte Zugriff auf mein Laptop nehmen können und tatsächlich nehmen. Wer das sein mag und wofür mein Computer missbraucht werden kann, weiß ich nicht – gerade das Nicht-Greifbare des Virtuellen wirkt verunsichernd auf mich. Das mag trivial erscheinen, auf der seelischen Ebene aber höhlt dieses nun schon Jahrzehnte währende alltägliche Umgehen mit einem Gefühl von Bedrohung das Erleben eines vertrauensvollen Gehaltenseins in der Welt aus. Auf der unbewussten Ebene mit diesen permanenten subtilen und schwer greifbaren Bedrohungen umzugehen, kostet mich Kraft.
- Auch das Wissen um die durch meine Internet-Spurenlese mögliche Kontrolle und Überwachung meiner Person durch anonyme Instanzen ist mir unheimlich und macht mich hilflos. Algorithmen, die mein Internetverhalten abbilden und offenbar auch von den großen Datenkonzernen wie Google gespeichert werden, führen in mir zu Phantasien einer nicht-greifbaren mächtigen Superpower, die mich in meinen Neigungen, Interessen und Lebens-Bewegungen fast gläsern durchschauen kann und die mich vielleicht sogar aufgrund meiner implizit abbildbaren Überzeugungen manipulieren und diskriminieren könnte?
- Aber ich nutze die Online-Welt auch gerne, weil mir die digitalen Medien eine umfassende und schnelle Verbindung mit einem großen Netzwerk an Freund*innen und Kolleg*innen erlauben. Das ist mir wertvoll. Es stärkt meine nahen Beziehungen, zugleich macht es sie flüchtiger, virtueller und unverbindlicher. Ich fühle mich online verbunden, doch ich erlebe Verbundenheit seltener real – auch weil ich oft so erschöpft bin. Spontane, kurzfristige Absprachen machen Verbindlichkeit brüchiger, die Vervielfachung und Flexibilisierung der Kommunikation führt in manchen Netzwerken zu Missverständnissen und kommunikativen Überschneidungen, ganz einfach weil das Lesen der zahllosen Mails oft nur hektisch und flüchtig bewältigt werden kann. Die Erosion sicher haltender sozialer Bindungen ist aber doppelt fatal, wenn gleichermaßen Bedrohungs- und Ohnmachtsgefühle zunehmen.

Diese Liste ist unvollständig, man könnte sie kulturpessimistisch nennen und sie ist die Liste einer Privilegierten. Ich hatte beste Bildungschancen, habe Fremdsprachen gelernt, konnte durch Reisen eine persönliche Kultur der Neugier auf das Fremde entwickeln. Ich habe keinen plötzlichen politischen Umbruch erlebt wie Ostdeutsche. Meine Meinung war gefragt, in der Schule wurde kritische Auseinandersetzung aktiv gefördert. Ich werde weder diskriminiert, noch entwertet, noch infrage gestellt, noch bin ich unmittelbar von Arbeitslosigkeit, Wertlosigkeit

oder Armut bedroht. Eine Schutzblase von Privilegien schützt mich also vor einem Überschießen von Ohnmacht, Verwirrung, Angst und Erschöpfung, die anderen in dieser Form nicht vergönnt war und ist. Allerdings habe ich auch nicht gelernt, etwa angesichts von Armut, Vernachlässigung oder Diskriminierung den Ansturm von Gefühlen wie Ohnmacht, Verwirrung oder Angst einzugrenzen, mein persönliches Glücksempfinden ein Stück unangreifbar zu machen und es in seiner Begrenztheit auszukosten.

Ob Wut die eigentlich angemessene Reaktion auf Hilflosigkeit und Überforderung ist? Wut hat eine Zugkraft; sie ermächtigt und ist der Ausgangspunkt für das Sich-Wehren gegen Bedrohung; sie kann der Beginn von konstruktiver Veränderung im Sinne des Für-mich-Eintretens sein. Wut war wohl auch Ausgangspunkt der Bewegung »Aufstehen«, zu der vor einigen Jahren vor allem durch prominente linke Politiker*innen aufgerufen wurde. »Aufstehen!« – in diesem Schlagwort steckt etwas von konstruktiver Aggression, die aus Passivität und Lähmung heraus in eine aktive Haltung kommen möchte. Und tatsächlich erleben wir ja eine deutliche Intensivierung politischer Protestkulturen. Volksentscheide oder die Möglichkeit digitaler Petitionen – insgesamt hat die demokratische Partizipation sehr zugenommen. Anders als die AfD fand die Bewegung »Aufstehen« jedoch keine nachhaltige gesellschaftliche Resonanz. Ich selbst verorte mich jenseits parteipolitischer Strukturen – es ist also keine ausgewiesene politische Sympathie, die meine Frage leitet: Wieso eigentlich? Der eklatante Gegensatz zwischen der Erfolgsgeschichte der AfD und dem Scheitern der Bewegung »Aufstehen« erscheint mir der näheren Befragung wert. Ich vermute, dass nicht nur die Konstruktion einer Bewegung durch Parteikader der »Linken« die Bewegung scheitern ließ. Natürlich machen »verordnete« Protestbewegungen wenig Sinn. Aber wäre in dieser Logik dann nicht auch die AfD als »angeordneter Protest« zu verstehen?

Mario Erdheim untersucht in seinem Buch *Die gesellschaftliche Produktion der Unbewusstheit* (1984) Herrschaftsdynamiken, die mit gesellschaftlichen Abwehrmechanismen einhergehen. Er fragt: Was soll und was darf auch nicht gewusst werden, um bestehende Machtverteilungen stabil zu halten? Erdheim geht von einer konflikthaften Spannung im Verhältnis von Mächtigen und Beherrschten aus. Dabei stünden die Interessen der Herrschenden häufig in diametralem Gegensatz zu denen der Beherrschten. Die gesellschaftlich virulenten Konflikte kreisen demnach immer um Machtpositionen und Gehorsam beziehungsweise Unterordnung. Machtprivilegien wie das Befriedigen materieller und narzisstischer Bedürfnisse (Wirth, 2011) stehen im Konflikt mit der Erfahrung, unbeachteter, bedeutungsloser, vielleicht auch wertloser Teil einer Masse zu sein. Daran knüpfen sich unbewusst auch Konflikte um Gier und Neid. Nach Erdheim ist eine funktionierende Gesellschaft aber auf ein möglichst konfliktfreies Verhältnis zwischen Herrschenden und Beherrschten angewiesen. Dafür müssen die im Latenten gärenden Konflikte

umfassend abgewehrt werden. Die Legitimation der Herrschenden setzt wesentlich das Unbewusst-Machen der Aggression, die Machtverhältnisse verändern will, voraus, so Erdheim. Ein Mittel hierzu bestehe in der Sublimierungsfunktion der Arbeit, die Aggressionen der Beherrschten binden kann. »Die entfremdete Arbeit z. B. wird in dem Maße zur Ersatzbefriedigung, wie – gleichgültig, was produziert wird – die Leistung allein sinngebend wird. Die Wiederkehr der verdrängten Aggression gegen die Herrschaft äußert sich in der Arbeitswut, die Leistung vorantreibt« (Erdheim, 1984, S. 421). 2012, im Jahr der Reaktorbrände von Fukushima, war das Phänomen des beruflichen Burn-out in aller Munde und spiegelt sich in zahlreichen Publikationen, wie etwa des Philosophen Han zur Müdigkeitsgesellschaft (2010).

Wenn wir Erdheims Thesen 35 Jahre später eingehender auf die politischen Dynamiken im 21. Jahrhundert beziehen, treten schnell Fragen und auch Zweifel auf. Wen können wir denn heute eigentlich als »die Herrschenden« verstehen? Wäre das demokratische System nach Erdheim als Gratifikation an die Beherrschten zu verstehen? Denn nach seinem Verständnis erlauben demokratische Wahlen doch die Identifikation mit den Herrschenden, an welche die eigenen narzisstischen (Macht-)Bedürfnisse abgetreten werden. Bieten somit demokratisch gewählte Repräsentant*innen im besten Fall ausreichend Projektionsfläche für gutartige Identifikationen? Oder geht es nur noch vordergründig um die gewählten Repräsentant*innen? Müssen wir inzwischen die eigentlich Herrschenden eher in den Sphären der großen Konzerne lokalisieren, die durch personelle Verflechtungen, Lobbyarbeit oder auch Bestechung ihre Interessen machtpolitisch hochwirksam durchsetzen? Dann hätten wir es mit einer Verdopplung von Machtverhältnissen zu tun, wobei die realen verschleiert werden.

Auf diese Fragen lassen sich keine gesicherten Antworten finden; sie bleiben an dieser Stelle als Zweifel bestehen. Ich möchte Erdheims Ideen aber auf mein oben beschriebenes Befinden beziehen. Schnell kommt dann etwa die Frage in mir auf, ob die durch die Mediennutzung entstehende Erschöpfung ein den herrschenden Systemen willkommener Nebeneffekt ist. Die »Müdigkeitsgesellschaft« (Han, 2010) als politisch willfährige Masse? Greta Thunbergs Appell: »Ich will, dass ihr in Panik geratet!«, wäre dann eine Aufschrei gegen die merkwürdige Paradoxie der aktuellen politischen Situation: Aus der kommunikativen Überflutung, aus der subtil erlebten Angst und Bedrohung entsteht gleichermaßen akut empfundener Handlungsdruck wie auch Lähmung und Abwehr. Also wäre Ausschlafen die bessere Alternative zum Aufstehen? Sind Erschöpfte leichter zu regieren? Das Zuviel an Informationen führt zum neuerdings immer dringlicher formulierten Appell, sich gegen informative Inhalte abzuschirmen – es erscheinen Bücher mit dem Titel: *Wie wir uns gegen die digitale Vermüllung unserer Gehirne wehren* (Urner, 2019). Überlebt in der Zukunft eher der desinformierte oder der selektiv informierte Mensch? Brauchen wir eine neue Kultur der »digitalen Askese«, wie

es Robert Heim (2019, S. 40) postuliert? Er zitiert Hannah Arendt: »In dem Augenblick, da ein Minimum des Mit-sich-selbst-Alleinseins nicht mehr garantiert ist, [wird] nicht nur das säkulare Gewissen, sondern jegliche Gewissensform verschwinden. [...] Niemand, der nicht fähig ist, mit sich selbst einen Dialog zu führen, kann sein Gewissen bewahren. Denn ihm fehlt, was für alle Formen des Denkens notwendig ist: das Alleinsein« (Arendt, zit. nach Heim, ebd.).

Kritisches Denken also benötigt Distanz, die der digitale Sog kaum zuzulassen scheint. Die »überlebensnotwendige« Praxis, AGBs zuzustimmen, die ich weder Zeit noch Geduld habe zu lesen, trainiere ich wie beschrieben fast täglich. Blind überkomplexen Informationen zuzustimmen, deren Inhalt und Auswirkungen ich nicht einmal im Ansatz kenne – schleift uns das auch für den politischen Alltag zu recht? Passiv einfach ja sagen und hoffen, dass ich damit nichts Schlimmes auslöse, wird von uns allen täglich eingeübt – übrigens ja auch von unseren Politiker*innen selbst. Die postmoderne Situation produziert also im schlimmsten Fall Subjekte, die ausgebrannt sind vom Umgang mit Bedrohungen, von Leistungsdruck und Beschleunigung. Der von vielen empfundene Zwang zu Selbstdarstellung und Selbstoptimierung im kapitalistischen Konkurrenzdruck paart sich mit der zugleich realen Notwendigkeit zu Rückzug und Selbstfürsorge – der anhaltende Wellnessboom bezeugt es. Das auf diese Weise fast ausschließlich mit sich selbst beschäftigte Subjekt entwickelt gesellschaftliche Anpassungsmechanismen (Parin, 1978), während es Gefühle von Wut und Ohnmacht im innerseelischen Konfliktgeschehen zu binden hat.

An dieser Stelle dürfte das weitere Schicksal der latenten Konflikte vom empfundenen gesellschaftlichen Erfolg des Einzelnen abhängen: Wem es gelingt, ausreichend materiell oder narzisstisch erfolgreich zu sein, erlebt eine narzisstische Gratifikation, welche die Wut auf die Mächtigen drosselt. Wer noch ausreichend von den bestehenden Verhältnissen profitiert, trägt sie mit, um sich den Fortbestand dieser Gratifikationen zu sichern. Die gefühlten gesellschaftlichen Verlierer bleiben dagegen vielfach in Überforderung und zunächst hilfloser Wut gebunden. Aus der Ohnmacht gegenüber dem technischen und gesellschaftlichen Wandel, gegenüber Beschleunigung und Entgrenzung entsteht Wut, die auch regressive Züge trägt – die (unbewusste) Wut eines Kindes auf vernachlässigende, nicht schützende Eltern. Vermutlich ist es dieses Reservoir an Wut, das weltweit von rechtspopulistischen Parteien aufgenommen und stellvertretend artikuliert wird. Sie übernehmen damit eine ich-entlastende Wirkung: Das Ich wird der anstrengenden Aufgabe enthoben, die Aggressionen zu verdrängen oder zu sublimieren.

Wenn ich meine emotionale Reaktion auf Donald Trump beobachte, fällt mir im merkwürdigen Gemisch von Empörung, Ekel und Abscheu immer auch ein fasziniertes und heimlich lustvolles Moment auf. Ich glaube, er fasziniert als politische Monsterfigur, weil er mir ungeniert vorführt, wie dreist ich eigentlich zu all meinen paranoid-schizoiden, entwertenden und aggressiven Tendenzen stehen und sie

ausleben könnte. Wie viel weniger anstrengend das wäre, wie viel weniger »zivilerische Arbeit« mir das abverlangen würde. Das Ich wird entlastet, wenn das Triebhafte zulässig wird. Die Befriedigung, mich letztlich zu den moralisch Guten zu zählen, wirkt dann wie eine etwas karge narzisstische Gratifikation, die nicht jeden verlocken mag. Nicht rechtspopulistisch zu sein, ist psychisch anstrengend. Diese Überlegung geht übrigens in Resonanz mit Felix Brauners Hypothese, dass sich in der (früh)kindlichen Entwicklung psychische Strukturen und Schwächen in der Fähigkeit zu Mentalisieren bilden können, die das Ausbilden fremdenfeindlicher Vorurteile begünstigen (Brauner, 2018).

Zugleich bietet sich auf gesellschaftlicher Ebene eine neue Containerfunktion an: Das Internet mit seinen zahllosen Foren nimmt buchstäblich unbegrenzt und unbeirrbar geduldig Klagen, Tiraden, Hass, Wut und Ohnmacht auf. Es lindert Gefühle von Kleinheit und Hilflosigkeit. Es steht für eine maximale politische Demokratisierung – jeder kann mitreden, sich Gehör verschaffen, seine Meinung darlegen und es gibt wenige offizielle Hüter des So-noch bzw. So-nicht-mehr-Sagbaren. So ist die öffentliche Diskussion im Internet auch mit einer ausgeprägten Emotionalisierung verbunden – der Ausdruck von Gefühlen ist buchstäblich ungefiltert möglich und er sichert zudem die Aufmerksamkeit der anderen. Bernhard Pörksen (2018, S. 62) spricht von einer »Empörungsdemokratie«, die bisweilen zum »digitalen Pranger« mutiere. Aggressionen können hier scheinbar ohne nachhaltige Folgen oder Gefahren ausagiert werden – der Begriff »Shitstorm« verweist auf den analen Charakter der Aggression. So gesehen sind digitale Datenspeicher zu einem gesellschaftlichen Container unter anderem für Aggression geworden – die jedoch keine Containerfunktion im Sinne Bions zu übernehmen vermögen (Zienert-Eilts, 2020). Hass und Wut werden zumeist eben gerade nicht reflektiert und damit verdaulich gemacht, sondern im Zweifelsfall verstärkt, potenziert und instrumentalisiert. In der begrenzten, teilweise umzäunten Welt der Meinungsseiten und Foren zementiert sich das bestehende Weltbild; es bilden sich »Meinungs- und Hasstresore« (Pörksen, 2018, S. 141), welche rechtspopulistisches Denken zusätzlich verfestigen und vertiefen.

Hass kann online nicht nur geschürt, sondern auch gerichtet und ausagiert werden, da Politiker*innen virtuell zugänglicher geworden sind. Die fast ständig mögliche Kontrolle durch überall einsatzbereite Handykameras stellt einst geachte Autoritäten stärker infrage. Die online öffentlich mögliche Demontage der Herrschenden erlaubt eine Abfuhr der Aggression im Konflikt zwischen Herrschenden und Beherrschten. Paradoxe Weise macht sich das Donald Trump selbst zunutze: Er artikuliert Aggressionen auf die »bösen Eliten«, während er sich selbst als »einer von Euch« inszeniert – als einer, der per Twitter nah dran ist an den Sorgen und Nöten und der rüden Sprache vieler aufgebrachter Bürger*innen (Zienert-Eilts, 2020). Die Nähe zum Volk kann so virtuell suggeriert werden, doch ist Donald Trump als Milliardär selbst prominenter Teil des von ihm verhassten Esta-

blishments (Wirth, 2019). Auch Alice Weidel und die AfD, die gegen die Eliten hetzen, sahen sich plötzlich selbst wegen Steuerhinterziehung und illegalen Parteidien in Erklärungsnot. Dem Eifer ihrer politischen Anhänger*innen schien es erstaunlicherweise keinen Abbruch zu tun.

Rechtspopulist*innen heben die Schutz- und Ordnungsfunktion ihrer Herrschaft besonders hervor. Da, wo sie sich als Retter vor Bedrohung inszenieren, erscheint ihr Machtanspruch gerechtfertigt. Donald Trump etwa baut eine »Firewall« gegen Mexiko. Es sind aus dem Virtuellen vertraute Bedrohungsszenarien, die als alltägliche Symbole oder Chiffren von Rechtspopulist*innen in politisches Handeln agiert werden und dadurch scheinbar beruhigen. Rechtspopulist*innen in aller Welt bieten seelisch schnell überzeugende Scheinlösungen für die Komplexität der durch die virtuelle Postmoderne aufgeworfenen Gefühle.

Wenn aber Rechtspopulismus in Rechtsextremismus übergeht, kommt es zu verheerenden Gewaltübergriffen – die Ermordung des Politikers Lübke ist ein tragisches Beispiel dafür. Die Gefahr der angebotenen Scheinlösungen ist also keinesfalls zu unterschätzen. Zugleich sind es gerade diese einfachen, ich-entlastenden Scheinlösungen, welche die Attraktivität der rechtspopulistischen Parteien erklären. Differenzierte Diskussion komplexer Zusammenhänge ist mühsam und verwirrend; Ambivalenztoleranz ist eine Ich-Fähigkeit, die nur bei ausreichend Ich-Kohäsion entwickelt werden kann. Erklärt die Pluralität und Komplexität der politischen Positionen in der Bewegung »Aufstehen« ihren Misserfolg? Da »Aufstehen« zudem auf das Schüren und Instrumentalisieren von Aggression gegen Minderheiten und »die Elite« weitgehend verzichtete, fehlte vermutlich ein wesentliches Mittel von Agitation und politischer Mobilisierung.

So wird überall eine enorme Polarisierung politischer Debatten festgestellt – die zudem angesichts der Informations- und Kommunikationsflut vielfach größer und in schneller Folge ausgetragen werden. Damit verbunden können wir uns aber auch über eine Pluralisierung und Belebung der Kontroversen freuen. Es eröffnen sich neue Spielräume der Auseinandersetzung durch Foren und politische Netzwerke – und daraus erwachsen Initiativen, die zu gesellschaftlichem Handeln einladen. Es ist heute nicht nur für Rechtspopulisten, sondern auch für engagierte Bürger*innen spielend einfach, sich zu vernetzen und einzumischen. Demokratisches Streiten lässt sich als fruchtbar erleben und als politische Kultur bewusst wertschätzen. Der Soziologe Al-Mafalaani (2018) etwa erkennt in den aktuellen gesellschaftlichen Konflikten um Fragen der Migration ein wesentliches Anzeichen für die gelingende Integration von Migrant*innen. Denn diese stelle eine Voraussetzung für den gesellschaftlichen Streit dar. Rassismus kann sich verstärken, gerade weil die Integration gelingt, so seine These.

Schüler*innenproteste ermutigen insgesamt dazu, wirksamen politischen Druck zu erzeugen. Kollektive probieren neue partizipative Gruppen- und Wirtschaftsmodelle. So entwerfen sich Alternativen zu scheinbar bestehenden Notwendigkeiten.

Der Internet-Influencer Rezo präsentierte mit seinem YouTube-Video »Die Zerstörung der CDU« eine Form der »Empörungsdemokratie«, die Wut und Unzufriedenheit in politische Konfrontation gewandelt hat, eine beeindruckend intensive Resonanz auslöste und sich auch in sofortiges politisches Handeln umsetzte (vgl. Brost, 2019). Hier wurde mit einem Schlag die Abhängigkeit der »Herrschenden« vom politischen Willen der Beherrschten deutlich – und die politische Kurskorrektur erfolgte umgehend. Es geht also darum, die ausdifferenzierten Möglichkeiten politischer Partizipation, die sich immer vielfältiger bieten, auch tatsächlich zu nutzen.

Abschließende Fragen

Wir greifen nach meiner Auffassung also deutlich zu kurz, wollten wir im Rechtspopulismus ausschließlich die Wiederkehr verdrängter politischer Konflikte erkennen. Würde man das Verdrängte als »altes Gift« verstehen, so liegen aktuell zahlreiche »neue Schläuche« bereit, die es aufnehmen, zugänglich machen und verteilen. Altes Gift in neuen Schläuchen – was könnte das als Aufforderung für unsere aktuelle Gesellschaft bedeuten? Verstehen wir die »neuen Schläuche« als neue populistische Strömungen, so geht es darum, den reaktualisierten Feindbildern diskursiv entgegenzutreten und die damit verbundenen, latenten gesellschaftlichen Konflikte zu benennen. Dann eröffnet sich eine zweite Lesart der Schläuche – nämlich als gesellschaftliche Container für noch unverdautes, konflikthaftes Material. Dann können wir etwa fragen: Sind die neuen Schläuche fest genug, um das alte Gift zu halten und gegebenenfalls auch zu binden? Wird es Bruchstellen geben? Können wir zusammen die Haltefunktion der Schläuche stärken? Können wir die gesellschaftlichen Bindungen stärken, indem wir uns nicht spalten lassen, sondern das Streiten auch bejahren? Und können wir die mit dem technischen und kommunikativen Wandel verbundenen Gefühle gemeinsam aushalten, transformieren, metabolisieren? Mir fällt dazu Joseph Beuys' Kunstwerk *Die Honigpumpe* ein – eine Installation, die er auf der *documenta* 1977 in Kassel zeigte. In riesigen durchsichtigen Schläuchen pumpte Beuys Honig durch ein Gebäude der *documenta*. Am Bienenorganismus zeige sich der durch soziale Tätigkeit entstehende Wärmeprozess, äußerte Beuys. »Dieser Begriff des Wärmehafsten«, so Beuys »verbindet sich auch mit dem Begriff der Brüderlichkeit und des gegenseitigen Zusammenarbeitens, [...] weil das im Bienenstock geschieht, die absolute Bereitschaft, sich selbst zurückzustellen und für andere etwas zu tun« (Beuys, zit. nach Stachelhaus, 1991, S. 88). Vielleicht ist dies ein hilfreiches Bild für eine transformierende Funktion der gesellschaftlichen Schläuche. Ob es gelingen kann, das alte Gift rechtspopulistischer Ideologien durch gemeinsames Metabolisieren zu binden? Beginnen sollten wir in jedem Fall mit dem Versuch der Verständigung und der auch kontroversen Diskussion.

Literatur

- Al-Mafalaani, A. (2018). *Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt.* Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Brauner, F. (2018). *Mentalisieren und Fremdenfeindlichkeit: Psychoanalyse und Kritische Theorie im Paradigma der Intersubjektivität.* Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Brost, M. (2019). Der Aufstand der Jungen. Erstwähler. *Die Zeit*, Nr. 23, 29. Mai 2019.
- Czollek, M. (2018). *Desintegriert euch!* München: Hanser.
- Decker, O. (2016). *Die enthemmte Mitte: Autoritäre und rechtsextreme Einstellung in Deutschland. Die Leipziger Mitte-Studie 2016.* Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Erdheim, M. (1984). *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Grünberg, K., Leuschner, W. & Initiative 9. November (Hrsg.). (2017). *Populismus, Paranoia, Pogrom: Affekterschaf ten des Nationalsozialismus.* Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Han, B.-C. (2010). *Müdigkeitsgesellschaft.* Berlin: Matthes & Seitz.
- Heim, R. (2019). Wir, das Volk und die Verschwörung des anderen. *Psychoanalyse, Populismus und Verschwörungstheorie. psychosozial*, Nr. 156, 42(2), 26–41.
- Kattermann, V. (2012). Vom allmählichen Metabolisieren der Vergangenheit. *Psyche – Z Psychoanal*, 66, 481–505.
- Köpping, P. (2018). *Integriert doch erst mal uns! Eine Streitschrift für den Osten.* Berlin: Ch. Links.
- Löchel, E. (2019). »Sprache des Abwesenden«. Psychoanalytische Reflexionen zum Subjekt des digitalen Zeitalters. *Psyche – Z Psychoanal*, 73, 698–725.
- Mitscherlich, A. & Mitscherlich, M. (1968). *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens.* München: Piper.
- Parin, P. (1978). *Der Widerspruch im Subjekt.* Frankfurt/M.: Syndikat.
- Perels, J. & Pohl, R. (Hrsg.). (2002). *NS-Täter in der deutschen Gesellschaft.* Hannover: Offizin.
- Pörksen, B. (2018). *Die große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven Erregung.* München: Hanser.
- Sarrazin, T. (2012). *Deutschland schafft sich ab: wie wir unser Land aufs Spiel setzen.* München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Seidler, C. (2015). *Psychoanalyse & Gesellschaft. Ein Lehr- und Erfahrungsbuch aus Deutschlands Osten.* Berlin: edition bodoni.
- Simon, A. (2001). »Wir wollen immer artig sein.« Generationskonflikte der 68er in Ost und West. In H.-J. Wirth (Hrsg.), *Hitlers Enkel – oder Kinder der Demokratie? Die 68er Generation, die RAF und die Fischer-Debatte* (S. 45–71). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Simon, A. (2019). Wenn Familie zu sehr wärmt. *Die Zeit*, Nr. 28, <https://www.zeit.de/2019/28/ostdeutschland-rechtsruck-ddr-antifaschismus-kulturwandel/komplettansicht> (Stand: 20.12.2019).
- Stachelhaus, H. (1991). *Joseph Beuys.* Düsseldorf: Ecron & List.
- Urner, M. (2019). *Schluss mit dem täglichen Weltuntergang: wie wir uns gegen die digitale Vermüllung unserer Gehirne wehren.* München: Droemer.
- Wirth, H.-J. (2011). *Narzissmus und Macht: zur Psychoanalyse seelischer Störungen in der Politik* (4. Aufl.). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Wirth, H. (2019). Ressentiment, Verbitterung und die Unfähigkeit zu vertrauen als emotionale Bausteine des Populismus. *psychosozial*, Nr. 156, 42(2), 10–25.
- Zienert-Eilts, K. (2020). Populismus – Destruktiver Narzissmus – pervertierter Container. Eine psychoanalytische Skizze. In K. Zienert-Eilts, W. Hegener & J. Reicheneder (Hrsg.). *Heribert Rosenfeld und seine Bedeutung für die Psychoanalyse. Leben – Werk – Wirkung* (S. 301–334). Gießen: Psychosozial-Verlag.

Die Autorin

Vera Kattermann, geboren 1967, Dr. phil., Psychologische Psychotherapeutin, Lehranalytikerin und Supervisorin der Arbeitsgemeinschaft für Psychoanalyse und Psychotherapie Berlin (APB e.V.), arbeitet in psychoanalytischer Praxis in Berlin. Sie ist Mitbegründerin der Neuen Arbeitsgemeinschaft für Zeitgeschichte + SozioAnalysen (NAZ e.V.) und veröffentlichte in den Bereichen politische Psychologie und Psychoanalyse, kollektive Vergangenheitsbearbeitung und psychische Auswirkungen totalitärer Systeme.

Kontakt: Dr. Vera Kattermann, Nollendorfstr. 20, 10777 Berlin, E-Mail: info@psychotherapie-praxis-kattermann.de

Zur Bedeutung negativer Affekte im Rechtspopulismus

Hans-Jürgen Wirth

Gemeinsamkeiten des internationalen Rechtspopulismus

Es ist umstritten, ob es sich bei den sozialen Bewegungen und neuen Parteien, die unter dem Etikett des Rechtspopulismus eingeordnet werden, um ein qualitativ neues Phänomen handelt, das deshalb neue Erklärungsansätze erfordert, oder ob es sich im Grunde um eine Fortsetzung oder Neuauflage lange bekannter rechtsradikaler oder rechtsextremer Einstellungen handelt.

Zunächst ist bemerkenswert, dass der Populismus etwa zur gleichen Zeit in ganz unterschiedlichen Staaten aufgetreten ist. Es macht einen Unterschied, vor allem hinsichtlich der Aushöhlung demokratischer Strukturen und Institutionen, ob eine populistische Bewegung »von unten« entstanden ist, wie beispielsweise in Deutschland, Frankreich oder den Niederlanden, oder ob sie »von oben« initiiert wurde, also von einem politischen Machthaber stimuliert oder gar allererst ins Leben gerufen wurde, um die eigene Machtposition zu stärken, wie bei Orban, Putin, Kaczynski und Erdogan, oder ob die Entfachung einer populistischen Bewegung von einem politischen Akteur auf seinem Weg zur Macht gezielt eingesetzt wurde, wie bei Trump, oder bei der Durchsetzung politischer Ziele diente, wie beim Brexit.

Trotz aller Unterschiede gibt es charakteristische Gemeinsamkeiten des Populismus in den verschiedenen Ländern (Lohl, Brunner & Wirth, 2019). Gemeinsam ist etwa der Hass auf die »Eliten«, denen das »wahre Volk« entgegengesetzt wird. Wie der Politikwissenschaftler Jan-Werner Müller (2016, S. 42) ausführt, vertreten Populist*innen eine Vorstellung von Politik, nach der »einem moralisch reinen, homogenen Volk stets unmoralische, korrupte und parasitäre Eliten gegenüberstehen – wobei diese Art von Eliten eigentlich gar nicht zum Volk gehören«. Zudem proklamieren Populist*innen einen »moralisch-politischen Alleinvertretungsanspruch« (ebd.), der besagt: *Nur wir vertreten das wahre Volk.* »Populismus ist also nicht nur anti-elitär, er ist auch anti-pluralistisch« (ebd., S. 44). Populist*innen richten sich aber nicht nur gegen Pluralismus und Eliten, sondern auch gegen die gesellschaftlichen, demokratisch legitimierten Institutionen, denen sie die Le-

gitimität absprechen, sofern sie der Durchsetzung des »wahren Volkswillens« entgegenstehen. Dieser anti-institutionelle Impuls soll – anders als der von Rudi Dutschke und der 68er-Bewegung proklamierte »lange Marsch durch die Institutionen« – diese nicht verändern, sondern aushöhlen, delegitimieren und letztlich zerstören. Zudem neigen Populist*innen zu einer ausgeprägten »Verschwörungsmentalität« (Decker & Brähler, 2018, S. 123), sind also von Misstrauen und paranoid gefärbten Vorstellungen gesteuert (Heim, 2019). Ein weiteres verbindendes Element aller autoritär-populistischen Bewegungen stellen Männlichkeitskulte gepaart mit Frauenverachtung und Homophobie (Weiß, 2017, S. 237; Leggewie, 2016, S. 141f.) dar, wie sie bereits in den 1990er Jahren für die Gruppe der rechtsradikalen Skinheads kennzeichnend waren (Wirth, 1989).

Neben diesen und weiteren ideologisch-politischen Merkmalen zeichnet sich der Populismus noch durch eine besondere Eigenschaft aus, die in den einschlägigen Analysen meist unbeachtet bleibt oder unterbewertet wird: Die Rede ist von der enormen affektiven Erregung, mit der Populist*innen ihre Anliegen vortragen. Der affektive Furor aus Verbitterung, Ressentiments, Wut, Hass, Neid, Verfolgungsgefühlen, moralischer Empörung und Rachegelüsten ist das eigentliche motivationale Ferment, das die populistischen Bewegungen antreibt und zusammenhält.

Sicherlich spielen Gefühle für alles menschliche Handeln eine zentrale Rolle, aber in politischen Bewegungen kommt ihnen eine besondere Bedeutung als Motiv zur gemeinsamen Aktion zu. Denn gesellschaftliche Missstände führen nicht automatisch dazu, dass Menschen sich zusammenschließen und eine politische Bewegung gründen (Koppetsch, 2018 S. 3). Es bedarf bestimmter Umstände, damit sich bei einer genügend großen Zahl von Menschen zur gleichen Zeit die gleiche heftige Leidenschaft entwickelt, die viele Einzelne antreibt, eine Bewegung zu initiieren oder eine Partei zu gründen (ebd.). Dies gilt nicht nur für Populist*innen, sondern für jedwede politische Bewegung.

Auch die Jugend-, Hippie-, Studenten- und Emanzipationsbewegungen der 1960er und 1970er Jahre und die Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er bis 1990er Jahre waren von starken Emotionen geprägt und motiviert (Wirth, 1984). Die Aktivist*innen der damaligen Zeit waren angetrieben von Leitmotiven, die man als positiv und lebensbejahend bezeichnen kann: Hoffnungen auf Befreiung von autoritären Zwängen, Utopien von einer freien und gerechten Gesellschaft, Lust auf Befriedigung sexueller und sonstiger Bedürfnisse, Neugier auf das Ausleben von Freiheiten, Experimentierfreude, Spaß an Witz, Humor und Komik, Glücksgefühle beim Erleben von Körperlichkeit, Musik und Tanz, Mitgefühl sowie Leidensfähigkeit.

Der US-amerikanische Sozialpsychologe Ronald Inglehart (1977) hat von post-materialistischen Wertorientierungen und Horst-Eberhard Richter (1974, S. 236) von »anti-expansionistischen Leitmotiven« gesprochen. Die neue Klimabewegung steht ganz in dieser Tradition. Die enorme internationale Resonanz, die

Greta Thunberg und die Klimabewegung gefunden haben, zeigt, dass der »Wind of Change« nicht einseitig nach rechts weht, sondern dass die gegenwärtige Situation durch eine extreme Polarisierung gekennzeichnet ist, die in gegensätzlichen Wertorientierungen und ebenso gegensätzlichen affektiven Gestimmtheiten zum Ausdruck kommt.

Im Gegensatz zu den emanzipatorischen Bewegungen sind die gegenwärtigen rechtspopulistischen Bewegungen von emotionalen Leitmotiven geprägt, die man als negativ, avers und dem anderen feindlich gesonnen bezeichnen kann: Feindseligkeit, Eifersucht, Empathie-Verweigerung, narzisstische Kränkung, Ohnmachtsgefühle, Empörung, Ekel, Angst, Sarkasmus, Zynismus und Destruktivität gehören zu den charakteristischen Affekten.

Um den Rechtspopulismus besser zu verstehen und psychoanalytisch zu durchdringen, müsste man all diese Gefühlslagen genauer untersuchen. Hier sollen nur einige wenige Affekte bzw. Affektkonglomerate herausgegriffen und genauer untersucht werden: Das Misstrauen oder auch die Unfähigkeit zu vertrauen, das Verbitterungsgefühl und das Ressentiment als ein komplexes Gemisch von Gefühlen.

Die Unfähigkeit zu vertrauen

Der Politikwissenschaftler Torben Lütjen (2019, S. 6) sieht »die eigentliche Wurzel des modernen Selbstermächtigungs-Populismus [in] der Unfähigkeit zu vertrauen«. Populist*innen misstrauen grundsätzlich allem und jedem, der »Lügenpresse« ebenso wie den Eliten und den etablierten Parteien und Politiker*innen. Stattdessen ermächtigen sie sich selbst – »Wir sind das Volk!« – und entwickeln eine »Verschwörungsmentalität«, also eine Weltsicht, die annimmt, was immer in der Welt passiere, sei das Ergebnis eines geheimen Plans, den mächtige Einzelne und ihre Helfershelfer minutiös in die Wirklichkeit umgesetzt hätten (Imhoff & Decker, 2013). Anhänger*innen von Verschwörungstheorien sind extrem misstrauisch.

Erik Eriksons These von der fundamentalen Bedeutung des »Ur-Vertrauens« hat weit über die Psychoanalyse hinaus Anerkennung gefunden. In seiner Theorie der psychosozialen Entwicklungsstufen spielt die erste und frühste Stufe, die direkt nach der Geburt beginnt, eine grundlegende Rolle für die ganze weitere Persönlichkeitsentwicklung. Die grundlegende Entwicklungsaufgabe der ersten Lebensjahre besteht darin, ein Gefühl des Ur-Vertrauens zu entwickeln, das die entgegengesetzten Gefühle von Ur-Misstrauen, Angst, Verlassenheitsgefühle und Verzweiflung in Schach hält, erträglich macht und reguliert. Das Ur-Vertrauen bezeichnet Erikson als »Eckstein der gesunden Persönlichkeit« (Erikson, 1959/1966, S. 63). Das Ausmaß, in dem diese Entwicklungsaufgabe bewältigt wird beziehungsweise man an ihr scheitert, beeinflusst die Identitätsbildung und stellt auch eine mehr oder weni-

ger große Belastung für alle später anstehenden Entwicklungsaufgaben dar. Wenn sich in der frühen Kindheit ein solches »Vertrauen in das Wohlwollen anderer« (Hartmann, 2011, S. 66) herausgebildet hat, wird diese »psychische Ressource« (ebd.) auch in den Beziehungen zu anderen Menschen und in allen Krisensituativen zur Verfügung stehen. Und umgekehrt gilt auch, dass ein einmal gebildetes Ur-Misstrauen auch alle späteren Beziehungen und Kontakte zu anderen Menschen prägt und belastet.

Empirische Belege zeigen nun, dass ein Zusammenhang besteht zwischen dem in der frühen Kindheit entwickelten Ur-Misstrauen und den im Erwachsenenleben auftretenden Ressentiments, Verschwörungsphantasien, misstrauischen und populistischen Einstellungen. Die *Leipziger Mitte-Studien*, die bereits seit dem Jahr 2000 von Oliver Decker und Elmar Brähler alle zwei Jahre durchgeführt werden (Decker & Brähler, 2000) und seit 2018 unter dem Namen *Leipziger Autoritarismus-Studie* fortgesetzt werden (Decker & Brähler, 2018), widmen sich insbesondere der Fragestellung, durch welche psychologischen und sozialpsychologischen Merkmale sich die rechtsextremen und autoritären Einstellungen in Deutschland auszeichnen. Die Studie von 2018 kam zu dem Ergebnis, dass rechtsextreme und populistische Einstellungen hauptsächlich durch die Merkmale Autoritarismus, Verschwörungsmentalität, das Gefühl mangelnder Anerkennung als Bürgerin oder Bürger, verweigerte Anerkennung als Kind durch die Eltern und einer misstrauischen Grundhaltung charakterisiert sind (Decker, Yendell & Brähler, 2018, S. 173).

Rechtspopulistische Einstellungen sind offenbar mit einer misstrauischen Grundhaltung zur Welt assoziiert, die sich tendenziell bereits während der Kindheit abgezeichnet hat. Populist*innen befinden sich in einer ständigen Bereitschaft, alles, was von etablierten Institutionen der Gesellschaft, vom Establishment, von den Eliten, von denjenigen, die über Macht und Einfluss verfügen, kommt, kritisch zu hinterfragen und misstrauisch nach möglichen Fallstricken, versteckten unlauteren Interessen, Ausbeutungsabsichten und Funktionalisierungsmotiven zu durchleuchten. Eine solche paranoid aufgeladene Weltsicht existiert nicht nur in Kombination mit rechten, sondern auch mit linken Einstellungen. Dies zeigt sich auch in der aktuellen Corona-Krise, in der Verschwörungsphantasien enorm befeuert werden und quer durch alle politischen Lager Anhänger*innen finden.

Weitere Elemente rechtspopulistischer Haltungen sind Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit. Auch hier existiert eine Verbindung zu frühkindlichen Prägungen. Die sozialwissenschaftliche Studie *Soziale Desintegration und Bindungsstil als Determinanten von Fremdenfeindlichkeit* (Rüssmann, Dierkes & Hill, 2010) hat darüber Aufschlüsse gebracht. Die Ergebnisse der Studie, in der 1.779 Personen mit standardisierten Fragebögen untersucht wurden, zeigen, dass Bindungsstile für das Auftreten von sozialer Integration beziehungsweise Desintegration in hohem Maße bedeutsam sind und dass der Grad der Desintegration seinerseits die Intensität fremdenfeindlicher Einstellungen bedingt. »Ein unsicherer Bindungsstil führt

[also] zu einem Anstieg an sozialer Desintegration und Fremdenfeindlichkeit« (ebd., S. 281). Insbesondere ein ängstlich-vermeidender Bindungsstil war für das Ausmaß der Fremdenfeindlichkeit relevant.

Natürlich liegen hier keine linearen Kausalitäten vor. Wie sich in der Kindheit angelegte Prägungen im Erwachsenenalter auswirken, hängt entscheidend davon ab, wie sie *nachträglich* psychisch verarbeitet werden. Das Prinzip der *Nachträglichkeit* (Freud, 1896b) führt zu einer Neuinterpretation und damit auch Neubewertung zurückliegender Ereignisse. Vor allem aber werden heftige Gefühle, insbesondere solche negativer Art, vorwiegend in der privaten Sphäre ausgedrückt und bleiben im beruflichen und öffentlichen Leben ausgespart. Das Internet hat eine dritte Sphäre geschaffen, in der sich der private Raum mit dem öffentlichen überschneidet und die privatesten Gefühle in einem potenziell grenzenlosen Raum anonym präsentiert werden und eine enorme Resonanz erfahren können (Altmeyer, 2016).

Das Aufkommen fremdenfeindlicher Ressentiments in diesem Resonanzraum führt dann wieder zu Rückkoppelungsprozessen beim Individuum, dessen biografisch bedingte paranoide Ängste und Gewaltphantasien getriggert und reaktiviert werden.

Verbitterung

»Das Gefühl der Verbitterung ist jedem Menschen vertraut«, stellen Kai Baumann und Michael Linden (2015, S. 207) in ihrem Artikel über »Verbitterungsemotion und Posttraumatische Verbitterungsstörung« lapidar fest. Verbitterung ist ein Affekt, der sich aus verschiedenen anderen Affekten zusammensetzt. Verbitterung stellt sich häufig ein als Reaktion auf Ungerechtigkeit, Zurückweisung, Kränkung, Herabwürdigung, Beleidigung oder Vertrauensbruch. Verbitterung ist nagend und kann über lange Zeit wirksam sein. In manchen Fällen klingt Verbitterung dennoch wieder ab, in anderen kommt sie immer wieder hoch, wenn ihr Anlass in Erinnerung gerufen wird. Verbitterungsgefühle wirken wie ein schleichendes Gift, das das Wohlbefinden nachhaltig beeinträchtigen und auch die familiären und sonstigen sozialen Beziehungen des Betroffenen grundlegend belasten kann.

Als eigenes Krankheitsbild ist die Verbitterungsstörung erst in den letzten Jahren in den Blick geraten (ebd., S. 208). Manche Autor*innen sprechen von einer Posttraumatischen Verbitterungsstörung als einer Sonderform der Posttraumatischen Belastungsstörung, bei der Verbitterung als Leitsymptom auftritt.

Ressentiment und Verbitterung haben eine relativ große Schnittmenge – auf die schon der Philosoph Max Scheler (1915/1955, S. 55) hingewiesen hat –, sind aber nicht identisch. Die Verbitterung bezieht sich vornehmlich auf die eigene persönliche Situation, während sich das Ressentiment eher auf allgemeine Verhältnisse bezieht.

Das Gefühl der Verbitterung spielt eine wichtige Rolle im Zusammenhang mit »Erlebnissen mit sozialer Ungerechtigkeit [...], lang andauernder Arbeitslosigkeit [...] und schwerwiegenden Lebensereignissen im Rahmen einer Extremtraumatisierung« (Baumann & Linden, 2015, S. 208).

»Kommt es zum Erleben von Ungerechtigkeiten, so begehren Betroffene zunächst dagegen auf, um sich dann beim Erleben von Erfolglosigkeit passiv zurückzuziehen. Verbitterung geht mit dem Gefühl von erlittenem Unrecht einher, ist mit dem Gefühl der Herabwürdigung, mit Aggression gegen den Verursacher, gleichzeitig aber auch mit dem Gefühl der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins verbunden und kann sich so nicht nur gegen andere Personen, sondern auch gegen das >Schicksal< wenden« (ebd., S. 209).

Sind die Ungerechtigkeiten nicht zu verhindern oder rückgängig zu machen, kommt es häufig zu einer Wendung der Aggression gegen das eigene Selbst in Form von Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Selbstvorwürfen. Ergibt sich jedoch eine soziale Situation, in der man das eigene Schicksal mit anderen teilen kann und sich in seinem Gefühl des Opferseins zu einem Kollektiv zusammenschließt, kann die Aggression wieder nach außen, gegen tatsächliche oder vermeintliche Verursacher*innen der Ungerechtigkeiten gewendet werden.

Mit Aktionen, die anderen Ungerechtigkeit zufügen, wird versucht, das Gefühl von Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein zu kompensieren. Rechtspopulistische Gruppierungen agieren regelmäßig mit ressentimentgeladenen Argumenten und Aktionen, in denen über die Ungerechtigkeiten und Benachteiligungen gegenüber der eigenen Gruppe geklagt wird.

Als eine Vorform der Verbitterung kann die Verdrossenheit angesehen werden. Die »Politikverdrossenheit« großer Teile der Bevölkerung, die sich in niedriger Wahlbeteiligung ausdrückte, wurde schon seit vielen Jahren beklagt. Mit dem Rechtspopulismus hat sie sich nun zur Verbitterung gesteigert und im »Wutbürger« einen gesellschaftlichen Ausdruck gefunden. In der kollektiv ausgedrückten Wut sollen die Ohnmachtsgefühle überwunden und »Handlungsmacht« (Lehmann, 2019, S. 157) wiedergewonnen werden.

Im folgenden Beispiel will ich zeigen, wie sich über Jahre hinweg aus dem Gefühl der Verbitterung ein Gefühl der ohnmächtigen Wut herausbilden kann, das immer stärker wird, bis es sich schließlich in Ausbrüchen von offenem Hass entlädt.

Verbitterung als Nährboden für Ressentiments: Ein Fallbeispiel

Herr H. ist 65 Jahre alt. Ich kenne ihn von früher, als wir gemeinsam in einer Fußballmannschaft gespielt haben. Er hat als ungelernter Arbeiter in verschiede-

nen Jobs gearbeitet. Mit 50 Jahren wurde er wegen Rückenbeschwerden und der Insolvenz der Firma in den frühzeitigen Ruhestand geschickt. Seine Rente fällt entsprechend bescheiden aus.

Wenn das Gespräch auf Politik kommt, konnte er sich schon immer leicht erregen, nach dem Motto: »Die da oben lügen und betrügen und kümmern sich einen Dreck um uns hier unten.« Seine starke Erregung fällt jedem/jeder auf, mit dem/der er über politische Themen spricht, er kann sie in begrenztem Umfang aber auch selbst bei sich registrieren. Mit dem Erstarken der AfD und mit der Ankunft der Flüchtlinge seit 2015 haben seine Wut auf Flüchtlinge und Migrant*innen eine enorme Steigerung erfahren. Insbesondere empört ihn, dass der Staat die Flüchtlinge mit finanziellen Mitteln versorgt, die dann für die deutsche Bevölkerung fehlten.

Man kann sich mit ihm über diese Themen nicht mehr vernünftig unterhalten. Er gerät schnell außer sich vor Wut, läuft buchstäblich rot an, seine Halsschlagader tritt hervor und er ballt die Fäuste, als wolle er jemanden umbringen. Wenn er sich wieder etwas abgeregelt hat, kann man durchaus mit ihm über diesen Erregungszustand sprechen und er sieht ein, dass er es »irgendwie übertreibt«. Aber er kann seinen Hass nicht steuern. Seine Affektregulation setzt zeitweise aus.

Die Zuspitzung ist allerdings nicht nur durch politische Faktoren ausgelöst worden. Es gibt auch einen persönlich-familiären Hintergrund. Herr H. ist erbost über das Jugendamt und das Familiengericht, die in einem Sorgerechtsstreit seiner Schwiegertochter das Sorgerecht für seine Enkelin zusprechen. Er empfindet es als ungerecht, dass das Jugendamt und das Familiengericht seinen enormen Einsatz – und den seiner Frau – nicht anerkennen und die in seinen Augen minderwertige Mutter unterstützen. Die zwölfjährige Enkelin läuft schließlich völlig aus dem Ruder, trinkt Alkohol, schwänzt die Schule, kommt nachts nicht nach Hause. Wann immer sich die Gelegenheit ergibt, läuft sie zu einem Treffpunkt, an dem sich jugendliche Migrant*innen und Flüchtlinge versammeln, um zu rauchen, zu trinken, Musik zu hören. Letztlich wird eine mehrmonatige stationäre sozialpädagogische Maßnahme in einer Einrichtung für verhaltensauffällige Jugendliche in die Wege geleitet, die momentan noch läuft und zu einer gewissen Stabilisierung zu führen scheint. Herr H. aber ist verbittert und voll von Wut gegenüber »der Merkel«, die die Flüchtlinge reingelassen habe und auf die Flüchtlinge, Migranten und Ausländer, denen er die Schuld dafür gibt, dass seine Enkeltochter so aus dem Ruder gelaufen ist.

Was sehen wir an diesem Beispiel? Politische Gefühle von Wut haben häufig einen sehr persönlichen Hintergrund, der mit der politischen Ebene nur assoziativ verknüpft ist. Man sieht der Wut ihren individuellen Beweggrund nicht an, weil sie mit allgemein verbreiteten Phrasen, Ideologien und Feindbildern begründet wird. Gefühle von Ungerechtigkeit, Machtlosigkeit und des Nicht-wert-geschätzt-Werdens können sich über viele Jahre hinweg aufstauen. Bei neuerlich auftretenden Ereignissen, die als ungerecht und entwertend erlebt werden, werden die alten Ver-

bitterungen reaktiviert und erhalten neue Nahrung. Im Fall von Herrn H. addiert sich zur Verbitterung über die vorzeitige Verrentung das Gefühl der Ohnmacht und der Ungerechtigkeiten angesichts der Entscheidungen des Jugendamtes und des Familiengerichts.

Aufschlussreich ist das Verhältnis von subjektivem Kontrollverlust auf der individuellen (privaten) und auf der kollektiven (öffentlichen) Ebene. Es kann in individuell-familiärer Hinsicht das Gefühl entstehen, das Leben sei aus den Fugen geraten. Dieses Gefühl des Kontrollverlustes kann sich aber auch auf die Gesellschaft im Allgemeinen beziehen, auf die Welt des Politischen. So können Menschen, die in Bezug auf ihr eigenes Leben das Gefühl des Kontrollverlustes haben, dieses Gefühl auf die Gesellschaft verschieben. Sie beklagen dann den gesellschaftlichen Kontrollverlust und bekämpfen ihn mit dem populistischen Slogan »Take back control«, der ihnen subjektiv für beide Konfliktebenen eine Lösung zu versprechen scheint.

Ressentiments

Der Philosoph Max Scheler (1915/1955) knüpft an Friedrich Nietzsche an und beschreibt das Ressentiment als eine Vergiftung des sozialen Klimas, die mit einer »seelischen Selbstvergiftung« (ebd., S. 48f.) einhergeht. Mit der Metapher der Vergiftung soll ausgedrückt werden, dass es sich um einen Prozess handelt, der schleichend verläuft, einige Zeit unbemerkt bleiben kann, aber schließlich in alle Poren des seelischen und auch das sozialen Lebens eindringt. Das Ressentiment unterscheidet sich deutlich vom offenen Ausbruch von Wut und Hass, die explosionsartig hervorbrechen und in ihrer aggressiven Qualität als solche klar zu erkennen und einzuordnen sind. Im Unterschied dazu verstecken sich beim Ressentiment die aggressiven Qualitäten hinter demonstrativer Biederkeit, Angepasstheit an Konvention, Tradition und reaktionären Haltungen, die sich als Konservatismus, Traditionspflege und Heimatliebe maskieren. Das Ressentiment hat daher einen heimtückischen, schleichend zersetzenden, bösartigen und hinterhältigen Charakter. Personen und Gruppierungen, die Ressentiments pflegen und in die Welt setzen, bedienen sich regelmäßig der Lüge, des Verrats, des Hinterhalts, des unfairen Tricks, der Heimtücke.

Leon Wurmser ist einer der wenigen Psychoanalytiker, die sich mit dem Ressentiment beschäftigt haben. In seinen beiden Büchern *Flucht vor dem Gewissen* (1987) und *Die zerbrochene Wirklichkeit* (1989) untersucht er den Affekt und die Haltung des Ressentiments und führt die folgenden Motivkräften an, aus denen sich der Affekt des Ressentiments zusammensetzt:

1. *aggressive Wünsche und Gefühle:* Sich auf Max Scheler (1915) beziehend führt Wurmser (1989, S. 132) die folgenden aggressiven Wünsche und Gefühle

an: Neid, Eifersucht, Rachsucht, Missgunst, Groll, Scheelsucht, Hämlichkeit, Schadenfreude, Verachtung, Hass und Bosheit – ergänzen ließe sich: Verbitterung.

2. *empfundene Ungerechtigkeit*: Ausgelöst werden diese Gefühle durch eine subjektiv empfundene oder auch real vorhandene Verletzung des Prinzips der Gerechtigkeit. Wurmser betont wiederholt und nachdrücklich – und hier geht er über Scheler hinaus –, dass das Ungerechtigkeitsgefühl von zentraler Bedeutung für das Ressentiment ist. Das Ressentiment bilde »gleichsam ein Gegenstück zur Loyalität, und zwar das Gefühl der verratenen Loyalität. >Ich habe meinen Teil geleistet und du hast mir den deinen vorenthalten.<« (Wurmser, 1987, S. 115).
3. *Gefühle der Ohnmacht und Hilflosigkeit*: Man hat den Glauben daran verloren, aus eigener Kraft doch noch Gerechtigkeit erreichen zu können.
4. (*Selbst-)Täuschung über negative Gefühle*: Es besteht (zumindest anfänglich) das Bedürfnis, die Gefühle von Neid, Rachgier, Schadenfreude, Bosheit, Zynismus und Verbitterung »hinter einer Maske der Unschuld zu verstecken und damit die Notwendigkeit der Täuschung und der Lüge, nicht nur anderen, sondern auch ganz besonders sich selbst gegenüber« (Wurmser, 1989, S. 133).
5. *Bereitschaft, erlittenes Unrecht zu verallgemeinern*: Der Rachewunsch lässt sich auf andere Gegenstände verschieben. Schließlich kann die gesamte Lebenseinstellung vom Ressentiment überschattet werden.
6. *Rechtsverlangen*: Je stärker der Gerechtigkeitsanspruch ausgeprägt ist, umso heftiger ist auch das Rechtsverlangen gegenüber dem anderen. Daraus leiten sich die stark ausgeprägten Affekte der Empörung, der Anklage und der affektiv aufgeladenen Handlungen der Beschimpfung und Beschämung des anderen ab (Wurmser, 1987, S. 115).
7. *kollektive Bedeutung von Ressentiments*: Schließlich thematisiert Wurmser auch die kollektive Bedeutung von Ressentiments: »Politische Führer verdanken ihre Überzeugungskraft oft [...] dem geschickten Spiel mit weit verbreiteten, sich oft völlig widersprechenden Ressentiments; ihr eigenes oft spürbar brennendes Ressentiment wird zum magnetisch wirkenden Resonanzinstrument und Ausdruck der volksweit schwelenden und mannigfach begründeten Ressentiments« (ebd., S. 130).

Der biografische und kulturelle Hintergrund, auf dem sich Ressentiments herausbilden, ist in aller Regel durch Erfahrungen von Ungerechtigkeit, Benachteiligung und Demütigung geprägt. Häufig reagieren insbesondere diejenigen Individuen oder Gruppen, die einen ökonomischen, sozialen oder kulturellen Abstieg durchgemacht haben, mit Ressentiments. Es sind also nicht nur oder vorwiegend die sozioökonomisch deprivierten Gruppen, die sich rechtspopulistisch radikalisieren,

sondern diejenigen, die einen sozioökonomischen oder auch kulturellen Statusverlust erlitten haben oder einen solchen in naher Zukunft fürchten. Ehemals relativ privilegierte Gruppen aus der Industiarbeiterschaft und aus gewerbetreibenden Berufen erleiden im Rahmen der Globalisierung und der digitalen Revolution des Arbeitslebens eine ökonomische, soziale und kulturelle Deklassierung, die sie als »Kulturschock« und »Geltungsverlust« (Koppetsch, 2019, S. 143) erleben, der enorm kränkend ist. Dies macht deutlich, warum die Rechtspopulist*innen zu einem erheblichen Teil aus dem traditionellen Kleinbürgertum, das sich auf einem sozialen und kulturellen Abstieg befindet, Zulauf erhalten. Die Entwertung, narzisstische Kränkung und die erlebte »Handlungsohnmacht« (Lehmann, 2019, S. 157) geben den eigenen Rachegelüsten, dem Bedürfnis, sich über die erfahrene Ungerechtigkeit zu empören, und den Ressentiments immer wieder neue Nahrung. Was man selbst schmerhaft an Demütigung und Ungerechtigkeit erfahren hat, lässt man nun andere spüren.

Das Ressentiment ist ein komplexes Gebilde, das immer mehrere, sehr heftige negative Gefühle umfasst und durch ein Feindbild kognitiv zusammengehalten und gerechtfertigt wird. Das Ressentiment ist also kein »reines« Gefühl wie Ekel, Hass oder Verachtung, sondern ein kognitives Konstrukt, eine Einstellung, eine Haltung, die allerdings durch starke Affekte gekennzeichnet und mit starken negativen Wertungen verbunden ist. Der Unterschied zwischen Gefühlen und dem Ressentiment ist folgender: Gefühle (auch negative) haben eine Wahrnehmungsfunktion. Sie sind ein in gewisser Hinsicht verlässlicher, sensibler und frühzeitiger Indikator für bedeutsame Ereignisse, vor allem im Kontakt mit anderen Menschen. Schon lange bevor ich eine soziale Situation auf einer kognitiven Ebene verstanden, für mich interpretiert, durchdrungen und vor allem abschließend bewertet habe, sagt mir mein Gefühl, beispielsweise das Gefühl des Ekels oder des Misstrauens, dass hier etwas »faul« ist, auch wenn ich noch nicht genau sagen kann, worauf sich mein Gefühl bezieht. Eben deshalb achten Psychotherapeut*innen ja so genau auf ihre Gefühle und ihre Gegenübertragung.

Das Ressentiment funktioniert hingegen geradezu umgekehrt. Ihm kann man keine Wahrnehmungs- und Erkenntnisfunktion zusprechen. Das Ressentiment weiß sozusagen schon vorher, was die dazugehörigen Gefühle zu bedeuten haben, woran sie sich entzünden und wie das soziale Ereignis, auf das sie sich beziehen, zu bewerten, genauer gesagt zu entwerten ist. Die Gefühle sind im Ressentiment sozusagen instrumentalisiert, um die bereits vorgefassten feindseligen Einstellungen und negativen Wertungen zu untermauern und zu rechtfertigen. Ein Mensch, dessen Fühlen und Denken von Ressentiments geprägt ist, ist nicht mehr offen für neue Erfahrungen im sozialen Kontakt, und er verliert zudem den Kontakt zu seiner eigenen seelischen Innenwelt. Wie Nietzsche (1887/1968, S. 286) treffend formuliert, ist er »weder aufrichtig, noch naiv, noch mit sich selbst ehrlich [...]. Seine Seele schiebt«.

Das Ressentiment köchelt gleichsam auf kleiner Flamme jahrelang vor sich hin, mal kocht es hoch, mal kühlte es ab, aber es bleibt immer virulent und entfaltet eine zersetzende Wirkung. Kommt plötzlich eine neue Ungerechtigkeitserfahrung hinzu oder spitzt sich eine gesellschaftliche Konfliktlage zu, kann sich das Ressentiment affektiv aufladen und im Ausbruch von Hass und Gewalt explodieren.

Alexander Gauland: Biedermann und Brandstifter

Im Folgenden will ich nun am Beispiel von AfD-Chef Alexander Gauland nachvollziehen, wie Ressentiments und Feindseligkeit unter dem Deckmantel der Biederkeit verbreitet werden. Ich habe dazu einen Ausschnitt aus seiner berüchtigten »Vogelschiss-Rede« und seine anschließende Rechtfertigung ausgewählt und werde die beide Ausschnitte Satz für Satz kommentieren.

»Wir haben eine ruhmreiche Geschichte. Daran hat vorhin Björn Höcke erinnert. Und die, liebe Freunde, dauerte länger als die verdammten zwölf Jahre. [Applaus]. Und nur wenn wir uns zu dieser Geschichte bekennen, haben wir die Kraft, die Zukunft zu gestalten. Ja, wir bekennen uns zu unserer Verantwortung für die zwölf Jahre. Aber liebe Freunde, Hitler und die Nazis sind nur ein Vogelschiss in über 1.000 Jahren erfolgreicher deutscher Geschichte. [Heftiger Applaus].«¹

Zunächst beschwört Gauland die »ruhmreiche Geschichte« der Deutschen. Er wiederholt damit eine stereotype Redewendung, die einen zentralen Stellenwert in allen populistischen Bewegungen einnimmt: die Überhöhung des eigenen Volkes, der eigenen Nation und der eigenen Kultur zum Ideal, das den »kollektiven Narzissmus« – um Adorno (1959, S. 563) zu zitieren – stärkt (vgl. auch Lohl, 2017). Gauland knüpft damit auch an einen Slogan von rechtsradikalen Skinheads an, die ich in den 1980er Jahren interviewt habe (Wirth, 1989). Ihr Slogan hieß: »Ich bin stolz darauf, ein Deutscher zu sein.« Begriffe wie Volk, Nation und Rasse »laden zur Teilnahme an etwas Großem, Erhabenem, Starkem ein, das die eigene Existenz transzendierte und Anerkennung ohne Ansehen der sozialen Stellung verspricht« (Neckel, 1991, S. 168). Für Unterlegene fungieren sie als Identitätsstütze, die umso mehr in den Vordergrund tritt, je weniger andere Quellen der Anerkennung verfügbar erscheinen.

In seinem zweiten Satz bringt Gauland dann die Verbundenheit mit dem rechtsextremistischen AfD-Mitglied Björn Höcke zum Ausdruck.

Dann folgt der Satz: »Und die, liebe Freunde, dauerte länger als die verdammten zwölf Jahre«, den die Zuhörerinnen und Zuhörer mit Applaus quittieren. Was will

1 Gaulands Vogelschiss-Rede: <https://www.youtube.com/watch?v=78spEzkbUAM>

Gauland mit der Formulierung »die verdammten zwölf Jahre« zum Ausdruck bringen? Das Partizip *verdammmt* wird im *Deutschen Wörterbuch* als ein »Fluchwort« (Paul, 1992, S. 958) charakterisiert. Es wird genauso wie das verwandte Wort *verflucht* »als starker Ausdruck für alles, was einem missfällt« (ebd.) benutzt, wird dann aber auch als ein »Ausdruck der Bewunderung für jemandes Können« (ebd.) gebraucht. Gaulands Formulierung »die verdammten zwölf Jahre« ist also in hohem Maße doppelbödig, schillernd und ambivalent. Der Begriff *verdammmt* enthält in sich zwei entgegengesetzte Bedeutungen, ein Phänomen, das Freud (1910e) als »Gegensinn der Urworte« bezeichnet hat. Tatsächlich führt Freud sogar das Wort *verflucht* als Beispiel an: »Im Lateinischen heißt [...] sacer heilig und verflucht« (ebd., S. 219).

Eine mögliche Interpretation von Gaulands Formulierung von den »verdammten zwölf Jahren« heißt demnach, dass er vordergründig den Nationalsozialismus verurteilt, dass er ihn aber auf einer anderen Ebene *verdammmt beeindruckend* findet, vielleicht sogar als bewundernswürdig, als mythologisch bedeutsam, gar als heilig einordnet. Gauland spricht auch nicht über die Verbrechen des Nationalsozialismus, sondern nur neutralisierend von der Zeitspanne der »zwölf Jahre«. Im Grunde geht es ihm nicht um die Verbrechen, die in diesen zwölf Jahren verübt wurden, sondern die zwölf Jahre sind aus seiner Sicht zu verdammten, weil sie das Bild von der »ruhmreichen Geschichte« Deutschlands eintrüben. Das Schlimmste an der Nazi-Zeit sind aus Gaulands Sicht nicht die verübteten Verbrechen, sondern die Tatsache, dass diese zwölf Jahre die Deutschen heute immer noch belasten. Bereits in der Formulierung »die verdammten zwölf Jahre« versteckt sich die Relativierung der nationalsozialistischen Verbrechen. Das Publikum spürt das und quittiert dies mit Applaus.

Der nächste Satz lautet: »Und nur wenn wir uns zu dieser Geschichte bekennen, haben wir die Kraft, die Zukunft zu gestalten.« Es ist nicht so ganz eindeutig, auf welchen Teil der »ruhmreichen Geschichte« sich Gauland beziehen will, um Kraft für die Zukunftsgestaltung zu schöpfen: Sind die »verdammten zwölf Jahre« mit eingeschlossen und kann man daraus auch Kraft schöpfen? Diese Frage wird unausgesprochen ventilert und damit die Spannung gesteigert. Worauf will Gauland hinaus?

Im nächsten Satz wird die Spannung abermals verstärkt: »Ja, wir bekennen uns zu unserer Verantwortung für die zwölf Jahre.« Gauland zitiert hier eine staatstragende Redewendung, lässt aber völlig offen, was das denn heißen soll.

Mit dem folgenden Satz erreicht die Redesequenz dann ihren rhetorischen Höhepunkt: »Aber liebe Freunde, Hitler und die Nazis sind nur ein Vogelschiss in über 1.000 Jahren erfolgreicher deutscher Geschichte.«

Was sich in dem Wort *verdammmt* schon ausgedrückt und angekündigt hat, wird in der Verwendung des Worts *Vogelschiss* noch gesteigert und auf die Spitze getrieben. Dieser vulgäre Begriff evoziert Ekel und damit ein starkes Gefühl. Nun ist ein Vogelschiss zwar etwas ekelig, aber man kann ihn mit einem Streich wegwischen. Ein Vogelschiss ist eine Nichtigkeit. Der Vogelschiss und das leichte Ekelgefühl

stehen in einem grotesken Missverhältnis zu dem schier unfassbaren Grauen, das einen erfasst, wenn man an die nationalsozialistischen Gräuelaten denkt. Sowohl die nationalsozialistischen Verbrechen als auch das Denken daran soll lächerlich gemacht und bagatellisiert werden durch den Begriff *Vogelschiss*. Der Gebrauch dieses Begriffs im Zusammenhang mit dem Holocaust ist würdelos, zynisch und bösartig.

In einer Stellungnahme zu seiner Vogelschiss-Rede führt Gauland aus:

»Ich habe in einer Rede am 2. Juli 2018 vor dem Bundeskongress der Jungen Alternative meine tiefste Verachtung für den Nationalsozialismus mit einem Sprachbild zum Ausdruck gebracht, das für Missverständnis sowie Missdeutungen gesorgt hat. Vogelschiss ist und bleibt für mich der letzte Dreck. Ein natürlicher Auswurf, mit dem ich den Nationalsozialismus verglichen habe. Ich muss aber zur Kenntnis nehmen, dass viele in dem Begriff eine unangemessene Bagatellisierung gesehen haben. Nichts lag mir ferner als einen solchen Eindruck entstehen zu lassen, was sich aus dem übrigen Teil der Rede auch zweifelsfrei ergibt. Die entstandene Wirkung bedauere ich. Niemals war es meine Absicht, die Opfer dieses verbrecherischen Systems zu bagatellisieren oder gar zu verhöhnen.«²

Zunächst ist ein Vogelschiss ja nichts Verachtenswertes. Er ist vielmehr – wie Gauland selbst sagt – ein »natürlicher Auswurf«. Ein Vorgang in der uns umgebenden Natur kann aber nicht Gegenstand von Verachtung sein. Ein Vogelschiss kann Ekel erregen, aber die moralische Kategorie der Verachtung ist für einen natürlichen Vorgang unangemessen. Moralische Kategorien können nur an menschliche Handlungen angelegt werden. Indem Gauland die nationalsozialistischen Verbrechen, zu denen man moralisch Stellung nehmen kann und muss, mit einem natürlichen Vorgang gleichsetzt, erklärt er den Nationalsozialismus zu einem Naturereignis, zu dem man keine moralische Stellung nehmen kann. Die Argumente sind logisch und sprachlich schief. Sie sind verlogen und hinterhältig. Sie entspringen ressentimenthaften Einstellungen und sollen Ressentiments beim Publikum evozieren.

Die Beteuerung, »nichts lag mir ferner als einen solchen Eindruck [den einer unangemessenen Bagatellisierung] entstehen zu lassen, was sich aus dem übrigen Teil der Rede auch zweifelsfrei ergibt«, ist heuchlerisch. Sie wird auch in einem Ton vorgetragen, der das Gefühl vermittelt, dass hier einer formal seiner Pflicht und Schuldigkeit nachkommt und ohne innere Beteiligung eine Erklärung herunterleiert, zu der ihn der öffentliche Druck genötigt hat.

Im letzten Satz wird die Falschheit und Verlogenheit von Gaulands Stellungnahme nochmals in der verqueren und unzutreffenden Formulierung deutlich: »Niemals war es meine Absicht, die Opfer dieses verbrecherischen Systems zu

2 Gaulands Stellungnahme zu seiner Vogelschiss-Rede: <https://www.youtube.com/watch?v=bBIVWz-JBwg>

bagatellisieren oder gar zu verhöhnen.« Die schiefe Formulierung von der Bagatellisierung der Opfer lenkt ab von dem, was Gauland nicht thematisieren und eben dadurch bagatellisieren will: die Verbrechen des Nationalsozialismus, die von Deutschen begangen wurden.

Gaulands Lügen und Fälschen ist nicht so sehr als ein bewusstes Lügen aufzufassen, bei dem der Betreffende weiß, dass die Tatsachen und deren Bewertung eigentlich ganz anders lauten müssten, als er sie darstellt. Die Form des Falschens und Lügens, die Gauland praktiziert, kennzeichnet Max Scheler (1915/1955, S. 110) mit dem Begriff der »organischen Verlogenheit«. Hier erfolgt die Fälschung nicht im vollen Bewusstsein wie bei der gewöhnlichen Lüge, sondern der ganze Prozess der Darstellung der zur Diskussion stehenden Sachverhalte erfolgt schon von vornherein unter »tendenziösen« (ebd.) Absichten und ist von einem »unwillkürlichen Automatismus« (ebd.) bestimmt. Das Lügen wird ihm zur zweiten Natur. Scheler bringt seine Analyse mit der Formulierung auf den Punkt: »Wer >verlogen< ist, braucht nicht mehr zu lügen!« (ebd.) Er vergisst auch nicht, zu bemerken, dass an der Oberfläche – trotz aller Lügen – häufig die »biederste Gesinnung« (ebd.) zur Schau gestellt wird. Der scheinheiligste Biedermann ist zugleich der demagogischste Brandstifter.

Literatur

- Adorno, T.W. (1959). Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit. In T.W. Adorno, *Gesammelte Schriften, Bd. 10.2* (S. 555–572). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Altmeyer, M. (2016). *Auf der Suche nach Resonanz. Wie sich das Seelenleben in der digitalen Moderne verändert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Baumann, K. & Linden, M. (2015). Verbitterungsemotionen und Posttraumatische Verbitterungsstörung. In G. Seidler, H.J. Freyberger & A. Maercker (Hrsg.), *Handbuch der Psychotraumatologie* (S. 207–219). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Decker, O. & Brähler, E. (Hrsg.). (2000). *Deutsche – 10 Jahre nach der Wende. psychosozial*, Nr. 80, 23(2).
- Decker, O. & Brähler, E. (Hrsg.). (2018). *Flucht ins Autoritäre. Rechtsextreme Dynamiken in der Mitte der Gesellschaft. Die Leipziger Autoritarismus-Studie 2018*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Decker, O., Yendell, A. & Brähler, E. (2018). Anerkennung und autoritäre Staatlichkeit. In O. Decker & E. Brähler (Hrsg.), *Flucht ins Autoritäre. Rechtsextreme Dynamiken in der Mitte der Gesellschaft/Die Leipziger Autoritarismus-Studie 2018* (S. 157–178). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Erikson, E.H. (1959/1966). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1896b). Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychose. *GW I*, 379–404.
- Freud, S. (1910e). Über den Gegensinn der Urworte. *GW VIII*, 214–221.
- Hartmann, M. (2011). *Die Praxis des Vertrauens*. Berlin: Suhrkamp.
- Heim, R. (2019). Wir, das Volk und die Verschwörung des anderen. Psychoanalyse, Populismus, Verschwörungstheorie. *psychosozial*, Nr. 156, 42(2), 26–41.
- Imhoff, R. & Decker, O. (2013). Verschwörungsmentalität als Weltbild. In O. Decker, J. Kiess & E. Brähler (Hrsg.), *Rechtsextremismus der Mitte. Eine sozialpsychologische Gegenwartsdiagnose* (S. 146–161). Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Inglehart, R. (1977). *The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles among Western Publics*. Princeton: Princeton University Press.
- Koppetsch, C. (2018). Ressentiments. Über die politische Wirkmächtigkeit negativer Gefühle. *Soziopolis. Gesellschaft beobachten*. <https://www.sozipolis.de/artikeluebersicht/artikel/ressentiments> (Stand: 27.03.2019).
- Koppetsch, C. (2019). *Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter*. Bielefeld: transcript.
- Leggewie, C. (2016). *Anti-Europäer. Breivik, Dugin, al-Suri & Co.* Berlin: Suhrkamp.
- Lehmann, J.F. (2019). Zorn, Hass, Wut. Zum affektpolitischen Problem der Identität. In J. Brokoff & R.&Walter-Jochum (2019). *Hass/Literatur. Literatur- und kulturwissenschaftliche Beiträge zu einer Theorie- und Diskursgeschichte* (S. 137–166). Bielefeld: transcript.
- Lohl, L. (2017). »Hass gegen das eigene Volk – Tiefenhermeneutische Analysen rechtspopulistischer Propaganda. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 163/164(3/4), 9–40.
- Lohl, J., Brunner, M. & Wirth, H.-J. (Hrsg.). (2019). *Rechtspopulismus. Psychoanalytische tiefenhermeneutische und sozialwissenschaftliche Zugänge*. psychosozial, Nr. 156, 42(2).
- Lütjen, T. (2019). Populismus oder entgleiste Ausklärung. *FAZ*, Nr. 5, 07.01.2019, S. 6.
- Müller, J.-W. (2016). *Was ist Populismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Neckel, S. (1991). *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*. Frankfurt/M.: Campus.
- Nietzsche, F. (1887/1968). Zur Genealogie der Moral. In G. Colli & M. Montinari (Hrsg.), *Nietzsche Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Berlin: de Guyter.
- Paul, H. (1992). *Deutsches Wörterbuch* (9. vollst. neu bearb. Aufl.). Tübingen: Niemeyer.
- Richter, H.-E. (1974). *Lernziel Solidarität*. Gießen: Psychosozial-Verlag, Neuausgabe 1998.
- Rüssmann, K., Dierkes, S.M. & Hill, P.B. (2010). Soziale Desintegration und Bindungsstil als Determinanten von Fremdenfeindlichkeit. *Zeitschrift für Soziologie*, 39(4), 281–301.
- Scheler, M. (1915/1955). Das Ressentiment im Aufbau der Moralen. In M. Scheler, *Gesammelte Werke, Bd. 3: Vom Umsturz der Werte. Abhandlungen und Aufsätze* (S. 33–147). Bern: Francke.
- Weiß, V. (2017). *Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wirth, H.-J. (1984). *Die Schärfung der Sinne. Jugendprotest als persönliche und kulturelle Chance*. Frankfurt/M.: Syndikat.
- Wirth, H.-J. (1989). »Voll auf Hass« – Zur Psychoanalyse des Ressentiments am Beispiel der Skinheads. *psychosozial*, Nr. 40, 12(4), 80–92.
- Wurmser, L. (1987). *Flucht vor dem Gewissen. Analyse von Über-Ich und Abwehr bei schweren Neurosen*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Wurmser, L. (1989). *Die zerbrochene Wirklichkeit*. Berlin, Heidelberg: Springer.

Der Autor

Hans-Jürgen Wirth, Prof. Dr. rer. soc. habil., Diplom-Psychologe, ist Psychoanalytiker und Psychologischer Psychotherapeut. Er arbeitet als Psychoanalytiker (DPV/IPA/DGPT) und psychoanalytischer Paar-, Familien- und Sozialtherapeut (BvPPF) in eigener Praxis in Gießen und lehrt Psychoanalytische Sozialpsychologie an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Er ist Gründer des Psychosozial-Verlags.

Kontakt: Prof. Dr. Hans-Jürgen Wirth, Psychosozial-Verlag, Walltorstraße 10, 35390 Gießen; E-Mail: hjw@psychosozial-verlag.de

Gerhard Richters Beitrag zur Kulturanalyse: *Birkenau* (2014)¹

Joachim F. Danckwardt



Abbildung 1

Im Berliner Reichstagsgebäude hängt seit September 2017 Gerhard Richters vierteiliger monumental abstrakter Bild-Zyklus *Birkenau* (Abb. 1). Wie kann eine Werkbezeichnung von grausamster und größter Realistik – Birkenau – mit den freien und gegenstandsungebundenen Formen und Farben des gänzlich abstrakten Kunstwerks in Verbindung gebracht werden? Hatten doch Theodor W. Adorno oder Claude Lanzmann früh die Unvorstellbarkeit und Understellbarkeit der Barbarei zum Dogma erhoben und erst spät eingelenkt: »Weil [...] die Welt den eigenen Untergang überlebt hat, bedarf sie gleichwohl der Kunst als ihrer bewusstlosen Geschichtsschreibung. Die authentischen Künstler der Gegenwart sind die, in deren Werk das äußerste Grauen nachzittert« (Adorno, 1962, zit. nach Kiedaisch, 1995, S. 53). Wie Gerhard Richter 2014 die Unvorstellbarkeit und Understellbarkeit der Barbarei überwand, wird anhand seiner Transformati-

1 Referat zur 69. Jahrestagung der DGPT am 22. September 2018, Lindau.

on von vier Fotodokumenten im Format von 6 x 6 Zentimetern über mehrere »Bildakte« in 260 x 200 Zentimeter große Bilder untersucht (Bion, 1967/1984; Boehm, 1994; Bredekamp, 2015; Freud, 1914b; Friedel, 2016; Klein, 1946; Richter, 2016).



Abbildungen 2 und 3

Die Fotos (Abb. 2 und 3) wurden im August 1944 von einem anonym gebliebenen Angehörigen der Sonderkommandos von Auschwitz-Birkenau heimlich aufgenommen, aus dem Lager geschmuggelt und über den polnischen Widerstand den Alliierten in der Hoffnung auf deren Eingreifen zugespielt. Vergeblich. Heute existieren nur noch die Negative mit den Nummern 277–278 und 282–283 im Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau. Es sind die weltweit einzigen Fotodokumente, welche die Existenz *und* Funktion des Krematoriums V in Auschwitz unabweisbar machen. Der breiten Öffentlichkeit blieben sie bis 2003 beziehungsweise 2007 verborgen. Sie konnten den Holocaust-Verleugnern nicht entgegen gehalten werden; sie wurden sogar 1993 und 2001 vereinzelt zu Holocaustlügen retuschiert oder mittels Bildausschnitten pornografiert (Didi-Huberman, 2003/2007, S. 58–63).

Das Ende der Verleugnung, Retusche und Fetischisierung – generell: das Ende der »Entbildung« der nationalsozialistischen Barbarei durch Zerstörung der Krematorien – ist dem französischen Kunsthistoriker, Philosophen und Hoch-

schullehrer Georges Didi-Huberman mit zu verdanken. Durch seinen Band *Bilder trotz allem* (2003/2007) wurden sie als Tafeln 807 und 808 Bestandteil von Gerhard Richters Archiv *Atlas* (2015).

Was zeigen die vier winzigen Fotodokumente? Auf Abbildung 2 erkennen wir mühsam die Einäscherung vergaster Menschen in den Verbrennungsgräben unter freiem Himmel vor der Gaskammer des Krematoriums V. Auf der Abbildung 3 lässt sich mit Anstrengung eine Gruppe von entkleideten, entblößten und rasierten Frauen identifizieren, auf den Weg gehetzt in die Gaskammer V. Abbildung 4 ist Richters Installationsansicht der Transformationen in den vierteiligen, monumentalen, abstrakten Bild-Zyklus *Birkenau* im Museum Frieder Burda.



Abbildung 4

Im Folgenden zeige ich mit den Mitteln der psychoanalytischen Prozessästhetik, wie aus den unscheinbaren Vorlagen Kunstwerke wurden. Eine Betrachtung von Kunstwerken mittels psychoanalytischer Prozessästhetik ist besonders hilfreich, wenn figürlich-gegenständliche Bild-Inhalte – im Gegensatz zu Picassos *Guernica*, Mulders *Het laatste Oordeel* (Die letzten Worte) oder Beckmanns *Apokalypse*-Zyklus (Stoll & Löffler, 2009) – durch fortschreitende Abstraktion vom Bewusstsein ausgeschlossen werden. Würde Richters Zyklus nicht *Birkenau* heißen, so würde man ihn womöglich nicht verstehen. Aber auch mit dem Titel *Birkenau* im Kopf versteht der vorüberschreitende Betrachter nicht mehr: Warum heißen vier völlig abstrakte Gemälde ausgerechnet *Birkenau*?

Vor den Bildern einer Ausstellung

Eine kleine Gruppe kunstinteressierter und kunstausübender Psychoanalytiker*innen traf sich 2016 im Museum Frieder Burda. Die Ausstellung war nach einem Kandinsky-Zitat »Große Abstraktion« benannt (Kandinsky, 1912/1973, S. 27). Die Ausstellung untersuchte laut kuratorischer Ausschreibung die Frage: An welchen Punkten verlässt ein Werk die Suche nach Abbildung – »die große Realistik« –, um eine »Darstellung« in freien, gegenstandsungebundenen Formen und Farben – »die große Abstraktion« – zu finden. In Richters vierteiligem Zyklus hofften die Besucher*innen eine Antwort zu finden, weil sich Richter schon 1973 mit einem fünfteiligen Zyklus, *Verkündigung nach Tizian*, beschäftigt hatte; in ihm befindet sich ebenfalls eine Holocaust-Thematik in abstrahierten Bildschichten vermalet. Solche bildnerischen Auseinandersetzungen haben auch mit Richters Biografie zu tun. Als Dreizehnjähriger verlor er im Februar 1945 seine »Madonna«, die 13 Jahre ältere Tante Marianne, Schwester der Mutter, durch den von nationalsozialistischen Ärzten verkündeten sogenannten Medikamenten-Hunger-tod. Ihren Kampf mit Verkündigungen hatte Richter in dem fünfteiligen Werk *Verkündigung nach Tizian* (1973) abstrahierend verarbeitet (Danckwardt, 2017, S. 145–158).

Erste Augenblicke

Die Suche der Gruppe von Betrachtenden nach Verständnis, nach Aufschlüssen, nach Zusammenhängen zwischen den Bildern und Titeln ging mit einem explosiven Übertragungs-/Gegenübertragungssturm los. Eine Teilnehmerin entdeckte Totenköpfe. Eine andere war von der Installationsansicht der vier Gemälde auf der Langseite des Raumes schlagartig wie gelähmt. Sie verharrete regungslos zwischen unheimlicher Todesspannung und Aussichtslosigkeit. Einen anderen Besucher trafen die rasanten Bild-Installationsprozesse: unwillkürliche Bewegungen, die durch langsame und rasch schnellende Schläge der Augen bestimmt waren – etwa wie bei einem Blick aus Fenstern eines rasenden Eisenbahnwaggons. In eine solche Fahrt hatte sich das sichere und geschützte Ausstellungssetting mit dem stirnseitigen Ausblick auf die Bäume in vollem Grün vor der Kunsthalle verwandelt: ruckartig huschten sie vorbei in die Vernichtung – Birke, Birke, Birke.

Bilder im Betrachter

Nach dem intrusiven Auftakt wichen die Besucher erschrocken zurück. Der eine oder die andere vergegenwärtigte sich: Solche Reaktionen auf eine Szene,

auf eine künstlerische Installation können wie ein psychoanalytisches Übertragungs-/Gegenübertragungsgeschehen verstanden werden; darin stecken leiblich-kinästhetische Wahrnehmungen durch die Gemäldeinstallation. Richters Bilder hatten sich augenblicklich in die Augen der Betrachtenden insinuiert. Drinnen griffen die Bilder auf Betrachter*innen-eigene Szenen- und Bilderfahrungsvorräte zu – bei einem Besucher beispielsweise auf eigene Evakuierungserlebnisse und die Flucht in Eisenbahnwaggons zwischen 1944 und 1945. Die blitzgeschwind in seinen eigenen »Schleusenkammern« verfangenen Seh-Szenen wurden kurz darauf von Bildern stampfender Deportationszüge in Lanzmanns Film *Shoah* organisiert; am Ende kam ihm Magrittes Öl auf Leinwand *Die Blankovollmacht* (1965) vor Augen (Magritte, 2017, S. 157).

Nach solchen Sehabfolgen endet eine Bildbetrachtung häufig vorzeitig. Oder die Fassungslosigkeit wird durch Bildtitel aufgefangen. Dann setzt sich der Museumsrundgang fort. Hier bemerkten die Betrachter*innen auch eine irisierende Faszination. Sie wirkte obszön, weil sie der Faszination eines Gaffers auf eine Katastrophe ähnelt.



Abbildung 5

Abhilfe fand die Besuchergruppe in dem Bewusstwerden, sie hätten noch nichts Substanzielles vom Werk selbst wahrgenommen, sondern nur Eigenes projiziert. Solche Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse sind jedoch nicht nur in

Therapien ein äußerst hilfreiches Geschehen, sondern auch in Kultur und Wissenschaft, und zwar dann, wenn Wahrnehmungsprozesse nicht nur wie in einer psychotherapeutischen Sitzung zu einer »Rückverwandlung in einen Interaktionsprozess mit einem neuen Menschen« führen (Loewald, 1980/1986; Reiche, 2001; Reiche, 2011). Sie führen auch in künstlerischen Situationen als Prozessbeziehung zu einer Rückverwandlung in eine neue Interaktion, nämlich in die des/der Malenden und des/der Betrachtenden mit seinem/ihrem Sujet (vgl. Abbildung 5; Dannecker, 2010, S. 41). Warum? Künstler*innen können das am besten erklären, zum Beispiel Paul Klee: Die hauptsächliche Arbeit und zugleich der »hauptsächliche Nachteil des Beschauers oder Nachschaffers« liegt darin, »daß er zunächst scheinbar vor ein [Bild-]Ende gestellt wird, und, was die Genesis [die Bildentstehung] betrifft, scheinbar den umgekehrten Weg geht«² (Edschmid, 1920, S. 34; Klee, 1920/1976, S. 120). Ein Bild ist kein Gegensatz zu einer Person, kein Nur-Quasi-Subjekt und schon gar kein totes Objekt. Denn zu mehreren nebeneinanderstehenden Formen und Farben kann zum Beispiel Josef Albers feststellen: »Eine Gruppe von [Farben] kann man ansehen – einzeln als >Schauspieler<, zusammen als >Besetzung<. Sie haben aufzutreten in [...] verschiedenen Inszenierungen – >Aufführungen<. [...] Die wesentliche Frage [ist die]: Welche Farbgruppe neigt dazu, ihre Identität – als Besetzung – zu verlieren? [Eine zunehmende Farbmenge] erzeugt oftmals Nähe, d.h. Intimität und Respekt« (Albers, 1963/1997, S. 64f.). Auch bergen Bilder Form- und Farbprozesse, die unabhängig von der oder dem Betrachtenden sind, und damit Form- und Farb-Konflikte wie zum Beispiel Simultankontraste oder Komplementärkontraste: »am oberen Rand eines zurückweichenden Blaus ein hervortretendes Rot übergreifen lassen und dadurch das Blau hervorholen und das Rot nach hinten drängen« (Ehrenzweig, 1967/1974, S. 83, S. 92, S. 145). Der Betrachter muss in Identifizierung mit den erschauten Bildprozessen »die Untersuchung des Werkes auf die Stadien seiner Entstehung« beginnen (Klee, 1921f., S. 2, 14.11.1921).

»Zwar hat das bildnerische Werk [...] für den Unverständigen den Nachteil der Ratlosigkeit, wo zu beginnen, für den Verständigen [aber] den Vorteil, die Reihenfolge beim Aufnehmen stark zu variieren und seine Vieldeutigkeit erst recht zu erkennen [...] und [auch] des Beschauers wesentliche Tätigkeit ist zeitlich. Er bringt [wie der Künstler] Teil für Teil [des Bildes] in die Sehgrube, und um sich auf ein neues Stück einzustellen, muss er das alte verlassen« (Klee, 1920/1976, S. 173).

Bildbetrachtung ist also kein »fotografischer Schnappschuss«. Sie vollzieht sich als »Auflösung eines Werkes in den Prozess[en] seiner Entstehung« (ebd., S. 173), als »Zusammenfallen von Betrachten und Schaffen [...] im Werden« (Prange,

2 Im gesamten Beitrag stammen die markierten Einschübe in Originalzitaten von mir, J.F.D.

1991, S. 277f.). Bildbetrachtung führt Betrachtende also in solche Prozesse, die mit der Psychoanalyse beschreibbar sind (Ehrenzweig, 1967).

Unter der Auflösung der Installation in Prozesse ihrer Entstehung konnte es bei der Besuchergruppe auf die geschilderte Art und Weise zu einem sadistischen Eingreifen von Richters Bildern in die Betrachtenden kommen. Das reflektierte Innehalten und Sich-Besinnen auf das fasziert-erschreckende Hin-Sehen und Zurück-Sehen ermöglichte den Betrachtenden einen neuen Anlauf in die Gemälde (Eissler, 1980; Rosenkranz, 1853/1996). Und neue Anläufe aus den Gemälden heraus. Sie konnten das Bild ansehen und das Bild sah sie an (Milner, 1950/1971). Wie in einer Oszillation, wie bei einer ein- und ausatmenden (respiratorischen) Identifizierung.

Dabei entdeckten sie, dass die Bilder mit ihrer Oberflächenschicht primär zu ihnen hin abschrecken, sie zurückweisen, den Eintritt in sie verhindern und sogar verhindern, sich einführend-empathisch in die Sprache des Titels – *Birkenau* – einzugen zu lassen (extraktive Introjektion). Die sadistisch-abschreckenden Oberflächenschichten verwehrten ihnen daher auch den einführenden Eintritt in die darunter befindlichen abstrahierten Bildschichten und hinderten sie, sich in den entstehenden Bildräumen umzuschauen. Häufig werden derartige Leerstellen durch Prozessprojektionen aus kunsthistorischen Vorkenntnissen vorzeitig ersetzt und ein weiteres Verständnis gedeckelt.

Zu den Zwecken der Abschreckung bedient sich die Bildoberfläche grässlicher und grauenerregender Farben sowie Formen von Farb-Zäunen, Weißsäulen und Schwarz-Streifen, oder sie bedient sich eines an geronnenes Blut erinnernden Rot, vom Kunstkennner Caput mortuum bezeichnet – übersetzt: Totenkopf. Nicht zuletzt bedient sie sich fauligen Giftgrüns sowie verschorfter Leibesfarben.

Wie ist diese Oberfläche entstanden? Die Farben werden zumeist nicht mit einem Pinsel aufgetragen und verarbeitet. Sie werden auf eine über Meter lange Abstreicheiste, auf eine Kratzplastik, auf eine Rakel aufgeladen oder auf die Leinwand großflächig aufgebracht oder überfangen, wie bei der Herstellung von Glasbildern, in horizontalen Zügen aufgegriffen, in vertikalen Zügen verdichtet-verschoben, verquetscht und verschliffen und dabei unterschiedlichen Anpressdrücken ausgesetzt. So wird unter einer Schicht die darunter befindliche Schicht zu schroffen Inseln herausgedrückt. So entstehen Einbrüche in verschiedene Farbschichten, auch Ausrisse aus Farbkörpern. Dann sind da keine freundlich-weite Farbenfelder anzutreffen, sondern Farbkrater, Risse und Kratzer. So auch kein »goldener Schnitt«, keine Farbhüllen, keine Farbakkorde, keine Befriedung des Kriegs der Farben und Formen.

Selbst in den Einbruchtiefen werden die Farbkörper nicht in Ruhe gelassen. An den Risskanten kann sich um den jeweiligen Farbkörper kein Halo, keine Aura bilden. Es kann sich zu anderen Farbkörpern hin kein Simultankontrast aufbauen, kein harmonischer Komplementärkontrast nach-bilden (vgl. Abbildung 6). Da



Abbildung 6

spritzen sadistische Farbhandlungen wie Rot heraus. Oder die Leib- und Haut-Farbe – Ocker oder gebrannte Terra di Siena – wird abgeledert. Oder ein Weiß verfängt sich wie ein Widerhaken in eine Grün-Pfütze, wie Luis Buñuels Rasiermesserschnitt durch einen Augapfel. Gequält setzen Betrachtende ihre Hoffnung womöglich auf die klareren linearen Strukturen. Jedoch an der Seduktion der vertikalen Linien erkennt er das Innehalten der Rakel, lediglich um Kraft und Hochdruck zu einer Fortsetzung des Quälens eines auftönenden Farbenklangs, einer aufscheinenden Farbharmonie zu schöpfen. Wieder und wieder werden Farbkörper aber auch so verquetscht, dass unerwartete »Konfigurationen auftauchen, die nicht zu der sich momentan entfaltenden [Bild-]Situation [der Vermalung der Auschwitz-Fotos] zu gehören scheinen, sondern zu einer Reihe von anderen, die vorher [gar] nicht in Verbindung miteinander gesehen wurden und die zu verbinden [bewusst gar] nicht beabsichtigt gewesen war« (Kaleidoskop-Prozesse nach Bion, 1967/1984, S. 127).

In den Bildern

Erst mit der Gewissheit, außen vor die Oberflächenschicht zurückkehren zu dürfen, sich nur probeweise zu identifizieren und de-identifizieren zu können, getrauten sich die Betrachtenden nahe genug heran und schließlich hineinzutreten. Nach längerem standhaltendem Beobachten dessen, was sich zwischen den beiden Subjekten befindet, ahnten sie fasziniert mehrere Farbschichten und Bewegungsräume.



Abbildung 7

Wenn Betrachtende unter Nutzbarmachung der Faszination in Teilabbildungen eindringen, vergrößern sich Teilbilder zu neuen Ganzbildern. Diese öffnen sich ihnen, fordern zum Eintreten und zum Sich-Umsehen in den Farben, Schlieren und Schichten ein (vgl. Abbildung 7). Darunter entwickeln sich die Teilbilder zu etwas »Schönem«: Das schwärzlich-koagulierte Caput mortuum tritt gegenüber einem aufhellend lebendigen und heiteren Färber-Krapp-Rot zurück. Die freigesetzte Aufhellung und Aufheiterung wird in langen Strähnen der Schichten- bzw. Reihenbildung zu farblichen Tiefenkohärenzen, Querverschränkungen, Seitenverstrebungen und zuvor verborgenen Farb-Etagen ausgezogen oder an anderen Stellen wie zu Kammern geformt. Auch Giftgrün ist eine schöne Farbe. Ihre vorige abstoßende Grässlichkeit wurde unter neuen Strukturen ins Schöne aufgehellt. Solche Schönheit eröffnenden Farbprozesse und Raumprozesse – eine archaische Ästhetisierung – erlauben den Betrachtenden, auf das zuvor abschreckende Grauen neugierig zu reagieren, hinzuschauen, genau zu untersuchen und sich nicht mehr abgeschreckt abzuwenden. Könnte sich doch noch ein Sieg des faszinierenden Form- und Farbgeschehens über das dämonische Grauen entwickeln?

Die Bildakte oder die Entstehung des Kunstwerks

Betrachtende ahnen, dass *Birkenau* aus mehreren sich übereinander verdichten- den Bildern – in anderer Terminologie aus mehreren »Bildakten« (Bredekamp, 2015) – hervorgegangen ist.

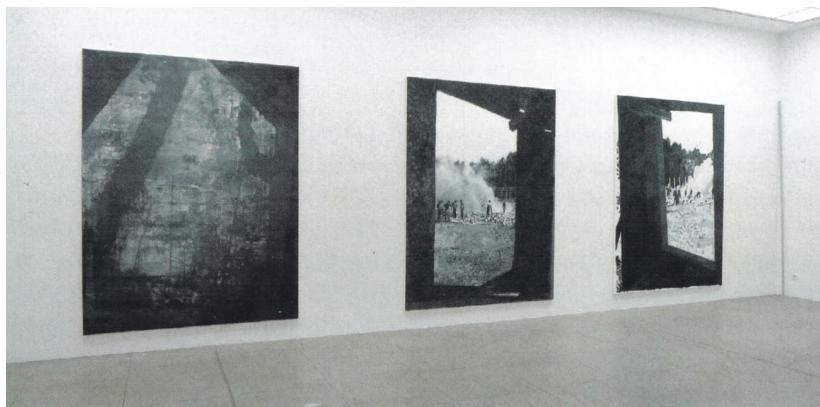


Abbildung 8

Erster Bildakt: Die Vermalung der Schwarz-Weiß-Fotografien

Unter dem Eindruck der Faszination stehend entdecken die Betrachtenden ein das Bild konstituierendes Prinzip: Auf die erste Schicht der weißen Grundierung hat Richter eine zweite Schicht aufgebracht: eine von 6 x 6 Zentimeter auf Zweimetersechzig mal zwei Meter vergrößerte und abstrahierte Schwarz-Weiß-Abbildung der vier Fotos. Dazu hat Richter eine andere Technik und Malarbeit als das Rakeln der Oberflächenschichten verwandt (vgl. Abbildung 8). Statt Rakeln hat er die Bildarbeit der Vermahlung feinkörnige Farbkörper, ihr Vermalen und Ver-

wischen der ursprünglichen figürlichen Schwarz-Weiß-Fotografien benutzt und so die ursprüngliche Figürlichkeit der Getriebenen, Vergasten und Verbrannten in die Dunkel-Hell-Tonalität des »Rauch-Schwarz« überführt und ihnen die gegenstandsreduzierten Formationen eines Schwärens anverwandelt. Das waren erste Bildakte von Hand, Pinselstrich für Pinselstrich.

Zweiter Bildakt: Die Prozess-Identifizierung mit Bildprozessen. Die abstrahierende Inkoloration

Über die erste und zweite Schicht hat Richter mit einer neuen Bildarbeit weitere Abstraktionen der ursprünglichen Körperlichkeit gelegt. Genau hier ist der Um-schlagpunkt, an dem das Werk die Abbildung (»die große Realistik«) verlässt, um seine Darstellung in den freien, gegenstandsungebundenen Formen (»die große Abstraktion«) fortzuführen. Richter hat die figurale Körperlichkeit der Auschwitzfoto-Abbildungen abstrahierend über Schwarzleiber in Farbkörper transformiert, zum farblich Wesentlichen hin abstrahiert nacheinander und übereinander in »Leib und Blut«, also in Haut-Tönen und Totenkopf-Krapp-Rot-Tönen. Das waren die zweiten Bildakte, die Transformationen der Figürlichkeit in die Inkoloration. Kommen die Transformationen in die Farben beinahe einer Reanimierung der vorigen Schwarz-Weiß-Affekte in die Farb-Affekte gleich: wie ein Wiederbelebungsversuch der Leiber?

Dritter Bildakt: Prozesse des Nichtung

An den zu »Leib und Blut« reanimierten Farbkörpern hat Richter jedoch die auf den Fotos erkennbaren Prozesse des Zerstörens, des Tötens, des Ablederns, des Zusammenhang-Zerreißens, Verschorfens, Verschleifens, Zerfledderns, des Über-brünstens und des Schändens hindurchgerissen und -gepresst, abgeplatzt, abgefugt. Richter hat, um eine bekannte Wort- und Klangvorstellung von Paul Celan aufzugeifen, eine »Todesfuge« hingerakelt. Das waren dritte Bildakte.

Vierter Bildakt: Entbildung

Abschließend hat Richter als vierten Bildakt dem das Birkenau-Grauen heimlich aufstöbernden, aber verbotenen Fotografenblick die Farbkörper des Birken-Grün entgegengesetzt, mit den Farbkörpern der überwachsenden Natur den Farbkörper Rot verdrängt und komplementär gegenbesetzt. Birke, Birke, Birke oder wie Gras über ein Verbrechen wächst?

Wenn Betrachtende endlich diese Sehgänge durch die Teilbild-Akte verlassen und rückwärts zurückweichend zum anfänglichen Ganzbildakt der Oberfläche zurückkehren, werden sie wieder in Panik und Grauen versetzt. Sie bekommen das vorige Ganzbild neu vor Augen. Dann können sie eine ähnliche Wahrnehmung machen, wie die Angehörigen der Sonderkommandos, die von einem Überlebenden berichtet wurde (Abbildung 5): Die Betrachtenden werden wieder der vertikalen Streifung ansichtig, ähnlich den Angehörigen des Sonderkommandos. Wenn sie die Gaskammertüren öffneten, wurden sie, »einer Basaltsäule aus Fleisch [gewahr], ihrem Fleisch, unserem eignen Fleisch – die beim Öffnen der Türen in sich zusammensackte« (Didi-Huberman, 2003/2007, S. 17).

Ich kehre zum Titel »Gerhard Richters Beitrag zur Kulturanalyse: *Birkenau* (2014)« zurück. Was ist sein Beitrag? Was haben Richters Bilder wahrgenommen, das auf den Fotos nicht zu sehen war. Auf den Fotos war das monströse Verbrechen der Deutschen nicht mehr zu verleugnen: die Vernichtung der Menschen. Durch Richters Bilder wurde ein noch größeres Verbrechen der Deutschen erlebbar und erfahrbar: Deutsche haben jüdische Männer gezwungen, jüdische Frauen und Männer zu ermorden.

Was ist das Ergebnis des psychoanalytischen Close Seeing der Gruppe von Betrachtenden?

Birkenau ist im Gegensatz zu den Fotografien kein Abbild von realen Zerstörungsprozessen. Richters Bilder sind vielmehr auf neuem bildnerischen Niveau, also auf abstrahiert-inkoloriertem, komplex synästhetisch-symbolischen Niveau die Zerstörungsprozesse selber. Es sind Zerstörungsprozesse auf dem Niveau neuer bildnerischer und sublimierter Materialobjekte. Auf diesem Niveau wird die Destruktion nicht abgebildet, sondern im neuen bildlichen Medium wird Destruktion vollzogen, in geschehendes Fühlen und Erinnern umgewandelt. Auf dem neuen bildlichen Niveau wird Zerstörungsgeschehen wahrgenommen, das auf den Fotos nicht wahrnehmbar war. Daher kann Richters Werk als ein ästhetisches Organ, als Wahrnehmungsorgan begriffen werden, das die latenten ungeheuerlichen Vernichtungsprozesse über Erleben wahrnehmbar macht, die auf der Oberfläche der manifesten Fotografien nicht erfahrbar waren; sie konnten von Betrachtern allenfalls intellektuell erschlossen oder abgeleitet werden. *Birkenau* ist erleben, wahrnehmen, arbeiten, erinnern und (an)denken in Bildern in dem neuen Medium der Formen und Farben. Gerhard Richters Transformationen von vier Fotografien aus dem Dunklen ins Licht, aus dem Toten ins Lebendige, aus Vergangenem ins Gegenwärtige, aus Dokumentarischem ins Wirkliche, aus den registrierten Abbildungen in bildnerisches Geschehen, aus dem Fotoarchiv in Bildakte sind es, was *Birkenau* zu einem Denken in Bilder erhebt.

Sind sie noch mehr als nur Denken? Mahnmal, Denkmal, Epitaph? Vermutlich wollte Richter das nicht, weil er einmal sagte: »Ich suche nach dem Gegenstand und dem Bild, nicht nach der Malerei oder dem Bild der Malerei, sondern nach unserem Bild, unserem Aussehen und Ansehen und unserer Ansicht, verbindlich und total. [...] Es geht überhaupt nicht darum Bilder zu malen, weil Malen eine moralische Handlung ist« (Richter, 2008, S. 278).

Welche Darstellungs- und Bildtheorie mochte Richter dann verfolgt haben? Welche Theorie im Gegensatz zu G. Didi-Huberman, der von den Fotos als Fakt und Fetisch, als Schein-Bild, als Montage und Lüge sprach? Weiter gefragt: Welche Darstellbarkeits- und Bildtheorie hat Richter im Gegensatz zu C. Lanzmanns *Shoah* verfolgt? Lanzmann erreichte Darstellbarkeit während der zehn Drehperioden von *Shoah* zwischen 1976 und 1981 durch filmische Performance-Prozesse. Und zwar über besondere Interviews mit Abraham Bomba, einem der Arbeitsjuden in Treblinka. Er war einer der Friseure, die den Juden nach der Selektion auf der Rampe auf dem Weg in die Gaskammer die Haare schneiden mussten, ohne den Gang in den Tod zu verraten. Noch immer wirkte das mit sofortiger Verbrennung bewehrte Verbot. Lanzmann mietete einen Friseursalon in Tel Aviv, um Bomba beim Gespräch wieder Haare schneiden zu lassen. Über die Körper-Bewegungs-Erinnerungen, über die Kinästhesie des Körper-Ich, kamen Bombas Gefühle und Erinnerungen mit voller Wucht zurück.

Transformation von neurophysiologischen Daten (Recall) in emotionale Erfahrung (Erinnerung)

In der Darstellbarkeit geht es Richter um den Geschehenscharakter des Bedeutens. Die bündigste und zutreffendste Beschreibung der Differenz von Fotografie und Richters Malerei könnte in Donald Meltzers psychoanalytischer Bildtheorie gefunden werden. Nach seiner Bildtheorie geht es dann in Richters Mal- und Bildakten darum, [1.] die »Bedeutung emotionaler Erfahrung zu erleben und dergestalt dafür zu sorgen, dass diese [2.] in der *psychisch* (statt nur fotografisch-neurophysiologisch) arbeitenden Erinnerung (Memory vs. Recall) gespeichert sowie [3.] zum Denken verwendet (statt bloß zum Gegenstand mathematischer und logischer [also wissenschaftlich-kunsthistorischer] Operationen gemacht) und [4.] in vielfältige symbolische Formen zur Mitteilung von Ideen umgewandelt (statt nur als Informationspartikel weitergegeben) werden können. Zwar kann das Symbolische als Wesenskern der vom *Gehirn* unterschiedenen *Psyche* gelten, aber erst [5.] seine Ausbildung zu entwickelten Formen ist die entscheidende Funktion, die den Menschen von anderen Tieren trennt« (Meltzer, 2009, S. 16), die Richters verarbeitende Malerei von der fotografischen Gefräßigkeit der Sil-

berjodid- oder Pixelschicht der Dokumentation trennt (Meltzer & Stokes, 2006, S. 275–300).

Denn was war im Gegensatz zu Richters Auffassung das Schicksal der Fotografien seit 1944 gewesen? Die Fotografien waren in Vergessenheit geratene Registrierungen geblieben. Sie hatten kaum Bedeutungen des Erlebens, der emotionalen Erfahrungen und der Resonanz vermittelt. Wegen der ausbleibenden Bedeutungen konnten sie nicht dafür sorgen, dass ihre ihnen zugrunde liegenden geschichtlichen Fakten in die psychisch arbeitende Erinnerung aufgenommen und dort zum Denken verwendet und in vielfältige synästhetische und symbolische Formen zur Mitteilung von Ideen umgewandelt werden konnten. Sie wurden allenfalls als Gegenstand wissenschaftlich-historischer Operationen oder pornografischer Schändung benutzt. Sie landeten in neurophysiologisch arbeitenden Speichern (Recall, Bildarchive, Digitalarchive, Museum) statt in psychisch weiterarbeitenden Erinnerungsvorstellungen, Bildvorstellungen, Klangvorstellungen, Geruchsvorstellungen, Bewegungsvorstellungen, szenischen Vorstellungen und Wortvorstellungen. Die Fotos blieben zu Informationspartikeln erstarrt, sie konnten nicht in Synästhesien und Symbolen, zu Mitteilungen und wirksamen Ideen und zum Denken weiter transformiert werden. Dass Richter die Transformation in wirksames Denken und in wirksame Ideen gelang, mögen die beiden folgenden Abbildungen zeigen.

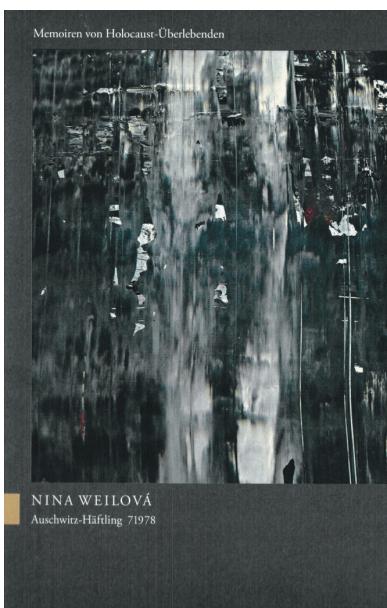
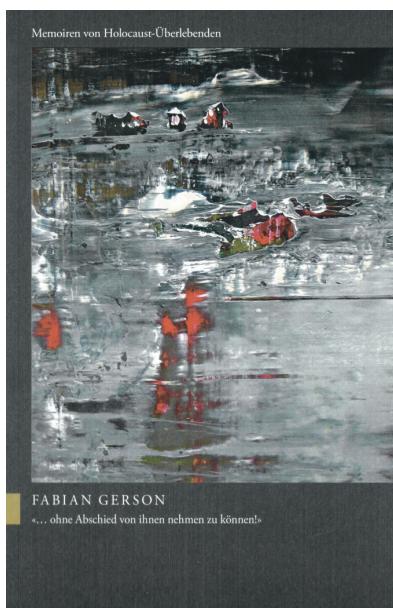


Abbildung 9

Abbildung 9 zeigt Ausschnitte aus *Birkenau*, die als Cover für 15 Hefte freigegeben wurden: »Mit meiner Vergangenheit lebe ich«. Memoiren von Holocaust-Überlebenden. Herausgegeben von Ivan Lefkovits. Mit 15 Bildern von Gerhard Richter. Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag. 2016.



Abbildung 10

Abbildung 10 zeigt die gegenwärtige Hängung der vier Gemälde in der Eingangshalle des Berliner Reichstagsgebäudes. Die nun erzielte vertikale Hängung am Stützpfiler des Architravs ruft den Schlot des Krematoriums V ins Bewusstsein.

Abbildungsnachweise

Abbildung 1: Installationsansicht des vierteiligen Gemäldezyklus *Birkenau* (937/1-4) von Gerhard Richter © Gerhard Richter 2020 (09062020), Foto: David Brandt, Gerhard Richter Archiv Dresden.

Abbildung 2: Alberto Errera, Mitglied des Sonderkommandos von Auschwitz, August 1944, Einäscherung vergaster Menschen unter freien Himmel vor der Gaskammer des Krematoriums V von Auschwitz (Negativ Nr. 281, The State Museum Auschwitz-Birkenau in Oświęcim).

Abbildung 3: Alberto Errera, Mitglied des Sonderkommandos von Auschwitz, August 1944, Frauen auf dem Weg in die Gaskammer des Krematoriums V von Auschwitz (Negativ Nr. 282, The State Museum Auschwitz-Birkenau in Oświęcim).

- Abbildung 4: Gerhard Richter, *Birkenau* (CR 937 B) Installationsansicht, The Withworth, Manchester, 2015. Aus *Gerhard Richter. Birkenau. Katalog Museum Frieder Burda, Baden-Baden.* Hrsg. von H. Friedel für Museum Frieder Burda. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König, 2016, S. 26 © Gerhard Richter 2020 (09062020).
- Abbildung 5: Gerhard Richter, *Birkenau* (CR 937-4). Aus *Gerhard Richter. Birkenau. Katalog Museum Frieder Burda, Baden-Baden.* Hrsg. von H. Friedel für Museum Frieder Burda. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König, 2016, S. 25 © Gerhard Richter 2020 (09062020).
- Abbildung 6: Teilansicht des Buchcovers von *Gerhard Richter. Birkenau. Katalog Museum Frieder Burda, Baden-Baden.* Hrsg. von H. Friedel für Museum Frieder Burda. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König, 2016 © Gerhard Richter 2020 (09062020).
- Abbildung 7: Coverausschnitt von *Gerhard Richter. Birkenau. Katalog Museum Frieder Burda, Baden-Baden.* Hrsg. von H. Friedel für Museum Frieder Burda. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König, 2016 © Gerhard Richter 2020 (09062020).
- Abbildung 8: Gerhard Richter, *Birkenau* (Zustände am 29. Juli 2014 und 3. August 2014). Aus *Gerhard Richter. Birkenau. Katalog Museum Frieder Burda, Baden-Baden.* Hrsg. von H. Friedel für Museum Frieder Burda. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König, 2016, S. 12 © Gerhard Richter 2020 (09062020).
- Abbildung 9: 2 Ausschnitte aus Gerhard Richter, *Birkenau* (© Gerhard Richter 2020 [09062020]) als Cover 2 Hefte der 15-Bändigen Ausgabe »*Mit meiner Vergangenheit lebe ich. Mémoires von Holocaust-Überlebenden.* Hrsg. von I. Lefkovits. Mit 15 Bildern von Gerhard Richter. Frankfurt/M.: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, 2016.
- Abbildung 10: Gerhard Richter, *Birkenau* (Fotofassung) in der Eingangshalle des Berliner Reichstagsgebäudes © Gerhard Richter 2020 (09062020).

Literatur

- Albers, J. (1963/1997). *Interaction of Color. Grundlegung einer Didaktik des Sehens.* Köln: DuMont.
- Bion, W. R. (1967/1984). *Second Thoughts. Selected Papers on Psychoanalysis.* London: Karnac.
- Boehm, G. (1994). *Was ist ein Bild?* München: Fink.
- Bredenkamp, H. (2015). *Der Bildakt.* Berlin: Wagenbach.
- Danckwardt, J. F. (2017). *Die Wahrnehmung der Bilder. Elemente einer psychoanalytischen Prozessästhetik. Entwicklung, Veränderung und Deformation als Prozessintegration.* Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Dannecker, K. (2010). *Psyche und Ästhetik. Die Transformationen der Kunsttherapie* (2. durchg. Aufl.). Berlin: Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft.
- Didi-Huberman, G. (2003/2007). *Bilder trotz allem.* München: Fink.
- Edschmid, K. (Hrsg.). (1920). *Schöpferische Konfession.* Berlin: Erich Reiß.
- Ehrenzweig, A. (1967/1974). *Ordnung im Chaos. Das Unbewusste in der Kunst.* München: Kindler.
- Eissler, K. (1980). Versuch über das archaische Lächeln. Eine Phantasie. In G. Jappe & C. Nedelmann (Hrsg.), *Zur Psychoanalyse der Objektbeziehungen* (S. 241–261). Stuttgart: frommann-holzboog.
- Freud, S. (1914b). Der Moses des Michelangelo. *GW X*, S. 172–201 (mit Nachtrag unter 1927b).
- Friedel, H. (2016). *Gerhard Richter BIRKENAU.* Köln: Verlag der Buchhandlung König.
- Kandinsky, W. (1912/1973). Über die Formfrage. In W. Kandinsky, (1955/1973), *Essays über Kunst und Künstler* (S. 15–45). Hrsg. v. M. Bill. Bern: Benteli.
- Kandinsky, W. (1955/1973). *Essays über Kunst und Künstler.* Hrsg. v. M. Bill. Bern: Benteli.

- Kiedaisch, P. (Hrsg.). (1995). *Lyrik nach Auschwitz. Adorno und die Dichter*. Stuttgart: Reclam.
- Klee, P. (1921f.). *Beiträge zur bildnerischen Formenlehre. Faksimilierte Ausgabe des Originalmanuskripts von Paul Klee erstem Vortragszyklus am Staatlichen Bauhaus Weimar*. Hrsg. v. J. Glaesemer. Basel, Stuttgart: Schwabe.
- Klee, P. (1920/1976). Beitrag für den Sammelband Schöpferische Konfession. In K. Edschmid (Hrsg.), *Tribüne der Kunst und Zeit. Eine Schriftensammlung. Bd. XIII*. Wiederabdruck in Geelhaar, C. (Hrsg.). (1976). *Paul Klee Schriften, Rezensionen und Aufsätze* (S. 118–122).
- Klein, M. (1946). Bemerkungen über einige schizoide Mechanismen. In M. Klein (1983), *Das Seelenleben des Kleinkindes* (S. 131–163). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lefkovits, I. (2016). Bergen-Belsen, vollendet-unvollendet. In »Mit meiner Vergangenheit lebe ich«. *Memoiren von Holocaust-Überlebenden*. Hrsg. von I. Lefkovits, Heft 8. Mit 15 Bildern von Gerhard Richter. Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag.
- Loewald, H. (1980/1986). Psychoanalyse als Kunst und der Phantasiecharakter der psychoanalytischen Situation. In H. Loewald, *Psychoanalyse. Aufsätze aus den Jahren 1951–1979* (S. 341–363). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Magritte, R. (2017). *Der Verrat der Bilder*. Hrsg. v. D. Ottinger. München: Prestel.
- Meltzer, D. (1986/2009). *Studien zur erweiterten Metapsychologie. Bions Denken in der klinischen Praxis*. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Meltzer, D. & Stokes, A. (1963/2006). Die gesellschaftliche Grundlage der Kunst: Ein Dialog mit Adrian Stokes. In Meltzer, D. & Williams, H. D. (2006 [1988]). *Die Wahrnehmung von Schönheit. Der ästhetische Konflikt in Entwicklung und Kunst* (S. 275–300), Tübingen: edition discord.
- Milner, M. (1950/1971). *On Not Being Able to Paint* (2. Aufl.). Oxford: Heinemann.
- Prange, R. (1991). *Das Kristalline als Kunstsymbol. Bruno Taut und Paul Klee. Zur Reflexion des Abstrakten in der Kunst und Kunsttheorie der Moderne*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms.
- Reiche, R. (2001). *Mutterseelenallein. Kunst, Form und Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Stroemfeld/Nexus.
- Reiche, R. (2011). *Mutterseelenallein #2. Das Tabu der Schönheit in Kunst und Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Stroemfeld/Nexus.
- Richter, G. (2008). Texte 1961 bis 2007. In G. Richter, *Schriften, Interviews, Briefe*. Köln: Verlag der Buchhandlung Walter König.
- Richter, G. (2015). *Atlas*. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König.
- Richter, G. (2016). *Birkenau*. Hrsg. v. H. Friedel. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König.
- Rosenkranz, K. (1853/1996). *Ästhetik des Häßlichen*. Hrsg. u. Nachwort v. D. Kliche. Leipzig: Reclam.
- Stoll, R. W. & Löffler, Th. (2009). dass hinfert keine Zeit mehr sein soll. Max Beckmanns »Apokalypse«-Zyklus im Fokus neuer Musik. Mainz: Schott.

Der Autor

Joachim F. Danckwardt, geboren 1939, Dr. med., ausgebildet in Choreographie, Medizin, Psychiatrie, Psychotherapie und Psychoanalyse (IPA/DPV), war 1992–1998 im Vorstand der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung tätig und 1994–1996 ihr Vorsitzender. 2010 erhielt er den Wolfgang Loch Preis. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Konstituierungs- und Transformationsprozesse in Psychoanalyse, Kunst, Literatur, Medien und Psychopharmakotherapie.

Kontakt per E-Mail: JFDanckwardt@t-online.de; Homepage: danckwardt.homepage.t-online.de

Der Brunnenvergifter

Juli Zehs *Unterleuten* als transgenerationale Spaltungs-Szenerie

Michael J. Froese

»Und wie in der alten Heilkunde nur das Feuer die Wunden des Feuers heilt, nur das Messer die des Messers schließt, sind es die geheimen Verbindungen zum Unmenschlichen, was es der Phantasie, was es der Literatur möglich macht, der bedrohten Menschlichkeit beizustehen.«

Peter von Matt (1972)

Träume und Literatur

Thomas Ogden gibt auf die Frage, weshalb Menschen in psychotherapeutische Behandlung kommen, eine erstaunlich einfache Antwort: Sie brauchen uns, weil wichtige Träume in ihnen nicht entstehen oder nicht zu ihrem Ende kommen, da sie zu viel Angst machen. Sigmund Freuds genialer Entdeckung, den Traum als direkten Weg ins Unbewusste zu sehen, folgen wir noch immer. Allerdings wissen wir heute mehr darüber, was Träumen noch ausmacht. Wilfred Bion fand, wir träumen nicht nur während des Schlafs. Unsere Phantasien, unser bewusstes wie auch das vorbewusste Denken werden von Prozessen getragen, in denen das Unbewusste unaufhörlich daran arbeitet, psychischem Material Sinn zu geben.

Was liegt nun näher, als einen Roman unserer Zeit daraufhin zu befragen, wie die Verarbeitung von Lebensrealität jemandem gelingt, der literarisch begabt ist und von Berufs wegen träumt. Juli Zeh ist promovierte Juristin und eine streitbare Intellektuelle. Schon ihr Debütroman *Adler und Engel* aus dem Jahr 2001 wurde in 35 Sprachen übersetzt. Mit Literaturpreisen geehrt, ist sie 2018 in Brandenburg zur Verfassungsrichterin gewählt worden. In einem Interview erzählt Juli Zeh, wie sie sich – nachdem sie in Berlin keine Wohnung fand – für ein Haus in der Prignitz entschied. Der Schock, freiwillig in ein ostdeutsches Dorf gegangen zu sein, war offenbar heftig. Jedenfalls nimmt sie sich zehn Jahre Zeit, um ihre Erlebnisse in einem Roman zu verarbeiten. Sie nennt diesen doppelsinnig *Unterleuten*. Er erscheint 2016 und wird zur Vorlage für Theaterstücke, ein Hörspiel, einen ZDF Dreiteiler. Die Handlung von *Unterleuten* spielt im Sommer 2010. Die AfD entsteht 2013; PEGIDA wird 2014 in Dresden gegründet.

Ein realer Suizid als Ausgang für einen Gesellschaftsroman? So waren bereits die Pioniere dieses literarischen Genres gestartet. Schon Flaubert und Tolstoi sezierten ihre Zeit aus der Perspektive unerträglicher Verzweiflung ihrer Hauptperson. Juli Zeh holt uns an diesem Schrecken ab, um in den Spiegel unserer Zeit zu sehen. Hier stirbt ein ostdeutscher Bauer. Sein Tod in einem idyllischen Dorf kann archaischer nicht sein. Er steigt in die Frischwasser-Aufbereitungsanlage, die er einst für das Dorf hat bauen lassen. Dort schneidet er sich die Pulsadern auf und lässt sich in das Wasser fallen. Sein Blut, seine Leiche treiben drei Wochen im Brunnen. Dieser grausame Tod sei für Juli Zeh der Anlass gewesen, den Roman zu schreiben. Sie sei circa 80 Mal in das Dorf gefahren und habe dort mit seinen Bewohnerinnen und Bewohnern gesprochen, um ihn zu verstehen.

Die Zwangskollektivierung hinterließ in der Familie des Bauern Rudolf Gombrowski traumatische Spuren. Nach Belagerung, Anzünden seines Hofes und dessen Übernahme durch die LPG erkrankt sein Vater schwer. Gombrowski verspricht ihm auf dem Totenbett, alles dafür zu tun, den Hof in die Familie zurückzuholen. Er studiert, macht in der DDR Karriere, wird LPG-Vorsitzender. Nach 1989 kommt es zu Reprivatisierungen. Aus der Genossenschaft soll jetzt eine GmbH werden. Nun weigert sich unter anderem der Kleinbauernsohn in die GmbH zu gehen. Jetzt wird Gombrowski zum Aggressor und macht sich schuldig. In diese Konfliktlage geraten die jungen Städter aus dem Westen, die lange nicht verstehen, weshalb ihnen so viel Abneigung entgegenschlägt. Als schließlich Windräder im Dorf gebaut werden sollen, spitzt sich der bislang latent gebliebene Ost-West-Konflikt zu und es kommt zu dem schrecklichen Suizid.

Auch mich als Leser beschäftigt der grausame Selbstmord. Welche Verzweiflung mag diesen Mann getrieben, welch hilflose, ohnmächtige Wut überwältigt haben? Wieso tötet er sich an einem so besonderen Ort, den er selbst für das Dorf hat bauen lassen? Und verkehrt gleichsam die Versorgung des Dorfes mit frischem Wasser in die Vergiftung mit seinem Blut. Mir fiel das Motiv der Brunnenvergiftung ein. In Kriegen gilt sie als eine perfide Möglichkeit, den Feind ins Mark zu treffen. Denn Wasser ist Leben. Im Mittelalter wurde sie oft den Juden unterstellt, um diese anschließend lynch zu können. Eine Kollegin, mit der ich sprach, fand sogar: Die Selbsttötung erinnere sie an Jesu' Selbstopferung: »Nehmt, dies ist mein Leib – mein Blut für eure Sünden!«. Auch wenn man nicht religiös interpretiert, bleibt die Vorstellung gescheiterter Größe in der schrecklichen Tat dieses verzweifelten Mannes erhalten.

Später fällt mir etwas auf, das sich bald als eine Form kollektiver Verdrängung entpuppt. Beim nochmaligen Lesen des Romans war ich ganz in das interessant geschilderte Dorfleben eingetaucht und hatte den Suizid des ostdeutschen Bauern fast völlig vergessen. Das war ganz eigenartig, denn der Selbstmord war eindeutig Ausgangs- und Endpunkt der Geschichte. Von Freunden und Kollegen erfuhr ich, es sei ihnen ähnlich ergangen. Auch in Buchbesprechungen und Interviews blieb

der Suizid unerwähnt. Juli Zeh selbst sprach lieber über Themen der Zeit, über Politik oder Persönliches als über das dramatische Scheitern ihrer Hauptperson. Aber der Suizid steht nicht allein. Auch für die junge Zugezogene Linda Franzen geht es nicht gut aus. Obwohl sie clever ihr Geschäft macht, muss sie das Feld räumen. Ihr Partner bricht sich das Genick. Auch deren Scheitern gerät in der öffentlichen Wahrnehmung in den Hintergrund.

Unterleuten – einige Szenen

Die Autorin kommt unmittelbar zu ihrer Sache. Nichts von dörflicher Idylle, nichts über die poetisch benannten Nachbarorte *Seelenheil* und *Alt-Väter*, wo von noch der Klappentext schwelgt. Nur der Leser mag die eine oder andere symbolische Wegmarke in seinem Gedächtnis deponieren. Juli Zeh erzählt aus dem Inneren ihrer Personen. Und sie führt uns direkt in ein Dorf und seine Konflikte. Schon im zweiten Satz stöhnt Jule, eine junge zugezogene Westdeutsche: »Ich halte das nicht mehr aus!« Zuerst stellt uns die Autorin die junge Mutter und ihren Mann Gerhard vor. Gerhard ist Umweltschützer, ein Soziologe, sie seine 20 Jahre jüngere, ehemalige Studentin. Deren Nachbar, Schaller, versucht beide mit dem ätzenden Rauch brennender Gummireifen auf ihrem Grundstück zu terrorisieren. Gerhard hat sich unbeliebt gemacht. Er nutzt seine Macht als Vogelschützer, Bauvorhaben mit kleinlichen Vorschriften zu blockieren. Er unterschätzt wie andere, aus Westdeutschland Zugezogene, Wirksamkeit und potenzielle Macht der überkommenen Beziehungsnetze der alten Solidargemeinschaft DDR. Außerdem fehlt auf dem Dorf der Schutz großstädtischer Anonymität.

Die Autorin stellt uns ihr Personal, Dorfbewohner wie Zugereiste, in ihren jeweiligen Konflikten vor. Sie nimmt uns mit in deren Inneres. Das spricht an. Juli Zebs Sprache – lebendig, schnörkellos. Sie legt Wert auf Details, zeigt kaum Respekt vor komplexen Zusammenhängen. Sie spitzt zu, erzählt spannend. In Unterleuten könnte ein Tatort spielen. Und – sie liebt das Spiel. So schickt sie ihrem Roman einen Ratgeber mit dem Titel *Dein Erfolg* voraus, den sie selbst unter dem Pseudonym Manfred Gortz, verfasst. Den legt sie ihrer weiblichen Hauptperson Linda gleichsam auf den Nachttisch. Immer, wenn sich diese junge, touche Frau unsicher fühlt, baut sie sich mit Gortz' simplen Erfolgssuggestionen wieder auf. Juli Zeh stellt mehrere Internetseiten ins Netz, die sich auf Unterleuten beziehen, um dem fiktiven Ort eine vermeintliche Authentizität zu verleihen. Indem wir Leser Dorf, Wirtshaus und Vogelschutzverein finden, erweitert sie den Bedeutungsraum des Buches in zeitgemäß digitaler Weise. So wird Unterleuten vom nur fiktiven zum symbolischen Ereignis. Das hat seine Wirkung. Auch ich musste mich zwischen durch fragen, ob Unterleuten tatsächlich existiert und die Geschichte vielleicht

sogar stimmt. Was zeichnet einen Roman mehr aus, als dass man seine Fiktionalität zugunsten von Wahrhaftigkeit bezweifelt?

Die folgende Szene fungiert wie ein Türöffner für die historische Dimension des gesamten Textes. Juli Zeh beschreibt den Moment, in welchem Gerhard sich für den Kauf seines Hauses im Dorf entscheidet:

»Auf dem Weg in die Küche nahm er sich ein paar Sekunden, um das Federn der Dielen unter seinen Füßen zu genießen. Das alte Kiefernholz gab ein sattes Knarzen von sich, als hätte es hundert Jahre lang die Geräusche sämtlicher Schritte in sich bewahrt. [...] Gerhard hatte die Türklinke angestarrt, ein schönes Stück aus Messing, geschwungen und mit einer schneckenförmigen Verzierung am Ende. Die Klinke musste weit über hundert Jahre alt sein, und diese Erkenntnis lähmte ihn wie ein Schock. Als die Klinke an der Tür befestigt wurde, hatten die Leute, die das bezahlten, noch nichts von zwei bevorstehenden Weltkriegen gewusst. [...] Für sämtliche Bewohner des Hauses war der Augenblick gekommen, in dem sie diese Klinke zum allerletzten Mal berührten. Plötzlich wollte Gerhard, dass es ihm genauso erginge. Auch er wollte eine Phase im Leben der Klinke sein, die sich nach seinem Tod immer noch an ihrem Platz befinden würde. Er wusste jetzt, dass er dieses Haus erwerben musste« (Zeh, 2016, S. 14f.).

Der Soziologe Gerhard möchte dazugehören. Angesichts des so interessant anzusehenden Türbeschlags spürt er das Bedürfnis, Teil einer konkreten Gemeinschaft zu werden. Überraschend, aber einleuchtend die Einflechtung beider Weltkriege, die Juli Zeh in ihre subtile Beobachtung aufnimmt. So bekommt ihre Geschichte eine transgenerationale Dimension. Zu den wichtigen Personen des Dorfes gehören der Altkommunist Kron und sein Widersacher Gombrowski. Kron legt die Autorin folgende Suade über den Zustand der heutigen Politik in den Mund:

»Die neoliberalen Ideologien, getarnt als Mischung aus Pragmatismus und Leistungsgerechtigkeit, eroberte den letzten Winkel des gesellschaftlichen Lebens. Zu Zeiten der Stasi wurde weniger beobachtet, abgehört, gedroht und gefeuert als heute« (ebd., S. 107f.).

»Im Spätkapitalismus gab es keine Gesellschaft mehr, sondern nur noch ein Gesellschaftsspiel, dessen Ziel darin bestand, die kläglichen Überreste von Politik möglichst gekonnt in Unterhaltungswert umzusetzen. Da die Politiker nach eigenem Verständnis ohnehin nichts mehr zu entscheiden hatten, verwandelten sie sich in Politikdarsteller, deren Hauptaufgabe in Emotionstheater, Überzeugungsinszenierung und Entscheidungssimulation bestand. In gewisser Weise war das Kunst. Es gab Empörungsarien, Schuldzuweisungssinfonien und Forderungsballaden« (ebd., S. 114f.).

Die Pferdefrau Linda Franzen ist die weibliche Hauptperson des Romans. Schon als Kind in Tiere vernarrt, setzt sie durch, einen zum Stehen unfähig geborenen Hengst aufziehen zu dürfen. Seitdem kennt sie ihre Berufung: den empathischen Umgang mit Pferden. In Unterleuten nun möchte sie sich mit einem eigenen Hof selbstständig machen. Da Juli Zeh uns Lesern und Leserinnen an anderer Stelle (Zeh, 2019) verrät, wie sehr sie Jonathan Franzen als Autor schätzt, und auch wissen lässt, welch Leidenschaft sie selbst für Pferde empfindet, dürfen wir wohl Linda, ohne unnötig zu spekulieren, als ihr Alter Ego im Roman ansehen.

Kron und Gombrowski sind die Partner in Juli Zehs zentralem Konflikt. Obwohl der Sozialismus seit 1989 besiegt ist, bekämpfen sich der Sohn des Kleinbauern und der Großbauernsohn noch immer bis aufs Messer. Während Gombrowski für das wirtschaftliche Überleben seiner Landwirtschafts-GmbH eintritt und Kron sich ihm in vielen anderen Fragen des Dorflebens entgegenstellt, bestimmt ein traumatisches Skript aus der Vergangenheit den Umgang beider Männer, über das wir Zug um Zug von der Autorin erfahren. Rudolf Gombrowski ist ein typisches Nachkriegskind: Zu der Zeit nach dem Krieg, als Gombrowski geboren wurde,

»fehlte es an allem – Geld, Saatgut, Pferden, Dünger, Werkzeug, Männern, Zuversicht. [...] Eine seiner ersten Erinnerungen bestand darin, dass er einer Katze beim Vertilgen einer Maus zusah und dabei ein Hungergefühl verspürte. Als Gombrowskis Vater glaubte, es könnte nicht mehr schlimmer kommen, nahm die Kollektivierung ihren Anfang. Er war jetzt nicht mehr Landwirt, sondern Klassenfeind. [...] Aber Gombrowskis Vater gab nicht auf. Er verfügte über ein Kapital, das ihm keiner nehmen konnte: gute Beziehungen in die umliegenden Dörfer. [...] Bis 1960 gelang es dem Alten, sich im Sattel zu halten. [...] Bis der sozialistische Frühling über das Land hinwegrollte. Weil die kollektivierten Betriebe nicht die gewünschten Ergebnisse erzielten, beschloss die Partei, Feuer mit Öl zu löschen und die flächendeckende Zwangskollektivierung einzuleiten.« (Zeh, 2016, S. 94ff.)

Später sehen wir den jugendlichen Gombrowski, der – zu Tode geängstigt – miterleben muss, wie ein bunt zusammengewürfelter Haufen von FDJ-lern, Partei- und Stasileuten nach drei Tagen Belagerung den väterlichen Hof verwüsteten und den Kornspeicher anzündeten. Nachhaltig prägt sich ihm Krons wutverzerrtes Gesicht ein. Sein Vater erkrankt über diesen Ereignissen schwer. Kurz vor seinem Tod ereignet sich diese etwas rätselhafte Szene.

»Gombrowski war sechzehn, als die Ärzte seinen Vater aufgaben. In seiner Verzweiflung versprach er dem sterbenden Mann, dass er Agrarwissenschaften studieren, in die LPG eintreten und sich eine Führungsposition erarbeiten werde. Eines Tages würde es ihm gelingen, die Ländereien in den Besitz der Gombrowskis zurückzubringen,

zum Wohl der Familie und des ganzen Dorfes. Der Alte winkte ab, schloss die Augen und schickte ihn aus dem Raum» (ebd., S. 187).

Nach der Wende verwandelt sich die Welt in ein Kartenhaus. Dennoch besitzt Gombrowski als LPG-Vorsitzender ein stabiles Zentrum. Sein Kampf um die Bewahrung des Familienerbes tritt nun in eine neue Phase. Gombrowski gelingt es, die LPG in eine GmbH zu überführen, mit ihm als Geschäftsführer. Aber nicht alle wollen mitmachen. Sein Projekt ist in Gefahr. Denn müsste man diejenigen auszahlen, die nicht in der GmbH bleiben wollen, es bliebe zu wenig Grundkapital für die »Ökologica«. Kron nutzt diese Chance, Gombrowski unter Druck zu setzen, zu einem Machtkampf. In dessen Folge wird er allerdings bei einem mysteriösen Vorfall im Wald auf Gombrowskis Geheiß zum Krüppel geschlagen.

Neue Fronten

Gekonnt setzt Juli Zeh das Falkenereignis des Romans in Szene. Der smarte Vertreter einer Windrad-Firma wirbt bei den versammelten Dorfpublikum um Zustimmung zum Bau von zehn Windrädern. Wie sich herausstellt, ist Widerstand gegen die Anlage theoretisch erlaubt, praktisch aber sinnlos. Denn die relevanten politischen Entscheidungen sind in der Landeshauptstadt längst gefallen. Linda weiß um das Interesse Gombrowskis und eines süddeutschen Spekulanten am Windradgeschäft. Beide brauchen hierfür zwei Hektar Land, die Linda gehören. Gombrowski will mit ihnen seine von Konkurs bedrohte GmbH retten. Der Spekulant sucht allein den Profit. Mit rheinischer Unbekümmertheit und weiblicher Raffinesse geht die junge Frau ihre Sache an. Der Spekulant hat Linda mit der Phantasie, sie nach Geschäftsabschluss gepflegt zu verführen, ins Berliner Hotel Adlon eingeladen. Sie weiß um den Wert ihres Bodens und erinnert sich lebhaft, wie er einst, ihren mit weiblichen Mitteln gewürzten Versuch, ihm Land für ihre Pferde abzukaufen, kalt abblitzen ließ.

Sie erscheint mit nassen Haaren, erläutert knapp ihre Forderung und gibt ihm wenige Minuten Bedenkzeit. Während sie ihre Haare trockne, könne er sich entscheiden, ob er die beiden Hektar Land für 50.000 € kaufen wolle. Obwohl dieser Preis dem Spekulant die Sprache verschlägt, stimmt er zu. Man meint, Juli Zeh schmunzeln zu sehen, wie sie die notarielle Beurkundung des Kaufes zu eben jener Zeit und in der Notarkanzlei spielen lässt, die eigentlich Gombrowski für die Beurkundung seines Geschäftes mit ihr reserviert hatte. Denn dem hatte sie das Land als Gegenleistung für das Beschaffen der Baugenehmigung für ihren Pferdehof versprochen.

Linda teilt Gombrowski diesen Verrat auch selbst mit. Danach geht der Bauer zum ersten Mal k. o. Die Scham, von einer jungen, ihm sympathischen Frau betro-

gen worden zu sein – groß. Sein Bemühen für das Dorf, seine Mitmenschen, seine Familie – jetzt vielleicht umsonst. Der wirtschaftliche Untergang der Ökologica – wahrscheinlich. Die Hämme Krons – ganz und gar unerträglich. So existenziell taumelnd wendet er sich an seine Frau. Als er ihr das verlogene Geständnis macht, seine ehemalige Mitarbeiterin Hilde wäre nie seine Geliebte gewesen, sieht diese nur noch rot. Sie duscht, packt, bestellt ein Taxi, nimmt das letzte Wesen, das Gombrowski in Unterleuten noch liebt, seine Hündin, und verschwindet. Als Gombrowski das realisiert, ist er am Ende. Er steigt wenig später verzweifelt-wütend in den Unterleutner Frischwasser-Brunnen.

»Der Einstiegsdeckel des Schachts maß achtzig Zentimeter im Durchmesser. [...] Stufe für Stufe ließ er sich in den Schacht hinab, den schweren Deckel im Nacken balancierend, gebeugt wie Atlas unter der Weltkugel« (ebd., S. 619). »Aus Dunkelheit und Stille tauchte eine Erinnerung auf, eine Episode aus seiner Jugend, [...]. Nicht lange nach dem Brand im Kornspeicher, Gombrowski war dreizehn und fing gerade an, sich als Mann zu fühlen, hatte seine Mutter plötzlich beschlossen, sein Zimmer auszumisten und von jenen Spielsachen zu befreien, mit denen er sich schon lange nicht mehr beschäftigte. Sie drückte ihm eine Schachtel in die Arme mit der Anweisung, sie in den Keller zu bringen, [...] in das Endlager der wertlosen Dinge. Inmitten von Sperrmüll und Spinnweben hatte sich Gombrowski hingekniet und die Schachtel noch einmal geöffnet. Darin lagen seine Spielzeugsoldaten, übereinander und durcheinander, ohne Ordnung und Aufstellung, ohne Rücksicht auf Dienstgrad oder Funktion, ein wirrer Haufen von Miniaturkörpern. Wie Nadelstiche spürte er die anklagenden Blicke aus hundert kleinen Augenpaaren: Wie kannst du uns das antun? Du hast uns doch geliebt, wir waren immer für dich da, du bist doch unser General? Was haben wir getan, dass du uns die Treue brichst? Auf diese Fragen gab es keine Antwort, und Gombrowski hatte begriffen, was es bedeutet, erwachsen zu werden: den größtmöglichen und zugleich unvermeidlichen Verrat. Aus diesem Keller war er schuldig zurückgekehrt, [...]. Auch heute stand er wieder auf einer abwärtsführenden Treppe, nur dass er diesmal keine Spielzeugsoldaten, sondern sein gesamtes Leben in den Keller trug« (ebd., S. 621f.).

Am Ende bekommt der Spekulant die beiden Hektar des Bodens. Dort kann er jetzt zehn Windräder bauen lassen und Linda besitzt genug Geld für ihren Pferdehof. Bei der Rückfahrt vom Notar allerdings überschlägt sich ihr Toyota. Da das Auto dieses Mal ihr Partner fährt, bricht der sich auch sein Genick. Aus dem Nachwort erfahren wir, wie es weitergeht im Dorf: Lindas Partner überlebt, sie aber kehrt zurück in die niedersächsische Provinz, aus der sie kam. Gerhard agiert seine Wut in destruktiver Weise. In einem Streit mit Schaller verletzt er diesen schwer und muss dafür ins Gefängnis. Jule verlässt ihn und geht zurück nach Berlin. Kron gesteht seiner Tochter Kathrin, die ihm droht Unterleuten zu verlassen, wenn er

nicht rede, was in der ominösen Nacht tatsächlich geschah. Danach bleibt sie und wird die neue Bürgermeisterin.

Zum psychodramatischen Substrat des Romans

Die Zwangskollektivierung von 1960 macht Juli Zeh zum psychohistorischen Kristallisierungspunkt ihrer transgenerationalen Erzählung. In drei Monaten einer – später als »sozialistischer Frühling« bezeichneten Zeit – wurden circa 400.000 Bäuerinnen und Bauern gezwungen, Mitglied einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) zu werden. Danach flüchteten mehr als 15.000 in den Westen. Schauprozesse fanden statt. Mehr als 200 Enteignete nahmen sich das Leben. Schon nach 1945 hatte die sowjetische Besatzungsmacht mit deutschen Kommunisten auf Stalins persönliche Weisung hin alle Betriebe von über 100 Hektar Größe enteignet und sogenannten Neubauern übergeben. Die von der KPD damals erhofften spontanen Erhebungen mit wilden Enteignungen durch örtliche Gruppen blieben, trotz der Versuche sie künstlich zu inszenieren, ganz aus. Die Agitprop-Gruppen, die man 1960 schickte, waren dann – wie in *Unterleuten* beschrieben – wirksamer.

Juli Zeh lässt ihre Handlung in eben dieser Zeit beginnen. Wie lässt sich nun ihre Geschichte aus psychohistorischer Perspektive lesen? Peter von Matt (1972) schlug ein heuristisches Modell zur Interpretation von Literatur vor. Wie Freud geht er davon aus, den geschriebenen Text wie einen geträumten Traum zu lesen. Aber statt von latenten Textgedanken spricht von Matt vom psychodramatischen Substrat. Was ist damit gemeint? Matt versteht unter dem psychodramatischen Substrat nicht etwa die psychische Struktur des Autors oder der Autorin, sondern die durch historische Einflüsse entstandenen Verwerfungen des Psychodynamischen, speziell des Ödipalen, im dichterischen Stoff. Matt zeigt das am Beispiel des Vatermords an Geßler in Schillers *Wilhelm Tell*. Die emotionale Spannung und die Dramatik, die mit dem ödipalen Konflikt verbunden sind, bilden die unbewusste Struktur des jeweiligen Textes. Sie vermittelt dem literarischen Stück eine Statik, vergleichbar mit der Metallkonstruktion, die einer Brücke ihren Halt verleiht.

Carl Pietzcker (1996) hält an Matts Konzept fest, öffnet aber das relativ eng am Ödipalen orientierte Vorgehen von Matts zu psychodynamischen Phänomenen hin, die neben dem ödipalen Konflikt die unbewusste Struktur des Stücks prägen. Besondere Bedeutung bekommen bei Pietzcker die im Text aufscheinenden unbewussten Phantasien. Er sucht sie in markanten Szenen des Testes, aber auch in den die jeweilige Geschichte bestimmenden inhaltlichen Tendenzen.

»Wie ein Analytiker von einzelnen Teilchen der Rede eines Analysanden ausgeht und von ihnen her dessen unbewusste Szenen aufspürt, so will auch ich Phantasien

folgen, die in einzelnen Passagen, Szenen oder Bildern des Stücks auftauchen, ohne deren Stellenwert zu beachten, z. B. ob hier ein Mann oder eine Frau, eine ernste oder komische Figur in einer zentralen oder einer Randszene spricht, ob sie eine Vorstellung bejahen oder verneinen. Von den einzelnen Phantasien aus nähre ich mich dem untergründigen Szenarium der Gesamtphantasie» (Pietzcker, 1996, S. 85).

Von Matt und Pietzcker beschreiben als Literaturwissenschaftler, wie wir mit analytischem Verständnis den emotionalen Inhalt von Texten verstehen können. Jacques Lacan hat auf die besondere Bedeutung der symbolischen Dimension verwiesen. Seine Ansichten werden heute in der psychoanalytischen Community stärker beachtet. Hierbei spielt die Berücksichtigung von realen, imaginären und symbolischen Anteilen des Psychischen eine produktive Rolle. Diese Unterscheidung erscheint auch für die Analyse von Texten interessant.

Auch wenn ich *Unterleuten* hier nicht systematisch untersuchen kann, will ich doch auf eine zentrale unbewusste Phantasie im Roman eingehen. Bei dem selbst gewählten Auftrag Gombrowskis spielt die Vorstellung von zerstörter Einheit, gewaltsamer Trennung und fraglich geglückter Wiedervereinigung die herausragende Rolle. Juli Zeh erzählt ihre Geschichte so, als würde Gombrowski in der Rückführung des Besitzes die Möglichkeit sehen, das erlebte Familientrauma zu heilen. Diesem Ziel widmet er unbewusst sein Leben. Er überfordert mit dieser Haltung sich, seine Familie und macht sich Feinde unter seinen Mitmenschen. Wie tief das Trauma sitzt und wie heftig es nachwirkt, zeigt später die Wiederholung des Vereinigungskampfes um die Ökologica-Gründung. In Umkehrung der ursprünglichen Konstellation ist es jetzt Gombrowski, der um die Einheit seines Betriebes kämpft. Aber da ist mehr. Er kann sich den Kräften, die wir vom traumatischen Wiederholungzwang kennen, nicht entziehen und muss sich an seinem Widersacher rächen, als er die Macht hierzu in seinen Händen weiß. Er erreicht zwar sein Ziel. Aber seitdem ist er krank. Sein Leiden nennt er Schuld.

Parentifizierte Söhne

Wie wir aus psychohistorischen Forschungen wissen, kommt es in vielen Familien nach Kriegen oder gesellschaftlichen Umbrüchen zu Parentifizierungen durch die existenziell verunsichernden psychischen Erfahrungen der Eltern (Radebold et al., 2008; Froese, 2015, 2016). Im Roman spielen die seelischen Verletzungen der in zwei verlorenen Kriegen depotenzierten Väter eine besondere Rolle. Impulse, deren Stärke und Autorität wieder »aufrichten« zu wollen, finden wir nicht selten bei deren Söhnen. Dass in *Unterleuten* Gombrowski die existenzielle Bedrohung und persönliche Erniedrigung seines Vaters gerade in seiner Pubertät erlebt, mag erklären, weshalb sein selbst gewählter Auftrag zu einem so besonders nachhaltigen

inneren Programm gerät. Indem er dem todkranken Vater das Versprechen gibt, alles dafür zu tun, den verlorenen Hof in den Besitz der Familie zurückzuholen, sucht er symbolisch die väterliche Potenz wiederherzustellen.

Dazu zu gehören ist in einem Dorf lebenswichtig. Nicht nur die Zugezogenen sehnen sich nach Integration. Wir Leser und Leserinnen erfahren, wie Gombrowski Konflikte so regelt, dass der soziale Friede im Dorf gewahrt bleibt. Seine Devise »Gibst Du mir, geb' ich Dir!« ermöglicht Lösungen für alle. So versucht es der alte Bauer auch mit den jungen Leuten aus dem Westen. Aber genau hiermit scheitert er. Denn die Jungen halten sich nicht mehr an die alten Regeln. Um Zugehörigkeit ging es während der Zwangskollektivierung. Um Zugehörigkeit ging es erneut bei der Umwandlung der LPG in eine GmbH. Um die neue Zugehörigkeit zu den heute Erfolgreichen geht es aktuell. Um wegen entgleister »Maßnahmen« an Kron im Dorf nicht gemieden zu werden, bemüht sich Gombrowski um Wieder-gutmachung. Erst als alles schiefgeht, wendet sich sein Für-alle-da-sein-Wollen ins Ohnmächtig-Destruktive. Seine zwanghafte Sorge um die anderen verkehrt sich in ihr Gegenteil. Denn das unbedingte Wollen Linda Franzens sprengt den Rahmen: Sie gehorcht nicht mehr den Regeln des alten Wir, sondern sucht die unbedingte Verwirklichung ihres Ich.

Anders strukturiert sind die Wünsche nach Zugehörigkeit der Zugezogenen. Bereits beim Hauskauf zeigt Juli Zeh, wie sehr Gerhard nach Jahren des Herumirrens in den Labyrinthen der Stadt einer Gemeinschaft angehören will. Er steht für die Westler, die Geld und Know-how besitzen und von den Bewohnerinnen und Bewohnern des Dorfes als Fremde erlebt werden, die ihnen ihre nach der Wende unsicher gewordenen Existenzen streitig machen könnten. Auch deren Scheitern zeigt uns die Autorin in verschiedenen Varianten. Robi Friedmann (2019) hat anhand seines persönlichen Schicksals befreiende und heilsame Erfahrungen der Überwindung des Ausgeschlossen-Seins beschrieben, die er transpersonale Magie nennt. Menschen erleben es als ungemein verletzend, wenn sie aus ethnischen oder religiösen Gründen von ihrem sozialen Umfeld ausgeschlossen werden.

Wenn es nun einem Mitglied der nächsten Generation gelingt, im gleichen sozialen Bezugssystem einen Zugehörigkeitserfolg zu erringen, kann das helfen, die Wunden der ersten Generation zu heilen. Man kann wohl diesen Mechanismus, den wir primär aus Familien gut kennen, in seiner Bedeutung auch für die Integration von Fremden nicht hoch genug schätzen. Wie ein solcher Wunsch nach heilender Integration, Teil einer als ideal phantasierten dörflichen Gemeinde zu werden, scheitert, sehen wir im Buch: Westler, die integrierende Annahme bei den von der Wiedervereinigung gebeutelten Unterleutetern suchen, missverstehen deren existentielle Situation grundsätzlich. Und umgekehrt verweigern die Ostler den Westdeutschen ihre Empathie.

Wenn sich Juli Zeh so intensiv vor allem mit Gombrowski beschäftigt, dabei sein Leben und seine inneren Motive besonders ausleuchtet, bemüht sie sich

durchaus, die Schwierigkeiten der deutschen Vereinigung anhand von Szenen auf historisch drei markanten Zeitebenen zu verstehen. Sie schildert uns Entstehung und Weitergabe traumatisierender Erfahrungen aus der DDR-Nachkriegszeit, aus der Nachwendezeit im Osten und aus dem vereinigten Deutschland des Jahres 2010 in stimmiger Weise. Sie findet in Gombrowskis Selbstverpflichtung das Vehikel für eine über die Generationen reichende traumatische Entwicklung. Dass dieser Versuch eines Sohnes, seinen Vater nach erlittenem Trauma »heilen« zu wollen, in der Nachkriegszeit keine Seltenheit darstellt, wissen wir aus unseren Praxen. Aber wir kennen auch die Kehrseite dieser Art von Parentifizierung. Hier zeigt uns Juli Zeh eindrucksvoll, wie gerade der in Gombrowskis Selbstverpflichtung enthaltene Wiederholungszwang sich einerseits durchsetzt, zugleich aber auch zu seinem Scheitern führt.

Etwas fehlt in Unterleuten. Es gibt keine Kirche, keinen Pfarrer, keinen Sozialarbeiter, keine moralisch-vermittelnde Instanz, die sich um menschliche Schuld und Sühne kümmert. Partei, Stasi und Staat existieren nicht mehr. Dem Wegfall autoritärer Fürsorge hat die Demokratie bislang nichts Gleichwertiges entgegensezten können. Die Selbstermächtigung der Bürger trägt noch eher destruktive Züge. Es gibt einen cleveren Bürgermeister, sonst niemanden, der den Staat vertritt. Kron kann noch auf die Seilschaft frustrierter alter Genossen zurückgreifen. Als der Konflikt um die mit den Windrädern verbundenen Verdienstmöglichkeiten auftaucht, stehen sich die handelnden Parteien ungeschützt und rabiat gegenüber. Doch eine Attraktion besitzt das Dorf. Es sind die in der Gegend lebenden Großstrappen. Wegen dieser auch Kampfläufer genannten Vögel darf sich der Vogelschutzbund wichtig fühlen. Um diese seltenen Exemplare zu beobachten, kommen Besucher und Besucherinnen zu bestimmten Zeiten in Scharen. Unterleuten hat doch seinen Reiz!

Deutsche Zugehörigkeitstraumen

Offen geblieben ist die Frage, weshalb Gombrowskis Tod und Lindas Scheitern gern vergessen, verschwiegen oder abgespalten werden? Vermutlich sind die Schilderungen des jeweiligen Scheiterns und die mit ihm verbundenen unangenehmen Affekte nicht gut aushaltbar für Leser und Leserinnen. Vielleicht möchten wir sie lieber loswerden, als sie in Erinnerung behalten und uns mit ihnen auseinandersetzen? Das in Gombrowskis Tod zum Ausdruck kommende autoaggressive Potenzial schockiert und verstört. Die unverfrorene Kaltblütigkeit Lindas mag man kaum glauben. Auch diese Botschaft wird dem Lesepublikum zugemutet: »Es gibt Leute, die an der Demokratie zerbrechen!« Sie wiegt schwer, hält man doch im Westen gern das Leben in der Diktatur für das Schlimmere – und unterschätzt, wie sicher und geachtet viele, gerade sogenannte kleine Leute, im DDR-Sozialismus leben konnten.

Auch dass in *Unterleuten* nicht nur der alte Ost-Vater, sondern auch die junge West-Frau scheitert, wird erst auf den zweiten Blick sichtbar. Obwohl Juli Zeh kein Ost-West-Buch schreiben wollte, zeigt sie, wie gründlich Versuche des Miteinander-Lebens schiefgehen. Und dieses Scheitern wird ungern wahrgenommen. Gut zehn Jahre später ist das besser möglich. 2010, als die Geschichte spielt, haben es vor allem die Ostdeutschen schwer, ihre Daseinsgefühle bewusst wahrzunehmen und zu teilen. Heute gibt es für die Gekränkten, Verbitterten und Wütenden medialen Raum, demokratische Parteien, aber auch PEGIDA und die AfD. Jedenfalls ist man nicht mehr so allein, wie sich Gombrowski im Roman noch fühlt. Denn das aggressive Potenzial unter den Ostdeutschen hat mit der öffentlichen Resonanz für ihre Geschichte spürbar abgenommen.

Juli Zeh erzählt von deutscher Geschichte, von der Teilung, indem sie diese auf die Schicksale konkreter Familien herunterbricht. Eben darin lässt sich die symbolische Dimension des Romans sehen. Als sagte sie uns Lesenden zwischen ihren Zeilen, wie sehr die Wiedervereinigung am selbst gewählten Auftrag der Besitzenden krankt, das als Strafe für den Krieg verlorene Land und mit ihm die DDR wieder in Besitz genommen zu haben. Wie sehr sie sich mit diesem Auftrag noch unter dem traumatischen Einfluss des Krieges befinden, wie sehr sie sich selbst und ihre Nächsten mit seiner Erfüllung überfordern. Und bezogen auf die Ostdeutschen, wie sehr diese sich der spätkapitalistischen Moral gegenüber noch trotzig-wehrlos verhalten.

Fazit

Insgesamt lesen wir Juli Zehs lebendige Schilderungen unseres Lebens im wieder vereinigten Osten gern. Sie bilden aber die Oberfläche. *Unterleuten* besitzt eine bewegende Tiefe. In ihr finden wir Leser und Leserinnen ein dramatisches Substrat, das uns in zeitgemäßer Form das Emotionale zeigt: Gerade auf dem Dorf, wo es so schön und einfach sein könnte, finden wir Himmel und Hölle. Wie die Autorin ihre Handlung in die historischen Ereignisse um die Zwangskollektivierung in der DDR, die »Zwangsprivatisierung« nach der deutschen Vereinigung und die Auseinandersetzungen um das Windrad-Geschäft stellt, erweist sich als komplex, spannend und realistisch. Indem die Autorin ein transgenerational vermitteltes Trauma zum tragenden Moment ihrer Geschichte macht, zeigt sie sich psychologisch auf der Höhe unserer Zeit. Wie überzeugend sie dabei der verheerenden Wirkung des traumatischen Wiederholungszwangs Ausdruck zu geben in der Lage ist, kann aus psychoanalytischer Perspektive nur nochmals geschätzt werden.

Aus unseren Therapien kennen wir das: Alle guten Träume übertreiben, sonst werden wir Träumenden nicht wach! Der heilige Schrecken, den uns Juli Zeh

mit ihrem literarischen Traum zumutet, soll uns Lesende erreichen. Ihr durchaus spielerischer Ernst und ihre zuspitzenden Dramatisierungen faszinieren Leser wie Kritiker. In diesem Sinne berührt die Geschichte nicht nur, sie besitzt kathartische Qualität. Denn Juli Zeh übergibt sie der Öffentlichkeit zu einer Zeit, in der weder die Medien noch die politische Klasse den Schmerz der Menschen in einer der abgehängten Zonen aufgenommen haben. Dies ist wohl einer der Gründe, weshalb sie in Ostdeutschland ein so besonderes Ansehen genießt. Bei ihr sind auch die Westdeutschen in der Kritik.

Inzwischen sind weitere zehn Jahre vergangen. Und wir haben manches besser verstanden. Etwas ganz Wesentliches zeigt Juli Zehs Roman: Die Konflikte zwischen der Welt, die durch unsere Väter geprägt war, und der, die ihr folgen wird, werden ganz neue sein. Nicht nur in *Unterleuten*. Auch wenn tatsächlich die Vaterkultur ihrem Ende zugeht, sollten wir, was sie zu ersetzen beansprucht, gut im Auge behalten! Der schreckliche Suizid in Juli Zehs *Unterleuten* bleibt ein Rätsel und ist doch so markant, dass wir ihn so schnell nicht vergessen werden.

Literatur

- Friedmann, R. (2019). Persönliche Mitteilung 2019.
- Froese, M. (2015). Der Osten in uns. Vom weitergegebenen Trauma zur kulturellen Adoleszenz. In S. Walz-Pawlita, B. Unruh & B. Janta (Hrsg.), *Identitäten* (S. 170–186). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Froese, M. (2016). Der Systemumbruch von 1989 und seine intergenerationalen Folgen für Ostdeutsche. In P. Wahl (Hrsg.), *Geschlossene Gesellschaften zwischen Abschottung und Durchlässigkeit* (S. 213–230). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Matt, P. von (1972). *Literaturwissenschaft und Psychoanalyse*. Stuttgart: Reclam.
- Pietzcker, C (1996). *Einheit, Trennung und Wiedervereinigung. Psychoanalytische Untersuchungen eines religiösen, philosophischen, politischen und literarischen Musters*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Radebold, H., Bohleber, W. & Zinnecker, J. (Hrsg.). (2008). *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten*. Weinheim, München: Juventa.
- Zeh, J. (2016). *Unterleuten*. München: Luchterhand.
- Zeh, J. (2019). *Gebrauchsanweisung für Pferde*. München: Piper.

Der Autor

Michael J. Froese, 1947, Dr. phil., ausgebildet in Landwirtschaft, Sozialpsychologie, Gruppenpsychotherapie und Psychoanalyse (DPG, DGPT). Mitgründer des Ostberliner psychoanalytischen Instituts APB (1990) und langjährig Vorstand und Leiter der wissenschaftlichen AG, Träger des Oskar-Vogt-Preises der Gesellschaft für ärztliche Psychotherapie. Interessensgebiete: psychodynamische Phänomene in Geschichte, Kunst und Kultur.

Kontakt: Dr. Michael J. Froese, Gutenbergstraße 32, 14467 Potsdam; E-Mail: froese.michael@gmail.com

Generativität in der institutionalisierten Psychoanalyse

<https://doi.org/10.30820/9783837929812>

Generiert durch Ruhr Universität Bochum, am 02.10.2023, 11:38:32.
Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

Die psychoanalytische Familie – ein Fall für Jugendamt und Heimaufsicht?

Über Generativität und den Umgang zwischen den »psychoanalytischen Generationen«

Dirk Hamelmann-Fischer

It's asking for trouble
To stick out your neck.

Kris Kristofferson

Unter dem Titel »Generativität« feierte die DGPT 2019 ihr 70-jähriges Jubiläum. Mit Generativität bezeichnete Erik H. Erikson die siebte Stufe seines menschlichen Entwicklungsmodells. »Die Fähigkeit zu erzeugen und hervorzubringen ist daher primär das Interesse daran, die nächste Generation zu begründen und zu führen« (Erikson, 1968/1981, S. 141). Erikson beschrieb Generativität als das Hinauswachsen über die Ich-Zentriertheit. Als ihre Gegenspielerin sah er die Selbstabkapselung. Er schrieb: »Wollen wir das Spiel der ›Ich bin‹-Formulierungen jenseits der Identität fortsetzen, so müssen wir die Melodie ändern. Denn jetzt beruht das Anwachsen der Identität auf der Formulierung: ›Wir sind, was wir lieben‹« (ebd.).

Finden wir dieses »Wir sind, was wir lieben« auch im Umgang zwischen den Generationen in unseren Institutionen? Für Psychoanalytiker*innen liegt es offenbar nahe, die Erfahrungen und das Zusammenleben mit anderen auch außerhalb des Familienzusammenhangs durch eine »Familienbrille« zu sehen. Dies kommt in den gelegentlich verwendeten Begriffen von »Couchbrüdern« oder »Couchschwestern« zum Ausdruck, und man hört auch von »psychoanalytischen Müttern und Vätern« beziehungsweise »psychoanalytischen Großvätern und Großmüttern«. Möglicherweise steckt aber gerade in dieser Art, das Zusammenleben mit Kolleg*innen, Lehranalytiker*innen, Supervisor*innen zu konzipieren, eine Problematik, die unbemerkt zu erheblichen Schwierigkeiten führt.

Die Konzeption einer »psychoanalytischen Familie« weckt in uns jedenfalls zunächst einmal bestimmte Assoziationen. Bolognini, der frühere Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, beschreibt in seinem Aufsatz »Die institutionelle und die innere Familie des Analytikers« sein Familiengefühl in der »psychoanalytischen Familie«:

»So ist es mir im Laufe der Jahre oft passiert, dass ich mich bei Seminaren und Arbeitstreffen mit Kollegen an Situationen in meiner Kindheit erinnert fühlte, in denen die ›Großfamilie‹ versammelt war: Bei den regelmäßig stattfindenden, in vielerlei Hinsicht denkwürdigen und für uns alle so erfrischenden Treffen saßen Großeltern, Eltern, Tanten und Onkel, Cousins und Cousinen, Geschwister und andere Verwandte in der großen Küche des Landhauses unter dem fünfhundert Jahre alten Gebälk aus Eichenholz an einem langen Tisch, an dem jeder seinen angestammten Platz hatte« (Bolognini, 2013, S. 358).

Und er fährt fort:

»Thema des vorliegenden Beitrags ist eine relativ natürliche und sicherlich allgegenwärtige Fantasie, die bisweilen neurotischer Natur ist, manchmal aber auch nicht pathologisch, nicht verwirrend, sondern eben evokativ (und mitunter provokativ): die Fantasie von der Gruppe, von der psychoanalytischen Gemeinschaft als Äquivalent der Familie, wie sie sie – in der Analyse und danach – ausreichend gesunde ›professionelle‹ Patienten und Kollegen bewusst oder in irgendeinem Winkel ihres Geistes hegen können« (ebd.).

Wer wünschte sich nicht eine heile Familie? Und wie sehr wissen wir aus unserer Praxis um die Wirklichkeit, die oft hinter den Fassaden steckt. Auf einige dieser Missstände in der »psychoanalytischen Familie« soll hier eingegangen werden. Ob die Familie aus eigener Kraft damit fertig werden kann oder ob es Interventionen im Sinne von Jugendamt und Heimaufsicht braucht, wird sich zeigen.

Sicher ist unsere Wahrnehmung der psychoanalytischen Familie zum Teil geprägt durch unsere »innere Familie«, durch Übertragungsneigungen. Zum anderen wird aber umgekehrt unsere »innere Familie« beeinflusst durch die Erfahrungen während der Ausbildung. Diese Erfahrungen und das Lernen daraus sind ja erwünscht. Die Lehranalyse und die Supervisionen sollen uns formen. Im Französischen heißt die Ausbildung *formation*. Doch es ergeben sich auch Erfahrungen, die auf unbewussten Motivationen beruhen und zu einer unerwünschten Formierung führen können. In der DPV wurden Ausbildungsteilnehmer, die die Ausbildung erfolgreich durchlaufen hatten, nach ihrer Erfahrung in den Aufnahmemeinterviews befragt. Sie berichteten zum Beispiel:

»autoritär-hierarchisch«, »außerordentlich kränkend«, »als Person nicht zur Kenntnis genommen«, »Eindruck, dass man nicht einer Institution begegnet, die einen erfreut aufnimmt«, »war sehr verwundert, so in meine Grenzen verwiesen zu werden. Da war zu hören: >Das ist mir egal, woher Sie kommen. Die Termine bestimme ich. Wie Sie das schaffen, ist Ihre Sache.<«, »Unhöflichkeit – ich fühlte mich herauskomplimentiert – eine gewisse Arroganz«, »Das Gefühl, nicht willkommen zu sein war

mächtig«, »sehr distanzierte Atmosphäre«, »Es gehört sich anscheinend, dass man unterwürfig ist und keine normalen Bedürfnisse äussert« (sic), »Der Umgang mit mir war nicht einfühlsam und aggressiv«, »Der ÖAA-Leiter sagte dann, sie seien ein privater Verein und könnten machen, was sie wollten« (Beland et al., 2003, S. 16f.).

Die Autor*innen der damaligen Transparenzkommission der DPV schrieben dazu: »Die Aneinanderreihung der negativen Aussagen in den Erfahrungen von Bewerbern, die heute Mitglieder der DPV sind, führt zu einem bedrückenden Bild von Unzulänglichkeiten im Verfahren. Dies betrifft sowohl den organisatorischen Teil als auch die Begegnung mit Lehranalytikern« (ebd., S. 17). Sie stellten darüber hinaus fest: »Für die Annahme des Agierens der älteren Generation gegenüber der jüngeren spricht, dass die manchmal grotesken Verhaltensweisen, die in unserer Befragung berichtet werden, immer von unerschütterlichem Selbstbewusstsein des Interviewers getragen waren« (ebd., S. 22).

Auch an DGPT-Instituten werfen Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen nach ihrer Ausbildung ein bezeichnendes Licht auf die Erfahrungen während der Ausbildung. Beklagt werden »schlechte Erfahrungen mit Lehrenden«, es sei einem »übel mitgespielt« worden, stets werde kritisiert, aus anderen Ausbildungen kenne man oder höre man von einem entspannteren Umgang. Zu den Mitgliedern habe »eine unüberbrückbare Kluft« bestanden, der Umgang sei als »rigide und von oben herab« empfunden worden. Im Verlauf der Ausbildung habe man sich alleingelassen gefühlt von denen, die das Institut verlassen haben, da sie nicht mehr aufgetaucht seien. Andererseits wurde nach der Ausbildung Abstand vom Institut gesucht, obwohl das Leben nach der Niederlassung von einigen auch als »Verwahrlosung in der Einzelpraxis« empfunden wurde (persönliche Mitteilungen). Manche Ausbildungsteilnehmer*innen an einem DGPT-Institut bemerkten zwar: »Nach der Zwischenprüfung wird man besser behandelt, freundlicher«, aber auch junge Mitglieder und junge Lehranalytiker*innen machen die Erfahrung, herabgesetzt oder nicht für voll genommen zu werden (»Jetzt, wo Sie Ihren Abschluss haben, sollten Sie aber auch nach London fahren. Da können Sie noch viel lernen!«). Was auffällt, ist eine eingefleischte Herablassung und bevormundende Haltung gegenüber den Jungen. Im Englischen nennt man das treffend: »belittling«.

Oft beansprucht man als Älterer die »Deutungshoheit«, die man ja, *Déformation professionnelle*, gewohnt ist. Dies findet vielerlei Ausdruck. Sei es, dass beispielsweise in Fallvignetten von »Dr. F« (der Analytiker bzw. Supervisor) und »Tom« (der Patient bzw. Supervisand) die Rede ist, obwohl »Tom« durchaus erwachsen und womöglich auch promoviert ist. Oder seien es die häufigen Deutungen außerhalb des psychoanalytischen Rahmens, die in der Alltagskommunikation verwendet werden, um den anderen in einer inferioren Position zu halten und narzistischen Gewinn daraus zu ziehen (»Jetzt hören Sie aber mal

auf mit Ihrer Borderline-Argumentation!«). Deutungen außerhalb des Rahmens kommen leider häufig vor. Dabei lernt niemand aus solchen »Heckenschützen-Deutungen«, die ihm im Alltag übergestülpt werden. Freud (1910j) hätte das »wilde Psychoanalyse« genannt. Wellendorf (1995) beschreibt einen subtileren Fall:

»Einer der bedeutenden deutschen Psychoanalytiker und Lehranalytiker, bekannt für seine Aufsätze, Bücher und klinische Erfahrung, nimmt auf dem Weg in seine Praxis seinen Analysanden im Auto mit. Vor dem Institutsgebäude fordert er ihn auf, einen anderen Treppenaufgang als er selbst zu benutzen. Im Analysezimmer treffen sie sich wieder. Die ›Lehranalyse‹ kann beginnen. Diese Szene wirft interessante Fragen auf:

- Wie läuft der analytische Prozess zwischen den beiden Beteiligten auf dem Hintergrund dieses Erlebnisses ab? Welche emotionale und kognitive Färbung bekommt die Einsicht, die der Analysand in seine innere Welt, in den psychoanalytischen Prozess und in das, was Psychoanalyse heißt, bekommt?
- Wie versteht und verarbeitet er vor diesem Hintergrund in einem theoretischen Seminar emotional und kognitiv den Satz: >Die hohe Kunst des Arztes [...] besteht darin, durch optimale Abstinenz soweit wie möglich eine spontane Entfaltung zu gewähren< – einen Satz, den er in einem der Bücher seines Lehranalytikers finden kann?
- Wie hört und versteht der Kandidat, der dies erlebt, eine Falldarstellung in einem technisch-kasuistischen Seminar?
- Wie beeinflusst die emotionale Erfahrung, die er in der Szene gemacht hat, seine Arbeit mit eigenen Patienten und das Verständnis der Psychoanalyse, das er daraus gewinnt?
- Wir sollten diese Fragen nicht durch vorschnelle Antworten entschärfen. Szenen dieser Art sind kein Sonderfall. Sie gehören – wenn auch meist unauffälliger – zum Alltag in unserem Haus« (Wellendorf, 1995, S. 256f.).

Wie kommt es, dass diese Fragen vor 25 Jahren gestellt wurden und dass sich nicht nur so wenig geändert hat, sondern dass die Kritiker von damals selbst »zum Alltag in unserem Haus« übergegangen sind?

Reeder (2004) hat *Hate and Love in Psychoanalytic Institutions* untersucht. Dabei hat er einen »psychoanalytischen Über-Ich-Komplex« identifiziert, der sich in der psychoanalytischen Ausbildung dahingehend auswirkt, dass »das Streben nach einem eigenen Standpunkt mit der Furcht verbunden ist, die Autorität (oder ihre Repräsentanten) herauszufordern« (Reeder, 2004, S. 193) und ihrem Hass und Verfolgung ausgeliefert zu sein. Das führt dazu, dass Kandidat*innen und auch »ausgewachsene« Analytiker*innen, wenn sie ihre Arbeit vorstellen, häufig ängstlich darauf achten, ob sie alles *richtig* gemacht haben. In einem solchen Klima

möchte man natürlich »auf der richtigen Seite«¹ des psychoanalytischen Über-Ichs sein. Reeder bemerkt dazu:

»Masochistische Unterwerfung mag der leichteste und einfachste Weg zur Anpassung sein, aber sie öffnet auch die Türen für Identifikation mit dem Aggressor. [...] Auf diese Weise wird Hass zwischen den psychoanalytischen Generationen übermittelt, und ein Resultat ist die Tendenz zur Paranoisierung der Beziehungen in analytischen Gesellschaften« (Reeder, 2004, S. 177).

Beland et al. schreiben:

»Dies alles würde für eine unbewusst agierte Weitergabe von selbst erlittenen Traumen sprechen. Sie landen, wie wir vermuten, gerne in einem Teil des Überichs und bieten sich zur Identifizierung an. Derartige Überich-Traditionen, die narzisstische Verletzungen transportieren, hinken erfahrungsgemäß einige Generationen hinter dem deutlich erhöhten Level der klinischen Kultur hinterher. Die Weitergabe verletzender Erfahrungen kann dann aber leider einen Teilaспект der Gruppenidentität des neuen Mitglieds prägen und mit dafür sorgen, dass die kritischen Erfahrungen nicht zum Anlass von Reflexionen in der Großgruppe werden und zu Reformen führen« (Beland et al., 2003, S. 22f.).

Die Geschichte der Psychoanalyse begann und ist durchzogen von konflikthaften generativen Entwicklungen. Dabei wurden die Konflikte häufig zu Lasten der nachfolgenden Generation definiert und konzipiert. In seinem Buch *Impossible Training* hat Berman (2004) die Entwicklung der Psychoanalyse und der Ausbildung anhand generativer Paare Freud und Ferenczi sowie Klein und Winnicott dargestellt und beschrieben, wie schwierig und häufig sehr verletzend diese Entwicklung verlaufen ist. Besonders bedrückend ist das Ende der Beziehung zwischen Freud und Ferenczi.

»Freud hatte ihm [Ferenczi] nach einer privaten Lesung der >Sprachverwirrung< den Rücken gekehrt und sich tatsächlich geweigert, ihm die Hand zu geben oder sich auch nur zu verabschieden. Er hatte ihn aufgefordert, sich >neu einzurichten<, bevor er etwas Weiteres schreibe. Konfrontiert mit der Diagnose >perniziöse Anämie<, schreibt Ferenczi daraufhin in sein Tagebuch: >Und gleichwie ich mir nun neue rote Zellen aufbauen muß, (...) Habe ich hier die Wahl zwischen Sterben und > mich neu einzurichten< (...)? (...) Eine gewisse Stärke meiner psychologischen Organisation scheint zu bestehen, sodaß ich, anstatt psychisch zu erkranken, nur in den organischen Tie-

1 In einem Peanuts-Cartoon antwortet Linus auf die Frage, warum er Arzt werden möchte, er wolle irgendwann einmal »auf der richtigen Seite der Spritze« sein.

fen zerstören – oder zerstört werden – kann. < Ferenczi starb wenige Monate später<> (Miller, 2019, S. 3).

In seinem Artikel »Bullying in Psychoanalytic Life« zeigt Berman an anschaulichen Beispielen, dass »subtile und rationalisierte Formen von Einschüchterung« auch heute einen »destruktiven Einfluss auf die Ausbildung und die nachfolgenden Beziehungen zwischen den analytischen Kollegen« haben (Berman, 2013, S. 124). Jürgen Kind (2017) hat dies gründlich am für die Psychoanalyse zentralen Konzept, dem Ödipus-Komplex, gezeigt. Er hat sein Buch *Das Tabu* einer genauen Untersuchung des Ödipus-Mythos gewidmet, und er beleuchtet, wie es durch Weglassen der Vorgeschichte zu seiner Veränderung in der Psychoanalyse kam. Wenn man die Vorgeschichte elterlicher filizider Impulse und Handlungen weglässt, wird man nicht oder falsch verstehen, wie es zu entsprechenden Wünschen und Taten in der folgenden Generation kommt. Im Grunde muss man darüber nachdenken, ob hier nicht die Elterngeneration zu projektiver Identifizierung greift, aus Angst vor denen, die sie hervorgebracht hat. Die beschriebene herablassende Haltung führt entsprechend zu Einschüchterung, Unterordnung, Angst, sich frei zu artikulieren, und Infantilisierung – und zu dem Bedürfnis, irgendwann selbst in der überlegenen Position zu sein. Auf diese Weise kann sie leider im Lauf der Zeit auch den Jungen in Fleisch und Blut übergehen. Wie soll es dann in der nächsten Generation anders werden?

Haltungs- und Umgangsproblematiken führen durch ihre transgenerationale Fortschreibung zu einer Perpetuierung von – aus psychoanalytischer Sicht – Fehlhaltungen. Oft jedoch werden zwischenmenschliche Konflikte besonders erbittert, wenn es um *materielle* Konflikte geht. Die Weitergabe der Psychoanalyse hat mit der Thematik der Praxisverkäufe eine Ökonomisierung erfahren, die zusätzlichen Zündstoff birgt. Hierüber ist es auch in den psychoanalytischen Gesellschaften zu Konflikten gekommen. So haben zum Beispiel die Kandidat*innen der DPG im Juni 2018 ein Diskussionspapier verfasst, in dem basierend »auf drei zentralen Argumentationslinien, nämlich auf juristischen, ethischen und schlussendlich auf psycho- bzw. gruppendifamischen Überlegungen« Kritik an der gängigen Praxis geübt wird, Vertragssitze zu überzogenen Preisen zu verkaufen. Der Vorstand der DPG hat dazu geschrieben:

»Die ›Kassensitzweitergabe‹ ist ein Thema, das das Verhältnis zwischen der Generation der älteren Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker, die ihre Praxis aufgeben und in den Ruhestand wechseln wollen, sowie der Generation der jüngeren Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker, die nach Abschluss ihrer Ausbildung eine gesicherte Existenz in Form einer Praxis anstreben, sehr belasten kann.

Während die ältere Generation das berechtigte Interesse hat, einen Kassensitz und die damit einhergehenden Einnahmемöglichkeiten gegen einen finanziellen Be-

trag aufzugeben, der einen bedeutenden Beitrag zu ihrem Ruhestand darstellen kann, hat die nachfolgende Generation das ebenfalls berechtigte Interesse, einen Kassensitz und die damit verbundenen Einnahmemöglichkeiten zu finanziell vertretbaren Bedingungen erlangen zu können« (Stellungnahme des Vorstands der DPG, 2018).

Hier wird beiden Seiten ein »berechtigtes Interesse« zugeschrieben. Bei genauem Hinsehen kann man aber doch erkennen, dass meine Generation ohne Leistung zu Vertragssitzen gekommen ist, sie ohne materielle Bezahlung in Besitz nehmen konnte. Warum werden sie also überhaupt verkauft? Wäre es nicht eine bessere Möglichkeit gewesen, ein gerechtes, aber nicht-materielles Vergabeverfahren zu installieren? Zumal eher selten Räumlichkeiten oder Praxisausstattung mitverkauft werden, erst recht kein Patientenstamm im ärztlichen Sinn, sondern lediglich die Abrechnungsberechtigung. Hier stellen die Kandidat*innen Fragen, die mir nicht unberechtigt zu sein scheinen:

»Hier stellt sich die Frage nach dem Generationsvertrag: Gilt der noch? Oder muss man unter Zuhilfenahme analytischer Denkfiguren darauf verweisen, dass in der Ödipus-Sage die erste aggressive Handlung vom Vater verübt wird, mithin, ob heutzutage der ödipale Konflikt nicht besser >andersherum< gedacht werden muss? Welche Subjekte eine missbrauchende bzw. ausbeuterische Elterngeneration hervorbringt, wissen wir nicht nur seit Ödipus, sondern sehen dies täglich bei unserer Arbeit. Mit welcher Haltung ist also bei uns zu rechnen, die einen Sitz für teures Geld erwerben mussten? Es steht zu befürchten, dass wir diesen Kassensitz tatsächlich als Eigentum verstehen und eben nicht als Privileg und Pflicht, an einem Versorgungsauftrages [sic] teilzunehmen, der dem Wohl der Allgemeinbevölkerung dient. Ist es das, was wir als Psychoanalytiker wollen? Die oben beschriebene Logik >unreflektiert< dann wiederum an die nächste Generation weitergeben?« (Diskussionspapier Kassensitzweitergabe, 2018)

Der Generationenvertrag, der hier angemahnt wird, scheint nicht mehr selbstverständlich zu bestehen. Leider kenne ich bisher nur eine Kollegin, die ihre Praxis ohne »Abstandszahlung« weitergegeben hat.

Die Probleme der Jungen kommen auch bei Honorarerhöhungen ins Spiel. Im Zuge der Erhöhung der Vergütung seitens der Krankenkassen ergaben sich teilweise an Instituten Auswirkungen auf die Handhabung der Honorarstellung im Rahmen der Ausbildung, die aus ethischer Sicht bedenklich erscheinen. Einige Lehranalytiker*innen und Supervisor*innen nahmen die Erhöhung der Krankenkassenvergütung zum Anlass, ihre Honorare für Lehranalysen und Supervisionen auf den Krankenkassensatz zu erhöhen. Darüber hinaus scheint es vorgekommen zu sein, dass eine Erhöhung nicht einmal zuvor mit dem oder der Aus- und Weiterbildungsteilnehmer*in besprochen wurde, sondern dass ohne vorherige Absprache

Honorarerhöhungen am Ende des Quartals in der Rechnung auftauchten. Dazu lassen sich aus verschiedenen Blickwinkeln Überlegungen anstellen.

Zunächst gibt es natürlich einen juristischen Blickwinkel, der vielleicht in unserer psychoanalytischen Welt zu wenig gesehen wird. Ist es vor dem Hintergrund, dass die Aus- und Weiterbildungsteilnehmer*innen einen Ausbildungsvertrag mit dem Institut haben, legitim/legal, dass Lehr- oder Kontrollanalytiker*innen die Kosten in der laufenden Ausbildung unvorhergesehen erhöhen, zumal die Ausbildungsteilnehmer*innen dies durch entsprechende eigene Vergütungserhöhung nicht kompensieren können?

Es gibt aber auch genuin psychoanalytische Einwände. Eine unvorhergesehene Honorarerhöhung, oft in der Höhe von 20 Prozent, verändert einseitig das Setting in einem regressionsfördernden Prozess zu Lasten des Schwächeren auf eine Weise, die nicht nur für die finanzielle Situation der Ausbildungsteilnehmer*innen, sondern auch für die Analyse einschneidende Auswirkungen hat. Ist das nicht eine Aggression, die den Analyseverlauf und damit auch die Entwicklung einer psychoanalytischen Identität sehr beeinträchtigen muss?

Man könnte weiter fragen, ob es fair ist, dass gut verdienende Analytiker*innen ihren Auszubildenden Honorarerhöhungen abfordern, die über die Erhöhung, die bei den Ausbildungsteilnehmer*innen ankommt, weit hinausgehen. Das Argument, die Lehranalysestunden und Supervisionen dürften nicht weniger einbringen als die Patientenstunden, zieht nicht wirklich. Wenn uns an der Ausbildung künftiger Analytiker gelegen ist, ist es in gewisser Weise, wie die Lehrtätigkeit am Institut auch, eine Verpflichtung der kommenden Generation gegenüber, die eine gewisse ehrenamtliche Selbstverpflichtung voraussetzt. Das heißt, das Honorar dafür muss nicht den Krankenkassensätzen entsprechen, schon gar nicht, wenn die Einkünfte, die die Kandidat*innen erzielen, darunter liegen.

Wir wissen, dass unsere Ausbildung langwieriger und anspruchsvoller ist, als das Gesetz es vorschreibt. Diejenigen, die Analytiker*innen werden wollen, nehmen besonders viel auf sich. Das wird ihnen nicht leicht. Um jungen Kolleg*innen eine psychoanalytische Ausbildung zu ermöglichen, sind bei verschiedenen Institutionen Fonds eingerichtet worden, in die Analytiker*innen beträchtliche Teile ihres Vermögens oder ihrer Einkünfte einbringen. Ein Kollege an meinem Institut hat sehr einleuchtend formuliert: »Wir haben hier ein Spektrum vor uns, an dessen einem Ende sich Kollegen befinden, die sich als Teil einer Wertegemeinschaft empfinden, und an dessen anderem Ende sich Kollegen befinden, die sich als Kleingewerbetreibende sehen« (Theo von der Marwitz, mündliche Mitteilung).

In der Auseinandersetzung um Honorarerhöhungen wurde häufig auf das Argument der Solidarität rekuriert: Man könne Kolleg*innen, die höhere Honorare nehmen, nicht in den Rücken fallen oder »die Preise unterbieten«, indem man sich billiger verkaufe. Diese Argumentation verweist aber auf eine Verbündung der Stärkeren gegen die Schwächeren, wohingegen Solidarität doch meint, für Schwächere

eigene Nachteile in Kauf zu nehmen im Wissen, dass es auch einmal umgekehrt nötig sein könnte. Auf Einwände von Lehranalysand*innen und Supervisand*innen gegen die beschriebene Praxis wurde in einzelnen Fällen mit abwertenden oder gar deutenden Äußerungen reagiert, etwa: »Sie sollten einmal in der Lehranalyse Ihren Neid bearbeiten.« Die Diskussion realer Vertragsgesichtspunkte mit »Hilfe« solcher »Deutungen« außerhalb des dafür vorgesehenen Kontextes stellt einen übergriffigen Missbrauch der analytischen Funktionen dar. Psychoanalytiker*innen, die auf diese Weise ihre eigenen Interessen durchsetzen, riskieren, dass die Psychoanalyse noch mehr von ihrem Ansehen verliert, als dies ohnehin schon der Fall ist. Selbst die, die diese Ausbildung aus einem inneren Engagement für die Psychoanalyse machen, werden es unter diesen Erfahrungen schwer haben, sich auf positive Weise mit der Methode der Psychoanalyse zu identifizieren beziehungsweise sie positiv zu besetzen, was, wie wir wissen, für eine gelungene Ausbildung und für die spätere Praxis unerlässlich ist.

Eine gute Einleitung in die Problematik der älteren Generation bietet ein Gedicht von Salvatore Quasimodo (1960, S. 8). Er schrieb es 1936.

Ed è subito sera

Ognuno sta solo sul cuor della terra
trafitto da un raggio di sole:
ed è subito sera.

Und schon ist es Abend

Ein jeder steht allein auf dem Herzen der Erde
getroffen von einem Sonnenstrahl:
Und schon ist es Abend.

Seit Langem bemühen sich Kolleg*innen (vgl. Junkers, 2013, 2018), die Aufmerksamkeit auf das Thema des Älterwerdens und Sterbenmüssens zu lenken. Die Auseinandersetzung unserer Profession mit diesem Thema geschieht aber nur widerwillig und zögerlich, und es scheint die unbewusste Erwartung vorzuherrschen, es könne und werde »immer alles so weitergehen«: Man werde mit der Zeit immer besser und könne deshalb bis ins hohe Alter gut weiterarbeiten. Dass dies der Realität zwar gelegentlich entspricht, dass es aber auch zu auffälligen Idiosynkrasien kommt, mögen Analytiker*innen oft nur schwer anerkennen. Die Erzählung französischer Kolleg*innen, der Tod eines im Sessel hinter der Couch gestorbenen Kollegen sei dem Analysanden zunächst gar nicht aufgefallen, denn der Analytiker habe »in den Sitzungen nie viel gesprochen«, zeugt davon.

Eine Reaktion darauf sind Bestrebungen, eine Altersregulierung einzuführen. In der DPV gilt für Lehranalystiker*innen eine Altersgrenze von 70 Jahren für die Annahme neuer Lehranalysanden. Das kann natürlich rigoros einige Probleme, die

von älteren Lehranalytiker*innen ausgehen, verhindern. Andererseits drohte wohl den älteren Kolleg*innen statt des Jungbrunnens täglicher Arbeit unversehens das Altenteil. Ich halte eine solche allgemeine Altersgrenze für problematisch, weil sie jeden »Alten« über denselben Kamm schert. Wir kennen alle Kolleg*innen, die früh Defizite erkennen lassen, wir kennen aber auch Kolleg*innen, die bis ins hohe Alter fit und geistig beweglich sind (oder waren), und uns (vergleichsweise) Jüngeren etwas zu geben haben, was ich als großelterliche Funktion bezeichnen möchte: aus einer dem mühsamen Alltag der Institutionen nicht mehr so sehr verpflichteten Haltung heraus andere Aspekte und Denkmöglichkeiten zu vermitteln, als es jüngere Supervisor*innen oder Lehranalytiker*innen vielleicht können. Es wäre zu fürchten, dass durch eine strikte Altersbegrenzung diese großelterliche Funktion abgeschnitten würde und wir uns als Profession um einen wichtigen Aspekt von Generativität brächten. Allerdings gibt es auch den Punkt, an dem anerkannt werden muss, dass die Kinder leistungsfähiger geworden sind als die Eltern. Ist das dann ein Grund für Neid? Oder zur Freude? Oder ist das einfach so? Ein guter Lehrer ist doch froh, wenn sein Schüler weiter kommt als er selbst.

Hinsichtlich meiner titelgebenden Ausgangsfrage glaube ich, dass es einiges gibt, was wir von selbst verbessern könnten. Für anderes müssen wir Strukturen schaffen, die in Not- oder Ausnahmefällen eine Möglichkeit bieten, Hilfe zu bekommen. Es macht keinen Sinn, Psychoanalytiker zu idealisieren, und noch weniger, Ideale von ihnen einzufordern. Trotzdem kommt es wohl immer wieder zu Situationen, in denen man mit Enttäuschung und Trauer feststellt, wie *sehr* Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen, wie wenig selbstreflexiv Psychoanalytiker*innen sein können, wie große blinde Flecken sie haben können, wie wenig wir für uns selbst gelten lassen, was wir von anderen wie selbstverständlich fordern. In Bezug auf *Patient*innen* schrieb Loch: »Und auf diesen, die eigene Person fundierenden Narzißmus kann niemand verzichten; erst sehr spät wird man fähig, die Einsicht zu ertragen, daß man letztlich zumindest ebenso sehr um der anderen willen da ist wie um seiner selbst willen« (Loch, 1974, S. 443). Ist Letzteres nicht Conditio sine qua non für *Analytiker*innen*? Solche Feststellungen werden oft als »zu moralisch« empfunden. Vielleicht wäre hier an das Ich-Ideal zu erinnern. Barbara Stimmel schreibt dazu,

»dass das Ichideal eine Phantasiebildung ist, die uns erlaubt, wie jemand zu sein, jemandem nahe zu sein und von internalisierten Objekt- und Selbstrepräsentanzen geliebt zu werden. Falls man ein Bedürfnis nach Illusion und Idealisierung als Teil menschlichen Empfindens verleugnet, muss man sich damit begnügen, das Ichideal lediglich als Teil des Über-Ichs und als eine abstrakte Reihe von Werten zu verstehen; eine ausgetrocknete Abstraktion getränkt mit einem moralistischen Unterton. Falls man sich nach der Fähigkeit sehnt, die Macht innerer Objekte zu meistern oder zu zähmen, befindet sich das Ichideal im Ich, vielleicht in Form eines intellektualisier-

ten Prinzips, eines Ziels oder eines Helden, farbig, aber der Vernunft unterworfen« (Stimmel, 2011, S. 31).

Was könnten Bestandteile eines solchen Ich-Ideals sein, das vielleicht sogar als »Wir-Ideal« taugen könnte? Als erstes vielleicht mehr Kollegialität statt Oben – Unten. »Man kann ein Kind nicht lehren heranzuwachsen, und man kann nicht jemanden lehren, Psychoanalytiker zu sein: Es geht darum, ihnen zu helfen, einer zu werden« (Parsons, 2014, S. 205). Dazu kann ein entspannter, kollegialer, anerkennender Umgang miteinander beitragen. Das gehört bisher ganz offenbar nicht zu unserem Ich-Ideal. Gegen solch einen kollegialeren Umgang spräche, so hört man dann, dass dadurch in psychoanalytischen Institutionen die Übertragungen beeinflusst würden. Natürlich würden sie das. Es könnte sich eine milde, unanständige Übertragung entwickeln, die Freud (1912b, S. 371) für »die Trägerin des Erfolgs« hielt und zu der Nedelmann bemerkte: »Sie bleibt ungedeuted. Sie gedeiht, wenn unser Wohlwollen ihr entgegenkommt« (Nedelmann, 2011, S. 8, *Hervorb. von mir, D.H.-F.*). Dieses Wohlwollen spricht auch Reeder an: »Wohlwollen, das oft in Phasen sogenannter negativer Übertragung nötig ist und zu den Fähigkeiten gehört, über die ein Analytiker verfügen muss« (Reeder, 2004, S. 25). Dann wird man besser Zuhören können, und zwar nicht argwöhnisch, sondern respektvoll, »die klinische Umstellung von, wie Luciana Nissim es genannt hat, argwöhnischem Zuhören zu respektvollem Zuhören« (De Masi, 2006, S. 110). Ein respektvolles Zuhören *beider* Seiten. Für dieses Zuhören könnten Räume geschaffen werden, in denen ein Austausch zwischen verschiedenen Generationen von Analytiker*innen über diese Probleme stattfinden kann. Zwei Beispiele für solche Versuche möchte ich gerne vorstellen.

Einer Idee von Sklar & Parsons (2011) folgend, haben Irene Bozetti und ich ein Postgraduierten-Seminar eingerichtet, in dem es nicht um fallbezogene Arbeit geht. Diese Gruppe ist ausdrücklich nicht als Supervisions- oder Intervisionsgruppe konzipiert. Es ist vielmehr ein Kolloquium mit jungen Analytiker*innen, die ihre Ausbildung beendet haben, um sich auszutauschen, über verschiedene Themen nachzudenken und miteinander über Fragen des Niederlassungsalltags sowie der eigenen analytischen/tiefenpsychologischen Weiterentwicklung zu sprechen. »Eine wichtige Aufgabe in der Zeit nach der Qualifizierung ist der Wechsel von der Ansicht, es seien das Ausbildungsinstitut und die Lehrer, die wüssten, was es bedeutet, Analytiker zu sein, hin dazu, dieses Wissen in sich selbst zu finden« (ebd., S. 147). Ausgehend von freien Assoziationen werden keine bestimmten Themen festgelegt, sondern es wird Raum geschaffen für Äußerungen zu allen Aspekten des beruflichen Lebens. Auch Fragen der Mitgliedschaft oder des Engagements in psychoanalytischen Gesellschaften, Überlegungen, Dozent*in/Supervisor*in/Lehranalytiker*in zu werden oder nicht, können Platz finden. In diesem Kolloquium zeigten sich zunächst die oft frustrierenden Erfahrungen, die zwischen den Generationen gemacht werden, und konnten Gehör finden.

Einen weiteren Ort für einen Austausch bot ein Seminar zur Ödipus-Problematik, das – angesichts dessen, wie »Direktor Freud« den Mythos »zurechtgeschnitten« hat – Helena Erdmann und ich *Ödipus Director's Cut* genannt haben. In diesem Seminar setzten wir uns zunächst mit Kinds (2017) Überlegungen auseinander, welche Tabus sich in der Psychoanalyse finden und wie diese Tabus sich auf die Theorieentwicklung, die Ausbildung, den Umgang miteinander an den Ausbildungsinstituten und letztendlich auf die Behandlungspraxis auswirken. Die Grundannahme, dass in der Psychoanalyse selbst eine Disposition für Missbrauch und Grenzverletzung liegt, wurde anhand von Kinds Texten diskutiert. Im Fokus standen besonders die sogenannte »psychoanalytische Identität« und die Faktoren, die für Grenzverletzungen prädisponieren. Wir sind miteinander ins Gespräch gekommen, wie Verdrängung, Überforderung, Verletzlichkeit, Unsicherheiten am Institut und das Nicht-Wissen der Generationen voneinander sich auswirken und wie man dem begegnen könnte.

Es gibt aber Probleme, die solche Versuche, generationsübergreifend mehr zuzuhören und dadurch das Zusammenleben und das Zusammenarbeiten zu verbessern, überfordern. Neben dem Altern können auch Krankheiten, Trauerfälle, Trennungen, Vereinsamung oder Sucht Analytiker*innen aus der Bahn werfen und die Qualität der Arbeit beeinträchtigen. Unter Kolleg*innen entsteht dann leicht eine seltsame Befangenheit und Verunsicherung, wie man auf auffällige Veränderungen bei Kolleg*innen reagieren soll. Es ergeben sich Fragen wie: Ist etwas mit ihr/ihm nicht in Ordnung? Falls ja, beeinträchtigt es ihre/seine Arbeit? Trauen wir uns, darüber zu sprechen? Können wir etwas tun? Was passiert, wenn wir weg schauen? An wen können wir uns wenden? Bieten unsere Institute Orientierungshilfen an?

Für den Umgang mit ethischem Fehlverhalten haben die psychoanalytischen Fachgesellschaften in den vergangenen zwanzig Jahren nach und nach Strukturen geschaffen wie Ethikkomitees und Vertrauensleute. Ein Angebot für die hier angesprochenen Schwierigkeiten müsste ähnlich aufgebaut sein und Unterstützung zur Verfügung stellen, wenn deutlich wird, dass Kolleg*innen entweder in Not sind oder sich nicht mehr angemessen ihren beruflichen Aufgaben widmen können und die berufliche Kompetenz beeinträchtigt erscheint. Weil sich gezeigt hat, wie schwierig es werden kann, wenn man »allein oder auf der Grundlage von Freundschaft und Besorgnis« (Kavka, 2017, S. 24) intervenieren will, sind in der *American Psychoanalytic Association* Komitees eingerichtet worden, die in solchen Situationen ansprechbar sind und Hilfe anbieten können.

Die Bandbreite der Problematiken geht von der Benachrichtigung von Patient*innen bei plötzlichem Krankheitsfall über Einschränkungen der Verfügbarkeit für die Patienten bei chronischer Erkrankung, Belastungen durch Scheidung oder finanzielle Krisen bis hin zu Alkoholproblematiken mit entsprechender Uneinsichtigkeit. Ihre Grenzen findet diese Art der Unterstützung, wenn es zu ethischen Verfehlungen gekommen ist.

Aus der Arbeit mit ethischen Verstößen weiß man, dass sich in die Erleichterung darüber, Hilfe für den Umgang mit anderen zu bekommen, auch die Angst mischen kann, man *selbst* könnte auf Defizite angesprochen oder gar denunziert, auf jeden Fall aber in der eigenen Freiheit und Autonomie eingeschränkt werden. Abgrenzung gegen unerwünschte Einmischung in die bewusste und unbewusste Arbeit als Analytiker*in kann auch leicht zu Widerstand gegen unangenehme Selbsterkenntnis werden. Vertrauensleute werden ja ambivalent als »Unterstützer« und als »Verfolger« erlebt. Glenn Gabbard schreibt im Vorwort zum *Case Book*, das *Assistance Committee* der APsaA habe »unermüdlich daran gearbeitet, Wege zu finden, eine Atmosphäre des Strafens und Anklagens zu vermeiden und sie durch Hoffnung, Empathie und kollegiale Unterstützung zu ersetzen. Im Prinzip sind wir uns alle einig, dass Kollegen etwas haben müssen, wohin sie sich um Hilfe wenden können« (Kavka, 2017, S. VI f.). Wären also Vertrauensleute und kollegiale Assistenz-Komitees Jugendamt und Heimaufsicht in einem? Aus meiner Sicht überwiegen die Vorteile dieser institutionalisierten Ansprechpartner. Deshalb muss ein Weg gefunden werden für das Dilemma zwischen »Fürsorge« und »Freiheit«, zwischen Institution als bevormundender Organisation und Institution als »organisiertes Vertrauen« (Beland, 2016, S. 418).

Macht es Sinn, die Beziehungen zwischen analytischen Kolleg*innen aus unterschiedlichen Generationen nach dem »Familienmodell« zu konzipieren? Oder muss davon Abschied genommen werden zugunsten einer Haltung, die im Kollegen vorrangig den Kollegen und in der Kollegin vorrangig die Kollegin sieht, auch wenn der Kollege/die Kollegin weniger beziehungsweise mehr psychoanalytische Kenntnisse und Erfahrung hat? Im ersten Fall wäre zu einer besseren Reflexion des Ödipus-Mythos zu raten und dazu, die Aggression der Elterngeneration nicht nur zu reflektieren, sondern auch zu verändern und zu einer vielleicht für beide Seiten bekömmlicheren Beziehung zwischen den Generationen zu kommen. Für die zweite Möglichkeit setzt sich zum Beispiel Reeder (2004, S. 160) mit seiner Kritik an »inzestuösen Bindungen« ein. Auch Kind (2017, S. 227) kritisiert die »Clangemeinschaft« der Psychoanalytiker*innen, und er bezweifelt,

»dass das Ziel, dem Kandidaten dazu zu verhelfen, ein von seinem Lehranalytiker separierter Erwachsener zu werden, erreicht wird. [...] Wird bereits qua Theorie im Analysanden der Sohn/die Tochter gesehen, so wird es ihm durch die besonderen Bedingungen der Lehranalyse noch einmal erschwert, diese Rolle hinter sich zu lassen, sodass die Auseinandersetzungen in den psychoanalytischen Vereinigungen auch darum gehen, wer dem Vater ein wohlgefälliger Sohn, eine wohlgefällige Tochter ist« (ebd., S. 227f.).

Sähe man stattdessen den Kollegen/die Kollegin, könnten vielleicht mehr Gleichberechtigung und gegenseitige Anerkennung entstehen, ohne dass die vorhandenen

Unterschiede gelegnet werden müssten. Unter dem Gesichtspunkt der Generativität wäre allerdings die Aufgabe des Gedankens, für eine nächste Generation Sorge zu tragen, auch eine Unterwerfung unter die Ökonomisierung aller Lebensverhältnisse, unter der ein psychoanalytisches Institut eben nur noch ein Betrieb wie jeder andere wäre.

»It's asking for trouble to stick out your neck.« Das könnte als Rat missverstanden werden, den Kopf einzuziehen und »auf Nummer sicher« zu gehen. Zusammen mit der erwähnten »unerschütterlichen Selbstsicherheit« und Arroganz der anderen Seite führt dies zu einer verdrücksten, ängstlichen Atmosphäre in unseren Instituten. Um das zu verändern, bedarf es nicht nur einer Anstrengung zu Veränderungen aufseiten der älteren Generation, sondern auch einer veränderten Haltung der jüngeren Generation: sich nicht einschüchtern zu lassen, sich Auseinandersetzungen zu stellen, etwas zu riskieren. Als Psychoanalytiker*in zu arbeiten scheint mir ohne die Bereitschaft zum Risiko, ohne den Mut zur Freiheit nicht vorstellbar. Anne Dufourmantelle, eine französische Philosophin und Psychoanalytikerin, hat über den Mut geschrieben, Risiken einzugehen, und fragt: »Werden wir zunehmend unserem Hunger nach Macht und technologischer Kontrolle nachgeben, oder werden wir es wagen, die Verantwortung einer schwierigen Freiheit auf uns zu nehmen, die sich hervorwagt, wenn sie bedroht ist?« (Dufourmantelle, 2018, S. 104).

Literatur

- Beland, H. (2016). Lehranalyse und Institution. *Forum Psychoanal*, 32, 413–430.
- Beland, H., Brodbeck, H., Legueltel, C. & Rupprecht-Schampera, U. (2003). DPV-Transparenzkommission, Fragen zum Bewerbungsverfahren. *DPV-Informationen*, 28.
- Berman, E. (2004). *Impossible Training*. Hillsdale, London: The Analytic Press.
- Berman, E. (2013). Bullying in Psychoanalytic Life: A Few Episodes and Some Thoughts. *Psychoanalytic Inquiry*, 33, 124–129.
- Bolognini, S. (2013). Die institutionelle und die innere Familie des Analytikers. *Forum Psychoanal*, 29, 357–372.
- De Masi, F. (2006). Introduction into the clinical seminars. In E. Brenman, *Recovery of the Lost Good Object* (S. 109–112). London, New York: Routledge.
- Diskussionspapier Kassensitzweitergabe der Kandidaten der DPG (Juni 2018).
- Dufourmantelle, A. (2018). *Lob des Risikos*. Berlin: Aufbau.
- Erikson, E. H. (1968/1981). *Jugend und Krise*. Frankfurt/M., Berlin, Wien: Klett-Cotta im Ullstein Verlag.
- Freud, S. (1910j). Über »wilde« Psychoanalyse. *GW VIII*, S. 117–125.
- Freud, S. (1912b). Zur Dynamik der Übertragung. *GW VIII*, S. 363–374.
- Junkers, G. (Hrsg.). (2013). *Die leere Couch*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Junkers, G. (Hrsg.). (2018). *Is it too late? Key papers on psychoanalysis and ageing*. London: Karnac.
- Kavka, A. (Hrsg.). (2017). *Psychoanalyst Assistance Casebook of the American Psychoanalytic Association*. New York: American Psychoanalytic Association.

- Kind, J. (2017). *Das Tabu*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Loch, W. (1974). Der Psychoanalytiker als Gesetzgeber und Lehrer. *Psyche – Z Psychoanal*, 28, 431–460.
- Miller, P. (2019). Working through the body ego. Vortrag auf dem EPF Kongress Madrid (im Druck).
- Nedelmann, C. (2011). Vorwort. In C. Nedelmann (Hrsg.), *Phantasie und Realität* (S. 7–8). Stuttgart: Kohlhammer.
- Parsons, M. (2014). Forming an Identity. In M. Parsons, *Living Psychoanalysis*, (S. 205–233). London, New York: Routledge.
- Quasimodo, S. (1960). *Das Leben ist kein Traum*. Übertragung G. Selvani. München: Piper.
- Reeder, J. (2004). *Hate and Love in Psychoanalytic Institutions*. New York: Other Press.
- Sklar, J. & Parsons, M. (2011). The life cycle of the psychoanalyst: reflections on a seminar for newly qualified analysts. In J. Sklar, *Landscapes of the Dark* (S. 143–160). London: Karnac.
- Stellungnahme des DPG Vorstandes zum Thema »Kassensitzweitergabe« (November 2018).
- Stimmel, B. (2011). Das Ichideal – noch einmal und noch immer. In C. Nedelmann (Hrsg.), *Phantasie und Realität* (S. 24–36). Stuttgart: Kohlhammer.
- Wellendorf, F. (1995). Lernen durch Erfahrung und die Erfahrung des Lernens. *Forum Psychoanal*, 11, 250–265.

Der Autor

Dirk Hamelmann-Fischer, geboren 1955, Dipl.-Psych., Psychologischer Psychotherapeut, Psychoanalytiker (DGPT, DPG, IPA), Lehranalytiker (DGPT, DPG), arbeitet in eigener Praxis und in einer Hautklinik. Seine Interessenschwerpunkte sind Behandlungstechnik, Fragen der psychoanalytischen Ausbildung sowie ethische Fragestellungen.

Kontakt: Dirk Hamelmann-Fischer, Westerburger Weg 5, 26197 Huntlosen; E-Mail: dirk.hamelmann-fischer@posteo.de

Überlegungen zur Entwicklung und Gefährdung von Generativität und Kreativität in der psychoanalytischen Ausbildung¹

Heinz Weiß

Als in Würzburg am 12. und 13. Oktober 1924 – nur wenige Hundert Meter vom heutigen Congress Centrum entfernt – im alten Hotel Schwan (Abbildungen 2 und 3) die »Erste Deutsche Zusammenkunft für Psychoanalyse« stattfand, waren nicht nur namhafte Psychoanalytiker*innen aus dem In- und Ausland – unter ihnen Karl Abraham, Melanie Klein, Felix und Helene Deutsch sowie Alix Strachey – in die schöne Stadt am Main gekommen (Abb. 1; vgl. Weiß & Lang, 1996).



Abbildung 1: Würzburg, Ansicht der Altstadt, um 1924 (© Stadtarchiv Würzburg)

1 Meinem Lehrer und Freund Hermann Lang (1938–2019) in dankbarem Andenken.

Hier stellten Ernst Simmel und Hans Sachs auch Elemente des in Berlin unter der Leitung von Karl Abraham und Max Eitingon begründeten Ausbildungsmodells vor, das, beruhend auf den drei Grundsäulen Lehranalyse, theoretische Seminare und Übernahme eigener Fälle unter Supervision, bis heute die Grundlage für die psychoanalytische Ausbildung und damit für die Generativität unserer Wissenschaft bildet.



Abbildung 2: Das Würzburger Hotel Schwan am Main mit eigenem Ausflugsboot (© Stadtarchiv, Würzburg)



Abbildung 3: Großer Tagungsraum im Hotel Schwan, Veranstaltungsort der »Ersten Deutschen Zusammenkunft für Psychoanalyse« am 12. und 13. Oktober 1924 in Würzburg (© Stadtarchiv Würzburg)

Als sich die Teilnehmer*innen der »Ersten Deutschen Zusammenkunft für Psychoanalyse« 1924 in Würzburg versammelten, war das noch neu. Erst fünf Jahre später wurde von Karl Landauer und Heinrich Meng in Frankfurt das zweite deutsche psychoanalytische Institut gegründet. Nach dem internationalen Kongress 1925 in Bad Homburg fand 1930 in Dresden noch eine zweite, rein deutsche Zusammenkunft statt. Doch spätestens bei der 12. Internationalen Tagung 1932 in Wiesbaden waren die Schatten des herannahenden Faschismus bereits heraufgezogen, der in der Folgezeit eine ganze Generation von Analytiker*innen in die Emigration oder in den Tod trieb und der hoffnungsvollen Entwicklung in Deutschland ein Ende setzte.

Unabhängig davon wurde das Eitingon-Modell für die sich entwickelnde, noch junge Wissenschaft der Psychoanalyse identitätsstiftend. Alle psychoanalytischen Institute orientieren sich bis heute weltweit an dem in den frühen 1920er Jahren in Berlin entwickelten Ausbildungsmodell, wenn auch mit unterschiedlichen Ausprägungen und Akzentsetzungen, was zum Beispiel Fragen der Zulassung zur Ausbildung, der Frequenz der Lehrtherapien oder der Anerkennung der Lehranalytiker*innen anbelangt. Allerdings kam es im Verlauf der langen Geschichte immer wieder auch zu Erstarrungen und Spaltungen, die sich nicht selten an Fragen der Ausbildung, der Legitimation und der Weitergabe festmachten. Inwiefern solche Entwicklungen in institutionellen Prozessen begründet sind, welche Bedingungen psychoanalytische Kreativität und Generativität fördern und welche sie blockieren, ist Gegenstand der vorliegenden Überlegungen. Dabei kann ich mich nur auf einige wenige Faktoren konzentrieren, denn es liegt in der Natur der Sache, dass hier neben den institutionellen Prozessen auch die jeweils sehr unterschiedlichen kulturellen, geschichtlichen und sozialen Rahmenbedingungen zum Tragen kommen. Ich werde mich also auf einige wenige allgemeine Faktoren beschränken, die uns aus der klinischen Erfahrung zwar wohl bekannt sind, von denen ich aber annahme, dass sie blinde Flecken darstellen, sobald sie sich in Gruppenprozessen entfalten.

Als ich mich mit dieser Frage beschäftigte, stieß ich auf zwei in Deutschland noch wenig bekannte Arbeiten Roger Money-Kyrles, nämlich seinen 1928 – also gar nicht lange nach der Würzburger Tagung – veröffentlichten Aufsatz »Morals and Super-men« und seine fast 40 Jahre später publizierte Arbeit »Megalomania« (Money-Kyrle, 1965), in der er sich mit der Hypertrophie von Institutionen und der Pathologie von Gruppenprozessen auseinandersetzt. Es geht also um Phantasien von Macht, Einzigartigkeit und Überlegenheit, die innerhalb einer Gruppe wirksam werden, um die Art und Weise, wie diese die Kommunikation der Gruppenmitglieder untereinander bestimmen, Regeln und Sanktionen festlegen und schließlich die Wahrnehmung von Personen und Gewohnheiten beeinflussen, die nicht zur Gruppe gehören.

Money-Kyrles erste Arbeit, »Morals and Super-men«, fällt in eine Zeit, in der er bereits bei Ernest Jones und Sigmund Freud in Analyse gewesen war und, aus

Wien nach London zurückgekehrt, seine philosophisch-anthropologischen und psychoanalytischen Interessen miteinander zu verbinden begann. Im gleichen Jahr, 1928, schloss er sein erstes, im engeren Sinn psychoanalytisches Werk, »The Meaning of Sacrifice« (Money-Kyrle, 1930), ab, seine zweite Dissertation, die unter der Betreuung von John Carl Flügel entstanden war, und beide Arbeiten handeln in gewisser Weise vom Wirksamwerden primitiver Über-Ich-Strukturen in gesellschaftlichen und politischen Prozessen.

Roger Money-Kyrle hatte die Jahre 1922–1925 zusammen mit seiner Frau in Wien verbracht, wo auch der erste gemeinsame Sohn geboren wurde. Er könnte also durchaus einer von jenen 26 Teilnehmern der Würzburger Zusammenkunft gewesen sein, die wir bislang noch nicht identifizieren konnten (vgl. Pagel, 1996). Die Familie kehrte 1925 nach London zurück, nachdem er seine erste, philosophische Dissertation mit dem Titel »Beiträge zur Wirklichkeitslehre« bei Moritz Schlick in Wien abgeschlossen hatte. Den Einfluss seines philosophischen Lehrers auf sein eigenes Denken erkannte er zeitlebens an.

Ende 1932 hielt er sich nochmals in Deutschland auf und wurde hier Zeuge der Reden Goebbels und Hitlers auf einer nationalsozialistischen Veranstaltung. Seine darauf zurückgehende Arbeit »The Psychology of Propaganda« (Money-Kyrle, 1941), in der er die Reaktion der ekstatischen Masse mit der eines »pleistozäni- schen Monsters« vergleicht, ist von ungebrochener Aktualität auch in Hinblick auf die Aktivitäten der heutigen populistischen Rechten.

In London begann er Mitte der 1930er Jahre auf Empfehlung John Rickmans seine dritte Analyse bei Melanie Klein. 1945 wurde er ordentliches Mitglied der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft und unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges kehrte er 1946 erneut für sechs Monate nach Deutschland zurück, um im Auftrag der *German Personnel Research Branch* der britischen alliierten Kontrollkommission nach Individuen zu suchen, die in Nachkriegsdeutschland Verantwortung übernehmen könnten. Seine 1951 erschienene Studie »Some Aspects of State and Character in Germany« stellt eine beeindruckende Analyse der von ihm damals angetroffenen Verhältnisse dar.²

In Money-Kyrls hierzulande noch weitgehend unbekannten Arbeit über die Megalomanie von 1965 werden diese Untersuchungen in einer kritischen Analyse der Arbeitsweise von Institutionen weitergeführt, und ich denke, wir können von seiner Betrachtungsweise auch in Bezug auf das Verständnis unserer eigenen Institutionen profitieren. Ähnlich wie Freud in »Massenpsychologie und Ichanalyse« (Freud, 1921c) betrachtet Money-Kyrle Institutionen als überindividuelle Struk-

2 Zu Roger Money-Kyrls Analyse der deutschen Gesellschaft vor, während und nach der Nazizeit und deren Einbettung in die Versuche britischer Psychoanalytiker, die gesellschaftspolitischen Probleme ihrer Zeit zu analysieren, vergleiche R. Steiner (2019, S. 239–247).

turen, in die der Einzelne Aspekte seines primitiven Über-Ich – oder in Money-Kyrles Worten: seine »intrapsychische Megalomanie« – projiziert (Money-Kyrle, 1965, S. 385).

Es ist wichtig zu sehen, dass diese Projektionen weitgehend unbewusst und unabhängig von dem ablaufen, was wir an persönlicher Integration bereits erreicht haben mögen. Denn gerade was das Individuum an persönlichem Machtanspruch, Prestige und Größenphantasie aufgegeben hat, so seine Argumentation, erlangt es nun durch die Mitgliedschaft in der Gruppe zurück, deren Werte es gegen Angriffe, Demütigung und Erniedrigung zu verteidigen gilt. Die Gruppe wird so zu einem idealisierten Objekt, das ein Gefühl von Sicherheit, Überlegenheit und Stärke gewährt.

Zugleich mit dem primitiven Ich-Ideal werden aber auch Teile des verfolgenden Über-Ich projiziert, welches nun sowohl innerhalb als auch außerhalb der Gruppe als beständige Bedrohung wiederkehrt. Um die Werte der Gruppe zu verteidigen, erscheinen dann auch unbarmherzige Maßnahmen, wie die Ausübung von Autorität und Grausamkeit, die Unterdrückung abweichender Meinungen und die Ausgrenzung von Abtrünnigen gerechtfertigt. Was der Gruppe und der Entwicklung des Einzelnen einen Rahmen geben soll, wird dann unter Umständen in sein Gegenteil verkehrt und in eine pathologische Organisation transformiert.

Diese Projektion von Elementen des primitiven Über-Ich trägt nach Money-Kyrle wesentlich zum Versagen von Institutionen bei, und zwar dann, wenn die Gruppe nicht mehr als »Container« (Bion, 1962) fungiert, der Vielfalt integriert, sondern jetzt selbst zum Über-Ich wird und sich mit dessen »Megalomanie« identifiziert. Arbeitsgruppen und Ausschüsse, die der Wahrheitsfindung dienen sollen, führt er weiter aus, werden dann leicht durch die Machtansprüche einzelner Mitglieder oder Untergruppen korrumptiert. Dabei bestehe die Gefahr, dass sich wahnhafte Arroganz, die bei den Einzelnen nur latent vorhanden sein mag, nun umso deutlicher als Gruppenphänomen manifestiert (ebd., S. 364f.).

Wo immer dies geschieht, so Money-Kyrle, werden gesunde Zweifel ausgeschaltet und Beschlüsse kraft Autorität als unfehlbar ausgegeben. Gerade in dieser Situation ist die Versuchung groß, eigene Unzulänglichkeiten anderen unterzuschlieben und ihnen mit einer gewissen Unnachsichtigkeit zu begegnen. Die Gruppe verhält sich dann – so Irma Brenman Pick (2011) in ihrem Aufsatz »Are we turning down too many?« – wie die »Prinzessin auf der Erbse«, die keinerlei Unebenheit und Rauigkeit mehr toleriert: Alles, was die eigene narzisstische Position gefährdet, wird als Störung des Gleichgewichts der Gruppe und als Gefährdung ihrer Prinzipien wahrgenommen. Auf diese Weise entsteht eine pathologische Organisation (Steiner, 1993), die durch Machtansprüche, moralische Überlegenheit und Besserwisserei zusammengehalten wird. Die Selbstidealisation und der Ausschluss von Verschiedenheit ist aber der Feind jeder Entwicklung. Denn wer alles besser weiß – so Hanna Segal (2010) –, kann nicht mehr aus Erfahrungen lernen.

Ich denke, es ist leicht, die wechselseitige Verstärkung von »intrapsychischer Megalomanie« und »intrapsychischer Paranoia« – auch dies ein Ausdruck Money-Kyres – beim Zustandekommen von Kriegen und Glaubenskämpfen zu erkennen. Schwieriger und schmerzlicher erscheint es hingegen, versteckten Erscheinungsformen dieser Prozesse auch in der eigenen Gruppe nachzugehen. Ich denke jedoch, dass psychoanalytische Institutionen nicht vor Fehlentwicklungen geschützt sind, welche ein »Lernen aus Erfahrung« (Bion, 1962) erschweren.

Roger Money-Kyrle hat sich mit dem Verhältnis von Moral und Überlegenheit bereits in seinem frühen Aufsatz »Morals and Super-men« auseinandergesetzt. Im Gegensatz zu der optimistischen Einschätzung, die er in diesem frühen Aufsatz ausbreitet, leitet er in seiner späteren Arbeit »Megalomania« die Entstehung solcher Strukturen aus dem Fortbestehen früher Über-Ich-Anteile ab, denen er ein fast ubiquitäres Vorkommen zuspricht. Nach seiner Auffassung handelt es sich um psychotische Anteile beim Gesunden, die nur deshalb nicht als solche erkannt werden, weil sie allgemein akzeptiert und weit verbreitet sind. Scheinbare Normalität dient Allmachtsansprüchen dann als nahezu perfekte Tarnung.

Als Beispiele für die »intrapsychische Megalomanie« erwähnt er die Bedeutung von Kleidung, Statussymbolen und Besitz. Er spricht von einem »Unterlegenheitswahn« (»delusion of inferiority«), den er dem gottähnlichen Anspruch auf Überlegenheit (»delusion of divinity«) gegenüberstellt. Als entscheidend für das Zustandekommen dieser Phänomene betrachtet er eine *neidische Usurpation des Über-Ich durch das Ich*, welches dann auf sehr konkrete Weise sowohl in seinen idealen wie auch in seinen verfolgenden Eigenschaften zum »Über-Ich« – also zum *Super-Ego* – wird. Dabei ist es nicht – wie es unserem Denken vielleicht vertrauter erscheinen mag – ein grausames Über-Ich, welches die Ich-Funktionen hemmt, sondern gerade umgekehrt: Es ist ein megalomanes Ich, welches gesunde Über-Ich-Anteile untergräbt und dessen Funktionen auf omnipotente Weise übernimmt.

In diesem Sinne verdanken »Morals« und »Super-men« ihre Entstehung einer neidischen Übernahme des Über-Ich durch das Ich. Dadurch – so möchte ich die Überlegungen Money-Kyres nun weiterführen – wird die *trianguläre Beziehung zwischen Ich, Es und Über-Ich* gestört, sodass entweder eine *Ich-Es-Verbindung ohne moralische Hemmung* oder eine *Ich-Über-Ich-Verbindung ohne gefühlsmäßige Verbindung mit der Wirklichkeit* resultiert.³ Im ersten Fall, der Ich-Es-Verbindung, werden Zweifel und kritisches Nachdenken zugunsten einer manischen Überlegenheit ausgeschaltet. Im zweiten Fall wird die emotionale Erfahrung, an der sich unser Fühlen orientiert, von Besserwisserei, moralischer Überlegenheit oder zwanghaft-

3 Fast gleichzeitig sprach Bion in Zusammenhang mit der –K-Verbindung vom neidischen Über-Ich als einer »neidische[n] Behauptung von moralischer Überlegenheit ohne irgendeine Moral« (Bion, 1962, S. 157).

ten Zweifeln überwältigt. Beide Mal ist das psychische Gleichgewicht gestört und der »Wirklichkeitssinn« (Ferenczi, 1913b) des Individuums wird ernsthaft kompromittiert.

Betrachten wir nun zur Veranschaulichung das Beispiel einer Analysandin, über die eine Kollegin berichtete (Frank, 2011), und stellen eine Verbindung zur psychoanalytischen Ausbildungssituation her: *Frau M., Anfang 50, wähnte sich während einer Urlaubsunterbrechung ihrer Analytikerin schwanger. Ihre Stimmung sei deutlich gehoben, fast »euphorisch« gewesen. Als sich wenige Wochen später eine Blutung einstellte, sprach sie von einem »Abort« und entwickelte kurze Zeit später Ängste vor der Erkrankung an einem Darmkrebs. Die Analytikerin hielt es aufgrund des fortgeschrittenen Alters ihrer Analysandin für unwahrscheinlich, dass diese schwanger gewesen sein könnte, wollte diese Möglichkeit aber auch nicht ganz ausschließen. Es blieb also letztlich unklar, ob die Analysandin schwanger war und folglich einen Abort erlitten haben könnte oder ob es sich um eine Scheinschwangerschaft und demnach um einen Scheinabort handelte. Der euphorische Zustand der Scheinschwangerschaft entspräche Money-Kyrls »intrapsychischer Megalomanie«. Die bald danach einsetzende Bedrohung durch die Krebszellen im Darm stellte das Äquivalent einer »intrapsychischen Paranoia« dar. Die abwesende Analytikerin stünde für das fehlende dritte Objekt, welches eine Beziehung zur Wirklichkeit vermitteln könnte.*

Versuchen wir, diese Situation auf die psychoanalytische Ausbildung zu übertragen, dann stellen sich zum Beispiel folgende Fragen: Ist der Kandidat/die Kandidatin mit einem idealen, aber unwirklichen Objekt schwanger, von dem er/sie sich immer wieder verfolgt fühlt? Oder kann sich etwas entwickeln, aus dem wirklichen Leben und echte Kreativität hervorgehen? Können die im Verlauf der psychoanalytischen Ausbildung unvermeidlichen Enttäuschungen und Verluste betrauert werden oder handelt es sich um das Umschlagen von »intrapsychischer Megalomanie« in Verfolgungsangst gegenüber der eigenen Institution?

Es dürfte klar sein, dass die Verfassung der Institution für den Ausgang dieses Konflikts mitentscheidend ist. Das heißt, auch die Institution muss sich fragen, ob sie die Entstehung neuer Ideen fördert oder ob sie ihre eigenen Kinder als Bedrohung ansieht. Bereits lange bevor Bion in seinem Spätwerk (Bion, 1971) von der konservativen Funktion des »Establishments« innerhalb der psychoanalytischen Gemeinschaft sprach, bemerkte hierzu sein erster Analytiker und späterer Vorsitzender der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft John Rickman:

»Die Mitgliederversammlung, der Ausbildungsausschuss und alle übrigen Komitees [...] werden den Interessen der Wissenschaft und ihres jeweiligen Instituts am ehesten gerecht, wenn sie dort, wo ein Konflikt zwischen einer alten Gewohnheit und einem neuen Gedanken auftaucht, eher das Risiko einer neuen Idee eingehen, als sich hinter Gewohntem zu verstecken, und dass sie dort, wo dieses Risiko zu groß erscheint, genauso viel Energie in die Überprüfung der bestehenden Gewohnheiten

stecken, wie sie in die Hervorbringung und Darstellung der neuen, aber zurückgewiesenen Idee investieren« (Rickman, 1951, S. 205, *Übersetzung von mir, H. W.*).

Rickman beschreibt hier den Konflikt zwischen »alten Gewohnheiten« und »neuen Ideen« – Ideen, welche das Potenzial besitzen, bisherige Denkmuster in Frage zu stellen und deshalb Angst auslösen. Er fordert dazu auf, sich dieser Angst zu stellen und neuen Ideen Raum zu geben. Denn selbst wenn diese zurückgewiesen werden müssten, so Rickman, könnten sie einen willkommenen Anlass bieten, bestehende Verfahrensweisen kritisch zu überprüfen. Ebenso wichtig wie die *Kommunikation* von Ideen, sei aber deren *kategorialer Gehalt*. Rickman (1951, S. 199) unterscheidet diesbezüglich zwischen:

- 1) grundlegenden, umwälzenden Vorstellungen (»horizon moving ideas«),
- 2) der Anwendung und Neuordnung von bereits Bekanntem (»rearranging«) sowie
- 3) dem Austausch von Ideen mit den Nachbarwissenschaften (»transplantation«).

Während erstere – die paradigmatischen Veränderungen – häufig von außergewöhnlichen Individuen hervorgebracht würden, die bereit seien, die Angst vor den unbekannten Konsequenzen auf sich zu nehmen,⁴ seien für die Anwendung und weitere Ausarbeitung von Modellen – also für das »rearranging« – die Diskussionen innerhalb der Gesellschaft besonders bedeutsam. Die Transposition von Ideen und der Austausch mit den Nachbarwissenschaften obliegen dagegen oft der jüngeren Generation, die dadurch neues Leben in die wissenschaftliche Auseinandersetzung hineinträgt. Damit entwirft Rickman ein komplexes, hierarchisches Modell psychoanalytischer Kreativität und Generativität.

Doch kehren wir zum Aufsatz Roger Money-Kyres zurück: Er sah in der *Kleidung* eine der ältesten und archaischsten Ausdrucksformen der »intrapsychischen Megalomanie«, insofern er ihren Ursprung in dem Bestreben des primitiven Mensch vermutet, sich die Haut – und damit die begehrten, machtvollen ebenso wie die angsterregenden Eigenschaften mächtiger Tiere überzustreifen. Indem er das bedrohliche Tier erlegt, wird er durch die totemistische Aneignung der Zähne, der Hörner, des Fells etc. selbst zu diesem Tier.

Denken Sie an die neidische Übernahme des Über-Ich durch das Ich: Unverkennbar findet sich hier eine Parallele zu Freuds Beschreibung des Vatermords in »Totem und Tabu« (Freud, 1912–1913a) – eine Parallele, die auch Money-Kyrle in seiner Arbeit von 1965 andeutet: Die Verzehrung des Vaters im rituellen Mord

4 Über sie schreibt Rickman (1951, S. 199): »Die Pioniere der Psychoanalyse waren zumeist jung, als sie mit ihrer Analyse begannen, und blieben es in diesem Sinn häufig bis zu ihrem Tod.«

der Urhorde wird zur Grundlage der Über-Ich-Bildung und der Identifikation mit ihm:

»Der gewalttätige Urvater war gewiss das beneidete und gefürchtete Vorbild eines jeden aus der Brüderschar gewesen. Nun setzten sie [die Brüder] im Akt des Verzehrens die Identifizierung mit ihm durch, eignete sich ein jeder ein Stück seiner Stärke an. Die Totemmahlzeit, vielleicht das erst Fest der Menschheit, wäre die Wiederholung und die Gedenkfeier dieser denkwürdigen, verbrecherischen Tat, mit welcher so vieles seinen Anfang nahm, die sozialen Organisationen, die sittlichen Einschränkungen und die Religion« (Freud, 1912–1913a, S. 171).

Bei Freud steht also eine kannibalistische Introjektion – die Verzehrung des gefürchteten Urvaters – am Anfang der Über-Ich-Bildung und der Entstehung der sozialen Institutionen. Ich werde im Folgenden argumentieren, dass Freuds Beschreibung der ödipalen Identifizierung im Wesentlichen *eine paranoid-schizoide Version des Ödipuskomplexes* widerspiegelt. John Steiner hat diese Sichtweise in seiner Arbeit »Der Kampf um Vorherrschaft in der ödipalen Situation« (Steiner, 1999) vertreten. Demnach kann der Vater seine Söhne nur mithilfe der Kastrationsdrohung einschüchtern, weil er in ihnen eine Bedrohung seiner Macht und Vorrangstellung sieht. Im Brüdermord der Urhorde wird der Vater getötet und kannibalistisch einverleibt, wobei der Sohn nun mit einem Vater identifiziert ist, der seinerseits Autorität und Angst verbreiten muss, weil er sich von seinen Nachkommen bedroht fühlt. In diesem Szenario herrschen paranoid-schizoide Phantasien vor, da die Übernahme von Macht mit Verfolgungsgefühlen einhergeht. Der Phallus wird zum Symbol dieser Macht und dient dazu, die abhängigen Objekte zu beherrschen und zu kontrollieren.

Dem steht eine *depressive Version des Ödipuskomplexes* gegenüber, in der Schuld nicht mehr als verfolgend erlebt wird und Trauerprozesse die Anerkennung von Getrenntheit ermöglichen. Wir finden Ansätze hierfür in Freuds Beschreibung »liebevoller« und »tröstlicher« Seiten des Über-Ich in seinem kurzen Aufsatz über den Humor (Freud, 1927d, S. 389), in »Das Ich und das Es«, wo es heißt, für das Ich sei »Leben« gleichbedeutend damit, »vom Über-Ich geliebt [zu] werden« (Freud, 1923b, S. 288) sowie vor allem in seiner Arbeit »Die endliche und die unendliche Analyse« (Freud, 1937c), in der er den »gewachsenen Fels« des Widerstandes gegen Entwicklung und Veränderung in der »Ablehnung der Weiblichkeit« (S. 99) bei beiden Geschlechtern vermutet (vgl. Steiner, 1999, S. 117).

In der *depressiven Version* des Ödipuskomplexes wird nicht mehr Männlichkeit idealisiert und Weiblichkeit entwertet. Anstelle des Strebens nach Überlegenheit herrschen schmerzliche Gefühle der Abhängigkeit und des Ausgeschlossenenseins vor. Im Gegensatz zur paranoid-schizoiden Version, in der alle Macht dem Vater zufällt, werden die Eltern nun als Paar wahrgenommen und das Kind muss an-

erkennen, dass seine Liebes- und Hassgefühle gegen beide Eltern gerichtet sind. »Diese Zustände«, formuliert Steiner (1999, S. 104), »sind voller Verzweiflung und stehen für die Tiefe der Depression, die überwunden werden muss«, um sich der Realität zu stellen. Denn erst wenn der dem Liebesobjekt zugefügte Schaden in seiner ganzen Tragweite erlebt wird, können Wiedergutmachungsbestrebungen einsetzen, welche die Anerkennung der Generations- und Geschlechtsunterschiede ermöglichen.

In der depressiven Version des Ödipuskomplexes identifiziert sich das Individuum nicht mehr mit einer allmächtigen Figur, sondern mit einem *Paar*, von dem es zugleich abhängig und ausgeschlossen ist. Erst diese symbolische Identifikation ermöglicht es ihm, neues Leben hervorzubringen und schließlich die eigene Endlichkeit und Begrenztheit anzuerkennen. Der Penis steht jetzt, wie Dana Birksted-Breen (1996) betont hat, nicht mehr für phallische Macht, sondern für Generativität, Kreativität und die Herstellung von Verbindungen.

In seinem Aufsatz aus dem Jahr 1999 hebt Steiner hervor, dass die depressive Version des Ödipuskomplexes paradoxerweise durch eine Bewegung eingeleitet wird, die den Patienten befähigt, »die Stärke zur Rebellion gegen die väterliche Autorität zu finden, ohne zu einer Lösung durch Identifikation Zuflucht zu nehmen.« Er fährt fort:

»Wenn das Kind dem Sog in Richtung Identifikation widerstehen kann, sieht es sich all jenen Ängsten gegenüber, die mit dem Gewahrwerden seines Kleinseins [smallness] zusammenhängen wie auch seines Gefühls, in Bezug auf die Erwachsenen ausgeschlossen zu sein. [...] Was es gewinnt, ist ein Kontakt mit der Realität, der schmerhaft, aber für seine Entwicklung entscheidend ist« (Steiner, 1999, S. 103).

Wir können uns nun fragen, ob unsere Ausbildung jene Art von Kontakt mit der Realität ermöglicht, die »schmerhaft«, aber für »Entwicklung entscheidend« ist. Ob wir es unseren Kandidat*innen ermöglichen, »die Stärke zur Rebellion gegen die väterliche Autorität« zu finden oder ob wir sie unbewusst dazu drängen, »zu einer Lösung durch Identifikation Zuflucht zu nehmen«. Im einen Fall geht es um »Lernen durch Erfahrung« (Bion, 1962) im anderen Fall um eine Ausbildung nach dem Modell von *Totem und Tabu*.

So wichtig die psychoanalytische Institution also ist, um den zukünftigen Mitgliedern einen sicheren, geschützten Rahmen und verbindliche Regeln für ihre Ausbildung zu geben, so wichtig erscheint es mir, wie es Martin Teising und Christoph Walker in ihrer Einladung zur Herbsttagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung 2011 ausgedrückt haben, auch über die Frage nachzudenken, was Generationen von Psychoanalytiker*innen möglicherweise unbewusst dazu beigetragen haben, »die Generativität unserer Vereinigung zu gefährden« (Teising & Walker, 2011).

Unter den Faktoren, die Generativität und Kreativität in der psychoanalytischen Ausbildung blockieren, habe ich die von Roger Money-Kyrle beschriebene institutio-nelle Megalomanie und die von John Steiner herausgearbeitete paranoid-schizoide Version des Ödipuskomplexes beschrieben. Sicherlich dürften auch andere Fakto-ren wie Mythenbildungen, die Entstehung von »Misskonzeptionen« (Money-Kyrle, 1968) oder die Blockade von Wiedergutmachungsvorgängen (Klein, 1958) eine wichti-tige Rolle spielen. Die beiden von mir erwähnten Faktoren betreffen jedoch zentrale Aspekte der psychoanalytischen Ausbildung sowie das Klima der Auseinandersetzung innerhalb einer psychoanalytischen Gemeinschaft, insofern es um die Frage geht, wie wir mit Problemen von Abhängigkeit und ungleicher Machtverteilung umgehen.

Inwiefern unterstützen wir die Kandidat*innen in der Entwicklung ihres ei-genen Denkens? Oder legen wir ihnen unbewusst nahe, dass die »Lösung durch Identifikation« der einfachste Weg ist, um mit den Ängsten in der Ausbildung um-zugehen? Müssen sie sich überlegen, was sie in welchem Seminar sagen können und wie sie Loyalitätskonflikten innerhalb der Institution entgehen? Dient Supervision der Erweiterung der Wahrnehmungsmöglichkeiten oder geht es um die Introjek-tion von Über-Ich-Funktionen – also um *Super-Vision* im Sinne intrapsychischer Paranoia und Megalomanie? Kann ein Kandidat schon während der Ausbildung seine eigenen Interessen entwickeln und seine Gedanken veröffentlichen, ohne sich in eine prekäre Situation zu begeben? Dienen die wissenschaftlichen Diskussion-en innerhalb der Gesellschaft der normativen Selbstbestätigung, indem man sich Theorien und Überzeugungen wie eine »Haut« (Money-Kyrle, 1965) überstülpt, oder führen sie zu einem »frischen« und lebendigen »Austausch von Ideen« (Rickman, 1951, S. 174)?⁵ Geht es bei der Zuerkennung der Lehranalytiker*in-Funktion um Erfahrung und Kompetenz oder um Status und Machtverteilung innerhalb des Instituts? Ist das perfekt analysierte Individuum – ein »Superman«, so hatte Money-Kyrle bereits 1928 gefragt – frei von allen neurotischen Hemmungen, oder wäre es dann auch frei von Moral? Alle diese Fragen haben viel mit paranoid-schizoiden Versionen des Ödipuskomplexes zu tun, welche Kreativität und Ent-wicklung in der psychoanalytischen Ausbildung lähmen.

Als Hanna Segal ihre psychoanalytische Ausbildung abschloss, war sie 27 Jahre alt. Im Alter von 34 Jahren wurde sie Lehranalytikerin der Britischen Psychoanaly-

5 »Früher oder später«, so Rickman (1951, S. 174, Übersetzung von mir, H.W.), sieht sich »jede wachsende psychoanalytische Gesellschaft vor das Problem gestellt, auf der wis-senschaftlichen Seite den frischen und innigen Austausch von Ideen aufrechtzuerhalten und gleichzeitig eine Struktur zu entwickeln, die innerem und äußerem Druck wider-stehen kann. Vielleicht eine unlösbare Aufgabe, aber davon sollte man nicht voreilig ausgehen. Sie erfordert die Selbstuntersuchung der Gesellschaft oder des Instituts als Gegenstück zur analytischen Wachsamkeit, um sicherzustellen, dass sich ihre Kreativität so gut wie möglich entwickeln kann und ihre Organisation nur diejenige Aufmerksamkeit erhält, die erforderlich ist, um sie geschmeidig und für Veränderungen offen zu halten.«

tischen Gesellschaft und in diesen Jahren entwickelte sie ihre grundlegenden Ideen zur Ästhetik, Kreativität und Symbolbildung (vgl. Steiner, 2004; Weiß & Rumpeltes, 2017). Wäre eine solche Entwicklung auch heute noch denkbar?

Als Herbert Rosenfeld seine psychotische Patientin Mildred in Behandlung nahm, war er 33 Jahre alt und bestand darauf, die schon begonnene Therapie weiterzuführen. Seine Supervisoren reagierten skeptisch und Sylvia Payne lehnte es zunächst ab, die Supervision für einen derart schwierigen Fall zu übernehmen. Sie riet ihm, die Therapie zu beenden. Schließlich akzeptierte sie aber seinen Protest und willigte ein, ihm zuzuhören:

»Sie sagte«, so Rosenfeld, »sie würde mich nicht bitten, den Fall aufzugeben, und sie könnte mich nicht supervidieren, weil sie selbst einfach nicht genügend wisse; sie war aber durchaus bereit, mir zuzuhören, und darüber war ich sehr froh; ich erzählte ihr, was ich tat, was ich dachte, was ich fühlte; und dieser Fall entwickelte sich sehr gut« (Rosenfeld, in Grosskurth, 1989, S. 145).

Es war die erste psychoanalytische Behandlung einer erwachsenen schizophrenen Patientin, mit der Rosenfeld (1947) Neuland betrat und zusammen mit Hanna Segal und Wilfred Bion den Boden für die psychoanalytische Behandlung von Borderline-Erkrankungen und psychotischen Zuständen bereitete.

Wären solche Entwicklungen auch heute noch möglich? Ich denke, dass wir unter unseren Kandidat*innen vielleicht nicht viele Hanna Segals und Herbert Rosenfelds haben. Aber es gibt sie! Erhalten diese jungen Kolleginnen und Kollegen eine Chance, schon frühzeitig sehr kranke Patient*innen zu behandeln und ihre Ideen zu publizieren?

Aus meiner Sicht geht es darum, die Eigenständigkeit zu fördern und zugleich die Ausbildungssituation zu schützen, damit die Erfahrung von Abhängigkeit nicht zu etwas Demütigendem und Verfolgendem wird. Vielleicht übernimmt die psychoanalytische Institution hier eine ähnliche Rolle wie Eltern gegenüber ihren heranwachsenden Kinder, deren Protest und Ablösung sie annehmen und denen sie dennoch ein »sicheres Dach« bieten müssen.⁶

Natürlich existieren paranoid-schizoide und Borderline-Versionen des Ödipuskomplexes (Weiß, 1999) in jedem von uns, und es gehört zu den wichtigsten Aufgaben der psychoanalytischen Ausbildung, Bewegungen in Richtung der depressiven Version zu unterstützen. Dies wird aber erschwert, wenn paranoid-schizoide Phantasien in der Organisation selbst vorherrschend sind.

Steiner (1999) spricht von der Gefahr, dass die Eltern unbewusst mit den primitiven Phantasien des Kindes kolludieren, indem sie Größenphantasien nähren und Spaltungen der Ödipussituation unterstützen. Dann entstehen komplexe Misskonzeptionen der psychischen Realität (Money-Kyrle, 1968), welche Entwicklung und

6 Diesen Hinweis wie auch andere Kommentare zu diesem Vortrag verdanke ich Felix Schoppmann, Frankfurt a.M.

Veränderung erschweren. Ich denke, es ist nicht schwierig, solche Kollusionen in der psychoanalytischen Ausbildung zu erkennen, etwa wenn projektive Mechanismen einen Loyalitätsdruck auslösen oder Spaltungen innerhalb der Institution die Auswahl der Supervisoren bestimmen. Dadurch werden paranoid-schizoide Versionen der Ödipussituation gefestigt, und vielleicht ist es kein Zufall, wenn Freud in *Totem und Tabu* (1912–13a) von einer »narzistischen Organisation« spricht, in der wir heute eine »pathologische Organisation« (Steiner, 1993) erkennen würden.

Einschränkend möchte ich hinzufügen, dass intrapsychische Prozesse mit den Verhältnissen in sozialen Gruppen nur begrenzt vergleichbar sind und letztere möglicherweise noch stärker dazu tendieren, sich durch paranoid-schizoide Mechanismen weiter zu verfestigen. Der Begriff der »pathologischen Organisation« (Steiner, 1987, 1993) erscheint mir jedoch geeignet, zwischen beiden eine Verbindung herzustellen. Bereits Rickman (1943) sprach von der Persönlichkeit als einer »inneren Gesellschaft, welche durch Vermittlung dessen, was wir gewöhnlich >das Ich< nennen, in ständiger, sich stets verändernder Wechselbeziehung mit der äußeren Gesellschaft steht« (S. 120, *Übersetzung von mir; H. W.*).

Die von mir aufgezeigten Probleme betreffen aber nicht nur die psychoanalytische Ausbildung, sondern die gesamte Entwicklung der Psychoanalyse. Allzu leicht kann unser Gefühl, vom Zeitgeist nicht verstanden zu werden, in eine defensive Selbstidealisierung übergehen, wird durch berufspolitische Auseinandersetzungen und Veränderungen im Gesundheitssystem ein diffuses Gefühl von Bedrohung unserer psychoanalytischen »Identität« heraufbeschworen. Dann neigen wir manchmal vielleicht zu schnell dazu, uns in unsere *Splendid Isolation* zurückzuziehen, die zum Ausgangspunkt von Größen- und Untergangshphantasien wird, welche den Austausch mit anderen Wissenschaften und die Weiterentwicklung psychoanalytischer Ideen erschweren.

Unvermeidlich läuft jedoch eine Wissenschaft, die den Corpus ihrer Ideen nicht ständig erneuert, an der Erfahrung überprüft und weiterentwickelt, Gefahr, zu einer toten Wissenschaft zu werden. Mitunter kann man heute den Eindruck gewinnen, dass die Entwicklung neuer klinischer und theoretischer Ideen stagniert, in pluralistischer Vielfalt verflacht oder in ein verzweifeltes Bemühen um Anerkennung bei den Naturwissenschaften mündet. Wirkliche Fortschritte sind in der Psychoanalyse aber noch jedes Mal aus der Konfrontation mit klinischen Situationen hervorgegangen, in denen wir nicht weiterkommen und die wir mit unseren bisherigen Modellen und Methoden nur unzureichend verstehen können (vgl. Weiß, 2012, 2019).

Die Konfrontation mit solchen »depressiven« Erfahrungen ist aus meiner Sicht für den Fortschritt in der Psychoanalyse aber essenziell. Nicht, dass die Anwendung empirischer Forschungsmethoden, der Dialog mit den Sozial- und Geisteswissenschaften nicht wichtig, ja für die Anschlussfähigkeit der Psychoanalyse an den allgemeinen Wissenschaftskanon sogar von grundlegender Bedeutung wären. Ich denke jedoch, dass sich psychoanalytische Generativität und Kreativi-

tät immer wieder aus ihrem eigenen Erfahrungsbereich heraus erneuern müssen. Wenn uns klinische Probleme nicht mehr zur Entwicklung neuer theoretischer Modelle drängen, wenn wir mit unseren behandlungstechnischen Konzepten so zufrieden werden, dass wir sie nicht mehr erweitern und vertiefen müssen, dann wäre unsere Wissenschaft tatsächlich »tot«. Sie befände sich im Zustand eines abgeschlossenen, statischen Wissens, wie er für die »intrapsychische Megalomanie« charakteristisch ist. Für die Ausbildung bliebe dann nur noch die Übermittlung und Aufnahme dieses vollendeten Wissenskorpus.

Demgegenüber vermittelt die depressive Version des Ödipuskomplexes ein Gefühl für die Begrenztheit und Vergänglichkeit unserer Erfahrungen, aber auch für die prinzipielle Unabschließbarkeit des psychoanalytischen Wissens, welches von der nächsten Generation erneuert, fortentwickelt und weitergetragen werden muss. Wo dies nicht geschieht – und das gilt nicht nur für unsere Wissenschaft –, kann sich kein neues Leben entwickeln, wird schließlich nur noch totes Wissen reproduziert.

So erscheint der Mythos von *Kronos* als logische Fortsetzung des von Freud in *Totem und Tabu* beschriebenen Vatermords: Nachdem er seinen Vater kastriert hat, wird Kronos prophezeit, eines Tages werde ihn eines seiner Kinder auf die gleiche Weise stürzen. Um diesem Schicksal zu entgehen, verschlingt er seine Kinder gleich nach deren Geburt (Hesiod, Vers 153ff., 459ff.; vgl. auch de Serbeti, 1992). Wer Angst hat, von seinen Kindern entmannzt zu werden, muss diesen zuvorkommen und sie seinerseits verschlingen, selbst wenn er dabei die Grundlagen für das Weiterleben und die nächsten Generationen zerstört.

Es ist für die paranoid-schizoide Position charakteristisch, dass neben dem verfolgenden immer auch ein idealisiertes Szenario existiert. In dieser Version des Mythos wird Kronos als gütiger Herrscher in einem gesegneten goldenen Zeitalter dargestellt, der nach seiner Absetzung die Insel der Seligen im westlichen Ozean regiert. Die Psychoanalyse darf aber weder ihre Kinder fressen, noch den Rückzug auf die »Insel der Seligen« suchen. Beide Szenarien sind zeitlos und gegen jene Prozesse gerichtet, die Entwicklung und Veränderung ermöglichen. Ein Sachverhalt, der im Übrigen leicht entstellt und verdreht werden kann – so wie Kronos schon in griechischer Zeit mit *Chronos* verwechselt und zum »Vater der Zeit« verklärt wurde.

Ich komme damit zum Abschluss meiner Überlegungen: Damit die Psychoanalyse als Wissenschaft und Behandlungsmethode im Sinne des Freud'schen Junktims zwischen Heilen und Forschen⁷ nicht stagniert, erscheint es mir wesent-

⁷ »In der Psychoanalyse bestand von Anfang an ein Junktim zwischen Heilen und Forschen, die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohltätige Wirkung zu erleben. Unser analytisches Verfahren ist das einzige, bei dem dies kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt« (Freud, 1927a, S. 293f.).

lich, uns mit einigen Hindernissen auseinanderzusetzen, welche die Entwicklung neuer Ideen blockieren. Unter diesen Blockaden habe ich die von R. Money-Kyrle (1965) beschriebene institutionelle Megalomanie und die von John Steiner (1999) untersuchten paranoid-schizoiden Versionen des Ödipuskomplexes hervorgehoben, wie sie in pathologischen Organisationen vorherrschend sind (Steiner, 1993, 1999). Beide führen zu gravierenden Hemmungen der psychoanalytischen Kreativität und machen die Psychoanalyse wenig attraktiv für diejenigen, welche einzig ihre Weiterentwicklung übernehmen könnten. Ich denke, es ist nicht besonders schwierig, diese Gefahren zu benennen, aber umso schwieriger, die Widerstände zu überwinden, die sich Entwicklung und Veränderung entgegenstellen. Immerhin verfügen wir aber über eine Methode, die uns zu der Hoffnung berechtigt, solche Widerstände auch in unseren eigenen Organisationen bearbeiten und bewältigen zu können.

Literatur

- Bion, W.R. (1962). *Lernen durch Erfahrung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.
- Birksted-Breen, D. (1996). Phallus, Penis and mental space. *Int J Psycho-Anal*, 77, 649–657.
- Brennan Pick, I. (2011). Are we turning down too many? *Bull Brit Psychoanal Soc*, (5), 67.
- de Serbeti, E. (1992). Kronos [Artikel]. In J.Ch. Balty, E. Berger, J. Boardman, Ph. Bruneau, F. Canciani, L. Kahil, V. Lambrinoudakis, & E. Simon (Hrsg.), *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae (LIMC)*, VI (S. 142–143). Zürich, München: Artemis.
- Ferenczi, S. (1913b). Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. In S. Ferenczi, *Schriften zur Psychoanalyse* (S. 148–163). Frankfurt/M.: Fischer.
- Frank, C. (2011). Intrapsychische Megalomanie: klinische Illustration und Überlegungen zu institutionellen Prozessen. In M. Teising & C. Walker, C. (Hrsg.), *Generativität und Generationskonflikte. Herbsttagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (Tagungsband)* (S. 375–388). Bad Homburg: DPV.
- Freud, S. (1912–13a). *Totem und Tabu. GW IX*.
- Freud, S. (1921c). Massenpsychologie und Ichanalyse. *GW XIII*, S. 71–161.
- Freud, S. (1923b). Das Ich und das Es. *GW XIII*, S. 237–289.
- Freud, S. (1927a). Nachwort zur Frage der Laienanalyse. *GW XIV*, S. 287–296.
- Freud, S. (1927d). Der Humor. *GW XIV*, S. 383–389.
- Freud, S. (1937c). Die endliche und die unendliche Analyse. *GW XVI*, S. 59–99.
- Grosskurth, Ph. (1989). Ein Interview mit Herbert Rosenfeld. *Psyche – Z Psychoanal*, 43, 142–149.
- Hesiod (nach 700 v. Chr.). *Theogonie*. Stuttgart, Zürich: Artemis 1970.
- Klein, M. (1958). Zur Entwicklung des psychischen Funktionierens. In M. Klein, *Gesammelte Schriften, Bd. III* (S. 169–186). Stuttgart: frommann-holzboog.
- Money-Kyrle, R. (1925). *Beiträge zur Theorie der Wirklichkeitslehre*. Unveröff. Dissertation, Philosophische Fakultät der Universität Wien.
- Money-Kyrle, R. (1928). Morals and Super-men. In D. Meltzer & E. O'Shaughnessy (Hrsg.) (1978), *The Collected Papers of Roger-Money-Kyrle* (S. 28–37). Strath Tay, Perthshire: Clunie Press.
- Money-Kyrle, R. (1930). *The Meaning of Sacrifice*. London: Hogarth.

- Money-Kyrle, R. (1941). *The psychology of propaganda*. In D. Meltzer & E. O'Shaughnessy (Hrsg.) (1978), *The Collected Papers of Roger Money-Kyrle* (S. 160–175). Strath Tay, Perthshire: Clunie Press.
- Money-Kyrle, R. (1951). Some aspects of state and character in Germany. In D. Meltzer & E. O'Shaughnessy (Hrsg.) (1978), *The Collected Papers of Roger Money-Kyrle* (S. 229–244). Strath Tay, Perthshire: Clunie Press. (Dt.: *Jahrb. Psychoanal.*, 64 (2012), 135–152).
- Money-Kyrle, R. (1965). Megalomania. In D. Meltzer & E. O'Shaughnessy (Hrsg.) (1978), *The Collected Papers of Roger Money-Kyrle* (S. 376–388). Strath Tay, Perthshire: Clunie Press.
- Money-Kyrle, R. (1968). Cognitive development. In D. Meltzer & E. O'Shaughnessy (Hrsg.) (1978), *The Collected Papers of Roger Money-Kyrle* (S. 416–433). Strath Tay, Perthshire: Clunie Press
- Pagel, G. (1996). Die Teilnehmer der Tagung von 1924 und was aus ihnen geworden ist. In H. Weiß & H. Lang (Hrsg.), *Psychoanalyse heute und vor 70 Jahren. Zur Erinnerung an die »1. Deutsche Zusammenkunft für Psychoanalyse« am 11. und 12. Oktober 1924 in Würzburg* (S. 51–93). Tübingen: edition diskord.
- Rickman, J. (1943). The influence oft he »social field« on behaviour in the interview situation. In P. King (Hrsg.) (2003), *No ordinary psychoanalyst. The exceptional contributions of John Rickman* (S. 140–147). London: Karnac.
- Rickman, J. (1951). Reflections on the function and organization of a psycho-analytic society. In W.C.M. Scott (Hrsg.), *John Rickman. Selected contributions to psycho-analysis* (S. 170–206). London: Hogarth.
- Rosenfeld, H.A. (1947). Analyse einer schizophrenen Psychose mit Depersonalisationserscheinungen. In H. A. Rosenfeld (1989), *Zur Psychoanalyse psychotische Zustände* (S. 11–35). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Segal, H. (2010). Persönliche Mitteilung 2010.
- Steiner, J. (1987). Die Wechselwirkungen zwischen pathologischen Organisationen und der paranoid-schizoiden und depressiven Position. In E. Bott Spilli (Hrsg.). *Melanie Klein heute, Bd. 1* (2. Aufl. 1995) (S. 408–431). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Steiner, J. (1993). *Orte des seelischen Rückzugs. Pathologische Organisationen bei psychotischen, neurotischen und Borderline-Patienten*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Steiner, J. (1999). Der Kampf um Vorherrschaft in der ödipalen Situation. In H. Weiß (Hrsg.), *Ödipuskomplex und Symbolbildung. Ihre Bedeutung bei Borderline-Zuständen und frühen Störungen. Hanna Segal zu Ehren* (S. 98–118). Tübingen: edition diskord.
- Steiner, J. (2004). Hanna Segals Werk. In H. Segal, *Melanie Klein. Eine Einführung in ihr Werk* (S. 173–192). Hrsg. v. H. Weiß & C. Frank. Tübingen: edition diskord.
- Steiner, R. (2019). Erste Versuche britischer Psychoanalytiker, die gesellschaftspolitischen Probleme ihrer Zeit zu analysieren. *Jahrb. Psychoanal.*, 78, 211–256.
- Teising, M. & Walker C. (2011). Einladung zur Herbsttagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung »Generativität und Generationenkonflikte«. Bad Homburg: DPV.
- Weiß, H. (Hrsg.). (1999). *Ödipuskomplex und Symbolbildung. Ihre Bedeutung bei Borderline-Zuständen und frühen Störungen. Hanna Segal zu Ehren*. Tübingen: edition diskord.
- Weiß, H. (2012). Wie entsteht Neues in der Psychoanalyse? – eine kleinianische Perspektive (unveröff. Manuskrift, Jahrestagung der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft, Berlin, Mai 2012).
- Weiß, H. (2019). Gibt es Fortschritte in der Psychoanalyse? *Forum der Psychoanalyse*, 35, 273–296.
- Weiß, H. & Lang, H. (Hrsg.). (1996). *Psychoanalyse heute und vor 70 Jahren. Zur Erinnerung an die »1. Deutsche Zusammenkunft für Psychoanalyse« am 11. und 12. Oktober 1924 in Würzburg*. Tübingen: edition diskord.
- Weiß, H. & Rumpeltes, R. (Hrsg.). (2017). *Hanna Segal Revisited. Zur Aktualität ihres Werkes*. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.

Der Autor

Heinz Weiß, geboren 1955, Prof. Dr. med., Chefarzt der Abteilung für Psychosomatische Medizin am Robert-Bosch-Krankenhaus, Stuttgart, Leiter des Medizinischen Fachbereichs am Sigmund-Freud-Institut, Frankfurt a. M. und Mitglied des Direktoriums, ist seit 2012 Chair der Education Section des International Journal of Psychoanalysis. Er veröffentlichte zahlreich zur Theorie, Geschichte und Klinik der Psychoanalyse sowie zum Verhältnis von Psychoanalyse und Philosophie.

Kontakt: Prof. Dr. Heinz Weiß, Robert-Bosch-Krankenhaus, Abteilung für Psychosomatische Medizin, Auerbachstraße 110, D-70376 Stuttgart; E-Mail: heinz.weiss@rbk.de; Prof. Dr. Heinz Weiß, Sigmund-Freud-Institut, Myliusstraße 20, 60323 Frankfurt a. M.; E-Mail: weiss@sigmund-freud-institut.de

Ödipale Verwicklungen und psychoanalytische Generativität

Stefanie Sedlacek

Obwohl Sigmund Freuds Psychoanalyse das 20. Jahrhundert geprägt hat und sowohl seine Schriften wie auch die seiner Nachfolgegenerationen in Gesellschaft, Kultur und den Wissenschaften zentrale Bezugspunkte bleiben, hat die Psychoanalyse ihre Vormachtstellung in der Behandlung seelischer Erkrankungen weltweit eingebüßt. Dies drückt sich nicht zuletzt in rückläufigen Bewerbungszahlen für die analytische Ausbildung aus (Koenen & Martin, 2012, S. 20ff.). Im Deutschen Ärzteblatt für Psychologische Psychotherapeuten vom Juli 2019 ist ein Interview mit Hans-Jürgen Wirth wie folgt untitled: »Als therapeutisches Verfahren ist die Psychoanalyse in den vergangenen Jahrzehnten stark an den Rand gedrängt worden. Dass sie sich weiterentwickelt hat, wird oft gar nicht zur Kenntnis genommen« (Britten, 2019, S. 306). Hier wird deutlich, wie wenig die Psychoanalyse als Behandlungsmethode in Deutschland in der öffentlichen Wahrnehmung auftaucht, obwohl wir weltweit eine lebendige und kreative Gemeinschaft sind, wie Wirth im Interview deutlich macht. Im Folgenden möchte ich mich mit unbewussten Konstellationen beschäftigen, die unsere Generativität erschweren – trotz unseres kreativen Potenzials.

Psychoanalyse beschäftigt sich mit häufig unaussprechlichen Erfahrungen der inneren Welt und des Identitätserlebens und versucht diese durch die Bereitstellung eines empfänglichen Containers erfahrbar und erlebbar werden zu lassen. Besondere Bedeutung kommt künstlerischen Ausdrucksformen in Narrativen und Bildern zu. In Träumen wird jeder Mensch zum Künstler, indem er seine innere Welt und unbewusste Konflikte zur Darstellung bringt. Die griechische Mythologie und die bildende Kunst haben in herausragender Weise seelische Konflikte erfasst und in eine bildhafte Form und Sprache gebracht. »Ein Mythos ist eine Geschichte« schreibt Maurice Bowra, der britische Alt-Philologe,

»deren Ziel nicht ist, ihrer selbst willen zu unterhalten, sondern die die Komplexitäten, die den [...] Menschen beunruhigen, aufhellen soll [...]. Bevor der Mensch generalisierende Konzepte entwickeln kann, denkt er in individuellen, malerischen Bildern, und wenn er mit etwas Rätselhaftem und Ungewöhnlichem fertig werden muss,

dann sollte das in den Dunstkreis solcher Metaphorik übersetzt und daran angepasst werden« (Bowra, 1957, S. 115, *Üersetzung von mir, St.S.*).

Deshalb erlaube ich mir mythische Narrative, künstlerische und bildliche Darstellungen und Fallvignetten zu bemühen, um meine Überlegungen zu illustrieren. Revolutionen fressen ihre Kinder, heißt es. Hat das Revolutionäre, das Umwälzende der Psychoanalyse, dessen sich laut Slavoj Žižek (2008, S. 11) Freud selbst nicht bewusst war, noch die Sprengkraft, die sie in ihren Anfängen und für jedes Individuum, tief aus der eigenen Psychogenese heraus, hatte? Oder sind wir als *Kinder der Psychoanalyse* desillusioniert? Oder üben gar selbst die schärfste Kritik an unserer Profession?

Tatsächlich ist das Zitat »Revolutionen fressen ihre Kinder« verkürzt. Der letzte Satz von Pierre Vergniaud¹ lautete: »Die Revolution, *gleich Saturn*, frisst ihre eigenen Kinder« (zit. nach Wikipedia am 7. März 2019, *Hervorhebung von mir, St.S.*). Frisst die Psychoanalyse, »gleich Saturn«, ihre Kinder? In Goyas Meisterwerk von 1820 *Saturn verschlingt eines seiner Kinder* ist eine furchterregende Riesenfigur abgebildet, die eine kleine menschliche Figur auffrisst. Der römische Gott der Aussaat, Saturn, entspricht in der griechischen Mythologie Kronos, Vater von Jupiter, und wurde schon zu antiken Zeiten in einer »Volksetymologie«² mit dem göttlichen Zeitprinzip Chronos verdichtet. Anstatt fruchtbar zu werden, zerstört Kronos seine Zukunft, indem er seine Kinder frisst. Das Gemälde hängt im Prado in Madrid im Kreise von Goyas *Schwarzen Gemälden*, die seine düstere Sicht auf die Menschheit thematisieren. Es wird wie folgt erläutert: »Obwohl Saturn meist als negativer Charakter dargestellt wird, könnte er hier aber auch die zutiefst menschliche Angst vor Machtverlust verkörpern« (Erläuterungstafel Prado, Madrid im April 2019). So gesehen dreht Saturn die Angst vor Vernichtung um und vernichtet seinerseits die künftige Gefahr. Hans Loewald schreibt in seiner Diskussion des Ödipuskomplexes, es sei

»keine Übertreibung, wenn man behauptet, dass die Übernahme der Verantwortung für sein eigenes Leben und seine Führung in psychischer Realität der Tötung der Eltern, dem Verbrechen des Elternmordes gleichwertig sei, [...]. Nicht nur elterliche Autorität wird dadurch zerstört, daß man die Autorität den Eltern entreißt und sie übernimmt, sondern die Eltern werden, wenn der Prozeß gründlich ausgeführt wird, auch als libidinöse Objekte zerstört« (Loewald, 1980, S. 43).

1 Diesen Satz sagte Pierre Vergniaud einer der Führer der Girondisten in der Französischen Revolution, als er am 31. Oktober 1793 als Letzter zum Schafott geführt wurde, nachdem er hatte mitansehen müssen, wie seine politischen und persönlichen Freunde hingerichtet worden waren.

2 Vgl. den Eintrag auf Wikipedia. Mein Dank für diesen Hinweis gilt Herrn Gilbert Schwarz, FUNDUS. Antiquariats- und Buchhandelsgesellschaft mbH, Berlin.

Auf Rubens Gemälde (1636), das fast 200 Jahre vor Goyas entstand, *Saturn einen Sohn verschlingend*, sieht man den Moment nach dem Biss ins Herz des Kindes. Es hängt ebenso im Prado in Madrid und auf der Erläuterungstafel steht:

»Aus Angst vor der Prophezeiung, dass seine Söhne ihn zu Fall bringen würden, verschlang Saturn einen nach dem anderen. Der einzige Überlebende war Jupiter, der später die Prophezeiung erfüllte. Die Sense identifiziert ihn als Chronos oder die Zeit, die Leben beendet« (Erläuterungstafel Prado, Madrid im April 2019).

Am Rande der EPF-Tagung im April 2019 habe ich mir dieses Kunstwerk in Vorbereitung der hier vorgelegten Überlegungen angeschaut. Mit mir im Ausstellungssaal war eine Familie mit einem Kleinkind, das gerade Laufen konnte und das verstört auf das Bild reagierte. Davon berichte ich, weil ich meine, dass es im Kind eine Präkonzeption gibt, Opfer dieser Triebimpulse zu werden, die im englischen Sprachraum »affectionate abuse« genannt werden, und die wir meines Erachtens alle von beiden Seiten kennen: dass nämlich süße Kinder oder Enkel oder auch die Geliebte oder der Geliebte kannibalische Impulse auslösen, was sich auch in der Redewendung »jemanden zum Fressen gerne haben« ausdrückt. Joshua Durban (2018/2020, S. 87) schreibt:

»dass das mythologische Bild von Chronos, [...] (dessen Name dem Konzept [...] chronisch pathologischer Zustände zugrunde liegt), der oft dargestellt wird, wie er seine eigenen Kinder isst, ergreifend beschreibt, welche Ängste im Kleinkind wacherufen werden«.

Der Angriff auf die Nachkommenschaft ist also der Angst vor dem Verlust sowohl von Macht als auch von Idealisierung und libidinöser Besetzung geschuldet. Aus dieser Angst heraus misslingen Triangulierung und Generativität, dyadische Wünsche gewinnen die Oberhand und verweisen auf infantile archaische Phantasien, Ängste und Sehnsüchte. Die Folgen für das Zeiterleben im Bild des Kronos laut Durban (ebd.):

»Die unbewusste Phantasie einer Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft verschlingt, führt zu einer zirkulären nicht linearen Zeit. Man kommt immer wieder zurück zum Nullpunkt (*ground zero*), also dem halluzinierten, undifferenzierten Inneren der Eltern. [...] Dies geschieht mit dem Ziel, Differenzierung, Getrenntheit und die schmerzliche Erkenntnis der gefährlichen Realität zum Stillstand zu bringen oder, um unerträgliche Erfahrungen regulierbar und beherrschbar zu machen. Es ist aber auch ein Versuch, alles so zu lassen, wie es ist, [...] Hier treffen wir auf eine *perverse Hoffnung*, die nicht an die Zukunft glaubt, sondern der trotzige Wunsch ist, die Vergangenheit zu ändern.«

Sind wir, die psychoanalytische Gemeinschaft, in Gefahr, die Realität zum Stillstand bringen zu wollen? Oder gelingt es uns, für unsere Studierenden ein Klima herzustellen, in dem Entwicklung und Wachstum möglich sind, und jede ihre beziehungsweise jeder seine ganz eigene Identifikation mit der Psychoanalyse finden kann? Hierzu möchte ich eine andere kunstvolle Darstellung vorschlagen, nämlich die *Die Heilige Anna selbdritt*³, eines der wichtigsten Gemälde von Leonardo da Vinci, das bekanntlich Freud (1910b) in seiner Studie *Eine Kindheitserinnerung des Leonard da Vinci* ausführlich bespricht. Neben der Vielzahl von weiteren Ausarbeitungen, sei hier nur die Analyse der Kunsthistorikerin Elke Buchholz (1999, S. 74) erwähnt, die Anna als Verkörperung der christlichen Kirche sieht, die Maria zurückhält, damit sie nicht in ihrer Mutterliebe den noch kindlichen Jesus von seinem Schicksal als Opferlamm zurückhalten kann. Ich möchte dieses Gemälde als eine Bebildung der psychoanalytischen Ausbildung betrachten. Es wäre zu überlegen, ob wir hiermit auch ein Bild für die zunehmende Feminisierung der Psychoanalyse hätten. Anna würde die *Psychoanalyse*, vielleicht vertreten durch das Institut oder die Fachgesellschaft, verkörpern, und Maria wäre dann, auf Annas Schoß sitzend, die Lehranalytikerin, die sich schützend dem Kind, ihrem Lehranalysanden, zuwendet. Ist dieser in Gefahr, ein Opferlamm zu werden? Eine ältere Kollegin sagte einmal zu mir: »Institute sind gefräßige Monster.« Damit meinte sie den unerschöpflichen Bedarf an Übernahme ehrenamtlicher Aufgaben, der Wunsch des Instituts, dass wir uns *für die Sache mit Herzblut opfern*. Dann würde diese Illustration den Konflikt in der Lehranalytikerin – zwischen Institut oder Fachgesellschaft, der institutionellen Psychoanalyse und der Aufgabe als tendenzlose Lehranalytikerin – erfahrbar machen. Also auch bei großer Anstrengung zu angemessener Zurückhaltung lauern im Hintergrund überfordernde und überwältigende Wünsche der Ausbilder-Eltern-Generation an die jüngere Generation, sei sie noch in Ausbildung oder schon Mitglied. Dann wäre das Bild des Kronos eine tiefere Schicht unter der Figur der Anna selbdritt.

Wodurch entstehen denn nun die unterschiedlichen Klimata in unseren Institutionen – eher verschlingend bedrohlich oder wohlwollend Generativität befördernd? Ich meine, dass dies in erster Linie mit der Fähigkeit der Verantwortlichen zu triangulieren zu tun hat. Wenn wir am dyadischen Denken festhalten oder dem Sog zu dyadischem Denken nachgeben, begünstigt das primitive Idealisierungen

3 »Anna selbdritt bezeichnet in der christlichen Ikonografie eine Darstellung der heiligen Anna mit ihrer Tochter Maria und dem Jesuskind. Der Bildtyp gehört zu den Andachtsbildern, die sich im späten Mittelalter und besonders häufig und vielgestaltig in Deutschland und den Niederlanden, aber auch in Italien und Spanien herausgebildet haben. Der Ausdruck *selbdritt* ist ein altes Wort für ‚als Teil einer Dreiergruppe‘ oder auch ‚zu dritt‘« (Wikipedia, Stand: 30. Juli 2019). Das Motiv Anna selbdritt wurde auch von anderen Künstlern und Künstlerinnen behandelt.

und Identifikationen. Diese gehen einher mit der Suche nach Einvernehmen und dem »sicheren Gefühl immer zu wissen, was richtig ist«. Dann werden wir zu Saturn, zu Kronos, der seine Kinder frisst und nicht erträgt, dass die Zeit vergeht und die nachfolgenden Generationen möglicherweise zu ganz anderen Lösungen kommen. Im triadischen Denken sind wir nicht mit Fragen befasst, wer zu erwählten Insidern wird, denen natürlich auszuschließende Outsider gegenüberstehen, sondern müssen uns auf die immer neue Suche nach Lösungen machen, Getrenntheit ertragen und versuchen, konträre Meinungen und Einschätzungen zu integrieren.

In unseren institutionellen Konflikten spiegeln sich die mehr oder weniger gelungenen Lösungen wider, zwischen dyadischem und triadischem Denken zu oszillieren. Alle sich engagierenden Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen sind in Bezug auf Institut, Fachgesellschaft oder *die Psychoanalyse* immer auch mit den mehr oder weniger gelungenen Lösungen der eigenen entwicklungsgeschichtlichen Konflikte konfrontiert – und damit in Gefahr, *sich ödipal zu verwickeln*. Ich möchte den ödipalen Konflikt hier verstanden wissen als Kulminationspunkt der frühkindlichen Entwicklung, an dem dyadische Wünsche mit triadischen Anforderungen konfrontiert werden. In der täglichen psychoanalytischen Arbeit besteht eine der Herausforderungen darin zwischen dyadischem Erleben und triangulärem Nachdenken zu oszillieren. Weiter ist man beständig herausgefordert und zuweilen überfordert in Bezug auf die Fähigkeiten zu Containment, zur Selbstbeherrschung und auch Nicht-Verstehen auszuhalten. Diese Herausforderung, die Triangulierung und triadisches Denken fordert, kann zu einem Dauerangriff auf die reiferen Anteile der Abwehr werden, die entsprechend labilisiert werden kann. Der regressive Sog strebt nach einfacheren Lösungen und nach dyadischer Wunscherfüllung. Dadurch sind die Möglichkeiten, auch in den Instituten und Fachgesellschaften eine abstinente Haltung einzunehmen, erschwert, zumal natürlich auch hier Übertragungsprozesse eine Rolle spielen. In der Folge kommt es viel zu oft zu gravierenden Verwerfungen in psychoanalytischen Instituten und Institutionen. Dann fließen die oralen, narzisstischen und analen Bedürfnisse allzu ungehemmt und verhindern durch die Regression Einzelner oder der Gruppe auf infantile Ansprüche oder Sehnsüchte ein bekömmliches Miteinander. In Situationen, in denen die unbewusste Dynamik die Oberhand gewinnt, regrediert das Institut zu einer Grundannahmen Gruppe im Sinne Bions (2015) und eine gelingende Generativität, von der unsere Institute und die Psychoanalyse leben, wird verunmöglicht. Nach meiner Einschätzung sind das *ödipale Verwicklungen*, weshalb ich an dieser Stelle einen Exkurs zum Ödipuskomplex unternehmen möchte.

Der Ödipuskomplex hat als konstituierendes Konzept der Psychoanalyse eine hohe theoretische Relevanz, die durch die zunehmende Differenzierung beispielsweise bei Melanie Klein (1928/1985), Jacques Lacan (1975), Hans Loewald (1980), Jean Laplanche (1987), Ron Britten et al. (1989), Judith Le Soldat (2015) und anderen noch untermauert wird. Bei Freud taucht der Begriff Ödipuskomplex zu-

nächst 1908 in einem Brief an Ferenczi auf (Freud, 1992g, S. 63), um dann 1910 publiziert zu werden und im selben Jahr zum »Kernkomplex einer jeden Neurose« zu avancieren (Freud, 1910h, S. 73). Der Ödipuskomplex beschreibt das Konfliktgeschehen im Dreieck Vater – Mutter – Kind oder in jeglicher Ausgestaltung eines Kindes mit zwei primären Bindungsfiguren am Ende der frühen Kindheit als Dreh- und Angelpunkt der seelischen Entwicklung.

Melanie Klein verortete 1928 ödipale Wünsche und Ängste – deutlich früher als Freud – schon in der frühen Kindheit. Für Bion (1963/1992, S. 96f.) ist der Ödipus-Mythos ein *wichtiges Hilfsmittel in der psychoanalytischen Arbeit*, weil er einen *öffentlichen, die ganze Menschheit betreffenden Status* hat. Er stellt ihn in *Elemente der Psychoanalyse* 1963 in eine Linie mit den Mythen vom Garten Eden und vom Turm zu Babel und fokussiert auf die Suche nach Erkenntnis. Die fünfte Spalte seines Rasters *Forschung* nannte er ursprünglich *Ödipus*.

Hans Loewald beschreibt in seinem Aufsatz »Das Schwinden des Ödipuskomplexes« (1980, S. 37) den Ödipuskomplex als die psychische Vertretung einer zentralen, triebhaft motivierten, triangulär konflikthaften Konstellation der Kind-Eltern-Beziehung.

»In einem wichtigen Sinne töten wir unsere Eltern, indem wir unsere eigene Autonomie, unser eigenes Überich entfalten, und indem wir nicht-inzestuöse Objektbeziehungen eingehen. Wir eignen uns ihre Macht, ihre Kompetenz, ihre Verantwortung an, und wir verleugnen und lehnen sie ab als libidinöse Objekte. Kurzum wir zerstören sie gerade in Bezug auf einige ihrer Eigenschaften, die für uns bis dahin am allerwichtigsten waren. Eltern widerstehen solcher Zerstörung und fördern sie nicht weniger ambivalent als Kinder sie austragen. Was übrig bleibt, wenn alles gut geht, sind Gefühle von Zärtlichkeit, gegenseitigem Vertrauen und Respekt – die Anzeichen der Gleichheit. Dies hängt von der vorherrschenden Form der Meisterung des Ödipuskomplexes ab, mehr als von allem anderen« (ebd., S. 44, *Hervorhebung von mir, St.S.*).

Was das an Entwicklungsaufgaben für das Kind bedeutet, führt er so aus:

»Wenn ich vom Aneignen unserer Wünsche und Regungen [...] spreche, meine ich nicht deren Verdrängung oder Überwältigung. Ich meine damit, daß man ihnen jenes Dasein aktiv einräumt, zubilligt, das sie ohnehin haben, mit oder ohne unsere Erlaubnis. Dem Wort Verantwortung folgend kann man sagen, daß Aneignung darin besteht, ihrem Drängen entgegenkommend zu antworten, es als das unsrige anzuerkennen« (ebd., S. 47).

Francis Grier, der Herausgeber der Monografie *Oedipus and the Couple* (2005), beschreibt die beiden Elternpaare im Ödipus-Mythos, nämlich Laios und Iokas-

te, das Königspaar aus Theben, und Ödipus Adoptiveltern, das Königspaar aus Korinth (S. 2f.). Damit ist ein Elternpaar, dem der Schritt in die Triangulierung nicht gelingt und dessen mörderisches Einvernehmen sich gegen den Säugling richtet, einem wohlmeinenden Elternpaar gegenübergestellt, das ein ausreichend gutes Paar ist, dem der Schritt zur Triangulierung gelingt. Laut Grier sind bei allen Eltern Kombinationen dieser Elternthemen vorzufinden und er formuliert drei grundlegende Paarthemen. Zunächst die Bewegung von zwei zu drei, potenziell in die Entwicklung weisend oder auf eine Katastrophe zusteuern. Zweitens die beunruhigende und destabilisierende Erkenntnis, dass die eigenen erwachsenen, emotionalen und sexuellen Beziehungen aufs Engste und unvermeidbar den verinnerlichten Beziehungsmustern der frühen Kindheit folgen. Und schließlich die Entwicklungsaufgabe, als Elternpaar »good enough« zu funktionieren, was zuweilen eine schmerzliche Distanzierung von den tiefer liegenden emotionalen Strömungen von Liebe und Hass erfordert (ebd., S. 6). Ganz analog meine ich, dass wir in Aus- und Weiterbildung sowie im Umgang mit jungen Kollegen und Kolleginnen zwischen den generativ gelingenden Identifikationen und den destruktiv verhindernden Anteilen changieren, natürlich auch in Abhängigkeit unserer Lebensgeschichte, deren mehr oder weniger gelungenen Bewältigung und den Erfahrungen unserer Aus- und Weiterbildungszeit.

Ogden hat in seinem Aufsatz »Reading Loewald: Oedipus reconceived« (2006) Loewalds Re-Konzeptualisierung des Ödipuskomplexes in der Idee ausgemacht, dass es die Aufgabe jeder neuen Generation ist, die Schöpfungen der Vorgängergenerationen zu zerstören und neu zu erfinden (Ogden, 2006, S. 651).

Zepf und Kollegen beschreiben in ihrem Buch *Ödipus und der Ödipuskomplex. Eine Revision* (2014) eindrücklich, wie die unbewussten ödipalen Botschaften der Eltern in das Innere der Kinder gelangen und wie sich positiver und negativer Ödipuskomplex beider Eltern im Unbewussten des Kindes verdichten. Ich zitiere die Passage über den Sohn:

»Für das Verständnis der ödipalen Problematik des Sohnes ist auch hier entscheidend, dass beide Elternteile ihre ödipalen Wünsche auf ihren Sohn projizieren, der Sohn sich mit den auf ihn projizierten Wünschen seiner Eltern identifiziert, sodass sich auch in diesem Fall Objekt und Subjekt vertauschen, das Objekt elterlicher Bestrebungen sich in das Subjekt dieser Bestrebungen wandelt und die Eltern zu den Objekten der ödipalen Bestrebungen ihres Sohnes werden. Auch in diesem Fall trägt der Sohn die ödipale Problematik seiner Eltern in sich weiter« (Zepf et al., 2014, S. 90f.).

Es stellt sich die Frage, welchen Anteil wir als die, die die Ausbildung verantworten, oder als erfahrene Ältere im Wiederaufleben ödipaler Konflikte in Aus- und Weiterbildung sowie im kollegialen Umgang tatsächlich haben.

»Wie resolut auch immer das Ich sich von [...] [dem Ödipuskomplex, St.S.] abwendet und was die relativen Proportionen der Verdrängung, Sublimierung, ›Zerstörung‹ auch sein mögen, erhebt der Ödipuskomplex sein Haupt in der Adoleszenz wieder; und so geschieht es erneut während späterer Lebensabschnitte, bei normalen Menschen ebenso wie bei Neurotikern. Er erfordert immer wieder Verdrängung, Verinnerlichung, Transformation, Sublimierung, kurzum, irgendwelche Arten der Meisterung im Laufe des Lebens« (Loewald, 1980, S. 39, *Hervorhebung von mir, St.S.*).

Daraus folgt, dass alle Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen, natürlich besonders in Krisenzeiten, wenn sie durch Erkrankungen, Altersprozesse, Schicksalsschläge, oder ähnliches labilisiert sind, in Gefahr sind, dass »der Ödipuskomplex sein Haupt wieder erhebt« und es zum Rückfall in alte bewältigt geglaubte Muster kommt.

In seiner Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse und Freuds Konzeption des ödipalen Konflikts erhebt Jürgen Kind (2017, S. 918ff.) den Vorwurf, dass es »der Psychoanalyse« um die »Reinhaltung des Nachwuchses« zulasten einer gelungenen Generativität gehe. Er mahnt die *unaufgelösten ödipalen Verfasstheiten* der Lehranalytiker an:

»Solange Analytiker die Angst ihrer Analysanden vor dem Vater lediglich im herkömmlichen ödipalen Schema als Angst vor Vergeltung ihrer patriziden und inzestuösen Impulse interpretieren und nicht auch als Angst vor den real-verführerischen und grenzverletzenden Tendenzen eines tatsächlich hinter ihnen sitzenden und nicht projizierten Laios bzw. einer Iokaste, werden sich Analysen ins Unendliche ziehen oder unbefriedigt beendet werden« (ebd., S. 562).

Bei der Konferenz Repression and Abandonment of Oedipus⁴ am University College London 2018 hielt David Taylor einen Vortrag über »Die schicksalhafte Verwandtschaft von ödipaler Liebe, Hass und Schuld«⁵. Taylor geht so weit zu sagen, dass die Bandbreite der Phänomene, die mithilfe der Formulierung des ödipalen Konflikts verständlich werden, der Bedeutung für die Psychoanalyse entspräche, die Einsteins Relativitätstheorie für die Physik habe. Er führt aus, dass jedes Kind, wenn es mit zwei Objekten konfrontiert ist, sich zu dem einen hingezogen fühle und das andere ausschließen wolle. In der Wiederholung und Erfahrung dieses immer wiederkehrenden Konflikts bildet sich ein markantes Muster aus, das Taylor als ganz individuellen »Object-Relations-Fingerprint« oder das »Gesicht« der Objektbeziehung des Individuums nennt. Vor dem Hintergrund dieses tief verinnerlichten Musters »entscheiden wir, ob wir jemand lieben oder hassen,

4 Verdrängung und Aufgabe des Ödipuskomplexes.

5 »Fateful Affinities: oedipal love, hate and guilt«.

jemandem vertrauen oder misstrauen, es hilft uns zu erkennen, wer wir sind und was wir nicht sind, uns selbst zu vergewissern und beinhaltet unsere individuelle Lebensplanung. Sei es, ob wir Mann, Frau [oder jegliche Spielart dazwischen, St.S.] sind, Arbeiter, Liebhaber *und* Elternteil. Wenn so, dann welcher Art: treuer Held oder Schurke, Kämpfer für die Schwachen, ein Judas oder ein Petrus, die Schönste oder der Klügste, ob wir zufrieden mit dem eigenen Schicksal sind« (Taylor, 2018, S. 1) oder immer damit am hadern.

Die Lesart der Konzeption des Ödipuskomplexes als Füllhorn, das tieferes Verstehen ermöglicht oder eher als Prokrustesbett hat natürlich Auswirkungen für die Beziehung des einzelnen Psychoanalytikers beziehungsweise der einzelnen Psychoanalytikerin zur Psychoanalyse als Wissenschaft und Profession. Vermutlich spiegelt sich dieses mehr oder weniger bewusste Übertragungsmuster auch in der Beziehung zu den psychoanalytischen Institutionen und zur Psychoanalyse als Objekt wieder.

Daraus entsteht ein institutionelles Spannungsfeld. Allzu leicht kommt es zu Verwicklungen durch die unbewussten Identifikationen der Akteure, ihren ödipalen »Fingerprint«. Dies gilt in Bezug auf Wünsche nach Zugehörigkeit, Anerkennung und Einfluss, die miteinander häufig eine unheilvolle Allianz eingehen und so das Klima des Miteinanders in den psychoanalytischen Instituten zu vergiften drohen. Damit wird der Generativität der Nährboden entzogen, wenn sich junge Interessierte gar nicht erst bewerben, sich eine Spur der abgelehnten Gekräkten hinter den Instituten herzieht, Absolventinnen und Absolventen nach Examen oder Kolloquium Abstand vom Institut nehmen oder gar das Weite suchen. Die Verantwortlichen in Ausbildung und Gremien sind in Gefahr, zwischen Extremen zu schwanken: von Kontrolle und Entmündigung, von fahrlässiger, narzisstischer Überschätzung und von echter Vernachlässigung der Kandidaten und Kandidatinnen, mit allen dazwischenliegenden Schattierungen, wegen eigener ungelöster Konflikte oder der Absorbiertheit in ihre eigenen (Instituts-)Dramen. Während eine unangemessen pedantische Evaluierungskultur narzisstische Wunden hinterlässt, die mit der Zeit eben nicht heilen, und damit den Prozess der psychoanalytischen Weitergabe und gelingenden Generativität ungünstig beeinflusst und ihm schadet, kann fehlende Klarheit, Verwicklung in Richtungskämpfe und fehlende Autorität als Zurückweisung der notwendigen Ausbildungsaufgaben und Vernachlässigung erlebt werden. Dies haben Erlich und Erlich-Ginor (2018) in der Diskussion der Ergebnisse des EPF End of Training Evaluation Projekts überzeugend dargelegt.

Aber nicht nur extreme Haltungen, seien sie autoritär oder Laisser-faire, schaden. Auch verführerische Grenzüberschreitungen verschrecken im Bewerbungsverfahren potenzielle Auszubildenden. So wurde ich zum Beispiel schon in einem Bewerbungsgespräch in die Lehranalyse des Interviewers eingeladen und später in der Ausbildung von einem Supervisor an einem schönen Sommertag mit dem Vor-

schlag begrüßt, die Stunde in einem Café abzuhalten. Beides halte ich für ernst zu nehmende Abstinenzverletzungen, vermute aber, dass nicht wenige Kolleginnen ähnliche Geschichten erzählen könnten.

Psychoanalytische Institute und damit die psychoanalytische Öffentlichkeit sind in den letzten Jahren immer wieder erschüttert worden von den Grenzverletzungen arrivierter Kollegen (seltener Kolleginnen), die wie Kronos agierten, voller Verachtung für das, wofür die Psychoanalyse steht, und unserer Profession dramatischen Schaden zugefügt haben. Wie bei allen Abstinenzverletzungen in Ausbildungsanalysen und therapeutischen Psychoanalysen besteht große Einigkeit im Entsetzen über die scheinbar ungebremste und unbewusste Dynamik derer, die sie begangen haben. Dennoch meine ich, dass es keine *unschuldigen* Psychoanalytiker oder Psychoanalytikerinnen gibt. Das heißt natürlich nicht, dass sich alle Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen missbräuchlich verhalten, aber sicher kennen alle den »slippery slope« (Gutheil & Gabbard, 1993; Gabbard, 2000), der viel zu häufig mit den besten Absichten betreten wird, was dann lieber nicht oder doch nur geschönt der Intervisionsgruppe berichtet wird.

Beim IPA-Kongress 2019 hat Angela Sowa (2019), in Ergänzung zu einer Veröffentlichung im International Journal (Burka et al., 2019) über zwei Fälle von Grenzverletzung durch hoch angesehene Kollegen in einem der Institute in San Francisco, die Grenzübertritte in einen Kontext mit den Idealisierungsbedürfnissen der Institutsmitglieder gestellt, da es sich bei den Abstinenzverletzern um charismatische, bewunderte und geschätzte Kollegen gehandelt hatte. Bei all denen, die Grenzüberschreitungen begehen, erkennt Sowa einen psychogenetischen Hintergrund narzisstischen Missbrauchs durch die eigenen Eltern, der sich in den Instituten durch die Überhöhung dieser Kollegen wiederholt und so die Wiederholung des Missbrauchs begünstigt. Das halte ich für eine sehr bedenkenswerte These. Deshalb können wir uns meines Erachtens nicht in eine Position der Unschuld zurückziehen und dabei voyeuristisch erschreckt – und erregt – den Bruch des Inzesttabus begucken, ohne uns selbst mit in die Verantwortung zu nehmen. Ich behaupte, dass jeder einzelne und jede einzelne von uns Versuchungen kennt, die von begabten, schönen, verführerischen Patienten und Kandidaten gleich welchen Geschlechts ausgehen, so wie auch begabte und schöne Kinder eine enorme narzisstische Versuchung für Eltern darstellen. Slavoj Žižek spricht in Abgrenzung von Interaktivität von *Interpassivität* und meint damit, dass wir passiv betrachtend andere etwas für uns erledigen lassen.

Und wie bedürftige Eltern können Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen unbewusst in Gefahr geraten, sich mit ihren ungelösten Konflikten an die psychoanalytische Nachfolgegeneration zu wenden. Die griechische Mythologie weiß von vielen solcher Paarungen zu berichten, bei denen sich Mütter oder Väter vor dem Hintergrund eigener Pathologie oder Schuld auf ihr Kind stützen, was in künstlerischen Darstellungen immer wieder aufgegriffen und bearbeitet wurde.

Hier sei nur zur Illustration an den blinden Ödipus erinnert, der sich auf Antigone stützt, oder an Telemachos, der seine verlassene Mutter Penelope verteidigen muss, sowie an Daedalus, der seinem Exil entkommen will und auf seinen prä-pubertären Sohn Ikarus nicht angemessen aufpasst – Konstellationen, die auch in psychoanalytischen Instituten anzutreffen sind.

Exemplarisch erinnere ich an das Vater-Sohn-Drama, in dem der Sohn Phaeton vom Vater Phoibus einen Beweis seiner noblen Abstammung fordert. Der Glanz der Königsburg des Sonnengottes Phoibus, in die der staunende Phaeton eindringt, wird eindrücklich geschildert: »Auf herrlichen Säulen erbaut stand die Königsburg des Sonnengottes, von blitzendem Gold und glühendem Karfunkel schimmernd« (Schwab, 1838–40/1986, S. 40). Vielleicht erinnert dieses Bild an die Verheißungen der Psychoanalyse, die wohl fast alle mit dem Entschluss zur psychoanalytischen Ausbildung, überwältigt haben, so sehr glänzte die Psychoanalyse, wie die beschriebene Königsburg. Unbedacht antwortet Phoibus auf Phaetons Bitte: »Damit du aber ja nicht ferner zweifelst, so erbitte dir ein Geschenk! Ich schwöre [...] deine Bitte, welche sie auch sei, soll dir erfüllt werden!« Der Wunsch aus dessen Erfüllung Phoibus nicht mehr herauskommt ist: »auf einen Tag die Lenkung des geflügelten Sonnenwagens« (ebd., S. 41). Und Phaeton springt auf den Sonnenwagen und fährt los. Aber rasch

»fühlten die Rosse wohl, daß sie nicht die gewohnte Last trugen, und das Joch leichter sei als gewöhnlich; [...] so machte der Wagen Sprünge in der Luft, ward hoch empor gestoßen und rollte dahin, als wäre er leer. Als das Rossegespann dies merkte, rannte es, die gebahnten Räume verlassend, und lief nicht mehr in der vorigen Ordnung. Phaeton fing an zu erbeben, er wußte nicht, wohin die Zügel lenken, wußte den Weg nicht, wußte nicht, wie er die wilden Rosse bändigen sollte« (ebd., S. 43).

Der Absturz wird dann sehr ausgeschmückt und in drastischen Bildern erzählt, bis Phaeton selbst in Brand gerät und aus dem Wagen in die Tiefe stürzt, während sein entsetzter Vater alles mitansehen muss. Hier wird die tragische Geschichte einer verfrühten Identifikation geschildert, und natürlich können begabte Kandidaten und Kandidatinnen eine große Verführung für ihre (narzistischen) Lehrer und Lehrerinnen sein, die viel zu früh den Sprung auf den psychoanalytischen Wagen zulassen, ihn gar unterstützen, zuweilen sogar auf Tempo drängend. Ich meine aber, dass dieser Mythos zwar einerseits die Schwierigkeit beschreibt, mit unkontrollierbaren Kräften umzugehen, aber andererseits auch als Bebilderung einer Entidealisierung verstanden werden kann. Der Umgang mit den entfesselten unbewussten Kräften muss sorgfältig erlernt werden, aber auch Entidealisierungen müssen durchlitten werden – bevor die Psychoanalyse als Instrument wirklich genutzt und geschätzt werden kann. Freud selbst schrieb in »Die endliche und die unendliche Analyse«,

»daß wir unsere Absicht, die undichten Verdrängungen durch zuverlässige, ichgerechte Bewältigungen zu ersetzen, auch nicht immer im vollen Umfang, also nicht gründlich genug erreichen. Die Umwandlung gelingt, aber oft nur partiell; *Anteile der alten Mechanismen bleiben von der analytischen Arbeit unberührt*« (Freud, 1937b, S. 73f, *Hervorhebung von mir, St.S.*).

In diesem Aufsatz hadert Freud mit den Grenzen dessen, was die psychoanalytische Behandlung erreichen kann, im Gegensatz zu Ferenczis Einschätzung, der die Auflösung ödipaler Konflikte als Kriterium einer gelungenen Analyse beschreibt (Ferenczi, 1928, S. 234f.).

David Taylor charakterisierte in seinem Vortrag »Fateful Affinities: oedipal love, hate and guilt« die Analysen zu Freuds Zeiten, besonders die von Ferenczi als »schmerzlich kurz«, und damit als »unausweichlich unvollständig« (Taylor, 2018, S. 4). Auch wenn das heute anders gehandhabt wird, vermute ich, dass immer etwas unberührt bleiben wird, und so bleiben eben Animositäten, Ambivalenzen und Rivalitäten zwischen analytischen »Geschwistern« oder zwischen psychoanalytischen Generationen als ödipale »Leitmotive« bestehen und übernehmen in unseren psychoanalytischen Institutionen eine oft nicht zu unterschätzende unbewusste Regie. Unbewusste und bewusste Konflikte um Dominanz, Nachfolge, Wertschätzung begleiten die psychoanalytische Community und Ausbildungskultur und provozieren in den beteiligten, aber auch den zuschauenden »interpassiven« Kollegen und Kolleginnen heftigste Affekte von Mitgefühl, Ablehnung, Liebe, Hass und Angst.

Ein Fallbeispiel: Der People's Pleaser

Der kindlich wirkende 32-jährige Herr K kam in meine Sprechstunde mit dem Wunsch nach einer psychoanalytischen Behandlung. Aufgrund seiner sozialen Ängste und erheblichen Arbeitsstörung war er, obwohl diplomierter Akademiker, nur sporadisch mit Gelegenheitsarbeiten beschäftigt. Das war aber nicht sein Motiv, warum er eine Behandlung anstrehte. Sein Anliegen war ganz anderer Natur. Über die unterschiedlichsten Portale im Internet hatte er zu vielen – meist gebundenen – Frauen Kontakt, die in ihm den idealen Mann sahen, mit dem sie eine Beziehung wollten, jenseits von den sporadischen sexuellen Begegnungen, die er ihnen gewährte. Er sei eben ein »*People's Pleaser*« und könne gar nicht anders, als sich ganz auf sein Gegenüber einzustellen. All das war Herrn K aber über den Kopf gewachsen. Er konnte keine der Beziehungen beenden – aber auch keiner gerecht werden. Über die unterschiedlichsten Medien waren die Frauen ständig in Kontakt mit ihm und erhielten Rat und Hilfe bis hin zum Schreiben einer Bachelorarbeit. Zu meinem großen Erstaunen waren viele der Frauen deutlich älter als

der Patient und in gehobenen Positionen tätig: eine Chefärztin, eine Professorin, eine Lehrerin, eine Journalistin usw. Nicht alle dieser Frauen lebten am Wohnort des Patienten und nicht alle sprachen Deutsch. Der multilinguale Patient führte eben auch *Fernbeziehungen* mit Frauen aus anderen Ländern, er war ein *linguistisches Chamäleon*, wie er, ein Diplomatensohn, mir versicherte. Erst im Laufe der Zeit verstand ich, dass Herr K zum idealen Partner all dieser Frauen wurde, weil er es intuitiv verstand sich anzupassen. Jede der Frauen hatte eine andere *Farbe*, wie er die Gefühlstonungen beschrieb. Indem er seine Gefühlswelt *wie ein Prisma* aufspaltete, versuchte er in Umkehr seiner Wünsche, sich eine ideale primäre Dyade, ein ideales Primärobjekt zu erschaffen. Und er konnte dem inneren Betrachter weismachen, dass er ein von allen geliebter Junge-Partner sei, ganz im Gegensatz zu seinen Kontaktchwierigkeiten und seiner sozialen Isolation in der realen Welt. Nach einer anfänglich rauschhaften Verliebtheit wurden die Frauen dann sehr vorwurfsvoll und fordernd, was Herrn K hoffnungslos überforderte.

Diese Vignette einer ödipalen Fixierung beschreibt bild-gewaltig, womit Kandidaten und Kandidatinnen zu tun haben können, die in der Ausbildung die Beziehungen zu ihren Lehranalytiker und Lehranalytikerinnen, den Supervisoren und Supervisorinnen, dem Institut und der Fachgesellschaft auffächern, unterschiedliche Themen und Konflikte aufgespalten inszenieren, auf der Suche nach dem, vermeintlich versprochenen, idealen primären Objekt, und sich auf dieser Suche als idealer Kandidat oder ideale Kandidatin anbieten.

Als Herr K zunehmend bemerkte, wie sehr er sich als ein funktionierendes, ideales falsches Selbst anbot, natürlich nicht in dieser Diktion, konnte er dies zwar nicht aufgeben, begann aber, darüber nachzudenken. In den Assoziationen zu einem Traum tauchte der Film *Jarhead* auf. *Jarhead*, in der Regie von Sam Mendes, ist ein Kriegsfilm und ein Anti-Kriegsfilm. Der Titel bezieht sich auf die amerikanischen Marines, die gnadenlos gedrillt werden und deren Köpfe wie Einmachgläser, »jars«, mit Härte und Disziplin gefüllt werden sollen. Ganz analog erlebte sich Herr K: Er war das Behältnis für die Wünsche anderer. Dass er Ambivalenzen haben könnte und nicht alle Wünsche, die an ihn herangetragen werden, erfüllen muss, war für Herrn K undenkbar.

Auch unsere Kandidaten und Kandidatinnen sind zuweilen »People's Pleaser« und bereitwillige »Jarheads«, alles begierig aufnehmend, was ihnen angeboten wird, anfangs ohne zu einer kritischen Verdauungstätigkeit in der Lage zu sein. Sich zwischen Faszination und erlebtem oder phantasiertem Zwang bewegend, geschwächt durch die regressiven Prozesse der Lehranalyse, fällt eine mündige Auseinandersetzung lange schwer, auch wenn dies nicht unbedingt so erlebt wird.

In der Auseinandersetzung mit sich selbst und seinem Selbstbild entwickelte sich Herr K, und ödipale Bilder, wenn auch in Projektion auf ferne Welten, tauchten in seinen Träumen und Assoziationen auf. Voller Angst vor einem Vorstellungsgespräch, zu dem er wider Erwarten eingeladen worden war, driftete er

immer weiter ab und landete in seinem assoziativen Redefluss bei der Astronomie und im Weltall. Er erklärte mir die Gefahren galaktischer Kollisionen und beschwore die Gefahr von Sonnenstürmen. Er geriet ins Dozieren und erklärte mir, dass Jupiter (der in der Mythologie seinen Vater Kronos überlebt hat) ein unschätzbares Schutzschild für unser Sonnensystem vor den Sonnenstürmen im All sei und dass besonders die Erde davon profitiere, die das Glück habe, auch vom Mond stabilisiert zu werden. Ich deutete das etwa so: »Mit einem solchen Elternpaar, Jupiter und Luna, ließe es sich wohl leichter mit den Stürmen eines Vorstellungsgesprächs fertig werden.« Dem konnte Herr K zustimmen und sich seiner großen Angst vor dem befürchteten verächtlichen Blick bei seinen Interviewpartnern zuwenden, der in ihm die Wunde des Sich-unerwünscht-Fühlens aufzureißen drohte, die er aus seinen Primärbeziehungen schmerzlich kannte. Hier zeigt sich sehr schön auf bildliche Weise, wie das, was auf das Weltall, also weit weg von sich selbst, in unseren Fällen auf die Institute oder Fachgesellschaften projiziert wird, wieder angeeignet werden muss, um eine Chance zu haben, das Projizierte als Ausdruck eigener Ängste und innerer Konflikte erkennen zu können.

Die griechischen Mythen und ihre Darstellungen in der bildenden Kunst habe ich bemüht, um die unbewussten ödipalen Dynamiken zu verdeutlichen, die sich nach meiner Einschätzung in unseren Instituten abspielen. So habe ich auch dieses Fallbeispiel gewählt, um in überzeichneter Form mein Anliegen zu verdeutlichen. Dass wir als Institutionen und alle Beteiligten in der Rolle als Psychoanalytiker/Psychoanalytikerin, Dozent/Dozentin oder Lehranalytiker/Lehranalytikerin in den Instituten in der beständigen Gefahr sind, uns auf der Linie unseres unbewussten ödipalen »Fingerprints« mit unseren Kandidaten und Kollegen gleich welchen Geschlechts zu unser aller Schaden zu verwickeln. Dann können wir zu Kronos/Saturn werden, der – metaphorisch gesprochen – der Nachfolgegeneration den Kopf abbeißt, im Sinne eines Angriffs auf die Denkfähigkeit, und damit dem *Herz* der Psychoanalyse existenziellen Schaden zufügt.

Was geben wir in der Ausbildung weiter, in Bezug auf unsere Identifikation mit oder auch Kritik an der Psychoanalyse? Ein Lehranalysand, im Grundberuf Mediziner, der zu Beginn der Behandlungstätigkeit sehr damit kämpfte, nicht in die ärztliche Rolle zu fallen, träumte gegen Ende seiner Ausbildung, dass er einen Versandhandel betreibe und jeder Kunde »einfach so« eine schicke graue Mütze dazu bekomme. Ein Paar bittet dann um eine bunte kleinere Mütze, so wie sie derzeit wohl modern waren und wie sie auch eine vom Kandidaten begehrte Kollegin, die er besonders kreativ und klug fand, zu tragen pflegte. Der Kandidat löste die Anfrage im Traum so, dass das Paar beide Mützen bekommt. Zum Grau der Mütze fällt ihm aus Loriots Film *Ödipussi* (1987) die Empfehlung des Möbelverkäufers ein: »Ich würde Ihnen ein frisches Steingrau empfehlen.« Er assoziiert dann, dass ich ja vor allem gedeckte Farben tragen würde, häufig grau (und ich

überlege fieberhaft, ob ich wohl vor einigen Jahren empfohlen habe, das Schwarz-weiß-Denken mit Grautönen zu erweitern) ... Lebhaft sagt der Kandidat, er finde es so schön, wenn ich auch mal Farbe tragen würde (vielleicht meint er auch, Farbe bekennen würde?). Und irgendwo zwischen Scherzen und Seufzen fügt er hinzu: »Ach Sie und Ihre steingraue Abstinenz! Die hab ich mir ja irgendwie doch zu eigen gemacht.«

Wenn es gelingt, die Abstinenz als etwas Gutes weiterzugeben, dann kann der Kandidat oder die Kandidatin auch die eigene Farbigkeit, die ja auch zwischen Schwarz und Weiß liegt, und damit die eigene Kreativität und Klugheit mit hineintun, in das, was er oder sie wiederum seinen oder ihren Patienten und Patientinnen weitergibt. Wobei ich Abstinenz hier im Sinne von Johannes Picht (2014, S. 92) verwenden möchte, als »Instrument der Meisterung und Bemächtigung« der eigenen Natur. Ein Instrument, das zwar etwas verhindert, aber dadurch viel ermöglicht, und durch das die Ethik ins Behandlungszimmer kommt.

Freud schrieb 1919 in *Wege der psychoanalytischen Therapie* über das Ziel der Psychoanalyse, wobei ich vorschlage, »der Kranke« mit »der Ausbildungskandidat« zu ersetzen: »Der Kranke [der Ausbildungskandidat, St.S.] soll nicht zur Ähnlichkeit mit uns, sondern zur Befreiung und Vollendung seines eigenen Wesens erzogen werden« (Freud, 1919a, S. 191). Er oder sie soll eben kein »Jarhead« werden, in den etwas hineingetan wird und der uns die narzisstische Gratifikation einer vermeintlich idealen primären Dyade verschafft, sondern der zu den Härten der Triangulierung in der Lage ist. Das kann meines Erachtens nur gelingen, indem wir durch Verzicht auf dyadische Bedürfnisse und dyadisches Denken – im Bewusstsein, dass Aneignung darin besteht, ihr Drängen als das unsrige anzuerkennen (vgl. Loewald) – ein gedeihliches Klima schaffen, das jeder und jedem einzelnen ermöglicht, ihre/seine ganz eigene Identifikation mit der Psychoanalyse und damit einen Platz innerhalb unserer Berufsgruppe zu finden. Dabei müssen die älteren Generationen, die die Ausbildung und Gremienleitungen verantworten, aushalten, dass es – um mit Loewald und Ogden zu sprechen – *die Aufgabe jeder neuen Generation ist, die Schöpfungen der Vorgängergenerationen zu zerstören und neu zu erfinden*. Dabei würde ich uns Älteren allerdings zum Ringen um eine trianguläre Position und zur Abstinenz von dyadischer Wunscherfüllung raten, damit sich die Ethik auch in unseren Institutionen fest verankert.

Literatur

- Bion, W. R. (1963/1992). *Elemente der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bion, W. R. (2015). *Erfahrungen in Gruppen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bowra, C. M. (1957). *The Greek Experience*. Cleveland, Ohio: World Publishing Company.
- Britten, R., O'Shaughnessy, E., Feldman, M. & Steiner, J. (Hrsg.). (1989). *The Oedipus Complex Today: Clinical Implications*. New York: Routledge, 2018.

- Britten, U. (2019). »Die Psychoanalyse ist lebendig und kreativ wie noch nie«. Interview mit Hans-Jürgen Wirth. *Deutsches Ärzteblatt PP*, (7), 306–307.
- Buchholz, E.L. (1999). *Leonardo da Vinci. Leben und Werk. Minikunstführer*. Köln: Köhnenmann.
- Burka, J., Sowa, A., Baer, B.A., Brandes, Ch.E., Gallup, J., Karp-Lewis, Sh., Leavitt, J. & Rosbrow, P. (2019). From the talking cure to a disease of silence: Effects of ethical violations in a psychoanalytic institute. *IJP*, 100(2), 247–271.
- Durban, J. (2018/2020). »Dolor Perpetua« und die Zerstörung des Jetzt: Trauma, Zeitlosigkeit und Unmögliche Objekte in der frühen Kindheit. In J. Baumann, K. Grabska, & G. Wolber (Hrsg.), *Wenn Zeit nicht alle Wunden heilt* (S. 81–105). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Erlich, Sh. & Erlich-Ginor, M. (2018). Psychoanalytic Training – Who is afraid of evaluation? *IJP*, 99(5), 1129–1143.
- Ferenczi, S. (1928). Das Problem der Beendigung der Analysen. In S. Fereczi (1982), *Schriften zur Psychoanalyse II* (S. 227–236). Frankfurt/M.: Fischer.
- Freud, S. (1919a). Wege der psychoanalytischen Therapie. *GW XII*, S. 183–194.
- Freud, S. (1919b). Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. *GW VIII*, S. 127–212.
- Freud, S. (1910h). Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Mann (Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens I). *GW VIII*, S. 66–77.
- Freud, S. (1937b). Die endliche und die unendliche Analyse. *GW XVI*, S. 59–99.
- Freud, S. (1992g). *Sigmund Freud – Sandor Ferenczi. Briefwechsel Bd I/1, 1908–1911; Bd III/2, 1925–1933*. Hrsg. v. E. Brabant, E. Falzeder & P. Giampieri-Deutsch. Wien: Böhlau, 1993, 2005.
- Grier, F. (Hrsg.). (2005). *Oedipus and the Couple*. New York: Routledge, 2019.
- Gutheil, Th. & Gabbard, G. (1993). The Concept of Boundaries in Clinical Practicice: Theoretical and Risk-Management Dimensions. *American Journal of Psychiatry*, 150(2), 188–196.
- Kind, J. (2017). *Tabu*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Klein, M. (1928/1985). *Frühstadien des Ödipuskomplexes: Frühe Schriften 1928–1945*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Koenen, M. & Martin, R. (2012). *Wie wird man Psychotherapeut, wie findet man seine »Schule«, wie entwickelt sich eine schulenspezifische Identität?* Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Lacan, J. (1975). *Schriften I–IV*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Laplanche, J. (1987). *Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze*. Übers. G. Gorhan. Tübingen: edition diskord, 1988; 2. durchg. Aufl. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel, 2017.
- Le Soldat, J. (2015). *Grund zur Homosexualität. Werkausgabe Bd. 1*. Hrsg. M. Gsell. Stuttgart: frommann-holzboog.
- Loewald, H. W. (1980). Das Schwinden des Ödipuskomplexes. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 13, 37–62. (Orig.: The Waning of the Oedipus Complex. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 27, 751–775.)
- Ogden, Th. (2006). Reading Loewald: Oedipus reconceived. *Int J Psychoanal*, 87(3), 651–666.
- Picht, J. (2014). Zur ethischen Grundlegung der Abstinenz. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, Bd. 69, 77–100.
- Schwab, G. (1838–40/1986). *Die schönsten Sagen des klassischen Altertums*. Stuttgart: Reclam.
- Sowa, A. (2019). An ethical violation of one is a violation of many: Disruptive impact on individuals and the group. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript. IPA Congress 2019, London.
- Taylor, D. (2018). Fateful Affinities: oedipal love, hate and guilt. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript. University College London Psychoanalysis Unit Conference 2018: The Repression & Abandonment of Oedipus, London.
- Zepf, S., Zepf, F.D., Ullrich, B. & Seel, D. (2014). *Ödipus und der Ödipuskomplex. Eine Revision*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Žížek, S. (2008). *Lacan. Eine Einführung* (5. Aufl.). Frankfurt/M.: Fischer.

Die Autorin

Stefanie Sedlacek, Dr. phil., Dipl.-Psych., M.A. der New York University, Lehr- und Kontrollanalytikerin (DPG, DGPT, IPA) am Psychoanalytischen Institut Berlin (PaIB im IfP, Berlin), dort Leiterin des Lehranalytiker-Gremiums, arbeitet niedergelassen in eigener Praxis in Berlin. Sie übersetzt psychoanalytische Fachliteratur, veröffentlicht und ist Referentin zu Themen der Ausbildung sowie klinischen Fragen. Frau Sedlacek ist Mitglied im Übersetzterbeirat Internationale Psychoanalyse, Vorsitzende des Beirats der Stiftung der DPG und Mit-Herausgeberin der Zeitschrift *Psyche*.

Kontakt per E-Mail: dr.stefanie.sedlacek@gmx.de

Generativität in der Psychoanalyse

Über das Gelingen und Scheitern von Lehranalysen

Andreas P. Herrmann

Probleme der Lehranalyse

Die Frage der Generativität der Psychoanalyse ist untrennbar mit der Einrichtung der Lehranalyse verbunden. Sie wurde auf dem Budapestener Kongress 1918 eingeführt und bildet seither »das unerlässlichste Stück« der psychoanalytischen Ausbildung (Bohleber, 2019, S. 479). Schon bald kam es darüber sowohl zu institutionellen als auch zu inhaltlichen Konflikten. Die institutionellen betrafen die Frage der Zulassung von Laienanalytiker*innen zur Ausbildung, worauf Freud bestand, während die amerikanischen Kolleg*innen dies ablehnten. Bei den inhaltlichen ging es um die Qualität der Ausbildung. Freud schrieb 1937 (S. 93): »Es ist unbestreitbar, dass die Analytiker in ihrer eigenen Persönlichkeit nicht durchwegs das Maß von psychischer Normalität erreicht haben, zu dem sie ihre Patienten erziehen wollen.« Ein Jahr später sprach Anna Freud (1970, S. 575) in ihrem Pariser Vortrag »Probleme der Lehranalyse« von der »immer wieder auftauchenden Klage, dass die Analyse des künftigen Analytikers ihren therapeutischen Zweck weniger gut erfüllt als die Analyse jedes neurotischen Patienten«. Sie fasst ihre Kritik bemerkenswert klar zusammen:

»Im technischen Vorgehen des therapeutischen Analytikers würde es als Kunstfehler gelten, wenn er Patienten aus dem engsten Kreis zur Behandlung übernehmen, seine Interessen mit ihnen teilen, seine Ansichten mit ihnen oder in ihrer Gegenwart diskutieren würde, wenn er sich verleiten ließe, ihr Verhalten kritisch zu beurteilen, mit anderen zu bereden, und reale Konsequenzen aus seinem Urteil abzuleiten; wenn er aktiv in das Leben seines Patienten eingreifen, sich ihm als Vorbild anbieten und ihm am Ende seiner Analyse die Identifizierung mit seiner Person und seiner Berufstätigkeit gestatten würde. Der Lehranalytiker begeht tatsächlich jeden einzelnen dieser Kunstfehler im Rahmen der analytischen Ausbildungssituation« (ebd., S. 575).

Welche Schlussfolgerungen zieht Anna Freud aus dieser Einschätzung? Obwohl sie ihr mehrfache Kunstfehler attestiert ist die Lehranalyse für sie anscheinend so

selbstverständlich, dass sie sie nicht grundsätzlich infrage stellt. Es sei jedoch eine offene Frage, »wie weit die Übertragungssituation des Lehranalysanden durch dieses im technischen Sinne abwechselnde Vorgehen erschwert, kompliziert und für die Deutung undurchsichtig gemacht wird« (ebd.). In der Folge würden viele Analytiker an »ungelösten infantilen Einstellungen« leiden, »durch die sie in ihren affektiven Beziehungen zur Umwelt gestört sind oder an Übertragungsbindungen an ihren Lehranalytiker, die ihre wissenschaftliche Einstellung beeinflussen« (ebd., S. 576). Sie ergänzt, dass es der Mühe wert wäre, an individuellen Fällen aufzuzeigen, »inwieweit die durch die Lehrsituations erzwungene, technisch abweichende Handhabung der Übertragung« den »analytischen Erfolg als solchen geschädigt oder zumindest in Frage gestellt hat« (ebd.).

Die von Anna Freud angeführten Probleme der Lehranalyse betreffen die Frage der Generativität der Psychoanalyse auf eine zentrale Art und Weise und sie sind immer noch aktuell, obwohl das Non-Reporting-System inzwischen weltweit in allen IPV- und Nicht-IPV-Gesellschaften eingeführt wurde – mit befremdlicher Ausnahme der British Society (Ermann, 2018, S. 307). Die Frage, wann Lehranalysen »good enough« sind, können wir auch heute noch nicht zufriedenstellend beantworten. Ich werde zuerst auf die im deutschen Sprachraum seit 2013 wieder aufgeflammte Diskussion um die »Institution Lehranalyse« (Herrmann, 2018) eingehen, in der viele Aspekte der Kritik Anna Freuds aufgegriffen wurden und mich dann der Frage zuwenden, was wir über Lehranalysen wissen. Im Anschluss daran benenne ich einige der Schwierigkeiten, die hier auftreten können, und konkretisiere die Frage ihres Gelingens und Scheiterns anhand von autobiografischen Berichten. Es geht mir darum, ein realistischeres Bild davon zu gewinnen, welchen Schwierigkeiten und Gefährdungen die Lehranalyse ausgesetzt ist und was sie dennoch oft zu leisten vermag.

Die Debatte um die Lehranalyse

2010 hat Wallerstein die historische Entwicklung der Kontroversen um die Lehranalyse beschrieben. Mit seiner abschließenden Empfehlung, die Lehranalyse völlig freizugeben, sodass nicht einmal das Ausbildungsinstitut weiß, ob der Kandidat überhaupt eine Analyse gemacht hat, gehört er zu denjenigen, die das Gelingen der Lehranalyse durch ihre Institutionalisierung grundsätzlich infrage gestellt sehen. Dass die Konflikte des von Kernberg (2012/2013) wiederholt als autoritär und infantilisierend kritisierten »Lehranalysesystems« weiterhin als ungelöst empfunden werden, wird an den Veröffentlichungen deutlich, die nach der 2014 in der Zeitschrift Psyche geführten Debatte zum Thema Lehranalyse und Institution veröffentlicht wurden. In diesem Heft haben sich Zwiebel (2014a) und Bruns (2014) mit meiner Argumentation (Herrmann, 2014) auseinander-

gesetzt, nach der es sich dabei um eine paradoxe Beziehung handelt. Zwiebel (2014a, S. 1094) kommt zu dem Schluss, »die Bemühungen zu intensivieren, die einzelnen Problembereiche der analytischen Ausbildung auf eine empirisch-kasuistische Basis im Sinne einer quantitativ-qualitativen Studie zu stellen, bevor weiterreichende Reformen eingeführt werden«. Ich halte es für dringend erforderlich, diesen Vorschlag aufzugreifen, auch wenn das alles andere als einfach ist. Bruns (2014, S. 1100) möchte dagegen die angeblich trivialen Probleme der Lehranalyse dadurch lösen, dass der Lehranalytiker »eine institutionsbezogene Ich-Spaltung« vornimmt, die es ihm ermöglichen soll, sich von institutionellen Einflüssen unabhängig zu machen. Das ist sicher sinnvoll, geht jedoch mit der nicht zu unterschätzenden Gefahr einher, anzunehmen, dass wir uns als Lehranalytiker*innen über die institutionellen Einflüsse hinwegsetzen könnten, denen wir zwangsläufig und nicht nur auf der bewussten Ebene ausgesetzt sind. 2016 hat auch Beland an diese Debatte angeknüpft. Er sieht den Grund für die bedrohlich anwachsende antiinstitutionelle Stimmung in den psychoanalytischen Gesellschaften in der mangelnden Qualität der Lehranalysen. Er meint, es müsse einen großen »unbewussten Anteil infantiler ohnmächtiger Verzweiflung« geben, der in den Lehranalysen regressiv geweckt, aber nicht durchgearbeitet werden konnte und stattdessen auf das Ausbildungssystem projiziert wurde. Das führe zu »therapeutischer Resignation« sowie »pathologischer adolesenter Rebellion« und damit zu negativen antiinstitutionellen Vorurteilen (Beland, 2016, S. 420). Heenen-Wolff hat 2016 in einer ebenfalls kritischen Stellungnahme überzeugend für eine demokratische Öffnung der lokalen Ausbildungsausschüsse in den IPV-Gesellschaften plädiert und dafür von Habermas (2017) lebhafte Zustimmung bekommen. Habermas glaubt (ebd., S. 85), dass damit »ein Gutteil der vielen Probleme« der Lehranalyse gelöst werden könnte. Ungelöst bliebe dabei unter anderem die keineswegs einfach zu beantwortende Frage, wie sich Lehranalytiker*innen für ihre Aufgabe qualifizieren und wir uns von ihrer Eignung überzeugen könnten (Herrmann & Reimer, 2020). Pflichthofer (2017) greift in ihrem Beitrag über die Grenzen (in) der Lehranalyse Cremerius' (1992) frühere Kritik an den patriarchalen Oben-unten-Strukturen des Ausbildungssystems auf und beklagt die hier bestehende gedankliche Unbeweglichkeit. Mit Kind (2015) nimmt sie an, dass die Lehranalyse deswegen nicht verändert werden dürfe, weil von den Institutionen unabhängigere Analysen von den psychoanalytischen Gesellschaften als bedrohlich erlebt würden. Der Einwand, dass das spätere Mitglied dadurch im Sinne einer »Gefolgschaft« geprägt würde, wurde jedoch schon von Balint (1948/1966) formuliert. Frank (2017, S. 153) hat dagegen auf die inneren Schwierigkeiten bei der Durchführung von Lehranalysen hingewiesen, vor allem auf die Gefahr »narzistischer Fallstricke«, die hier noch stärker zu berücksichtigen seien als in sonstigen Analysen. Deshalb sei es für uns entscheidend, »sich selbst mit allen Untiefen kennenzulernen« (ebd.). Die »Lehr«-Analyse würde das Kernstück

unserer »Lehr«-Jahre bilden, das sei erforderlich, um »unsere innere Welt als Resonanzraum für die des Patienten zur Verfügung stellen [zu] können«. Es handle sich um einen »Bildungsprozess im besten Sinne des Wortes« (ebd., S. 154). Die Gefahr narzisstischer Verstrickungen in Lehranalysen ist zweifellos von zentraler Bedeutung. Die idealisierend klingende Verwendung des Wortes »Bildungsprozess« könnte jedoch dazu beitragen, die Schwierigkeiten auszublenden, die damit einhergehen, dass es sich bei der Lehranalyse um eine persönliche Analyse unter institutionellen Bedingungen handelt. Erlich (2017, S. 224) stellte fest, dass die persönliche Analyse, die jedes Ausbildungsinstitut weiterhin von seinen Kandidaten verlangt, »vielleicht die wichtigste Lernerfahrung des künftigen Analytikers« ist, von der oft gesagt wird, »sie sei bedeutsamer für die Formung der analytischen Haltung und als Modell für die spätere Praxis als die supervidierten Fälle, Vorlesungen und Seminare«.

Was wir über Lehranalysen wissen

Während es einige Autor*innen im Grunde für schwer möglich halten, dass die Lehranalyse gelingen kann, oder glauben, dass sie mehr oder weniger grundlegend reformiert werden müsste, wird ihr Status quo von anderen als unverzichtbar verteidigt oder sogar idealisiert. Nachdem die vorgetragenen Auffassungen fast nie konkret belegt werden, möchte ich zunächst die Frage aufwerfen, was wir von Lehranalysen wissen. Mir sind dazu lediglich zwei empirische Studien bekannt. Wiegend-Grefe und Schumacher (2006, S. 162) haben mithilfe einer umfangreichen Befragung zur Ausbildungssituation herausgefunden, dass sich die Kandidat*innen insgesamt sehr zufrieden über ihre Lehranalyse äußern: »Sie wird mit vielen positiven Eigenschaften beschrieben und als der Bereich der Ausbildung, in dem sich etwas ändern müsse, zuletzt genannt.« Dieser Befund wurde in einer Studie von Barthel et al. (2010, S. 96) bestätigt: Die Frage nach der Zufriedenheit mit der Selbsterfahrung in der analytischen Ausbildung, die von 205 Kandidat*innen auf einer fünfstufigen Skala (1: trifft gar nicht zu, 5: trifft sehr zu) beantwortet wurde, ergab einen Mittelwert von 4,47, also einen hohen positiven Wert. Dann liegen uns persönliche Berichte vor, in denen erfahrene Lehranalytiker*innen wie Beland (2004) oder Ermann (2018) auf ihre Tätigkeit zurückblicken. Während Beland schreibt, dass alle seine Lehranalysanden*innen bis zuletzt vierstündig kommen wollten, plädiert Ermann für eine flexible Handhabung des Settings, die er dem jeweiligen lehranalytischen Paar überlassen möchte. Bei Beland kamen fast 40 Prozent der Lehranalysanden*innen im Verlauf ihrer Lehranalyse zu dem Schluss, diesen Beruf doch nicht ergreifen zu wollen. Er führt diese hohe Zahl, die die international bekannte Quote von 15 bis 25 Prozent »fehlerhafter Zulassungen« deutlich übersteigt, darauf zurück, dass er sich nie gegen »voraussichtlich schwie-

rige Lehranalysen nach uneindeutigen Zulassungen gesperrt habe« (Beland, 2004, S. 392). Außerdem gibt es einzelne Fallschilderungen von Lehranalysen (Moser, 1976; Menaker, 1995/1997; Little, 1990), auch von solchen, die wegen Abstinenzverletzungen durch Lehranalytiker*innen gescheitert sind (v. Drygalski, 1980; Kaiser, 1996; Hopkins, 1998; Gabbard et al., 2001; Löwer-Hirsch, 1998/2017). Auch die weiteren Auswirkungen von ethischen Grenzverletzungen von Lehranalytiker*innen auf andere, nicht direkt betroffene Ausbildungskandidat*innen wurden in den letzten Jahren zunehmend thematisiert (Wallace, 2008; Tibone & Schmieder-Dembeck, 2013; Thorwart, 2018). Hermanns hat zwischen 1992 und 2019 eine zwölfbändige Buchreihe *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen* herausgegeben, in der 66 bekannte Analytiker*innen ihre Autobiografien veröffentlicht haben,¹ wobei einige auch ihre persönlichen Erfahrungen mit ihren Lehranalysen schildern. Insgesamt liegt uns nicht viel Fallmaterial zu den seit Jahrzehnten durchgeföhrten Lehranalysen vor, und es wurde bisher auch nicht systematisch untersucht. Das liegt nicht nur daran, dass Lehranalysen einer besonders sorgfältig zu handhabenden Schweigepflicht unterliegen, sondern hat wohl auch mit der Scheu zu tun, den hier auftretenden Problemen genauer ins Auge zu sehen. Anna Freuds Vorschlag, die Schwierigkeiten mit der Lehranalyse »an individuellen Fällen« darzustellen, ist bisher nur in wenigen Einzelfällen umgesetzt worden.

Die institutionelle Einbindung der Lehranalyse

Worum geht es in der Lehranalyse? Nachdem sich herausgestellt hatte, dass es nicht ausreichend war, künftige Analytiker*innen mithilfe einer lediglich »didaktischen« Lehranalyse von der Existenz des Unbewussten zu überzeugen, berücksichtigte Freud zunehmend ihre therapeutische Funktion, sodass die Lehranalyse die Doppelfunktion von Lehren und Heilen bekam, die sie bis heute besitzt. So schreibt Pollak (1999, S. 1283):

»Die Lehranalyse soll den künftigen Analytiker vor allzu verzerrten Gegenübertragungen bewahren, die Ausdruck seiner eigenen Neurose wären; sie soll ihn zugleich vertraut machen mit der analytischen Situation und mit der Komplexität des psychoanalytischen Vorgehens. Als Grundlage einer psychoanalytischen Berufsidentität erscheint die Erfahrung »am eigenen Leibe« als unverzichtbar, nur sie kann den künftigen Analytiker von der Methode wirklich überzeugen.«

Damit wurde der therapeutischen Funktion der Lehranalyse Vorrang vor der didaktischen eingeräumt, die jetzt nur noch implizit, das heißt durch die Erfah-

1 Ich danke Marco Conci für diesen Hinweis.

rung des analytischen Prozesses vermittelt werden soll. Belands Diktum, dass sich »die Lehranalyse qua Analyse in nichts von einer Analyse unterscheidet« (Beland, 2004, S. 398), erwies sich jedoch als illusionär, weil sich die institutionelle Einbindung der Lehranalyse nicht ungeschehen machen lässt, es sei denn, man verzichtet völlig auf diese Voraussetzung, wie es Wallerstein (2010) vorgeschlagen hat. Diese Einbindung der Lehranalyse beginnt mit der Ausgangssituation der Kandidat*innen, die einen Lehranalytiker oder eine Lehranalytikerin aufsuchen, um ihr Berufsziel zu erreichen. Welchen Leidensdruck hat der Kandidat? Kann die Kandidatin es zulassen, Patientin zu werden? Sie setzt sich fort mit dem, was die Ausbildungsinstitution von der jeweiligen Lehranalyse weiß, wie etwa den Namen des Lehranalytikers oder der Lehranalytikerin, Beginn und Ende, Stundenzahl und Frequenz. Kann die Grenze zwischen dem analytischen Raum in der Lehranalyse und der Institution, der sich der Lehranalytiker oder die Lehranalytikerin verantwortlich fühlt, ausreichend gut geschützt werden (Ermann, 1993)? Auch wenn das Reportingsystem schon vor Jahrzehnten abgeschafft wurde, können weder Lehranalysand*in noch Lehranalytiker*in von der inhaltlichen Frage der Berufseignung absehen. Kann diese Berufswahl, kann die Identifizierung mit dem Lehranalytiker oder der Lehranalytikerin, also der Person, die diesen Beruf ausübt, analysiert werden? Pollak spricht hier von partieller Unanalysierbarkeit. Außerdem sind die Lehranalytiker*innen für ihre Lehranalysand*innen keine Unbekannten, im Lauf der Ausbildung erfährt er/sie immer mehr über ihn/sie und er begegnet ihm/ihr im Institut als reale Person. Aber auch wenn Lehranalysand*innen darauf verzichten, die Seminare ihres Lehranalytikers/ihrer Lehranalytikerin zu besuchen oder einen Lehranalytiker/eine Lehranalytikerin eines anderen Instituts wählt, ist eine Begegnung beispielsweise auf einer überregionalen Tagung nicht ausgeschlossen. Das alles bleibt nicht ohne Auswirkungen auf das Übertragungs-/Gegenübertragungsgeschehen des lehranalytischen Paares. Treurniet (1992) hat die besonderen Verwundbarkeiten beschrieben, der die Lehranalyse durch die Ausbildung ausgesetzt ist. Das Problem sei, dass viele Phänomene, die in einer therapeutischen Analyse als Phantasien analysiert werden können, in der Lehranalyse Realitätscharakter gewinnen und trotzdem analysiert werden müssen. Dabei ist die Übertragung des Lehranalytikers oder der Lehranalytikerin auf den Kandidaten oder die Kandidatin besonders wichtig. Treurniet meint, dass die meisten Schwierigkeiten des Lehranalytikers darauf zurückzuführen sind, »dass die Realitäten der Ausbildungssituation seine narzistischen Probleme vergrößern« (ebd., S. 113). Es besteht beispielsweise die Gefahr, dass er seine Lehranalysanden wie Kinder betrachtet, die seine Position im Institut stärken oder schwächen könnten. Schon Greenacre (1966) hatte darauf hingewiesen, »dass Lehranalytiker eher die Tendenz hätten, die Übertragungswünsche ihrer Analysanden zu befriedigen statt sie zu frustrieren und zu analysieren« (zit. nach Sandler & Godley, 2007, S. 109), was die Bearbeitung der negativen Über-

tragung deutlich erschwert. Viele Autor*innen sind sich darin einig, dass diese vom analytischen Prozess abgespalten und auf die Institution übertragen werden kann, was durch eine im Verlauf der Analyse angebotene kollegiale Beziehung noch verstärkt werden kann. »Sich endlich als der nette Mensch zu zeigen, der die ganze Zeit hatte verborgen bleiben müssen«, wie Treurniet (1992, S. 117) schreibt, kann den Lehranalytiker/die Lehranalytikerin dazu motivieren, schon bald nach Ende der Lehranalyse eine enge fachliche oder persönliche Beziehung mit seinem/ihrem Lehranalysanden oder seiner/ihrer Lehranalysandin einzugehen, mit der Folge, dass die Trauer- und Internalisierungsprozesse, die mit der Beendigung der Lehranalyse verbunden sind, dadurch »sabotiert« (ebd., S. 117) werden.

Autobiografische Berichte

Da die therapeutische Funktion für die Lehranalyse essenziell ist, hängt ihr Gelingen und Scheitern zunächst von den Kriterien ab, die für Analysen überhaupt gelten und nicht nur von den institutionellen Bedingungen, unter denen sie stattfinden. Zwiebel (2014b, S. 67) hat den analytischen Prozess als ein dynamisches Oszillieren zwischen Gelingen und Scheitern beschrieben, bei dem es notwendigerweise zu »problematischen Situationen« kommt. Seine Sichtweise, wie wir mit diesen Situationen umgehen können, führt zu einem Verständnis von Fehlerkultur, in der zwischen Fehlern differenziert werden kann, die für die Behandlung konstruktiv sein können, und solchen, die sich entweder schädigend auf den Patienten oder die Patientin auswirken, wie es bei Kunstfehlern der Fall ist, oder ohne wesentliche Wirkung bleiben.

»Nicht das unbedingte Vermeiden von Fehlern oder Irrtümern, sondern die Differenzierung zwischen klaren Behandlungsfehlern und dem Erkennen, dem Tolerieren und dem Umwandeln der Gesprächssituation unvermeidlich anhaftenden >Täuschungen, Irrtümer und Fehler< sind also wesentliche Kennzeichen dessen, was man als spezifische psychoanalytische Fehlerkultur beschreiben könnte« (Zwiebel, 2014b, S. 67).

Aus dieser Perspektive lassen sich verschiedene Fragen stellen: Wie wirken sich Behandlungsfehler in Lehranalysen aus? Könnten einige der Schwierigkeiten, die in Lehranalysen vorkommen, im Sinne einer psychoanalytischen Fehlerkultur ohne schädliche oder überhaupt ohne Wirkung bleiben oder sogar konstruktiv genutzt werden? Ich werde im Folgenden aus drei Selbstdarstellungen namhafter Psychoanalytiker berichten, um die Frage des Gelingens und Scheiterns von Lehranalysen konkreter diskutieren zu können.

I
Beland (2007, S. 19f.) schreibt:

»Mein Lehranalytiker besaß einen wichtigen Vorzug. Er überzeugte in Diskussionen immer wieder durch den Realismus, mit dem er unbewusste Zusammenhänge erlebte und erfasste. Ich war sein erster Lehranalysand, und er hatte sich seine Aufgabe, wie er mir später einmal enthüllte, in der Weise zurechtgelegt, dass ein Lehranalysand alles über sich selbst herausfinden müsse, idealiter ohne Deutungen seines Analytikers. So war er zwar schweigend, aber mit seinem Realismus des Unbewussten präsent, wenn ich redete. Ich muss allerdings ein Kuriosum seines Realverhaltens hinzufügen, ohne das, glaube ich, nicht ganz begreiflich würde, wieso seine ungewöhnlichen Überzeugungen, wie eine Lehranalyse geführt werden sollte, mir nicht so sehr im Weg gestanden haben, dass nicht trotzdem ein verändernder analytischer Prozess hat zustande kommen können. Er ließ sich nämlich während der Stunden telefonisch anrufen und führte häufig ausführliche Gespräche, in denen ich ihn beobachten konnte (musste). Er entschuldigte sich wohl, wenn die Gespräche etwas länger dauerten, und wünschte, dass ich seine Situation verstünde, dass er seinen Verantwortungen nicht anders nachkommen könne usw. Ich habe mich nie dagegen aufgelehnt, habe allerdings später meine Praxis in der Weise organisiert, dass ich nicht durch Telefonanrufe gestört werden konnte. Aber die Beobachtungen seines Verhaltens am Telefon begünstigten Identifizierungsangebote mit seinen lebenstüchtigen Seiten. So habe ich meinen Vatermangel auf eine merkwürdige Weise ergänzt und mir viele >Deutungen< meines Analytikers aus seinen Telefonaten geholt, die er mir als Lehranalytiker nicht geben wollte.«

Wie ist dieser unüberhörbar ironische Bericht einzuschätzen? Beland hatte offenbar ein Vorwissen von seinem Lehranalytiker, das ihn dazu motiviert hatte, zu ihm zu gehen. In Anbetracht des Ausmaßes seines Schweigens scheint ihm dieses Vorwissen zugute gekommen zu sein. Er konnte das Fehlverhalten seines Lehranalytikers, in der Stunde laut und ausführlich zu telefonieren, als Ersatz für die Deutungen nutzen, die ihm vorenthalten worden waren. Hier scheint es der Lehranalysand gewesen zu sein, der den Fehler seines Analytikers konstruktiv zu wenden wusste. Dass er das Telefonieren in der Stunde nicht ansprechen konnte, kann uns darauf aufmerksam machen, wie schwer es Lehranalysand*innen fallen kann, ihren Lehranalytiker oder ihre Lehranalytikerin zu kritisieren, vielleicht gerade bei offenkundigem Fehlverhalten.

II

Wie stark die unbewusste Identifikation eines Lehranalysanden mit seinem Lehranalytiker sein kann, wird in dem Bericht von Wurmser (2007, S. 190) deutlich:

»Es war noch zu der Zeit meiner psychoanalytischen Ausbildung, als ich bei Frau Dr. Jenny Waelder-Hall die (Kontroll-)Analyse eines sehr narzisstischen Patienten unternahm. Ich war zu der Zeit in meiner eigenen Lehranalyse bei einem der führenden Mitglieder des lokalen Instituts, der aber seinerseits eine aggressive und verurteilende, oft auch spöttische Haltung in der Behandlung zeigte, die mir über die Jahre sehr viel zu schaffen machte. Nun wandte ich diese Art der Technik natürlich auch in meinen eigenen Behandlungen an. Eines Tages unterbrach mich Dr. Waelder-Hall: >Warum sind Sie so sadistisch mit Ihrem Patienten?< Ich stammelte: >Das ist, wie ich meine eigene Analyse erlebe.< Sie antwortete: >Sie können es ertragen, Ihr Patient kann es nicht.<<

Wurmser kommentiert: »Ich betrachte dies als die >kopernikanische Wende< in meiner eigenen Behandlungstechnik.« Obwohl ihm die Haltung seines Lehranalytikers schon seit Jahren erheblich zu schaffen machte, konnte er diese ebenfalls nicht ansprechen. Unbewusst identifizierte er sich mit dieser Haltung, bis es durch seine Supervisorin zu einer heilsamen Korrektur kam, für die er ihr heute noch dankbar ist. Wie es daraufhin in seiner Lehranalyse weiterging, erfahren wir nicht.

III

Kutter (2010, S. 150) berichtet, dass er sich an Übertragungsdeutungen nicht erinnern könnte, es ihm aber unvergesslich sei, dass sich sein Lehranalytiker Loch für seine ersten Schreibversuche interessierte, das Manuskript zu lesen wünschte, darin Notizen anbrachte – »sehr gut«, »besser weglassen«, »genauer ausdrücken« – und ihm damit effektiv half, seine Schreibhemmung zu überwinden. Kutter kommentiert das nicht, beklagt sich aber darüber, dass ihm in der Analyse »schlichte menschliche Zuwendung und echtes Interesse an ihm gefehlt hätte« (ebd.). Das illustriert er an Wiederholungsträumen, in denen er fortwährend von gedeckten Tischen träumte, an denen für ihn kein Platz gewesen sei. Als er einmal geträumt habe, dass er einen Zug erreichen wollte, die Sperre aber nicht passieren konnte, weil er keine Fahrkarte gehabt hätte, und nach diesem Bericht zunächst zögerte und schwieg, intervenierte Loch: »Und wenn Sie ohne Karte durchgehen?« Daraufhin habe ihn ein regelrechter Schwindel überfallen. Diese Szene habe er später in der Zeitschrift Psyche wiedergefunden, sie sei mit Bezug auf Kierkegaard als Schwindel vor der Freiheit gedeutet worden. Den Bruch der Vertraulichkeit, der in der Publikation dieser Szene aus seiner Lehranalyse bestand, problematisiert Kutter nicht weiter. Im Folgenden berichtet er von einer Deutung seines Lehranalytikers, die sich als »besonders schädlich« erwiesen hätte. Nachdem die Stunde schon beendet gewesen sei, »gleichsam zwischen Tür und Angel«, hätte dieser zu ihm gesagt: »Es ist zwar etwas gewagt, aber Sie sind der Phallus der Mutter«

(ebd., S. 151). Mit dem zeitlichen Abstand von heute würde er sagen, dass er dadurch »total überfordert« gewesen sei. Er frage sich, wie man so etwas »so ungeschützt, am Schluss der Stunde« (ebd.) sagen könne. Danach sei er »in einer Art Trance« (ebd.) nach Hause gefahren. Hinter einem Lastwagen habe er in einer unübersichtlichen Kurve überholt und sei frontal mit einem entgegenkommenden Fahrzeug zusammengestoßen. Er habe nicht gewusst, wie ihm geschah. Der Fahrer des anderen Fahrzeugs sei an der Stirn verletzt gewesen und habe geblutet. Als die Polizei gekommen sei und zu ihm gesagt hätte, dass er sich nicht zu belasten bräuchte, habe er sofort an sein Erschrecken nach der Deutung am Schluss der Stunde gedacht. Dieses Geschehen sei in seiner Analyse nicht bearbeitet worden, Loch habe lediglich kommentiert: »Das tut mir leid« (ebd.). Erst als er Jahre später eine 30-stündige Nachanalyse bei Margarete Mitscherlich machte, konnte er sich durch deren »messerscharfe triangulierenden Deutungen« aus der »väterlichen Umklammerung« befreien, die in seiner Lehranalyse nicht aufgelöst werden konnte (ebd., S. 152). Rückblickend bedaure er, dass das »Befreiungsinstrument der Psychoanalyse in seiner Lehranalyse versagt hatte« (ebd.). Ich kann Kutters Einschätzung der Wirkung von Lochs Deutung nachempfinden. Sie macht deutlich, wie wichtig es auch in Lehranalysen ist, grundlegende behandlungstechnische Empfehlungen einzuhalten und zum Beispiel am Ende der Stunde keine tiefgehenden Deutungen mehr zu geben. Meine Vermutung ist, dass diese Deutung bei Kutter starke Schuldgefühle hervorgerufen hat, für die er sich bestrafen musste (Sandler, 1988/2019, S. 164), oder dass sie als Kastration erlebt wurde. Der Boden für dieses Erleben war schon durch die paternalistischen Übergriffe vorbereitet worden, die im Umgang seines Lehranalytikers mit seinem Manuskript und der ungefragten Veröffentlichung des Materials aus einer Stunde bestand.

Diese drei von mir subjektiv ausgewählten autobiografischen Vignetten sind nicht repräsentativ und sie verdeutlichen nur einige der vielen verschiedenen Schwierigkeiten, die in Lehranalysen auftreten können. Sie zeigen behandlungstechnische Fehler, die Auswirkung einer unangemessenen analytischen Haltung oder Verstrickungen des Lehranalytikers, die zu Situationen geführt haben, die wir mit Zwiebel als objektiv fehlerhaft bezeichnen müssen. Im Rahmen einer Lehranalyse betreffen sie nicht nur die Lehranalysand* innen, sie können sich auch auf deren spätere Arbeit als Analytiker* innen auswirken und dadurch besonders folgenreich werden. Vermutlich sind einige der problematischen Situationen, die in Lehranalysen vorkommen und die sich schädigend auf den analytischen Prozess auswirken, weniger ihrer institutionellen Einbindung zuzuschreiben, sondern eher Folgen einer mangelhaften Behandlungstechnik oder einer unreflektierten Übertragung des Lehranalytikers. Die Haltung, dass sich Analysand* innen selbst analysieren, wenn man sie die analytische Arbeit allein machen lässt, wie es Beiland von seinem Lehranalytiker berichtet, wurde von Sandler 1988 (2019, S. 161)

als »kontratherapeutisch« kritisiert, es scheint sich also nicht um einen Einzelfall gehandelt zu haben. In Belands Schilderung sehe ich das Potenzial, das begabte Lehranalysand*innen mitbringen, die sogar ein problematisches »Angebot« ihres Lehranalytikers oder ihrer Lehranalytikerin für sich nutzen können. Bei der aggressiven Haltung, die Wurmser von seinem Lehranalytiker übernommen hatte, konnte die Supervisorin korrigierend eingreifen. Kutter hat seine schädigenden Lehranalyseerfahrungen erst viel später mithilfe einer Nachanalyse bewältigen können. Auch wenn diese Beispiele aus publizierten Autobiografien stammen, also subjektive Darstellungen sind, und die berichteten Ereignisse lange zurückliegen, illustrieren sie, welche Probleme in Lehranalysen real auftreten können. Es ist unschwer vorstellbar, dass auch weniger gravierend erscheinende Schwierigkeiten des Lehranalytikers oder der Lehranalytikerin den lehranalytischen Prozess beeinträchtigen können. Wie wirkt es sich jedoch aus, wenn es in der Lehranalyse zu sehr viel schwereren Problemen, beispielsweise zu sexuellen Übergriffen durch den Lehranalytiker oder die Lehranalytikerin gekommen ist?

Löwer-Hirsch (1998/2017, S. 68) hat eine Therapeutin interviewt, die im Rahmen ihrer psychoanalytischen Ausbildung in ihrer Lehranalyse missbräuchliche Erfahrungen gemacht hat. Im Folgenden wird sie von ihr Lisa genannt.

»Der Lehranalytiker hat nach den Schilderungen Lisas die Analyse zu narzisstischem Machtmissbrauch, erotisierte Kontakt und sexuell übergriffigen Situationen benutzt. Dabei kam ihm das theoretische Wissen Lisas um Übertragungsphänomene und ihr Wunsch, diese in eigener Erfahrung in der Therapiesituation kennenzulernen, zugute. Da Lisa durchaus Anteile seines Narzissmus als Realität wahrnahm, die nichts mit einer Übertragung auf ihn zu tun hatte, versuchte der Therapeut, ihr ihre Wahrnehmung auszureden und als ihre Übertragung zu deuten. So war Lisa oft im Zweifel, ob das, was sie spürte, nun ihrer Fantasie oder seiner Realität entsprang. Insgesamt ist sie vier Jahre bei ihm in Lehranalyse gewesen und hat danach noch eine zweite Therapie bei einer Lehranalytikerin angefangen, größtenteils deshalb, um die Erfahrungen der ersten Therapie aufzuarbeiten« (ebd.).

Diese Schilderung macht deutlich, wie sich eine analytische Beziehung durch narzisstischen und sexuellen Machtmissbrauch in eine destruktive verkehren kann. Es begann mit verbalen Übergriffen und setzte sich damit fort, dass der Lehranalytiker von seinen eigenen sexuellen Phantasien sprach. Schließlich legte er seiner Lehranalysandin nahe, dass ihr Mann fremdgegangen sei und forderte sie dazu auf, ihn zu verlassen. Dabei wurde der analytische Prozess dazu benutzt, sie von ihrem Lehranalytiker abhängig zu machen, das Vertrauen in ihre eigene Wahrnehmung zu erschüttern und eine erotisierte Atmosphäre zu schaffen. Das hatte für die Lehranalysandin verheerende psychische Folgen, sie hatte zum Beispiel zeitweise Angst, verrückt zu werden. Schleu et al. (2007, S. 382) beschreiben, dass

nach sexuellem Missbrauch in einer Analyse häufig gravierende Symptome auftreten, wie depressive Gefühle, Angst und Schuld, sowie Schamgefühle, Wut und Ärger, Verlust an Selbstachtung, erhöhte Suizidalität und Somatisierung. Was Löwener-Hirsch hier nicht weiter ausführt, wir aber aus ähnlichen Fällen wissen, ist, dass sich daraus auch für andere Lehranalysand*innen oder Supervisand*innen dieses Lehranalytikers gravierende Probleme ergeben und das gesamte Institut erheblich in Mitleidenschaft gezogen wird, wie es beispielsweise bei der Münchener Psychoanalytischen Vereinigung der Fall war, die einige Jahre nach Bekanntwerden von sexuellen Abstinenzverletzungen eines Lehranalytikers 2016 schließen musste. Ein beunruhigendes Ergebnis der Untersuchungen von Gabbard et al. (2001) zu solchen Problemen war, »dass Ausbildungskandidaten, die von Lehranalytikern mit einer Geschichte von Grenzverletzungen analysiert worden waren, eine Generation später oft ähnliche Probleme hatten« (zit. nach Sandler & Godley, 2007, S. 106), das heißt, dass das missbräuchliche Verhalten von Lehranalytikern häufig transgenerational weitergegeben wird.

Es gibt allerdings auch viele Lehranalysen, die gut gelingen. Woran könnten wir das erkennen? Viele der Kolleginnen und Kollegen, deren autobiografische Äußerungen zu ihren Lehranalysen in den von Hermanns (1992–2019) herausgegebenen Selbstdarstellungen positiv klingen, nehmen dazu nur in relativ knappen Sätzen Stellung. So schreibt Ohlmeier (2017, S. 170):

»Über den Inhalt meiner persönlichen Analyse hier zu berichten, würde mir schwerfallen. Ich bin sicher, dass sie mir geholfen hat, Grenz- und Rahmenprobleme zu erkennen, wie sie sich etwa in einem übermäßigen beruflichen Furor, verbunden mit Riesenansprüchen an mich selbst, manifestierten. Die ganz unspektakuläre, unaufgeregte beständige Präsenz Wolfgang Auchters, der mir wie eine Verkörperung der psychoanalytischen Situation als eines sicheren Ortes erschien, erwies sich für mich als äußerst hilfreich und notwendig.«

Ich denke, dass diese Sätze für das gute Ergebnis dieser Lehranalyse sprechen.

Benedettis Traum

Nachdem Benedetti (1994, S. 33f.) seine erste Lehranalyse bei Brun in Zürich nach sechs Monaten beendet hatte, weil ihn dessen triebtheoretischen Ansichten und das völlige Fehlen einer Übertragungsanalyse enträuschte, ging er zu Bally. Er schreibt:

»Bei Bally bin ich mir selbst begegnet, habe die Grundrichtung meines Daseins, den mitmenschlichen Impuls meines Tuns verstanden [...] Bei meinem Analytiker hat mich die Fähigkeit beeindruckt, mir auf derselben Ebene zu begegnen. Er hat keine

Deutungen um jeden Preis durchgesetzt, er hat meine Gesichtspunkte dialogisch so ernst genommen, wie ich das in meinem früheren Leben nie erfahren hatte« (ebd., S. 34).

Während dieser Analyse hätte er »den vielleicht wichtigsten Traum seines Lebens« gehabt:

»Ich stand auf dem untersten Tritt einer riesigen Leiter, die wie die Jakobsleiter bis zum Himmel reichte. Auf jedem Tritt stand eine Person – nicht ein Engel, wie im Jakobstraum, sondern einfach ein Mensch, wie ich. Und jeder Mensch über mir vernahm von einem noch höherstehenden Menschen eine Botschaft, die also von oben nach unten allmählich bis zuunterst, zu mir weitergeleitet wurde. Und die Botschaft lautete, es gibt einen absoluten Geist, das unerforschbare Ziel unserer menschlichen Sehnsucht« (ebd., S. 35).

Er habe mehrere Tage nach diesem Traum eine besondere Helligkeit in sich wahrgenommen. Kann ein Traum das Gelingen einer Lehranalyse belegen? Die zentrale Stellung, die Benedetti diesem Traum in seiner Autobiografie gibt, lässt mich vermuten, dass er es so empfunden hat. Aus meiner Sicht bringt der Traum die religiöse Welt seiner katholischen Mutter mit der guten Erfahrung zusammen, von seinem Lehranalytiker als Mensch ernst genommen worden zu sein und sich mit der Tradition der Psychoanalyse verbunden zu haben, die von Analytiker*in zu Analytiker*in persönlich weitergegeben wird. Während der manifeste Traumtext Benedettis spirituelles Verständnis von Psychoanalyse widerspiegelt, verweist die starke Wirkung, die sein Traum auf ihn hatte, auf einen religiös empfindenden Menschen. Die latente Bedeutung seines Traums vom absoluten Geist als unerforschbarem Ziel seiner Sehnsucht könnte dagegen im Unbewussten zu finden sein, zu dem er durch seine Lehranalyse Zugang bekam. Wir müssen Benedettis spirituelle Auffassung der Psychoanalyse nicht teilen, ich denke aber, dass er mit Ballys Hilfe sein ganz persönliches Verständnis, so wie er sich die Psychoanalyse zu Eigen machen konnte, finden konnte. Seine Lehranalyse wurde so zur Grundlage seines generativen Wirkens.

Schlussbemerkung

Die hier wiedergegebenen autobiografischen Berichte illustrieren die weitreichende Bedeutung der Lehranalyse für die Generativität der Psychoanalyse. Darüber hinaus konkretisieren sie einige der Probleme, die von Anna Freud benannt und in der nachfolgenden Diskussion aufgegriffen wurden. Solange uns dazu keine qualitativ-quantitativen Studien vorliegen, können wir daraus nur sehr vorläufige Schlüsse ziehen. Nach meinem subjektiven Eindruck gelingen viele Lehranalysen einiger-

maßen gut, manche vielleicht sogar sehr gut. Andere scheitern oder ermöglichen den Lehranalysand*innen lediglich eine mehr oder weniger stark eingeschränkte analytische Erfahrung. Wir müssen davon ausgehen, dass sich das auch auf deren spätere Tätigkeit als Analytiker*innen auswirkt. Die Ursachen dafür sind nicht nur in der institutionellen Einbindung der Lehranalysen zu finden, sie sind auch Folgen von Behandlungsfehlern, insbesondere bei der Handhabung von Rahmen und Setting. Hinsichtlich ihres Gelingens und Scheiterns scheint es bei Lehranalysen eine große Varianz zu geben, wir sollten sie daher weder verteufeln noch idealisieren.

Literatur

- Balint, M. (1948/1966). On the psychoanalytic training system. *Int J Psychoanal*, 29, 163–173
(dt. 1966: Über das psychoanalytische Ausbildungssystem. In M. Balint, *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse* [S. 307–332]. Bern, Stuttgart: Huber/Klett.)
- Barthel, Y., Lebiger-Vogel, J., Zwerenz, R., Beutel, M., Leuzinger-Bohleber, M., Rudolf, G., Brähler, E., Schwarz, R. (2010). Kandidaten in psychotherapeutischer Ausbildung. Zugang und Zufriedenheit. *Forum Psychoanal*, 26, 87–100.
- Beland, H. (2004). Zur Beendigung von Lehranalysen. Ein persönlicher Erfahrungsbericht über Ziele und Ergebnisse. *Forum Psychoanal*, 20, 393–402.
- Beland, H. (2007). Aneignen, Integrieren, Forschen – Stufen von Verbesserungen der eigenen und der gemeinsamen analytischen Arbeit. In L. Herrmanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen*, Bd. VI (S. 9–78). Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Beland, H. (2016). Lehranalyse und Institution. Die Progression des Verstehens ist im Rahmen organisierten Vertrauens möglich. *Forum Psychoanal*, 32, 413–430.
- Benedetti, G. (1994). Mein Weg zur Psychoanalyse und zur Psychiatrie. In L. Herrmanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen*, Bd. II (S. 11–72). Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Bohleber, W. (2019). Zur Geschichte des Eitingon-Modells und seiner Bedeutung für die psychoanalytische Ausbildung. *Psyche – Z Psychoanal*, 73, 477–496.
- Bruns, G. (2014). Die institutionsbezogene Konstruktion der Lehranalyse – Zeit, über sie nachzudenken. Diskussionsbemerkungen zu Andreas P. Herrmann »Lehranalyse und Institution – eine Paradoxie«. *Psyche – Z Psychoanal*, 68, 1096–1107.
- Cremerius, J. (1992). Der Lehranalytiker begeht jeden einzelnen dieser Fehler In U. Streek & H.V. Werthmann (Hrsg.), *Lehranalyse und psychoanalytische Ausbildung* (S. 52–69). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Drygalski, D. von (1980). *Blumen auf Granit*. Frankfurt/M.: Ullstein.
- Erlich, S. H. (2017). Begehren, Neid und Dankbarkeit in psychoanalytischen Einrichtungen. In I. Focke, E. Pioch & S. Schulze (Hrsg.), *Neid* (S. 218–230). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Ermann, M. (1993). Das Verantwortungsgefühl des Psychoanalytikers und die psychoanalytische Ausbildung. *Forum Psychoanal*, 9, 132–139.
- Ermann, M. (2018). Lehranalysen – eine Bilanz. *Forum Psychoanal*, 34, 299–311.
- Frank, C. (2017). Narzistische Fallstricke bei der Durchführung von Lehranalysen. Zur Notwendigkeit, die Gefahr von Grenzverletzungen zu minimieren. In B. Unruh, I. Moeslein-Teising & S. Walz-Pawlita (Hrsg.), *Grenzen* (S. 148–157). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Freud, A. (1950/1970). Probleme der Lehranalyse. Vortrag auf dem Kongress in Paris 1938. In Max Eitingon in Memoriam. Jerusalem, Israel, *Psychoanal Soc*, 80–94; 1970: *Psyche – Z Psychoanal*, 24, 565–576.

- Freud, S. (1937b). Die endliche und die unendliche Analyse. *GW XVI*, S. 57–99.
- Gabbard, G., Peltz, M. & COPE (2001). Study Group on Boundary Violations: Speaking the inspeakable. Institutional reactions to boundary violations by training analysts. *J Am Psychoanal Ass*, 49, 659–673.
- Greenacre, P. (1966). Problems of training analysis. *Psychoanalytic Quarterly*, 35, 540–567.
- Habermas, T. (2017). Der Rat der Weisen. Zu Susann Heenen-Wolffs Plädoyer für eine Öffnung der Ausbildungsausschüsse. *Psyche – Z Psychoanal*, 71, 82–87.
- Heenen-Wolff, S. (2016). Die psychoanalytische Institution. Plädoyer für eine Öffnung der Ausbildungsausschüsse. *Psyche – Z Psychoanal*, 70, 1077–1088.
- Herrmann, A. P. (2014). Lehranalyse und Institution – eine Paradoxie. *Psyche – Z Psychoanal*, 68, 1057–1084.
- Herrmann, A. P. (2018). Institutionalisierte Selbsterfahrung – unmöglich oder notwendig? Zur gegenwärtigen Diskussion um die Lehranalyse. *Forum Psychoanal*, 34, 403–418.
- Herrmann A. & Reimer I. (2020). Die Qualität analytischen Arbeitens einschätzen. Ein Modell zur Evaluation von Lehranalytikern. *Psyche – Z Psychoanal* 74, 118–141.
- Hermanns, L. M. (Hrsg.). (1992–2019). *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen Bd. I bis IV*. Tübingen: Edition diskord; *Bd. V bis XII*, Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Hopkins, L. (1998). D. W. Winnicott's Analysis of Masud Khan: a preliminary study of failures in object usage. *Contemporary Psychoanalysis*, 34, 5–47.
- Kaiser, H. (1996). *Grenzverletzung: Macht und Missbrauch in meiner psychoanalytischen Ausbildung*. Mit einem Vorwort von T. Moser u. einem Nachwort von J. Cremerius. Zürich, Düsseldorf: Walter.
- Kernberg, O. (2012/2013). Suicide Prevention for Psychoanalytic Institutes and Societies *J Am Psychoanal Assoc*, 60, 707–719. 2013: Suizidprävention für psychoanalytische Institute und Gesellschaften. *Gruppenpsychother Gruppendynamik*, 49, 6–19.
- Kind, J. (2015). Zum Einfluss des Danach auf das Davor. Überlegungen zur Veränderungsresistenz der institutionsgebundenen Lehranalyse. *Forum Psychoanal*, 31, 133–159.
- Kutter, P. (2010). Aus der Enge in die Weite. In L. Hermanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen, Bd. VIII* (S. 117–185). Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Little, M. (1990). *Psychotic anxieties and containment: A personal record of an Analysis with Winnicott*. Northvale, NJ: Aronson.
- Löwer-Hirsch, M. (1998/2017). *Sexueller Missbrauch in der Psychotherapie. Fallgeschichten und Psychodynamik* (überarb. Neuaufl. 2017). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Menaker, E. (1995/1997). *Misplaced Loyalties, Transaction Press; 1997: Schwierige Loyalitäten. Psychoanalytische Lehrjahre in Wien 1930 bis 1935*. Mit einer Einleitung von Paul Roazen. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Moser, T. (1976). *Lehrjahre auf der Couch*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ohlmeier, D. (2017). Auf meinem Weg als Psychoanalytiker. In L. Hermanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen, Bd. XI* (S. 149–192). Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Pflichthofer, D. (2017). Grenzen (in) der Lehranalyse. In B. Unruh, I. Moeslein-Teising & S. Walz-Pawlita (Hrsg.), *Grenzen* (S. 158–167). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Pollak, T. (1999). Über die berufliche Identität des Psychoanalytikers. *Psyche – Z Psychoanal*, 53, 1266–1295.
- Sandler, A (1988/2019). Comments on Therapeutic and Counter-therapeutic Factors in Psychoanalytic Technique. *Bull Anna Freud Centre*, 11(1), 3–13; 2019: Anmerkungen zu therapeutischen und kontratherapeutischen Faktoren in der psychoanalytischen Technik In I. Focke & B. Gutmann, *Begegnungen mit Annemarie Sandler*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Sandler, A. & Godley, W. (2004/2007). Institutional responses to boundary violations: The case of Masud Khan. *Int J Psycho-Anal*, 85(1), 27–42; 2007: Reaktionen der psychoanalytischen

- Institute auf Grenzverletzungen – Masud Khan und Winnicott. In S. Zwettler-Otte (Hrsg.), *Entgleisungen in der Psychoanalyse. Berufsethische Probleme.* (S. 93–119). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schleu, A., Hillebrand, V. & Gutmann, T. (2007). 9. Deutschland. In R. Hutterer-Krisch (Hrsg.), *Grundriss der Psychotherapieethik. Praxisrelevanz, Behandlungsfehler und Wirksamkeit* (S. 363–401). Wien, New York: Springer.
- Tibone, G. & Schmieder-Dembeck, B. (2013). Abstinenz und Abstinenzverletzungen in der psychoanalytischen Ausbildung. *DGPT Mitgliederrundschreiben*, 2/2013, 22–30.
- Thorwart, J. (2018). Selbsterfahrung und Lehranalyse im Spiegel ethischer Überlegungen. In *Selbsterfahrung(en) 17. Jahrestagung des Netzwerks der freien Institute für Psychoanalyse und Psychotherapie 20.04. bis 22. 04. 2018* (S. 74–95). Bremen: o.V.
- Treurniet, N. (1992). Über einige der psychoanalytischen Ausbildungssituation inhärenten Verwundbarkeiten. In U. Streek & H.V. Werthmann (Hrsg.), *Lehranalyse und psychoanalytische Ausbildung* (S. 111–130). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wallace, M.E. (2008). Der Verlust eines Lehranalytikers aufgrund einer Grenzverletzung: Die Sicht einer Kandidatin. In G. Schlesinger-Kipp & H. Vedder (Hrsg.), *Gefährdete Begegnungen. Psychoanalytische Arbeit im Spannungsfeld von Abstinenz und Intimität. Tagungsband der Frühjahrstagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV)* (S. 244–260). Frankfurt/M.
- Wallerstein, R.S. (2010). The Training Analysis: Psychoanalysis Perennial Problem. *Psychoanal Rev*, 97, 903–936.
- Wiegand-Grefe, S. & Schumacher, M. (2006). *Strukturelle Gewalt in der psychoanalytischen Ausbildung. Eine empirische Studie zu Hierarchie, Macht und Abhängigkeit.* Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Wurmser, L. (2007). Den Dingen auf den Grund gehen. Versuch einer Selbstdarstellung. In L. Herrmanns (Hrsg.), *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen, Bd. VI* (S. 161–204). Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Zwiebel, R. (2014a). Ist die Beziehung von Lehranalyse und Institution wirklich paradox? Einige Anmerkungen zur Arbeit von Andreas. P. Herrmann, *Psyche – Z Psychoanal*, 68, 1085–1095.
- Zwiebel, R. (2014b). Behandlungsfehler, Fehlerkultur und Verantwortung in der psychoanalytischen Praxis. Ansatz für eine psychoanalytische Irrtumstheorie. *Jahrbuch der Psychoanalyse. Beiträge zu Theorie, Praxis und Geschichte, Schwerpunkt Fehler und Fehlleistungen* (S. 49–76). Hrsg. v. E. Löchel, B. Nissen & J. Picht. Stuttgart: fromann-holzboog.

Der Autor

Andreas P. Herrmann, Dr. med., M.A. (DGPT, DPG, IPA), Facharzt für psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Psychoanalyse, ist Lehranalytiker und Supervisor an der Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie München sowie Mitglied des geschäftsführenden Lehranalytikerbeirats der DPG. Er veröffentlichte zur psychosomatischen Medizin, zur psychoanalytischen Identität, zu Fragen der Institutionalisierung der Psychoanalyse, zu Behandlungsfehlern und Fehlerkultur, zu verschiedenen Formen der Supervision und zur Lehranalyse.

Kontakt: Dr. Andreas Herrmann, Weißenburger Platz 8, 81667 München; E-Mail: andreas.p.herrmann@gmx.de; Homepage: www.dr-andreas-herrmann.de

Supervision in der analytischen Ausbildung

**Von der Herausforderung, einen generativen Impuls
in der Ausbildungssupervisionsbeziehung zu entwickeln**

Gisela Grünewald-Zemsch

Seit nunmehr gut zehn Jahren bin ich in der DPG und seit sechs Jahren in der IPV als Supervisorin in Ausbildungsbehandlungen tätig. Dabei sind mir viele Situationen begegnet, in denen ich mich nicht nur an meine eigene Erfahrung als Ausbildungskandidatin erinnert fühlte, sondern ich konnte auch feststellen, wie bedeutsam und wirksam die Supervisionsbeziehung in der institutionellen psychoanalytischen Ausbildung ist.

Im Rahmen meines Promotionsprojekts »Thinking under fire«, das ich vor etwa zwei Jahren abschließen konnte, habe ich mit fünf Supervisionspaaren über zwei bis drei Jahre hinweg 49 getrennte Interviews geführt (Grünewald-Zemsch, 2019). Dabei entwickelte ich die These, dass die Ausbildungssupervision der reale *und* institutionelle *Ort* ist, an dem sich – neben den Theorieseminaren und der Lehranalyse – viel Unbewusstes und Un-Gewusstes in Übertragung und Gegenübertragung zwischen Supervisor*in und Supervisand*in ereignet und dies einen bedeutsamen Einfluss hat auf die Entwicklung einer psychoanalytischen Identität (übrigens ebenfalls bei beiden: Supervisand*in und Supervisor*in) – und ebenso erhebliche Auswirkungen hat darauf, ob es uns gelingt, generativ in den Instituten zu wirken.

Zunächst soll anhand eines fiktiven, kumulativen und dabei kurz gehaltenen Berichts über eine Supervision beschrieben werden, inwiefern wir als Supervisor*innen mit einer komplexen Herausforderung zu tun haben, wenn wir bei unseren Kandidat*innen die Weitergabe von psychoanalytischem Wissen und Tun fördern wollen. Mit dieser Beschreibung »im Gepäck« möchte ich dann den Versuch unternehmen, die psychoanalytische Ausbildungssupervisionsbeziehung in dieser Komplexität ansatzweise nachzuzeichnen. Dies führt schließlich zu Überlegungen, die sich mit der Frage beschäftigen, warum es schwierig ist, generativ für unsere institutionelle Ausbildung zur Psychoanalytikerin oder zum Psychoanalytiker zu wirken.

Der folgende Bericht aus einer Ausbildungssupervisionsbeziehung ist zwar fiktiv, enthält jedoch kondensiert viele Elemente, die ich im Laufe der geführten Interviews von den Interviewpartnerinnen erfahren habe. Das fiktive Paar ist Frau

O., die Supervisorin, und Frau G., die Supervisandin. Die Behandlung endet fiktiv nach 280 Stunden.

Vignette

Frau O. meldet sich, nachdem ich alle damals circa 250 Supervisor*innen/Lehranalytiker*innen der DPG mit einer freundlichen Einladung zur Teilnahme an meinem Forschungsprojekt angeschrieben habe. Sie findet das Projekt sehr interessant, weil sie denkt, sie könne nur davon profitieren, »ich habe den Eindruck, man ist so sehr sich selbst überlassen in der Funktion als Supervisorin«. Sie hat mit einer Kandidatin, Frau G., gesprochen und gefragt, ob sie mit der in Kürze beginnenden Behandlung an der Studie teilnehmen wolle, und diese war einverstanden. Frau G. und Frau O. kennen sich bereits aus der Ausbildung, beide haben eher hohe als niedrige Erwartungen an die gemeinsame erste Supervision. Frau O. sieht zwar die nun beginnende Behandlung des Patienten wegen dessen nicht unerheblichen Frühstörungsanteilen und somit erhöhtem Potenzial des Agierens in der Behandlung als schwierig an, gleichzeitig fühlt sie sich theoretisch und fachlich durchaus gerüstet.

Bereits in den ersten Wochen kommt es zu Irritationen und Spannungen: Die Supervisandin fühlt sich sehr gefordert, fast überfordert von der Behandlung und von der Supervision, sorgt sich, dass ihre eigenen Erwartungen, die Erwartungen des Instituts, der Supervisorin nun extrem auf ihr lasten. Das führt dazu, dass die Supervisandin große Mengen an Stundenmaterial in die Supervisionsstunden mitbringt, dass sie schnell deutet und sich gleichwohl manchmal von Frau O. verlassen und nicht genügend geschützt und gehalten fühlt.

Frau O. erlebt sich zu Beginn und im Laufe der Behandlung und Supervision immer wieder in einer verzwickten Situation: Sie möchte Frau G. helfen, das Material zu ordnen und dabei mehr ihre Aufmerksamkeit und die der Supervisandin auf die unbewusste »Melodie« der Behandlungsstunden und -beziehung legen. Gleichzeitig fühlt sie sich häufig von den mehr oder weniger offen formulierten Forderungen von Frau G. belastet, schnell eine Besserung des Zustandes des Patienten herbeizuführen, durch eine richtige Intervention/Deutung, eine auf bewussten Erfahrungen beruhende Hilfestellung, sozusagen eine supportive Antwort.

Dabei entstehen bei beiden Beteiligten Enttäuschungen: Die Supervisorin, Frau O., ist enttäuscht, dass Frau G. wenig aus den sorgfältig durchgeführten Supervisionen in die Behandlung mitnimmt, die theoretischen Diskussionen manchmal – nicht immer – eher ins Leere laufen. Frau G. hingegen fühlt sich allein gelassen mit ihrem Patienten und bespricht dies auch mit anderen Kandidat*innen. Sie hat den Eindruck, die Ideen der Supervisorin helfen ihr wenig weiter und sie muss selbst für sich sorgen, »schließlich sitze *ich* ja mit meinem Patienten alleine in der Behandlung«.

Das Institut kommt mehr und mehr in den Fokus. Beispielsweise indem die Kandidatin Frau G. bemerkt, dass sie bestimmte Idiosynkrasien der Supervisorin oder deren Entscheidungen im Rahmen ihrer Tätigkeit in den Ausbildungsgremien oder deren theoretische Ausrichtung immer kritikwürdiger empfindet. Die Stimmung in den Supervisionssitzungen ist dabei von beiden Seiten von einem großen Bedürfnis nach Wohlwollen und Vermeidung von Schamaffekten und aggressiven Affekten geprägt, obwohl es gleichzeitig Hinweise auf ärgerliche, gekränkte, schwer fassbare Übertragungs-/Gegenübertragungsgefühle gibt, die nicht benannt werden.

An dieser Stelle nun kommt es zu Konflikten im Institut: Die Supervisorin Frau O. benennt in ihrem Bericht an den Ausbildungsausschuss Bereiche der Behandlungsführung und hinsichtlich der Supervision, bei denen noch erhebliche Weiterentwicklungen bei Frau G. nötig seien, damit sie zum Ausbildungsabschluss zugelassen werden könne. Sie scheint Frau G. bei deren Impuls, einen weiteren Schritt in der Ausbildung zu machen, nicht nur zu unterstützen; sie scheint sie im Ausbildungsausschuss nicht gut zu vertreten. Es kann auch sein, dass Frau O. und Frau G. eine besonders enge Bindung miteinander entwickeln und sich einig sind in einer kritischen Distanz zum Institut.

Die Supervision endet ein wenig abrupt: Der Patient konnte nach 280 Sitzungen nicht dazu bewegt werden, die Behandlung weiterzuführen. Die Behandlung, findet die Supervisorin Frau O., ist eigentlich noch nicht an einem ausreichend guten Ende angekommen. Frau O. muss nun sowohl ihre Enttäuschung (und ihre ansatzweise auftauchende Angst, im Institut als nicht optimale Supervisorin gesehen zu werden) bewältigen als auch ihre persönliche Einschätzung über sich als psychoanalytische Behandlerin (also ihre psychoanalytische Identität). Dabei möchte sie die Supervision mit Frau G. so gestalten, dass sie mit Frau G. einen positiven Abschluss findet.

Frau G. wiederum hat mit Insuffizienzgefühlen zu tun, mit ihrer Sorge, ob das Institut – also der Ausbildungsausschuss und die dahinter stehende Gruppe der Psychoanalytiker*innen und Institutsmitglieder – diese Behandlung als gelungen anerkennt und somit der Weg zum Abschluss der Ausbildung offen ist. Es ist nicht sicher, ob sie nach Beendigung der Ausbildung auch den Weg in die DPG findet oder die Ausbildung früher, das heißt nach der Approbation, beendet.

Die psychoanalytische Ausbildungssupervision als Beziehung

Wesentliche Ingredienz der psychoanalytischen Ausbildung ist – neben der Lehranalyse und den theoretischen Seminaren – die *Supervision der Ausbildungsbehandlungen*. Hier kann gleichsam im Brennglas studiert werden, wie und wodurch sich die psychoanalytische Kompetenz während der psychoanalytischen Ausbildung entwickelt, welche Unterstützung Kandidat*innen brauchen, welche Strukturen

und Möglichkeiten ein Ausbildungsinstitut vorhalten sollte und wie die Relation zwischen persönlicher und professioneller, fachlicher Entwicklung zu fassen ist.

Die Entwicklung psychoanalytischer Kompetenz in der Ausbildung wird als *Prozess* und Ergebnis der *eigenen* Entwicklung in der Lehranalyse *und* in der Supervision der Ausbildungsbehandlungen gesehen. Die Supervision beinhaltet sowohl fachliche, methodische Bereiche als auch eine emotionale und sehr persönliche Auseinandersetzung mit dem Patienten oder der Patientin, der eigenen Behandlungsmethode und -durchführung *und wesentlich auch Erfahrungen* mit den Beziehungen zu den Mitgliedern des Ausbildungsinstituts.

Eine dieser wesentlichen Beziehungserfahrungen während der Ausbildung ist die mit der Supervisorin oder dem Supervisor. Sie dauert über lange Zeit, meist über Jahre, und beinhaltet nicht nur leicht »verdauliche« Kost (Behandlungstechnik, Gewinnung theoretischer Kenntnisse), sondern vor allem auch eine persönliche Auseinandersetzung, was den Umgang mit Gefühlen wie Angst, Scham, Unfähigkeitsbefürchtungen, Hass und Gekränktheit angeht. Insoweit ist das, was sich *in* den Ausbildungssupervisionsbeziehungen abspielt, bedeutsam für die Entwicklung der Kompetenz und *eines Identitätsgefühls* als Psychoanalytiker*in. Die Beziehung zwischen Supervisand*in und Supervisor*in scheint deshalb mindestens so wichtig zu untersuchen wie die Beziehung zwischen Supervisand*in und Lehranalytiker*in. Letztere ist durch das »Non-Reporting-System« in unseren psychoanalytischen Ausbildungsgängen geschützter und weniger mit Beschämungs- und anderen Ängsten belegt. Sie hat eine semi-öffentliche Ausprägung; ihre Bedeutung liegt in der Tatsache, dass sie einen Zwischen»zustand« markiert, von emotional enger und geschützter Ausbildungsbeziehung, gleichzeitig beheimatet in der Öffentlichkeit des Instituts. Das ergibt eine aufregende und emotional vielschichtige Situation.

In der Ausbildungssupervision geht es nicht *nur* um die Weitergabe von Wissen und Können, sondern ebenso um die Herstellung eines Zustandes, mithilfe dessen der oder die Lernende von dem oder der Lehrenden *Rahmen* und *Containing* angeboten bekommt, das helfen soll, sich Wissen und eine bewältigbare emotionale Erfahrung *in* der psychoanalytischen Behandlung anzueignen. Dabei sind beide, Supervisor*in und Supervisand*in, in jeweils eigene Prozesse eingebunden, verknüpft mit schon erworbenen, mitgebrachten Erfahrungen, und gleichzeitig in der aktuellen institutionellen Seite der psychoanalytischen Ausbildung beheimatet.

Das Verhältnis zwischen Supervisor*in und Ausbildungskandidat*in lädt – obwohl es sich auf der rationalen Ebene um eine Erwachsenenbildungssituation handelt – dazu ein, ein *Lehrer-Schüler-Verhältnis* zu etablieren, was heißt: asymmetrisch, von emotionalen Erfahrungen aus der Schulzeit und anderen Lernzeiten durchzogen und mit unbewusstem Material auf beiden Seiten aufgeladen. Bei genauerer Betrachtung erkennt man, dass es sich im psychoanalytischen Ausbildungskontext *immer* um eine emotionale Situation handelt, in der Projektionen und eigenes unbewusstes Material aufseiten der supervidierenden Person *und* aufseiten

der supervidierten Person das angestrebte Containing und die Wissensweitergabe durchdringen (Grünewald-Zemsch, 2014). Die Beziehung zwischen Supervisand*in und Supervisor*in in der Ausbildungssituation ist damit ein komplexes Verhältnis, in das fachliche, professionelle, persönliche, auch unbewusste emotionale Erfahrungen und Gruppenerfahrungen einwirken und das von beiden in jeder Supervisionssituation reguliert werden muss. Kurz gefasst kann man drei Ebenen der Supervisionsbeziehung in der psychoanalytischen Ausbildung erkennen:

- Die Supervisionsbeziehung soll die *Entwicklung der professionellen Kompetenz* des Supervisanden oder der Supervisandin auch hinsichtlich der Möglichkeit fördern, Theorien als Instrumente und Hintergrund für die Entwicklung eigener psychoanalytischer *Werkzeuge* einzusetzen. Für die Weitergabe solchen Wissens – und das bezieht sich auch auf die Verbindung von Selbsterfahrung und Lehren, also die Supervision – ist die *Weitergabe von einer erfahreneren Person zu einer weniger Erfahrenen* unerlässlich.
- Gleichzeitig erscheint die »*triadische intersubjektive Matrix*« (Brown & Miller, 2002) oder der »*Parallelprozess*« (Gediman & Wolkenfeld, 1980) als theoretische Konzeptualisierung der konkreten Supervisionsbeziehung. Unbewusste Prozesse der therapeutischen Dyade ereignen sich dann parallel und gleichzeitig in der Ausbildungssupervisionsbeziehung. Sie sind nicht aufzuhalten, jedoch werden sie manchmal abgewehrt und scheinen dann als *projektive Gegenidentifizierung* erneut auf (Grinberg, 1979). *Kommunikative, emotionale und unbewusste Mechanismen* werden auf allen Seiten (Supervisor*in, Supervisand*in/Analytiker*in und Analysand*in) vermutet.
- Die Beziehung von Supervisand*in und Supervisor*in »ereignet« sich immer vor dem Hintergrund jener institutionellen Bedingungen, in denen diese Supervision stattfindet: Die Supervisorin oder der Supervisor ist nicht nur Unterstützende*r, Mit-Denkende*r und fachlich (vielleicht sehr geschätzte) Lehrende*r hinsichtlich einer manchmal schwierigen Behandlungskonstellation, sondern immer auch *Teil einer Institution*, in der sich beide, Supervisor*in und Supervisand*in, zurechtfinden müssen.

Konflikte in der psychoanalytischen Ausbildungssupervisionsbeziehung

Im fiktiven Bericht über das Supervisionspaar Frau G. und Frau O. bilden sich nun verschiedene Kernkonflikte der Ausbildungssupervisionsbeziehung ab. Nur die wichtigsten seien hier erwähnt:

- Die Rahmenbedingungen der Supervision: Die oder der Supervidierende zeichnet verantwortlich gegenüber dem Kassensystem für die Durchführung der Behandlung und ist doch gleichzeitig immer davon ausgeschlossen. Das

betrifft zum Beispiel Honorarfragen (Ausfallhonorar), die Rückmeldepraxis im Institut und die Unterschrift der Supervisorin oder des Supervisors unter dem Antrag der Kandidatin oder des Kandidaten.

- Wird die Supervision verstanden als Kontrollanalyse oder als Beratung der Kandidatin/des Kandidaten?
- »Teach or Treat« meint die Frage, inwiefern Supervision als didaktische Lehre oder als Form der Behandlung der Supervisandin oder des Supervisanden verstanden wird.
- Es treten Konflikte auf hinsichtlich der Ängste, zu bewerten und bewertet zu werden, zu beschädigen und beschädigt zu werden sowie zu beschämen und beschämkt zu werden.
- Außerdem bestehen schwere Ängste, ausgeschlossen zu werden, nicht (mehr) dazugehören.
- Ebenso tauchen Ängste auf im Zusammenhang mit der institutionellen Seite der Ausbildung: Kann man sich vom »Mainstream« des Instituts differenzieren? Gibt es eine Idealisierung des eigenen Instituts, gibt es bedrohliche Ansätze zur Spaltung?
- Und schließlich tauchen Ängste im institutionellen Bereich auf, ebenso in der einzelnen Ausbildungssupervisionsbeziehung und im Zusammenhang mit der eigenen unbewussten Gegenübertragung.

Die mit der psychoanalytischen Ausbildung verbundenen Konflikte werden also mehrheitlich dyadisch erlebt und aufgefasst, als Konflikte zwischen Supervisor*in und Supervisand*in, als Konflikte zwischen Ausbildungskandidat*in und Institut, als Konflikte zwischen Supervisor*in und Institut oder als Konflikte zwischen den Kandidat*innen und den Lehrenden des Instituts. Die Konflikte zwischen unterschiedlichen Dyaden sind aber auch als Konflikte *mit* dem Institut verfasst, ein *Spannungsfeld*, in dem Supervisand*in, Supervisor*in und Institut aufeinander einwirken, miteinander verstrickt sind.

Das Institut wird dann zum erlebbaren Ort der ausgelagerten oder institutionell vorgegebenen Verwerfungen. Das Ausbildungsinstitut möchte andererseits ein gutes, pragmatisches, fürsorgliches psychisches Objekt für die Kandidat*innen sein, denn diese sind die *Institutsmitglieder der Zukunft*. Sie sollen im Sinne der psychoanalytischen Generativität das Erlernte und Erfahrene an die nächsten Ausbildungsgenerationen weitergeben.

Nach meiner Vermutung scheint es während der psychoanalytischen Ausbildung meist zumindest *einen* Ort zu geben, der als störend, kränkend, belastend und gefährlich für die Entwicklung des Kandidaten oder der Kandidatin gesehen wird. Um diese Schwierigkeit zu bewältigen, muss manchmal entweder die Supervision oder das Institut in seiner konflikthaften, emotionalen und kommunikativen Bedeutung *ausgelagert, vergessen und isoliert* werden.

Auch wenn keine Konflikte sichtbar sind, erleben die Mitglieder des Instituts, auch die Kandidat*innen, dass das Institut ein hoch aufgeladenes, emotional wirksames Objekt darstellt, von dem sowohl Reputation als auch Zugehörigkeit erhofft wird. Das psychoanalytische Ausbildungsinstitut erscheint somit als *Behältnis, Projektionsfläche und konkretes Objekt*, an dem sich die vielgestaltigen Konflikte der Ausbildung zeigen.

Die psychoanalytische Ausbildungssupervisionsbeziehung als Ort der Generativität

Die Auseinandersetzung mit den offensichtlichen und verdeckten Strukturen und Mechanismen in der Ausbildungssupervision in der psychoanalytischen Fachwelt hat eine lange Tradition. Beginnend mit dem CoPE-Projekt (Fleming & Benedek, 1964; Fleming, 1972) und dem San Francisco-Projekt (Wallerstein, 1981) haben sich in den 1950er bis 1970er Jahren vor allem amerikanische Forscher mit der »Teach-or-Treat« -Kontroverse beschäftigt. Die Supervision als dritte Säule der psychoanalytischen Ausbildung wird dabei als konflikthaft gesehen, insbesondere hinsichtlich der Frage, inwieweit persönliche Themen und (Lern-)Probleme der Kandidat*innen in der Supervision aufgegriffen werden müssen oder nicht. Kernberg hat in vielen Veröffentlichungen (1986, 1998, 2000, 2004, 2010, 2013) die Frage aufgeworfen, inwieweit die Ausbildung an psychoanalytischen Ausbildungsinstituten noch zeitgemäß ist und womöglich die Kreativität der Kandidat*innen nicht eher behindert, gar vernichtet, als unterstützt.

In den letzten circa 15 Jahren gibt es vermehrt Diskussionen und Veröffentlichungen, auch in Deutschland, über jene konflikthaften Prozesse, die sich in der psychoanalytischen Institutausbildung und auch an der Ausbildungssupervision festmachen (Lazar, 2014; Nagell et al., 2009, 2014; Szecsödy, 2001, 2007, 2008, 2014; Wiegand-Grefe & Schuhmacher, 2006; Target, 2003; Tuckett, 2005; Zagermann, 2017). Dabei scheint es aber schwierig, aus den wenigen Untersuchungen heraus die teilweise vehement angemahnte Veränderung der Ausbildung und der Ausbildungssupervision zu entwickeln. Trotz vieler aufrüttelnder Appelle (Kernberg, 1998, 2013; Lazar, 2014; Wiegand-Grefe & Schuhmacher, 2006): Das Ausbildungssystem scheint schwer veränderbar.

Hinsichtlich der Supervisionsbeziehung richtet sich die Aufmerksamkeit entweder auf die dyadische Supervisionsbeziehung unter primär psychoanalytischen Gesichtspunkten *oder* auf die bewusstseinsfähige, institutionelle Seite der Ausbildungsbedingungen. Die *immer auch* stattfindende Verknüpfung von Institution und Ausbildung bleibt eher außen vor.

In meiner Forschungsarbeit habe ich den Versuch unternommen, diese beiden Aspekte zusammenzufügen und damit die Problemstellung im *triadischen* Sinn

zu kartografieren. Dies scheint mir wichtig, wenn es gelingen soll, nicht nur den Blick für die Existenz komplexer Beziehungsstrukturen in der psychoanalytischen Ausbildung zu schärfen, sondern auch aus der Beschreibung der psychischen und institutionellen Prozesse Hinweise zu erhalten, durch die es möglich wird, die psychoanalytische Institutausbildung und alle daran Beteiligten für eine Weiterentwicklung zu ermutigen. Das halte ich für eine unabdingbare Voraussetzung, um die Generativität der psychoanalytischen Institute zu fördern. Allgemein kann man ja *Generativität* als die Fähigkeit und Eigenschaft verstehen, etwas hervorzubringen. Im Kontext hier beschreibt es die Fähigkeit zu erkennen, dass die verschiedenen Generationen von Analytiker*innen aufeinander angewiesen sind, und daraus die nötigen Konsequenzen zu ziehen.

Die zentrale These ist, dass es offene und zugleich abgewehrte/unbewusste Prozesse in der Ausbildungssupervision gibt und dass sich diese *unter dem Druck der Ausbildung* verwirklichen. Die institutionelle Ausbildung ist also nicht nur der Ort der Ausbildung, sondern auch der *Ort* der Möglichkeiten der psychoanalytischen Zukunftsgenerierung. Die Formulierung *Ort* verwende ich in der Folge von Canestri (2007), der die Supervisionsbeziehung in der psychoanalytischen Ausbildung als *den Ort* begreift, »an dem die Dynamik der Analytiker-Patient-Beziehung in Enactments zum Ausdruck kommt« (ebd., S. 1024). Im klinischen Material ist dabei die Person des/der Behandelnden, des/der Analysierenden oder des Supervisanden/der Supervisandin eingebunden – und auch die supervidierende Person ist mit im Spiel, indem sie ihre impliziten Theorien und ihre eigene Übersetzung des Materials in der Supervision vornimmt. Damit wird die Supervision aus der Bipolarität von »*Teach or Treat*« befreit. Die Pole Lehre und Therapie/Behandlung ermöglichen dann im Sinne Ogdens (2004, 2006) ein Drittes: die Idee des *Ortes*, an dem die theoretische/professionelle Erkenntnis und die eigene emotionale Erfahrung zu etwas Neuem, zu Verstehen und Erleben von etwas noch nie Dagewesenum führen können – bei beiden, Supervisand*in und Supervisor*in. Meine Hypothese ist, dass die immer »mitlaufenden« Übertragungs-/Gegenübertragungserfahrungen von Supervisand*in und Supervisor*in sich am *Ort* der Supervision, das heißt in der *institutionalisierten Ausbildung*, wiederfinden.

Zum Schluss

Abschließend bleibt die Frage: Wie können wir in der psychoanalytischen Ausbildung unseren psychoanalytischen Nachwuchs (er)zeugen? Ausbildungssupervisionen finden auf dem rationalisierten und abgewehrten Hintergrund einer komplexen emotionalen Beziehung zwischen Supervisand*in und Supervisor*in statt. Der Ort dieser Unternehmung ist das Institut, nicht nur konkretistisch (als Ausbildungsstätte) sondern vor allem ideell: *Nur* durch die Verabredung der Supervision

unter Ausbildungsbedingungen kommt die emotional-kognitiv-professionelle Beziehung zustande. Der institutionelle Ort der Ausbildung erhält seine Bedeutung nicht nur durch das Lernbegehr der Kandidat*innen, sondern ganz wesentlich durch *das Begehr des Instituts*, Nachkommenschaft, also Analytiker*innen zu (er-)zeugen, generativ-kreativ zu wirken. Dabei geht es nicht um das althergebrachte und in der psychoanalytischen Ausbildung häufig verwendete Familienmodell, sondern um die Anerkenntnis, dass analytische Institute sich um eine generative Nachfolge kümmern müssen.

Von Friesen und Wilke (2016) schlagen statt des Familienmodells ein Verwandtschaftsmodell vor das »jeweils vertikal [...] und horizontal [...] aufgebaut ist, mit mindestens drei Generationen« (ebd., S. 38). So entstehe ein *Netzwerk* aus mehreren Subgruppen, das die Grundlage anderer gesellschaftlicher Strukturen begründet, wie die von *Meister – Geselle – Lehrling* in der vertikalen und weltweite Peergroups, Partnerschaften, freiberufliche Netzwerke etc. in horizontaler Richtung. In diesen Gruppen herrschen nicht nur symmetrische Bindungen, sondern ebenso asymmetrische; beide tragen dazu bei, dass die Beziehungen in dieser Gruppe stabilisiert werden und adaptionsfähig sind.

Bezogen auf unsere Fragestellung heißt das: Wir sind darauf angewiesen, eine Ausbildungswelt zu schaffen, die dazu hilft, dass unsere Nachkommen die psychoanalytische Forschung und Arbeit weiterentwickeln und *nicht* bei dem stehenbleiben, was wir ihnen zeigen. Jede junge Analytikerin und jeder junge Analytiker wird im besten Falle nicht nur jene von uns gelehrt und gezeigten internalisierten Konzepte mitnehmen, sondern wird auch enttäuscht sein müssen, dass wir viele Probleme und Fragen noch nicht gelöst haben. Ohne Ent-Idealisierung geht es also nicht.

Wir haben nichts Wertvolleres als unsere Kandidat*innen und müssen dennoch gleichzeitig die Aufgabe übernehmen, die Ausbildung zu strukturieren und zu organisieren, mit der Sorge, dass junge Kolleg*innen sich nicht auf *diese* Ausbildung einlassen könnten. Und vermutlich führt das immer wieder dazu, dass wir fürchten, die Kandidat*innen könnten enttäuscht von uns sein und unsere Sichtweise nicht genügend teilen. Psychoanalyse zu vermitteln, bedeutet aus meiner Sicht die Herstellung von Bedingungen, die es ermöglichen, *das Un-vermittelbare der Psychoanalyse zu erkennen, zu vermitteln und zu bewältigen*. Gleichzeitig sind diese Bedingungen nicht in Gänze kontrollierbar und absichtsvoll herzustellen.

Buchinger (1993) hat eine Analyse der Organisationsaufgaben psychoanalytischer Organisationen vorgenommen. Pointiert gefasst meint Buchinger, dass die vordringliche Aufgabe psychoanalytischer Organisationen ist, eine angemessene Form der Institutionalisierung zu gewährleisten. Mit Institutionalisierung meint er dabei: »die Festschreibung von Verbindlichkeiten [...] in der psychoanalytischen Ausbildung« (ebd., S. 32).

Dagegen gibt es Widerstände, beispielsweise:

-
- die Verwechslung von psychoanalytischer Selbstreflexion mit institutioneller Selbstreflexion, die dazu führt, dass das Familienmodell und eine »*wilde*« Deutungspraxis der Kolleg*innen und Kandidat*innen untereinander darüber hinweg täuschen, dass es nicht um Personen, sondern um Funktionen geht.
 - das »Produkt«, das wir in der Ausbildung kreieren wollen, ist eine psychoanalytische Identität, die allerdings störanfällig, empfindlich, kränkbar, zerstörbar sein kann, sodass wir die Selbstreflexion vor allem im Bereich einer weiträumigen Subjektivität halten. Was gut gelingt, schreiben wir der Person, uns selbst, zu, was nicht gut gelingt, den anderen Personen, der Gruppe oder institutionellen Faktoren (zentraler Attributionsfehler). Es scheint, wir müssen mit einem erheblichen *Mangel* an persönlicher und identifikatorischer Sicherheit auskommen; diese wird leicht durch eine selbstbewusste und individualpsychoanalytische Deutungspraxis aufgewertet. Sache und Person sind aber verwickelt.

Buchinger (1993) liefert außerdem eine Deutung der Entwicklungsgeschichte der Psychoanalyse von der psychoanalytischen Bewegung zur psychoanalytischen Institution und legt dar, dass gerade der Erfolg der Psychoanalyse dazu geführt hat, dass sie heute *keine Bewegung* mehr ist, sondern ihren Erfolg sichern muss. Die psychoanalytische Institution muss nun die Integration in die Gesellschaft schaffen – und das widerspricht sozusagen unserem Gründungsmythos. Insofern widerstrebt die Ausbildungsorganisation also der tradierten Psychoanalyse zutiefst. Die Psychoanalyse versteht sich noch – oder wieder auch – als »*Bewegung*«, aus deren revolutionärem Geist die Generativität und Besonderheit der Psychoanalyse erwächst. Meine These ist deshalb, dass die Generativität unserer psychoanalytischen Institution aufgrund ihrer emotionalen Provenienz als »*Bewegung*« aus der Distanzierung zur Gesellschaft *immer wieder neu hinterfragt* werden muss. Und gleichzeitig erleben wir uns als Ausbildungsort auch »*unter Feuer*«, weil wir unsere gesamte emotionale, persönliche und institutionelle Geschichte (im ödipal verfassten Gründungsmythos) mit der Ausbildung vor uns liegen haben. Die Generativität liegt insofern immer ein wenig quer, trotz aller bewusster Versprechen und Erklärungen. Und weil dies so ist, müssen wir uns wohl immer wieder neu zur »Erzeugung« unserer Nachkommen durchringen, sowohl individuell als auch in der Gruppen- und Institutionserfahrung. Es wird dann erkannt, durchgearbeitet – auf allen Ebenen hoffentlich –, vergessen, erneut aufgenommen, erneut durchgearbeitet, weil sich jedes Mal die emotionalen Bedingungen und inneren Erfahrungen im Rahmen der Generativität verschieben. Das zu erinnern könnte helfen, unsere Kandidat*innen nicht mit unseren Phantasien einer idealisierten Bewegung und Erfahrung zu überwältigen, sondern einen Raum für deren uns unbekannte Entwicklung vorzuhalten.

Literatur

- Brown, L.J. & Miller, M. (2002). The Triadic Intersubjective Matrix in Supervision: The Use of Disclosure to Work Through Painful Affects. *International Journal of Psychoanalysis*, 83, 811–823.
- Buchinger, K. (1993). Zur Organisation psychoanalytischer Institutionen: Psychoanalyse geht nicht ohne, Psychoanalyse geht nicht mit. Oder doch? *Psyche – Z Psychoanal*, 47, 31–70.
- Canestri, J. (2007). Supervision in der psychoanalytischen Ausbildung: Zur Verwendung impliziter Theorien in der psychoanalytischen Praxis. *Psyche – Z Psychoanal*, 61, 1017–1041.
- Fleming, J. (1972). The Birth of Cope as Viewed in 1971. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 20, 546–555.
- Fleming, J. & Benedek, T. (1964). Supervision: A Method of Teaching Psychoanalysis – Preliminary Report. *The Psychoanalytic Quarterly*, 33, 71–96.
- Friesen, A.v. & Wilke, G. (2016). *Generationenwechsel: Normalität, Chance, Konflikt?* Berlin: LIT.
- Gediman, H.K. & Wolkenfeld, F. (1980). The Parallelism Phenomenon in Psychoanalysis and Supervision: Its Reconsideration as a Triadic System. *The Psychoanalytic Quarterly*, 49, 234–255.
- Grinberg, L. (1979). Countertransference and Projective Counteridentification. *Contemporary Psychoanalysis*, 15, 226–247.
- Grünwald-Zemsch, G. (2014). Emotionale Aneignungsprozesse beim Lernen psychoanalytischer Theorie. *Psyche – Z Psychoanal*, 68, 31–46.
- Grünwald-Zemsch, G. (2019). *Die psychoanalytische Ausbildungssupervision ->Thinking under fire« Geschichte, Methoden und Konflikte.* Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Kernberg, O.F. (1986). Institutional Problems of Psychoanalytic Education. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 34, 799–834.
- Kernberg, O.F. (1998). Dreißig Methoden zur Unterdrückung der Kreativität von Kandidaten der Psychoanalyse. *Psyche – Z Psychoanal*, 52, 199–213.
- Kernberg, O.F. (2000). A Concerned Critique of Psychoanalytic Education. *International Journal of Psychoanalysis*, 81, 97–120.
- Kernberg, O.F. (2004). Discussion: »Problems of Power in Psychoanalytic Institutions«. *Psychoanalytic Inquiry*, 24, 106–121.
- Kernberg, O.F. (2010). Psychoanalytic Supervision: The Supervisor's Task. *The Psychoanalytic Quarterly*, 79, 603–627.
- Kernberg, O.F. (2013). Suizidprävention für psychoanalytische Institute und Gesellschaften. *Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik*, 49, 6–19.
- Lazar, R. (2014). Die Entwicklung des Diskurses in den psychoanalytischen Instituten und Institutionen in Deutschland insbesondere in den letzten drei Dekaden seit dem Ende des 2. Weltkrieges – basierend auf Supervisions- und Beratungserfahrungen seit 2007. Rede 2014, anlässlich des Jubiläums »25 Jahre APH« in Hamburg. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Nagell, W., Steinmetzer, L., Fissabre, U. & Handrich, M. (2009). Das Beziehungserleben. Beziehungserfahrungen in der Supervision und deren Einfluss auf die psychoanalytische Identitätsfindung des Ausbildungskandidaten. *Forum der Psychoanalyse*, 25(1), 53–65.
- Nagell, W., Steinmetzer, L., Fissabre, U. & Spilski, J. (2014). Research Into the relationship Experience in Supervision and Its influence on the Psychoanalytic identiy Formation of Candidate Trainees. *Psychoanalytic Inquiry*, 34, 554–583.(dt. Nagell, W., Steinmetzer, L., Fissabre, U. & Spilski, J. [2014]. Untersuchung des Beziehungserlebens in der Supervision und dessen Einfluss auf die psychoanalytische Identitätsfindung des Ausbildungskandidaten. Manuskrift, freundlicherweise von den Autoren überlassen).

- Ogden, T. H. (2004). The Analytic Third: Implications für Psychoanalytic Theory and Technique. *The Psychoanalytic Quarterly*, 73, 167–195.
- Ogden, T. H. (2006). Psychoanalytische Supervision. *Ausgewählte Beiträge aus dem International Journal of Psychoanalysis*, 1, 197–220.
- Szecsödy, I. (2001). (How) Is learning possible in supervision? In B. Martindale, M. Mörner, M. E. Cid Rodriguez & J.-P. Vedit (Hrsg.), *Supervision and Its Vicissitudes* (S. 101–116). London: Karnac.
- Szecsödy, I. (2007). Zur Dynamik der Interaktion in der Supervision. *Forum der Psychoanalyse*, 23(4), 393–401.
- Szecsödy, I. (2008). Does Anything Go in Psychoanalytic Supervision? *Psychoanalytic Inquiry*, 28, 373–386.
- Szecsödy, I. (2014). Introductory Essay Supervision as a mutual learning experience. In J. Savage Scharff (Hrsg.), *Clinical Supervision of Psychoanalytic Psychotherapy* (S. 1–11). London: Karnac.
- Target, M. (2003). Über die psychoanalytische Ausbildung: Literaturübersicht und Beobachtungen. *Forum der Psychoanalyse*, 19(2/3), 193–210.
- Tuckett, D. (2005). Does anything go? Towards a framework for the more transparent assessment of psychoanalytic competence. *International Journal of Psychoanalysis*, 86, 31–49.
- Wallerstein, R. S. (1981). The Plan of the Study. In R. S. Wallerstein (Hrsg.), *Becoming A Psychoanalyst. A Study of Psychoanalytic Supervision* (S. 1–16). New York: International Universities Press.
- Wiegand-Grefe, S. & Schuhmacher, M. (2006). *Strukturelle Gewalt in der psychoanalytischen Ausbildung. Eine empirische Studie zu Hierarchie, Macht und Abhängigkeit*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Zagermann, P. (Hrsg.). (2017). *The Future of Psychoanalysis The Debate About the Training Analyst System*. London: Karnac.

Die Autorin

Gisela Grünwald-Zemsch, geboren 1958, Dr. phil., Dipl.-Psych., Psychoanalytikerin (DPG, DGPT, IPV), Lehranalytikerin und Supervisorin, arbeitet in eigener Praxis in Nürnberg und ist Leiterin des IPV-Ausbildungszentrums der DPG. Ihre Schwerpunkte sind die besonderen Chancen und Herausforderungen der institutionalisierten psychoanalytischen Ausbildung, politische Implikationen der Psychoanalyse der Gegenwart sowie das psychoanalytische Verständnis von schweren Pathologien und deren Niederschlag in der Übertragungs-/Gegenübertragungserfahrung von Patient*in, Analytiker*in und Gruppe.

Kontakt per E-Mail: gisela.zemsch@t-online.de

DGPT-Jahresbände im Psychosozial-Verlag

- Ulrich Streeck (Hrsg.). *Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das »Andere« in Seele, Körper und Kultur.* 1993 (Neuaufl. 2000).
- Ulrich Streeck & Karin Bell (Hrsg.). *Die Psychoanalyse schwerer psychischer Erkrankungen. Konzepte, Behandlungsmodelle, Erfahrungen.* 1994 (Neuaufl. 2002).
- Karin Bell & Kurt Höhfeld (Hrsg.). *Psychoanalyse im Wandel.* 1995 (2. Aufl. 1998).
- Karin Bell & Kurt Höhfeld (Hrsg.). *Aggression und seelische Krankheit.* 1996 (2. Aufl. 2000).
- Kurt Höhfeld & Anne-Marie Schlösser (Hrsg.). *Psychoanalyse der Liebe.* 1997 (2. Aufl. 2000).
- Anne-Marie Schlösser & Kurt Höhfeld (Hrsg.). *Trauma und Konflikt.* 1998 (2. Aufl. 2000).
- Anne-Marie Schlösser & Kurt Höhfeld (Hrsg.). *Trennungen.* 1999.
- Anne-Marie Schlösser & Kurt Höhfeld (Hrsg.). *Psychoanalyse als Beruf.* 2000.
- Anne-Marie Schlösser & Alf Gerlach (Hrsg.). *Kreativität und Scheitern.* 2001.
- Anne-Marie Schlösser & Alf Gerlach (Hrsg.). *Gewalt und Zivilisation. Erklärungsversuche und Deutungen.* 2002.
- Alf Gerlach, Anne-Marie Schlösser & Anne Springer (Hrsg.). *Psychoanalyse mit und ohne Couch. Haltung und Methode.* 2003.
- Alf Gerlach, Anne-Marie Schlösser & Anne Springer (Hrsg.). *Psychoanalyse des Glaubens.* 2004.
- Anne Springer, Alf Gerlach & Anne-Marie Schlösser (Hrsg.). *Macht und Ohnmacht.* 2005.
- Anne Springer, Alf Gerlach & Anne-Marie Schlösser (Hrsg.). *Störungen der Persönlichkeit.* 2006.
- Anne Springer, Karsten Münch & Dietrich Munz (Hrsg.). *Psychoanalyse heute?!* 2007.
- Anne Springer, Karsten Münch & Dietrich Munz (Hrsg.). *Sexualitäten.* 2008.
- Karsten Münch, Dietrich Munz & Anne Springer (Hrsg.). *Die Fähigkeit, allein zu sein. Zwischen psychoanalytischem Ideal und gesellschaftlicher Realität.* 2009 (2. Aufl. 2011).
- Karsten Münch, Dietrich Munz & Anne Springer (Hrsg.). *Die Psychoanalyse im Pluralismus der Wissenschaften.* 2010.
- Anne Springer, Bernhard Janta & Karsten Münch (Hrsg.). *Angst.* 2011.
- Anne Springer, Bernhard Janta & Karsten Münch (Hrsg.). *Nutzt Psychoanalyse?!* 2012.
- Bernhard Janta, Beate Unruh & Susanne Walz-Pawlita (Hrsg.). *Der Traum.* 2013.
- Bernhard Janta, Susanne Walz-Pawlita & Beate Unruh (Hrsg.). *unzeitgemäßes.* 2014.
- Susanne Walz-Pawlita, Beate Unruh & Bernhard Janta (Hrsg.). *Identitäten.* 2015.
- Susanne Walz-Pawlita, Beate Unruh & Bernhard Janta (Hrsg.). *Körper-Sprachen.* 2016.
- Beate Unruh, Ingrid Moeslein-Teising & Susanne Walz-Pawlita (Hrsg.). *Grenzen.* 2017.
- Beate Unruh, Ingrid Moeslein-Teising & Susanne Walz-Pawlita (Hrsg.). *Rebellion gegen die Endlichkeit.* 2018.
- Ingrid Moeslein-Teising, Georg Schäfer & Rupert Martin (Hrsg.). *Geschlechter-Spannungen.* 2019.

Psychosozial-Verlag · Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · www.psychosozial-verlag.de
bestellung@psychosozial-verlag.de · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19

Generativität dient der Sicherung menschlichen Lebens und der menschlichen Kultur. Angesichts kollektiver Aggression sowie der Ausbeutung des Planeten zu Lasten künftiger Generationen ist es besonders wichtig, sich mit Fragen der Generativität und ihrer Bedrohung auseinanderzusetzen. Generativität beinhaltet auch immer Generationenkonflikte, wie zum Beispiel den Neid der Alten auf die Jungen, die vermeintlich bessere Bedingungen vorfinden.

PsychoanalytikerInnen und PsychotherapeutInnen untersuchen, wie unsere Gesellschaft mit Fragen der Generativität umgeht und wie sich Mutter-, Vater- und

Elternschaft heute entwickeln. Anlässlich des 70-jährigen Jubiläums der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie (DGPT) rückt auch die Generativität der Fachgesellschaft in den Fokus.

Mit Beiträgen von T. Abel, U. Auhagen-Stephanos, H. Blaß, U. Blohm, V. Bouville, J.F. Danckwardt, S. Dörre, M.J. Froese, G. Grünewald-Zemsch, D. Hamelmann-Fischer, A.P. Herrmann, M. Huff-Müller, E. Imhorst, G. Junkers, V. Kattermann, V. King, H. Krüger-Kirn, W. Mertens, L. Morbitzer, S. Rosenfeld, A.K. Scheerer, S. Sedlacek, H. Weiß, H.-V. Werthmann, H.-J. Wirth und M. Wolf

Ingrid Moeslein-Teising ist Fachärztin für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Psychoanalytikerin und Gruppenanalytikerin in eigener Praxis sowie im Leitungsteam der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie des Klinikums Bad Hersfeld. Sie ist stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie (DGPT).

Georg Schäfer, Dipl.-Psych., ist Psychoanalytiker in eigener Praxis in Bonn. Er ist Dozent und Lehranalytiker am Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie im Rheinland e.V. (Köln) und Vorsitzender der DGPT.

Rupert Martin, Dr. phil., Dipl.-Psych., ist Psychoanalytiker und Gruppenanalytiker in eigener Praxis in Köln. Er ist Lehranalytiker bei der Psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft Köln-Düsseldorf e.V. und stellvertretender Vorsitzender der DGPT.

